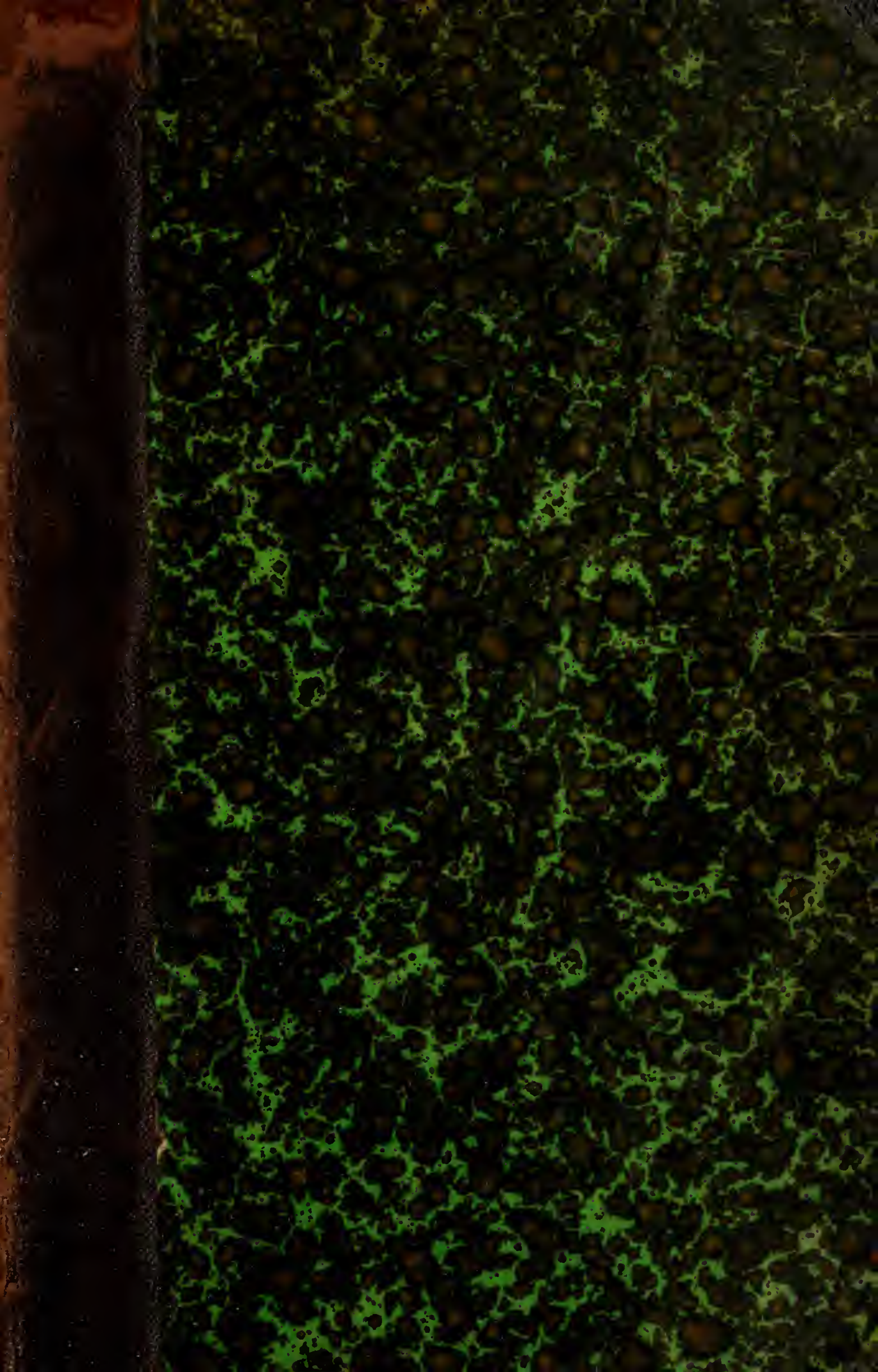
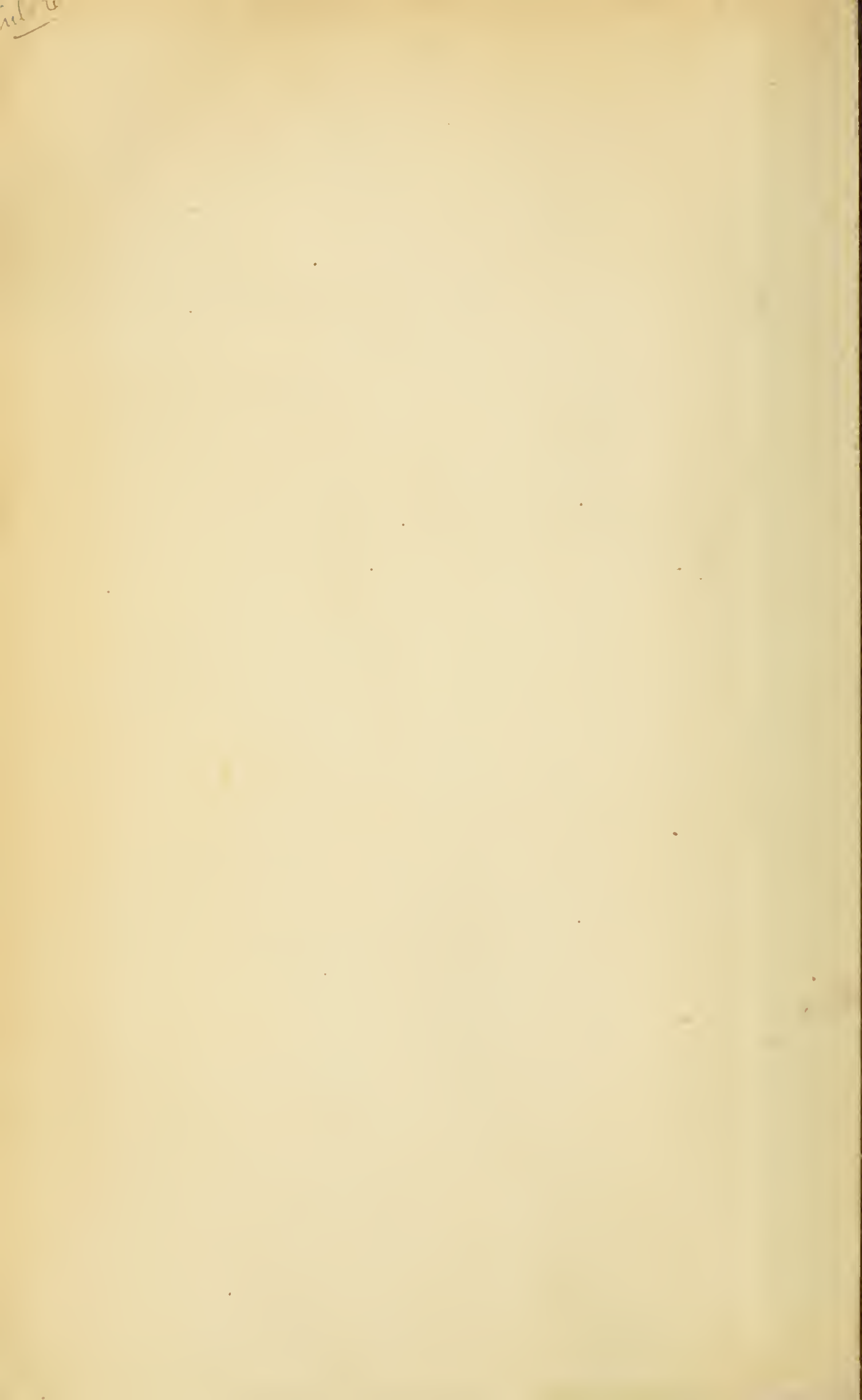




ARCHIV

für

das Studium

der neueren Sprachen

und Literaturen.



Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Dritter Jahrgang.

Vierter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.

Julius Bädeker.

1848.

Studien zu Göthe's Werken.

3) Das epische Gedicht „die Jagd“ und „die Novelle“.

Den gewaltigen Sturm, welchen die weimarer Dioskuren durch ihre nach allen Seiten hin verletzenden Xenien erregt hatten, glaubten diese durch neue großartige Leistungen, welche die ganze Nation auch wider Willen zu freudiger Anerkennung und begeisterter Bewunderung vereinigten, am schönsten beschwören zu können. Schiller wandte sich zu Göthe's innigster Freude mit entschiedenstem Ernste dem Wallenstein zu, welcher die glänzende Reihe großartiger dramatischer Schöpfungen eröffnete, mit welchen der Dichter in den letzten acht Jahren seines nur zu sehr von schmerzlichen Körperleiden getrübten Lebens den höchsten und schönsten Preis erringen sollte; denn die Ueberzeugung, daß dieser ihm im Drama zu Theil werden müsse, war in ihm herangereift, woher er auch seinen frühern Plan eines epischen Gedichtes auf Gustav Adolph aufgegeben hatte. Dagegen neigte sich Göthe, dessen letzter Band von Wilhelm Meister unglücklicher Weise in den leidenschaftlichen Xenienstrudel gerieth, jetzt dem Epos zu, welchem er sich durch seine Idylle „Alexis und Dora“ genähert hatte, indem ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, sich zu einem größern ausdehnte, das sich völlig in der epischen Form darstellte;[1] wir meinen

[1] Vergl. Göthe's Brief an H. Meyer Nr. 18.

„Hermann und Dorothea", welches Gedicht sich bald der allgemeinsten Theilnahme erfreute, wie sie Göthe seit seinem Werther, und selbst bei diesem nicht so ungetheilt, gefunden hatte.[1]) Im August 1796 ward es erfunden, und war der Plan, wie die Entwickelung des Einzelnen bereits im September so weit gediehen, daß es Freunden mitgetheilt werden konnte. Zwei Drittel des Ganzen lagen im Dezember vollendet vor und zum Uebrigen hoffte Göthe im neuen Jahre Lust und Stimmung zu finden. Am 18. Februar schickte er die drei ersten Gesänge an Schiller mit der Bitte um seine und Wilhelm von Humboldt's Bemerkungen; mit dem vierten Gesange hoffte er bald im Reinen zu sein. Wenige Tage darauf kam Göthe nach Jena, wo während des Unwohlseins, das ihn gleich nach seiner Ankunft befallen hatte, der Schatz fast gehoben ward; die wirkliche Vollendung fällt erst in den Mai.[2])

Während des Aufenthaltes zu Jena in den Monaten Februar und März muß Göthe seinem Freunde Schiller den Plan eines neuen epischen Gedichtes mitgetheilt haben, zu welchem ihn seine Betrachtungen über das Wesen des Epos und die verschiedenen möglichen Arten desselben geführt zu haben scheinen. Daß er diesen Plan schon in Jena Schiller mitgetheilt habe, ergibt sich aus einer gleich mitzutheilenden Briefstelle, in welcher von diesem Plane als von einer Schiller bekannten Sache die Rede ist, obgleich im vor-

---

[1]) Nur Voß, den Göthe selbst verwöhnt hatte, theilte die allgemeine Bewunderung nicht. Er schreibt an Gleim: „Lesen Sie weiter! Sie werden für manche zu leichtfertig gearbeitete Stellen durch sehr schöne entschädigt werden. Die zur Vorrede bestimmt gewesene Elegie beweist hinlänglich, daß es ihm Ernst war, etwas, wo nicht homerisches, doch homeridisches aufzustellen, um auch diesen Kranz des Apollo zu gewinnen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenland's Geist, uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt und nicht ängstlich nach meiner Luise mich umsehn. Aber eben so ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: Luise ist sie nicht! — Sieh ich wollte keck thun, und fühle doch, daß ich roth werde." Der alte Peleus Gleim, dessen unglückliche Erwiederung auf die Xenien Voß in fast unbegreiflicher Verblendung gepriesen hatte, antwortet ganz in diesem elenden Lobhudeltone: „Luise Voß und Dorothea Göthe, Schön beide, wie die Morgenröthe! Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll; Die andre nehme, wer da will!" Verse, ihres Inhaltes würdig!

[2]) Vgl. Göthe's Briefe an Schiller Nro. 275. 282. 287. 307. 310. In der Chronologie der Schriften hinter Göthes Werken wird die Vollendung auf den 21. März verlegt, wo vielleicht Mai stat März zu lesen ist.

handenen Briefwechsel keine frühere Erwähnung desselben sich findet.[3]) Nach der Rückkehr von Jena gerieth Göthe, indem er den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, in das alte Testament, welches er rasch durchlas; dies führte ihn zu Eichhorn's Einleitung, wie die fortgesetzte Beschäftigung mit Homer zu Wolfs Prolegomena. „Es gehen mir dabei," schreibt er am 19. April, „die wunderbarsten Lichter auf." In demselben Briefe an Schiller theilt er seine Gedanken über das Wesen des epischen Gedichtes mit, das, weil es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden solle, den Forderungen des Verstandes vielleicht mehr, als irgend eine andere Dichtart genügen müsse. „Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist, daß es immer vor- und zurückgeht; daher sind alle retardirenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentliche Hindernisse sein, welche eigentlich in's Drama gehören. Sollte dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beiden homerischen Gedichte überschwänglich erfüllt wird und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende zuschreiten, völlig zu verwerfen oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehn sein. Der Plan meines zweiten Gedichtes hat diesen Fehler und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben." Die weiteren Andeutungen über den Plan dieses zweiten epischen Gedichtes, welches eine Jagd darstellen sollte, sind freilich sehr sparsam, genügen aber vollkommen, um die völlige Unmöglichkeit der von anderen, wie von Lehmann (S. 5.), ohne Bedenken befolgten wunderlichen Annahme Riemer's (Mittheilungen II. 632.) darzuthun, nach welcher der Inhalt des in den Wanderjahren erwähnten Jagdgedichtes ohne Zweifel für den jenes zweiten epischen Gedichtes gelten dürfe. Göthe beschreibt dieses Jagdgedicht, in welchem der Mann von fünfzig Jahren „die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vorgetragen habe" (B. 18, 231), mit folgenden Worten (daselbst S. 241 f.): „Der Leser derselben belustigt sich an der entschiedenen Jagdliebhaberei und allem, was sie begünstigen mag: erfreulich ist der Jahreszei-

[3]) Hiernach ist die Darstellung von Lehmann zu berichtigen in seiner mit vieler Einsicht geschriebenen Abhandlung: „Ueber Göthes Novelle: Das Kind mit dem Löwen" (Programm des Gymnasiums zu Marienwerder vom Jahre 1846) S. 4.

tenwechsel, der sie mannigfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten sämmtlicher Geschöpfe, denen man nachstrebt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jäger, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, die Zufälligkeiten, wie sie befördern oder beschädigen; alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt, und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt. Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt. Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt." Hier ist offenbar von einem blos beschreibenden Lehrgedichte die Rede, ähnlich den Gedichten des Oppian, Gratius Faliscus, Nemesian, Gaston de Foix, um die Gedichte über Falknerei nicht zu erwähnen.[1]) Wie durchaus verschieden von einem solchen Lehrgedichte, welchem jede eigentliche Handlung abgehn mußte, das „episch-romantische Gedicht, die Jagd" (vgl. B. 27, 62.) gewesen, ergibt sich aus den weiteren Andeutungen und Erwähnungen, besonders im Briefwechsel mit Schiller.

„Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichts," erwiedert Schiller auf Göthe's oben angeführten Brief vom 19. April, „leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer (neuen) Epopöe weiß, daß jene bei dieser fehlen soll." Wenige Tage darauf glaubt Schiller zwei Arten des Retardirens unterscheiden zu müssen, von denen die eine in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens liege; diese letztere scheine ihm auch bei dem geradesten Wege und folglich auch bei dem Plane von Göthe's zweitem epischen Gedichte sehr gut stattzufinden. Die Forderung des Retardirens leitet er aus dem höhern Gesetze ab, daß die Handlung, welche der Zweck des Dramatikers sei, beim Epiker blos als Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke diene. Daraus folge auch, daß der epische Dichter gut thue sich solcher Stoffe wohl zu enthalten, die den Affekt, sei es der Neugierde oder der Theilnahme, schon für sich selbst stark erregen, wo die Handlung also zu sehr als Zweck interessire, um sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten.

[1]) Vgl. Gräße's Literärgeschichte II. 2, 588, und über das Gedicht de Thou's meine Schrift „Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst" S. 47 f.

„Ich gestehe, daß ich dieses Letztere bei Ihrem neuen Gedichte einigermaßen fürchte, obgleich ich Ihrer poetischen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf. Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, scheint mir mehr der Komödie, als dem Epos eigen zu sein. Wenigstens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, weil dieses nicht so recht episch ist. Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber kommunizirt haben. Er meint nämlich, daß es dem Plan an individueller Handlung fehle. Alles, was Sie mir erzählten, schien mir nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie ich nun glaubte, daß diese angehn sollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Masse und ein Ganzes zu gehn zwingt, da doch einmal der Verstand der Held darin ist, der weit mehr unter sich, als in sich faßt. Uebrigens mag es mit der epischen Qualität Ihres neuen Gedichtes bewandt sein, wie es will, so wird es gegen Ihren Hermann gehalten immer eine andere Gattung sein, und wäre also der Hermann ein reiner Ausdruck der epischen Gattung, und nicht blos einer epischen Spezies, so würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um so viel weniger episch wäre.[1]) Aber das wollten Sie ja eben wissen, ob der Hermann nur eine epische Art oder die ganze Gattung darstelle, und wir stehen also wieder bei der Frage. Ich würde Ihr Gedicht geradezu ein komisch-episches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen eingeschränkten und empirischen Begriff der Komödie und des komischen Heldengedichts ganz abstrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält sich ungefähr ebenso zu der Komödie, wie der Hermann zu dem Trauerspiel, mit dem Unterschiede nämlich, daß dieser es mehr durch seinen Stoff that, jenes mehr durch die Behandlung.“ Damit man die letzte Aeußerung

---

[1]) Göthe bemerkte später (Nro. 395. Vgl. B. 32. 209. ff.) das Epos müsse vorzüglich den außer sich wirkenden Menschen darstellen, Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung die eine gewisse sinnliche Breite fordern; „Hermann“ aber stelle mehr nach innen geführte Menschen dar, nähere sich daher dem Drama. „Die Jagd“ würde dem Wesen des Epos in dieser Beziehung mehr entsprochen haben; daß „Hermann“ zur Tragödie hinneige, gibt Schiller (Nro. 396.) zu.

nicht mißverstehe, wie Lehmann (S. 5 Note) gethan zu haben scheint, vergleiche man Schiller's Aeußerungen in seinem vorher erschienenen Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung" (Bd. 12, 208 ff.), wo er der Komödie in Bezug auf ästhetischen Werth vor der Tragödie den Vorzug gibt, da in dieser schon durch den Gegenstand viel geschehe, in der Komödie nichts durch den Gegenstand, alles durch den Dichter. Der Tragödiendichter behandle seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter theoretisch; jener zeige durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst.

Goethe antwortet auf Schiller's Bemerkungen gleich darauf: „Mit dem, was Sie in Ihrem heutigen Briefe über Drama und Epos sagen, bin ich sehr einverstanden; so wie ich immer gewohnt bin, daß Sie mir meine Träume erzählen und auslegen. Ich kann nichts weiter hinzufügen, sondern muß Ihnen meinen Plan schicken oder selbst bringen. Es werden dabei sehr feine Punkte zur Sprache kommen, von denen ich jetzt im Allgemeinen nichts erwähnen mag. Wird der Stoff nicht für rein episch erkannt, ob er gleich in mehr, als einem Sinne bedeutend und interessant ist, so muß sich darthun lassen, in welcher andern Form er eigentlich behandelt werden müßte." In Bezug auf den Unterschied zwischen Epos und Drama äußert er, in diesem müsse die entschiedene Natur des Menschen herrschen, die ihn blind da und dorthin führe, im Epos der Verstand oder eine zweckmäßige Leidenschaft. Als er am 27. April der Fabel seines neuen Gedichtes nachdachte, um den Plan desselben für Schiller aufzusetzen, ergriff ihn auf's neue eine ganz besondere Liebe zu demselben; doch hielt er gerade deshalb mit seinem Plane zurück, da er wisse, daß er nie etwas fertig mache, wenn er den Plan zur Arbeit irgend vertraut oder jemand offenbart habe. Und doch hatte er die Fabel seines neuen Gedichtes bereits mitgetheilt.¹) „Wir wollen uns im Allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach dem Resultate im Stillen meinen Gegenstand prüfen. Sollte ich dabei noch Muth und Lust behalten, so würde ich es ausarbeiten, und fertig gäbe es immer mehr Stoff zum Nachdenken, als in der Anlage; sollte ich daran verzweifeln, so ist es immer noch Zeit auch nur mit der Idee hervorzutreten." Die vier Wochen

¹) Irrig ist es demnach, wenn er (B. 27, 62.) sagt, er habe den in allen seinen Theilen durchdachten Plan seinen Freunden (Schiller und Humboldt) nicht verhehlt.

von Göthe's jenaer Aufenthalt im Mai und Juni waren für beide Dichter sehr erfolgreich, die damals ohne Zweifel auch über den Unterschied des Epos und Drama's weiter verhandelten. Hermann ward in Jena ganz vollendet, dagegen scheint Göthe die Angemessenheit des Stoffes der „Jagd" für ein episches Gedicht bezweifelt zu haben. Wenn Göthe noch später bedauert,[1]) daß er Schiller und Humboldt, die ihn von der Ausführung seines in allen Theilen durchdachten und bereits schematisirten Planes abhielten, Folge geleistet habe, da der Dichter allein wissen könne, was in einem Gegenstande liege und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne, so ist dies insofern nicht ganz der Wahrheit gemäß, als beide Freunde ihn nur von der epischen Behandlung des Gegenstandes abhielten und er sich selbst überzeugt zu haben scheint, daß der Stoff sich zu einem Epos nicht eigne.[2])

Nach seiner Abreise von Jena (16. Juni) bereitete sich Göthe zu einer dritten italienischen Reise, doch wurde er zunächst noch in Erwartung von Nachrichten seines Freundes Meyer in Weimar zurückgehalten. In diesem unruhigen und ungewissen Zustande nahm er manches vor, ohne etwas zu vollenden, besonders seine Papiere von dem Aufenthalte in Italien und den Faust. In Bezug auf Letztern äußert er am 22. Juni: „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände rathen mir in mehr, als in einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren. Das Interessante meines neuen epischen Plans geht vielleicht auch in einem solchen Reim- und Strophendunst in die Luft, wir wollen es noch ein wenig kohobiren[3]) lassen". Schiller erwiedert hierauf:[4]) „Wenn ich Sie neulich recht verstanden habe, so haben Sie die Idee, Ihr neues episches Gedicht, die Jagd, in Reimen und Strophen zu behandeln.[5]) Ich vergaß neulich ein

---

[1]) B. 27, 62. Vergl. Gespräche mit Eckermann I, 286. 303.

[2]) Viel ungerechter erscheint Riemer's Tadel (II. 631 f.), der in seiner Weise sich zu einer leidenschaftlichen Anklage verleiten läßt, ohne den eigentlichen Stand der Sache gehörig zu ermitteln.

[3]) Ein aus der Chemie genommener Kundstausdruck. Vgl. den zweiten Theil des Faust, Akt II. im Laboratorium (B. 12, 95).

[4]) Daß Brief 327 vor Brief 325 gehöre, zeigen das Datum und der Inhalt.

[5]) Hiernach ist es wohl irrig, wenn Göthe (Gespräche mit Eckermann I, 303.) behauptet, Schiller habe ihm statt des Hexameters zu den achtzeiligen Stanzen gerathen, da Göthe selbst zuerst den Gedanken einer Behandlung in Reimen und Strophen gefaßt hatte, den Schiller nur billigte.

Wort darüber zu sagen, aber diese Idee leuchtet mir ein, und ich glaube sogar, daß dies die Bedingung sein wird, unter welcher allein dieses neue Gedicht neben Ihrem Hermann bestehn kann. Außerdem, daß selbst der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunst geeignet ist und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Konkurrenz und Vergleichung aus; sie gibt dem Leser ebensowohl, als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Konzert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich partizipirt es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eines wäre; es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Ueberraschenden mehr bedienen, und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann kein Befremden mehr. Auch ist von den fürchterlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedichte zu thun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reklamiren." Göthe äußert in seiner Antwort vom 27. Juni: „Da ich durch meinen Faust bei dem Reimwesen gehalten werde, so werde ich gewiß auch noch einiges liefern. Es scheint mir jetzt auch ausgemacht, daß meine Tiger und Löwen in diese Form gehören; ich fürchte nur fast, daß das eigentlich Intressante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte. Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt." Aber weder Faust, noch das Jagdgedicht rückten fort, da die Erinnerungen an Italien sich Göthe's ganz bemächtigten. Vor seiner Abreise erfreute ihn Schiller in Weimar noch mit einem achttägigen Besuche, der für beide Dichter fruchtbar und erfreulich war. „Es hat sich so manches für die Gegenwart entwickelt," schreibt Göthe, „und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe und bei meiner Rückkehr Ihrer Theilnehmung wieder entgegensehe. Wenn wir so fortfahren verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und indem wir die größern sachte fortleiten, uns durch kleinere immer aufmuntern und unterhalten, so kann noch manches zu Stande kommen." Aber vor der Reise war an ein Aufnehmen der „Jagd"

nicht zu denken, die auf der Reise selbst durch die Lieder in Gesprächen und idyllische Gedichte, die Elegie „Euphrosyne“, endlich durch den Plan eines epischen Gedichtes „Wilhelm Tell“ verdrängt wurde, welcher selbst bald der unvollendeten, die epische Periode Göthe's abschließenden „Achilleis“ weichen mußte. Göthe meinte später,[1]) er sei mit der prosaischen Darstellung, welche er dem Stoffe der „Jagd“ in seiner „Novelle“ gegeben, am besten gefahren, da es auf genaue Zeichnung der Oertlichkeit sehr angekommen sei, wobei man doch in solchen Reimen wäre genirt gewesen. „Und dann ließ sich auch der anfänglich ganz reale, am Schluß ganz ideelle Charakter der Novelle in Prosa am besten geben, sowie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre.“[2]) Freilich ist in der Novelle durch die Steigerung des Ausdruckes am Schlusse ein sehr bedeutsamer Gegensatz zum Anfange erzielt und eine höchst genaue Schilderung der Oertlichkeit möglich geworden, aber in der Balladenform wäre eine solche malerische Bezeichnung des Lokals nicht durchaus nöthig gewesen, und hätten die Lieder des Knaben durch den Eintritt eines andern Versmaaßes hervorgehoben werden können, wobei aber nicht zu leugnen ist, daß der Gegenstand durch die Novellenform, welche eine größere Breite der Darstellung gestattet, bedeutend gewonnen hat.

Halten wir mit den mitgetheilten Andeutungen über Göthe's Gedicht „die Jagd“, dasjenige zusammen, was er später nach Auffindung des alten ausführlichen Schema's gegen Eckermann äußerte (I, 287.), daß in der „Novelle“ die Handlung und der Gang der Entwickelung von jenem Schema nicht verschieden, dieses aber doch ein ganz anderes gewesen, ganz für eine epische Handlung in Hexametern gedacht, so können wir über den Inhalt jenes „romantisch-epischen Gedichtes“ nicht im Zweifel sein.[3]) Eine fürstliche Jagd bildete

---

[1]) Gespräche mit Eckermann I. 304.

[2]) Um so weniger durfte Göthe Schiller's und Humboldt's Bedenken gegen eine epische Behandlung tadeln, durch die wir freilich, wenigstens zum Theil, da beide in Göthe den ersten Zweifel erregten, um die Darstellung der Jagd gekommen sind, in welcher Göthe's hoher Sinn für plastische Anschaulichkeit etwas sehr Vollendetes geliefert haben würde.

[3]) Die Behauptung Lehmann's (S. 5. Note): „Nach Andeutungen in Schiller's Briefen (siehe namentlich Nro. 296.) müßte „die Jagd“ von unserer Novelle doch sehr verschieden gewesen sein an Stoff und Behandlung,“ beruht auf entschiedenstem Mißverständnisse, worauf die falsche Annahme,

den Hauptgegenstand dieses Gedichtes, und zwar dürfen wir vermuthen, daß diese den Raum eines Tages nicht überschritten haben werde. Der epische Dichter, der uns gleich in die Mitte der Begebenheit hineinversetzt, dürfte aber auch kaum, wie in der Novelle, vor oder mit dem Auszuge zur Jagd seinen Gesang begonnen haben; eben so sicher dürfen wir vermuthen, daß das Gedicht mit der wunderbaren Begebenheit, welche die Novelle schildert und die sich auf der Rückkehr von der Jagd ereignete, schließen sollte. Mitten in das lebendige Treiben der Jagd wollte uns der Dichter zunächst führen; daran schloß sich wohl die mittägliche Ruhe der edeln Jagdgesellschaft an einem reizenden Punkte der Waldung an, wobei es an der Erzählung treffender Jagdgeschichten nicht fehlen konnte. Göthe mochte sich von der Darstellung einer solchen Jagdpartie um so mehr angezogen fühlen, als sie ihn an die ersten Jahre seines weimarer Aufenthaltes erinnerte, wo er selbst in Begleitung des Herzogs an manchen fröhlichen Jagdpartien Theil nahm. Als die beiden Stolberge gegen Ende November 1775 in Weimar waren, wo sie meist in Göthe's und des Herzogs Gesellschaft sich befanden, gedenken sie unter andern in einem Briefe an ihre Schwester des häufigen Jagens. Im Juli des folgenden Jahres schreibt Göthe von Ilmenau aus, wohin er mit dem Herzoge gegangen war, um das alte Bergwerk wieder in Bewegung zu setzen, seinem Freunde Merck: „Der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus, und selbst zur Jagd führe ich mein Portefeuille mit.“ Im Sept. 1777 geht er mit dem Herzoge nach Ilmenau und Eisenach, wo er an den Jagdzerstreuungen des Herzogs sich betheiligt. Am 27. November unternimmt der Herzog eine große Jagdfahrt; Göthe bleibt in Weimar bis zum 29. zurück, wo er die berühmte Harzreise begann. „Durch einen ziemlichen Umweg,“ sagt er selbst in seinem Commentar zu dem Gedichte „Harzreise“ (B. 2, 358.), schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd an, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.“ [1]) Jene Jagdpartie auf wilde

---

in den Wanderjahren werde der Inhalt „der Jagd“ angegeben, nicht ohne Einfluß gewesen sein dürfte.

[1]) Diese Darstellung weicht von der seines Tagebuchs (bei Riemer II, 53 f.) ab, wonach er seine Jagdgesellschaft erst am 15. Dez. in Eisenach wieder antraf und sie mit seinen Abenteuern unterhielt; am 16. war er schon

Schweine ward „nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks im Eisenachischen unternommen" (B. 25, 173.). In dem genannten Gedichte erwähnt Göthe zweimal der Jagdgesellschaft:

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Schweins
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordlust,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bau'r.

Den folgenden Januar nahm Göthe an mehreren Schweinehatzen Theil. Am 16. Januar brach ihm ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg; zwar blieb er selbst verschont, aber ein Jäger ward geschlagen (Riemer II, 56.). Die Erinnerung an diese und ähnliche Jagdpartien scheint ihm sein Gedicht sehr werth gemacht zu haben; ja vielleicht hatte er sich das Detail in Augenblicken bereits zu deutlich ausgebildet und wurde gerade dadurch an der Ausführung gehindert, wie er dies von „Hermann und Dorothea" fürchtete.[1] Besonders seit seiner Ankunft in Weimar hatte er so häufig die Höfe kleinerer Fürsten besucht und war in Weimar selbst mit so vielen in nahe persönliche Verbindung getreten, daß er es wohl unternehmen durfte, wie er in „Hermann und Dorothea" das bürgerliche Leben geschildert hatte, in seinem neuen Gedichte fürstliche Personen von den verschiedensten Charakteren auftreten zu lassen und zwar in einer Thätigkeit, in welcher er, da die neuere Kriegskunst den Krieg zu einer epischen Darstellung fast ganz un-

wieder in Weimar. Viehoff (Leben Göthe's II, 377.) nimmt freilich, um beide Berichte in Einklang zu bringen, zu der an sich unwahrscheinlichen Annahme seine Zuflucht, Göthe habe noch am 15. Dez. an der Jagd Theil genommen, wogegen das Stillschweigen des Tagebuches spricht. Noch weniger genau ist Göthe's Darstellung B. 25, 173, wo ich den Ausdruck, er habe als „damaliger Gast" der Jagd beiwohnen müssen, nicht verstehe, wenn nicht eine Zeitverwechslung zu Grunde liegt; denn im Nov. 1777 war ja Göthe längst in Weimar angestellt.

[1]) Vgl. Brief an Schiller Nro. 269.

brauchbar gemacht hat, sie uns allein zeigen konnte, im edeln Waidwerk, in welchem er uns auch in seiner nächsten dramatischen Arbeit, „der natürlichen Tochter" die höchsten Personen des Reiches vorführt.

Die Fürstin, welche am Jagdzuge selbst nicht Theil nahm, sollte, wenn wir richtig vermuthen vom Jagdschlosse aus am Abende einen Spazierritt dem Gemahle entgegen machen. Ihr Verhältniß zu ihrem jugendlichen Begleiter, der in der Novelle Honorio genannt wird, würde im Epos weiter ausgeführt und dieser selbst schon in den Gesprächen der fürstlichen Jäger uns geschildert worden sein. Daß in dem Epos Löwen und Tiger auf eine wunderbar überraschende Weise erscheinen sollen, beweisen schon die Andeutungen in Göthe's und Schiller's Briefen. Natürlich konnten diese auch hier nur aus einer Menagerie entkommen sein, doch dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, daß der Dichter um das Wunderbare dieser Erscheinung für die Jagdgesellschaft zu erhöhen, die Menagerie nicht in die Residenzstadt, sondern in eine andere benachbarte Stadt verlegt habe. Auch deutet Goethe's Ausdruck „meine Tiger und Löwen", dessen er sich in einem Briefe an Schiller, wie wir oben sahen, bedient, sowie die Sache an sich genugsam an, daß hier mehrere Löwen und Tiger erscheinen sollten, welche wahrscheinlich die ruhig gelagerte Jagdgesellschaft aufschreckten. Die Verfolgung derselben würde einen der Glanzpunkte des Gedichtes gebildet haben. Einer der von den Jägern verfolgten Tiger stürzt der Fürstin entgegen, wird aber von ihrem Begleiter getödtet. Die Scene des knieenden Honorio, die Ankunft der Besitzer der Menagerie und die Zähmung des einen Löwen, der sich vielleicht in den Hof des Jagdschlosses geflüchtet hatte, würde den Schluß des Gedichtes gebildet haben, der besonders nach der vorhergegangenen Schilderung „fröhlicher Mordsucht" sehr ergreifend gewirkt haben würde. Der Oheim Friedrich, der später in der Novelle zur genauen Schilderung der Oertlichkeit und zur Steigerung der Angst beim Ausbruche des Brandes dient, sollte in dem Plane des Epos wohl selbst an der Jagd Theil nehmen.[1]) Daß aber das Ganze

[1]) Göschel (Unterhaltungen II, 241) scheint in seiner Weise im Namen Friedrich eine Hindeutung auf den friedlichen Charakter des fürstlichen Oheims zu erkennen, was fast an die mystische Deutung des Namens Jarno als „ja und no mit dem recht eigensinnigen zwischentretenden r" erinnert, die einst das literarische Conversationsblatt brachte. Eher dürfte man daran denken, daß der Name des ehrsüchtigen Honorio nicht

zu einem eigentlichen Epos nicht geeignet sei, mußte Göthe besonders auf Schiller's und Humboldt's Erinnerung bald erkennen, da hier eine eigentliche Handlung erst gegen den Schluß bei der großen Gefahr, in welcher die Fürstin schwebt, oder frühestens bei der Erscheinung der Tiger und Löwen sich bildet. Mochte das Verhältniß zwischen der Fürstin und Honorio auch lebendiger entwickelt werden, so mußte es doch hinter der Beschreibung der Jagd zu sehr zurücktreten, als daß es den Träger der epischen Handlung hätte bilden könne.

Fast dreißig Jahre später, gegen Ende des Jahres 1826, als Göthe nach Vollendung der „Helena" eine völlige Umarbeitung der Wanderjahre beabsichtigte, nahm er den Plan seiner „Jagd," den er fast so lange mit sich herumgetragen hatte, wie die Legende vom Paria, [1]) wieder auf. Zufälliger Weise konnte er das alte Schema nicht finden, weshalb er ein neues zu machen genöthigt war. Erst nach der Vollendung der Novelle (denn diese Form schien ihm jetzt die einzige dem Gegenstande gemäße) fand sich das alte Schema wieder, und er freute sich, daß er es nicht früher gehabt habe, weil dieses, da es für die prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen, ihn eher verwirrt, als gefördert haben würde. Sollte sich dieses alte Schema, was nicht unwahrscheinlich ist, noch im Nachlasse Göthe's finden, so würden die Herausgeber seiner Werke durch Mittheilung desselben einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Geschichte unseres Dichters liefern. Hat man ja die

---

ohne Absicht gewählt sei. Auch möchte wohl bei dem Oheim Friedrich, wenn anders diese Person schon bei der „Jagd" vorschwebte, eine bestimmte fürstliche Person vom Dichter in ihren Hauptzügen dargestellt worden sein, von welcher er auch den Namen hergenommen haben könnte. Man dürfte, wollte man eine Vermuthung wagen, an den Bruder der Herzogin Amalia, Friedrich August von Braunschweig-Oels, denken, der in Weimar im Jahre 1805 starb. Vgl. B. 27, 209. 420.

[1]) Vgl. Gespräche mit Eckermann I, 82 f. „Mir drückten sich," sagt Göthe B. 40, 445., „gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehn, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reinern Form, einer entschiedenern Darstellung entgegen reiften."

Schemata der Fortsetzung der natürlichen Töchter und der Pandora mit Recht in die Werke aufgenommen (B. 34. 347 ff.). Nach der Vollendung der Novelle verhandelte Göthe mit Eckermann mehrfach über dieselbe; auch kam die Frage, welchen Titel man der Novelle geben solle, zur Sprache. „Wir thaten manche Vorschläge," erzählt Eckermann; „einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand sich keiner, der für das Ganze passend und also der rechte gewesen wäre. Wissen Sie was? sagte Göthe, wir wollen es die Novelle nennen; denn was ist eine Novelle anders, als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern blos Erzählung oder was Sie sonst wollen. In jenem ursprünglichen Sinne kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtschaften vor." Unter den vorgeschlagenen Titeln waren ohne Zweifel „die Jagd", „der Tiger und der Löwe", wie Eckermann (II. 307) selbst sie die Novelle „vom Tiger und Löwen" nennt, und „das Kind mit dem Löwen". Der erstere Titel wäre freilich unpassend gewesen, da die Jagd selbst nicht zur Darstellung kommt; der zweite wäre für eine Fabel geeignet gewesen, in welcher blos ein Tiger und ein Löwe auftreten. Wenn aber Göthe auch den Titel „das Kind mit dem Löwen" verwarf, welcher den eigentlich bedeutsamen Theil der Handlung deutlich bezeichnet, so that er es wohl blos darum, um nichts von der Handlung zu verrathen, da er sich gerade darauf etwas einbildete, wie wir aus den Gesprächen mit Eckermann (I, 288.) ersehen, daß man nicht ahnen könne, wie man sich des Löwen bemeistern werde.

Mit Recht bemerkt Eckermann (II, 307.), es liege in der Novelle eine gewisse Allgegenwart des Gedankens, welche daher zu kommen scheine, daß der Dichter den Gegenstand so viele Jahre in seinem Innern gehegt habe und dadurch so sehr Herr seines Stoffes geworden sei, daß er das Ganze, wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehn und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie für sich nothwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. „Nun bezieht sich alles vorwärts und rückwärts und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Komposition sich nicht leicht etwas Vollkommneres denken kann." Auch hebt er hervor, daß der Umfang des Gegenstandes gerade ein sehr günstiges Maß habe, sowohl für den Poeten, um alles klug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leser, um dem Ganzen, wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder bei-

zukommen. Neben dieser vollendeten Komposition bewundern wir in unserer Novelle die klarste Anschaulichkeit und lebendigste Vergegenwärtigung, wie wir sie selbst bei Göthe selten in so hohem Grade finden; wie in einem glänzenden Spiegel tritt uns alles im reinsten Bilde vor das Auge, so daß wir nicht den Bericht des Erzählenden zu hören, sondern selbst zu schauen glauben. Was Rahel von „Hermann und Dorothea" bemerkt, Göthe habe von der ersten bis zur letzten Zeile jenes Gedichtes so genau eine Gegend, einen Tag und sein ganzes Wetter und Schreiten dargestellt, daß es ein Element des Gedichtes sei und wie ein wahrer Tag, eine wahre Gegend es machen helfe, kann man mit demselben Rechte von unserer Novelle sagen, welche uns ganz in den Zustand des wirklichen Zuschauens versetzt.

Von höchster Besonnenheit der Kunst und innerster Klarheit des Dichters, der freilich auch fast ein Menschenalter den Stoff mit sich herumgetragen hatte, zeugt vor allem die Exposition der Novelle, in welcher alles dasjenige, was zur klaren sinnlichen Auffassung der darzustellenden Begebenheit gehört, auf die geschickteste Weise mitgetheilt wird, ohne daß wir die Absicht des Dichters voraus ahnen können, welche nur derjenige erkennt, der die Novelle genau zergliedert. Göthe selbst bedient sich gegen Eckermann (I. 302.) eines treffenden Gleichnisses, um den Gang der Novelle darzustellen. „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen."

An einem nebeligen Herbstmorgen unternimmt der Fürst eine Jagdpartie in das nahe Gebirge. Der Fürst, der, wie seine Gemahlin, von thätig lebhaftem Charakter ist und dem es, wie wir später hören, nicht an militärischen Erfahrungen fehlte, gehört der neuesten Zeit an, die ihn jene militärischen Erfahrungen in den Befreiungskriegen machen ließ. Sein Vater, heißt es gleich im Anfange, hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art erst gewinnen und dann genießen sollte." Man hört hier jene Lehre durch, welche in den Wanderjahren so bestimmt hervorgehoben wird. Unter jenem Zeitpunkte ist offenbar die Revolution

zu verſtehn. Ganz ähnlich nennt Göthe in den „Aufgeregten" (B. 10, 190.) die Gräfin „eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit geſetzt haben, einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünſchen und verabſcheuen muß". Und in den venediger Epigrammen werden auch die Großen aufgefordert Frankreich's traurig Geſchick zu bedenken (Nro. 54.), und ſie werden angewieſen redlich für das allgemeine Beſte zu ſorgen (Nro. 52, 56, 58.). Der Fürſt, der ſich die Grundſätze ſeines Vaters angeeignet hat, wandte die höchſte Sorgfalt dem materiellen Glücke ſeines Landes zu, das er auf jede Weiſe zu fördern beſtrebt war. War er doch mit ſeiner vor kurzem angetrauten Gemahlin am [illegible]zen Tage durch das Getümmel der eben ſtattfindenden Me[illegible] ge[illegible]en, um ſie dort auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen, indem er ihr die mancherlei aufgehäuften Waaren zeigte; er hatte ſie bemerken laſſen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe, wie beide hier ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Selbſt in dieſen erſten Tagen nach der Vermählung bei der Anweſenheit ſo vieler Fremden hatte er ſich mit den Seinigen vielfach über die Förderung des Wohlſtandes ſeiner Länder unterhalten. Die eigentlichen Hofvergnügungen ſchien er hierüber ganz vergeſſen zu haben, ſo daß es der wiederholten Aufforderung des Landesjägermeiſters bedurfte, ihn bei der günſtigen Jahreszeit und bei der Anweſenheit vieler fürſtlichen Gäſte zu einer Jagdpartie zu beſtimmen. Dieſem, dem Beſten des Landes einzig gewidmeten Sinne des Fürſten entſpricht es, daß er in ſeinem Lande kein Wild hegen läßt, als im hintern Gebirge, wohin ſie jetzt ziehen, um „die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen". Bei den meiſten Charakterzügen des Fürſten ſcheint dem Dichter der Herzog Karl Auguſt von Weimar vorzuſchweben, der ſich die ſchwere Kunſt des Regierens ſauer werden ließ, da ſich ſeine väterliche Sorge auf alle Verhältniſſe ſeines Landes erſtreckte. [1]) Einen Gegenſatz zum regierenden Fürſten, deſſen ganzes Streben dem allgemeinen Beſten gewidmet iſt, bildet der fürſtliche Oheim Friedrich, der ſich in einem ruhigen, edeln Genuſſe geweihten Leben gefällt. Eben iſt

[1]) Vgl. B. 2, 32, 34, 27, 54. Riemer II. 10 ff. 50. 76 ff. 120 ff.

er mit der alten Stammburg beschäftigt, die er zugänglich zu machen sucht und durch einen Zeichner in verschiedenen Ansichten, welche den Gartensaal zieren sollen, abbilden läßt. Als älterer Mann liebt er die Bequemlichkeit, weshalb er auch vom Jagdzuge zurückbleibt, obgleich er sich nicht gern als unkräftig zeigen mag. Die Verbindung des Fürsten mit seiner jungen Gemahlin, die nicht allein die erste, sondern auch die schönste und anmuthigste Frau des Landes ist, beruht auf innigster Liebe und reinster Uebereinstimmung der Seelen. Nur mit Mühe kann sich der Fürst am Morgen von seiner Gattin trennen, woher er die Jagdgenossen lange auf sich warten läßt; er empfiehlt sie beim Scheiden dem fürstlichen Oheim und seinem Stall- und Hofjunker Honorio, welcher uns in der Exposition als ein jung wohlgebildeter Mann geschildert wird, der ungern von der Jag zurückgeblieben sein würde, fühlte er sich nicht ganz glücklich der neuen Herrin ausschließlich dienen zu dürfen. Die Fürstin winkt dem scheidenden Gemahle mit dem Schnupftuche noch in den Schloßhof hinab; ja sie wendet das treffliche Teleskop, mit welchem man am vorigen Abende die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtet hatte, nach der öden steinigen Fläche hin, über welche der Jagdzug weggehn mußte, und enthielt sich nicht, als ihre glänzenden Augen den Fürsten erblickten und sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken desselben mehr vermuthete, als wirklich gewahr wurde, abermals mit dem Schnupftuche zu winken. Vortrefflich ist schon hier die Oertlichkeit angedeutet, wo die spätere Handlung sich zutragen soll, die Ruinen der alten Burg hoch oben, die man vom Schlosse aus über Busch, Berg und Waldgipfel sah, etwas tiefer jene öde Fläche. Das fürstliche Schloß lag von dem Fuße hinauf in einiger Höhe und gewährte nach hinten, wo man die Ruinen der alten Stammburg sah, und vorwärts mannigfaltige bedeutende Aussichten. Es ist auch wegen der im Folgenden näher beschriebenen Lage nicht unwahrscheinlich, daß dem Dichter hier das rudolstädter Schloß, die sogenannte Heidecksburg, vorschwebte, das auf einer Anhöhe zweihundert Fuß über der Saale liegt und nach dem Brande vom Jahre 1735 neu hergestellt wurde. Das weiße große Schloß auf dem Berge rühmt Schiller bei seinem ersten Aufenthalte in Rudolstadt. Später schreibt er von Volkstädt bei Rudolstadt:[1] „Das

[1] Briefe zwischen Schiller und Körner I, 289. f. Vgl. daselbst 221.

Dorf liegt in einem schmalen aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuß eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsens gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüberführt." Göthe war ohne Zweifel in den ersten Jahren seines weimarer Aufenthaltes mehr, als einmal im benachbarten Rudolstadt und auf dem Schlosse gewesen, obgleich ich eine ausdrückliche Erwähnung nicht vor dem Jahre 1782 finde [1]). Bei der uralten zerstörten Stammburg, zwischen deren Gemäuer mannigfaltige jetzt herbstlich gefärbte Baumarten ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten, dürfte kaum eines der vielen zerstörten Schlösser in der Umgegend von Rudolstadt, von denen Schiller spricht, dem Dichter vorschweben, obgleich man an Greifenstein, die Wiege des unglücklichen Kaisers Günther von Schwarzburg, welche das Städtchen Blankenburg überragt, denken könnte. Hier scheint Göthe seinem Zwecke gemäß die Ruinen der alten Stammburg erfunden zu haben, obgleich auch bei ihrer Beschreibung eine bestimmte Anschauung zu Grunde liegt. Den Eindruck, den solche Ruinen in ihm erregten, hat er selbst in zwei bekannten Gedichten, von denen eines dem Jahre 1774 angehört, treffend geschildert. [2])
Die genauere Beschreibung jener Ruinen gibt uns der fürstliche Oheim, welcher seine Bemühungen, sie zugänglich zu machen, der Fürstin mittheilt und Zeichnungen derselben vorlegt.

Die Fürstin, bei deren Schilderung Göthe die Hauptzüge von der edeln Herzogin Louise hernehmen durfte, deren Charakter viele in Göthe's Iphigenie finden wollten, nimmt ihren vom Gemahle ihr vorgeschlagenen Spazierritt nicht zum Hinterthore hinaus bergauf, wie der Jagdzug des Fürsten gethan hatte, sondern zum Vorderthor hinaus bergab durch die Stadt über den großen Marktplatz, obgleich der Oheim sich ungern dazu versteht, da er sich zu sehr gehindert fühlt und ihm beim Anblicke eines Marktes immer der gräßliche Brand vor die Seele tritt, von dem er einst zur Meßzeit Zeuge gewesen. Vortrefflich läßt der Dichter schon hier den Oheim jenes Brandes gedenken, dessen er sich später so geschickt bedient, um die

[1]) Vgl. Riemer II, 149.

[2]) Vgl. W. 1, 74—77. 22, 212.

Angst der Fürstin zu steigern. Vom Markte, wo in den verschiedensten Trachten Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegen, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen, Gewerbsleute der kleinen Städte, alle auf ihre Weise geputzt, erscheinen, kommen sie zu einem freien Platze, der zur Vorstadt führt, wo am Ende vieler kleinen Buden und Kramstände sich eine große Menagerie befindet, vor welcher auf kolossalen Gemälden neben anderen wunderlichen bunten Geschöpfen ein Tiger abgebildet war, welcher eben auf einen Mohren zuspringt, um ihn zu zerreißen, während der Löwe majestätisch da stand, als ob keine Beute seiner würdig wäre. Aber der Löwe mußte auch hier schon seine Furchtbarkeit auf irgend eine Weise zu erkennen geben, damit die Besorgniß, welche sein Entweichen erregt, einen um so größern Eindruck mache. Deshalb fügte Göthe in die bereits abgeschlossene Novelle noch den Zug ein, daß der Löwe, während die Fürstin sich der Bude nähert, seine „Wald- und Wüstenstimme" erhebt, vor welcher die Pferde schaudern,[1]) wobei er die Furchtbarkeit des Königs der Einöde in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt aussprechen läßt.[2]) Gervinus zeigt sich bei der leidigen Verstimmung, welche er gegen die spätern Werke des Dichters überall zu erkennen gibt, auch gegen unsere Novelle höchst ungerecht, die er, ohne ihren hohen ideellen und künstlerischen Werth zu ahnen, eine unsäglich geringfügige Produktion nennt (V, 702); er führt es als charakteristisch für das falsche Streben nach Bedeutsamkeit an, daß die Frage, ob darin der agirende Löwe an einer gewissen Stelle brüllen solle oder nicht, tagelang erörtert worden sei. Aber, abgesehen davon, daß von einer tagelangen Erörterung keine Rede ist, vielmehr Göthe diesen Gedanken einfach an Eckermann mittheilt, der ihm aus vollster Ueberzeugung beistimmt, handelt es sich nicht darum, ob der Löwe brüllen solle oder nicht, sondern darum, ob nicht schon hier die furchtbare Wildheit des Königs der Wüste sich irgend äußern müsse. Mit welchem Rechte man derartige Betrachtungen dem Dichter, selbst nach Vollendung seiner Ar-

[1]) Der Löwe läßt gewöhnlich, wenn er nicht im Zorne ist, fünf oder sechsmal am Tage sein Gebrüll erschallen; fürchterlicher, als dieses Gebrüll, das in der Stille der Wälder oft dem Donnergetöse gleicht, ertönt seine Stimme im Zorne, wo es nicht so langgezogen ist, aber sich oft wiederholt. Vergl. oeuvres de Buffon T. VII, 404. (Bruxelles 1828).

[2]) Vgl. Gespräche mit Eckermann I, 329.

heit, nicht zugestehn wolle, sehen wir nicht; zeigt sich ja gerade hierin so schön die klare und sichere unsern Dichter auszeichnende Besonnenheit, die den Künstler bei keinem seiner Werke verlassen darf, die auch nicht das Geringste übersieht, da bei einem vollendeten Kunstwerke auch das Geringste seinen Beitrag zur Gesammtwirkung liefert, die es entweder hindert oder fördert. Noch ehe Göthe diesen Zug in die Novelle einfügte, hatte er eine andere Aenderung für nöthig gehalten, indem er glaubte, er müsse nach den Regeln einer guten Exposition die Besitzer der Thiere schon im Anfange auftreten und die vorbeireitende Fürstin bitten lassen, ihre Bude mit einem Besuche zu beglücken. Aber Eckermann hielt ihn von dieser Aenderung durch die richtige Bemerkung ab, daß es eine gar gute Wirkung thue, wenn die Menageriebesitzer später beim getödteten Tiger als durchaus fremde, neue Wesen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidern und Manieren hervortreten, woher er sie im Anfange nicht bringen dürfe.[1]) Das Seltsame und Wunderbare der ganzen Begebenheit wird gerade durch das plötzliche Hervortreten vermehrt. Hätte der Dichter schon früher die seltsame Weise jener Besitzer der Thiere geschildert, so würde sie dort, wo sie gerade im Gegensatze zu der Fürstin und Honorio hervorgehoben werden soll, sich weniger wirksam zeigen.

Vor dem Thore gelangte die Fürstin mit ihrer Begleitung in die heiterste Gegend; der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Karl Simrock, der die Novelle eine der köstlichsten und süßesten Früchte des götheschen Lebensbaumes nennt, bemerkt in Bezug hierauf:[2]) „Wer sieht nicht, daß der Rhein gemeint ist? Siegmaringen, das einzige Fürstenthum, das die Donau durchfließt, hat keine Stammburg, wie die geschilderte. Wenn aber der Rhein gemeint ist, so liegt kein anderes Fürstenthum an dem noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Flusse (als die Grafschaft Vaduz, die man mit Unrecht als Fürstenthum Lichtenstein bezeichnet). Die Deutung auf Rudolstadt würde sonst passen; aber wann wird die Saale zum größten Flusse?" Doch in diesem Punkte durfte sich der Dichter wohl eine Abweichung er-

---

[1]) Gespräche mit Eckermann I, 313 f. 318 f.

[2]) Das malerische und romantische Rheinland S. 22 (der zweiten Auflage 1847).

lauben, schon des stärkeren Gegensatzes wegen, vielleicht auch, um die Beziehung auf das nahe Rudolstadt nicht zu deutlich hervortreten zu lassen. Die Saale, welche bekanntlich erst von Halle aus schiffbar wird, durfte als Hauptstrom Thüringens und der weimarischen Lande wohl eine solche Idealisirung beim Dichter hervorrufen. War er ja auch durch sie zur Dichtung des „großen Flusses" im Märchen veranlaßt worden.[1]) Göthes Beschreibung des Schlosses und der Ruinen der alten Stammburg paßt ganz auf Vaduz, und die Abweichung, daß Vaduz selbst keine Stadt, sondern nicht viel mehr, als ein Flecken ist, würde wenig bedeuten. Dagegen erregt sehr großes Bedenken der Umstand, daß Göthe aller Wahrscheinlichkeit nach nie in Vaduz gewesen. Auf der ersten schweizer Reise ging er von Zürich über Richterschwyl, Schwyz und Flüelen nach der Spitze des Gotthard und kehrte fast auf demselben Wege, nur daß er jetzt über Zug ging, nach Zürich zurück.[2]) Im Jahre 1779 reiste Göthe mit dem Herzoge von Basel nach Genf, von da über Chamouni und Martinach nach dem Gotthard, endlich von dort über Luzern nach Zürich. Die dritte Reise ging über Schaffhausen und Zürich nach Stäfa, der Heimath von H. Meyer, von wo er mit diesem auf einer eilftägigen Reise nach dem Gotthard die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrich. Daß er aber von Stäfa weiter den See hinunter und nach Vaduz gekommen, findet sich nirgendwo erwähnt, und eine Wahrscheinlichkeit, daß eine solche von Göthe gemachte Reise nach Vaduz unerwähnt geblieben, ist nicht vorhanden.[3])

Auf Rudolstadt paßt im Allgemeinen auch Göthe's weitere Beschreibung: „Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch,

[1]) In den Xenien heißt es von der Saale (Nro. 102):
Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

[2]) Denselben Weg machte im folgenden Jahre Knebel nach der Anweisung des Herzogs. Vgl. Knebel's Nachlaß I, XXXIII ff. 112 ff.

[3]) Göschel (II, 239.) meint, die Lage des Fürstenthums, in welchem die Novelle spielt, könnte bei genugsamen geographischen, statistischen und historischen Kenntnissen aus dem beschriebenen Jahrmarktsverkehre mit holländischen und französischen Artikeln (?), aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschlossen werden. Er scheint hiernach, obgleich er den Namen des Landes zu verrathen sich nicht getraut, ebenfalls an den Rhein zu denken.

dann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor Kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höhern, freiern Standpunkte entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, endlich erreichten." Schon am Anfange der Novelle schwebte diese Oertlichkeit dem Dichter bestimmt vor, weßhalb wir nur an die Worte erinneren, man habe vom fürstlichen Schlosse aus die Ruinen der alten Stammburg „über Busch, Berg und Waldgipfel" gesehen. Hier sahen sie vor sich noch in bedeutender Entfernung das alte Schloß über neuen Baumgruppen, als Feld- und Waldgipfel hervorragen, rückwärts durch zufällige Lücken links das fürstliche Schloß von der Morgensonne beleuchtet — die Bestimmung der Tageszeit tritt hier, wie im Folgenden, an geeigneter Stelle ganz ungesucht und scheinbar zufällig hervor —, auch den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, rechts die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen, gegenüber eine weite, nahrhafte Gegend. Nachdem diese Aussicht das Verlangen nach einem noch freiern und unbegränztern Umblicke lebhaft erregt hatte, ritten sie weiter eine steinige breite Fläche hinan — nach dieser hatte die Fürstin früher das Teleskop hingewandt, um ihren Gemahl darüber wegziehen zu sehen —, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand; durch die Bäume tief unten am Fuße der Ruine ritten sie durch und fanden sich so gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Nur bis zu diesem Punkte wollte die Fürstin früher vordringen, da der Oheim den Besuch der Burg selbst bis zu der Zeit ausgesetzt wünschte, wo die dort begonnenen Arbeiten vollendet sein würden. Zwischen den mächtigen Felsen, auf welchen sich die Ruine aufwärts thürmte, lag das Herabgestürzte in gewaltigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander, so daß es auch dem Kühnsten jeden Versuch zu verbieten schien. Aber die jugendlich kräftige Fürstin, welche das Jähe und Steile eher anzog, als abschreckte, zeigte Lust, bis zu einem gewissen Punkte vorzudringen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, „die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch malerisch genug hintereinander schob." Honorio war gleich bereit; auch der fürstliche Oheim

wollte nicht zurückleiben, und so machte man den Versuch, indem man die Pferde am Fuße unter den Bäumen halten ließ. Die Sonne befand sich jetzt beinahe auf ihrer höchsten Stelle und gab der ganzen Fernsicht die klarste Beleuchtung. „Man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweise unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Höhen abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde." Wie vieler solcher Fernsichten mochten unserm Dichter hierbei vorschweben, in dessen Sinne die Fürstin bemerkt, es sei nicht das erste Mal, daß sie auf so hoher weit umschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussehe und den Eindruck verleihe, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne. Das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; auch die obere Stadt sah man in ihrer völligen Ausdehnung, und in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr, welches Honorio nie überzuschnallen vergaß, wobei man wieder an unsern Dichter selbst erinnert wird, konnte man die Buden auf dem Markte unterscheiden [1]).

Hiermit ist die eigentliche Exposition zu Ende, in welcher Alles, was zur wirksamen Darstellung der zu erzählenden Begebenheit irgend beitragen kann, mit größter Anschaulichkeit mitgetheilt ist. Mit Recht bemerkt Eckermann (I, 313): „Der ganze Anfang ist nichts, als Exposition, aber es ist darin nichts vorgeführt, als das Nothwendige und das Nothwendige mit Anmuth, so daß man nicht glaubt, es sei eines Andern wegen da, sondern es wolle bloß für sich selber sein und für sich selber gelten." An diese ganz reale Exposition schließt sich nun die alle tiefsten Gefühle des Herzens weckende Handlung an, die im Gegensatze zu der ruhigen, fast nur Aeußerliches beschreibenden Exposition eine um so größere Wirkung thut. Honorio sieht durch das Fernrohr den Brand auf dem Markte, welcher die Fürstin, die ihn endlich auch mit ihren guten unbewaffneten Augen bemerkt, um so mehr ängstigt, als er ihr die oftmals vom Oheim vernommene gräßliche Erzählung eines ähnlichen Brandes zur Zeit der Messe in's Gedächtniß ruft. Aus dem reizenden Anblicke der schönen friedlichen Natur so unerwartet aufge-

[1]) Lehmann's Darstellung S. 6 ist höchst ungenau.

schreckt, eilt die Fürstin mit dem Oheim und Honorio zum Fuße der Felsen hinab, auf welchen die Ruinen sich erheben, von wo der erstere mit dem Reitknechte eilig zur Stadt reitet, während Honorio mit der Fürstin, welche er vergebens über das Brandunglück zu beruhigen sucht, langsamer nachfolgt. Als diese aber in das kühle Wiesenthal hinabgeritten sind, gewahren sie zu ihrem Entsetzen in einem Gebüsche den eben heranspringenden Tiger. Die Fürstin floh, vom Tiger verfolgt, den Honorio's Fehlschuß noch mehr gereizt hat, aber das Pferd stieß an dem Gerölle des Hanges, wo böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras das Reiten unsicher machten, worauf Honorio die Fürstin beim Hinabreiten aufmerksam gemacht hatte, mehrmal an, bis es endlich stürzte; doch ehe noch der Tiger die Fürstin, die sich entschlossen und gewandt strack auf ihre Füße gestellt hatte, erreichen konnte, hatte Honorio, sich vom Pferde herabbeugend, diesen durch den Kopf geschossen. Diese ganze Scene ist mit lebendigster Klarheit vortrefflich geschildert. Die Fürstin gewinnt vor dem Tiger einen ziemlichen Vorsprung; dieser durch die scharfen Steine und den ungleichen Boden in seinem Antriebe gehindert, würde nicht so rasch hineilen, wenn ihn Honorio nicht eilig verfolgte, der unmittelbar hinter ihm ist zuweilen aber auch neben ihm reitet, um nach ihm zu schießen, wo aber dieser wieder, indem er sich mehr anstrengt, ihm zuvorkommt. Nur der Lauf des Tigers, der sich in gewaltigen Sprüngen bewegt, dürfte nicht ganz der Natur gemäß geschildert sein [1]).

Honorio springt vom Pferde und kniet auf dem erlegten Tiger nieder, dessen letzte Bewegungen er dämpft, indem er zugleich den gezogenen Hischfänger in der rechten Hand hält. Die Fürstin, eben der großen Gefahr entronnen, fürchtet, das Unthier möge ihren Retter noch mit den Krallen beschädigen, wogegen sich dieser, am Gedanken erfreut, daß das kostbare Tigerfell bald am Schlitten der Fürstin glänzen werde. „Frevelt nicht!" sagte die Fürstin; „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblicke." Ihr ganzes Wesen ist tief erschüttert, und vom höchsten Dankgefühle gegen die höhere Fügung bewegt, welche das Menschenschicksal auf so wundervolle Weise leitet. Freilich meint auch Honorio, er sei niemals frömmer gewesen, als in eben diesem Augenblicke; aber er verwechselt die innige Freude,

[1]) Vergl. Buffon VII 419. Vielleicht verwechselte Göthe den eigentlichen Tiger mit dem Leoparden, wie selbst manche Naturforscher gethan haben.

welche er über den der Fürstin erzeigten Dienst empfindet, mit dem reinen Dankgefühle, welches sich dem Höhern zuwendet. Mit Wärme gedenkt er des Glückes, welches ihm durch die eben vollbrachte That zu Theil geworden; aber die Fürstin sucht seine übersprudelnde triumphirende Lust zu dämpfen, indem sie, ohne irgend eine Neigung für ihn zu erkennen zu geben, in würdevoller Weise seine Gewandtheit und Kühnheit bei der glücklichen Rettung, welche ihm ihren Dank und die Gnade des Fürsten sichere, lobend anerkennt. Honorio aber möchte gerade in diesem Augenblicke sich der Neigung seiner Gebieterin versichern und bittet, indem er, ungeachtet der Mahnung der Fürstin, in seiner knieenden Stellung verharrt, um die Gunst, sie möge ihm bei ihrem Gemahle den Urlaub zu einer weitern Reise, den er längst zu erlangen gestrebt habe, endlich erwirken [1]). Eine solche Verwendung von ihrer Seite weist die Fürstin zurück, weil sie nicht gern Etwas gegen die Ueberzeugung ihres Gemahls bitten und wünschen möchte, indem sie zugleich bemerkt, daß die Ursache, weßhalb der Fürst, welcher ihn erst zum selbstständigen Edelmann habe heranreifen sehn wollen, ihn bisher zurückgehalten habe, jetzt geschwunden sei, da seine heutige That ein so empfehlender Reisepaß sei, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen könne. Diese mit abgemessener Würde gesprochene Antwort mußte statt jugendlicher Freude den Ausdruck der Trauer über Honorio's Gesicht verbreiten; denn die Leidenschaft, welche diesen treibt, ist glühende Ehrsucht, deren kühnster Wunsch jetzt die Neigung seiner hohen Gebieterin ist, welche ihm diese aber in ihrer Antwort so wenig zu erkennen gibt, daß sie nicht einmal ihr Bedauern über die von ihm gewünschte Entfernung vom Hofe irgendwie äußert. Von einer leidenschaftlichen, Erwiderung fordernden Liebe Honorio's zur Fürstin, wie sie Lehmann S. 14 ff. hier finden will [2]), zeigt sich keine Spur;

---

[1]) Wenn Lehmann S. 14 bemerkt, Göthe habe Eckermann's Bemerkung (I, 287 f.), der Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniee und die Fürstin am Pferde gegenüberstehe, sei eigentlich der Kern der ganzen Situation, worauf Alles ankomme, durch Stillschweigen bejaht, so übersieht er, daß Eckermann und Göthe dies unmöglich von der ganzen Novelle verstehn konnten, von welcher Eckermann, als er diese Aeußerung that, nur die erste Hälfte kannte, da er den Schluß erst drei Tage später zu sehn bekam. Vergl. I. 298 f.

[2]) Göschel spricht sich hier zweifelhaft aus, wenn er von Honorio sagt (II, 239): „Hat er nicht mit einer bestimmten Neigung zu kämpfen, um ent-

nur ein Zeichen ihrer Neigung, die er durch seine Ritterlichkeit zu verdienen hofft, wünscht sich Honorio.

Noch ehe Honorio seiner Empfindung Raum geben kann, eilt die Besitzerin der Menagerie an der Hand eines Knaben heran, die, als sie den Tiger, auf welchem sie Honorio noch knien sah, todt am Boden findet, sich den gewaltsamsten Ausbrüchen ihres Schmerzes überläßt. „Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich und deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen.“ So hatte Honorio in seiner Hast den Tiger, der nur einen Ruheort suchte, zur Verfolgung der Fürstin getrieben [1]). Die Klage der Frau, in welcher sich rührende Dankbarkeit gegen das wilde, seiner schrecklichen, nie ganz zu besänftigenden Wuth wegen gefürchtete Unthier ausspricht, endet mit den Worten: „Wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!“ Göthe deutet in diesen Worten auf das bekannte Räthsel, das Simson den Philistern aufgab (Buch der Richter 14, 18), in welchem sich der Gedanke ausspricht, daß selbst auch das Wildeste und Schrecklichste in der Natur zur Labung und zum Nutzen dienen könne. Die Angst vor dem Tiger erhält hier in der rührenden Liebe, mit welcher die Frau von diesem spricht, ihren ergreifenden Gegensatz.

Noch nicht hatte die Frau ausgeklagt, als der Fürst, der im hintern Gebirge die Brandwolken gesehen hatte, mit seinem Gefolge auf der steinigen Fläche heransprengte, wo er, als er plötzlich die unerwartete Gruppe vor sich sah, stutzte und starrte. Als aber der Fürst zu seiner Gemahlin herabgekommen und eben, nachdem er sich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, mit weiteren Anordnungen beschäftigt war, drängte sich auch der Besitzer der Mena-

---

sagen zu lernen, so hat er es jedenfalls mit einem unbestimmten, schrankenlosen Verlangen zu thun, das in die Weite hinaus will und das Nächste übersieht; er muß sich beschränken lernen, um die Thatkraft zu prüfen, die ihn beunruhigt.“ S. 236 redet er von Honorio's „entflammtem Herzen.“

[1]) Der Leopard stürzt sich selten auf Menschen; auch der eigentliche Tiger pflegt nur dann, wenn er vorher Menschenblut genossen hat oder wenn er gereizt wird, Menschen anzufallen.

gerie in den um den Tiger gebildeten Kreis, welcher um Schonung des Löwen bat, der ebenfalls entkommen sei und seine Flucht weiter nach der linken Seite genommen habe. Die Befreiung der wilden Thiere wird darauf, da der Fürst die Unvorsichtigkeit des Mannes tadelt, dadurch motivirt, daß dieser bei der fürchterlichen Gefahr alle Besinnung verloren und die Thiere losgelassen habe, ehe der Brand die Bude ergriffen habe. Die eisenbeschlagenen Kasten sind demnach gerettet, so daß man einen derselben benutzen kann, um den Löwen, wenn man seiner habhaft geworden, ohne Gefahr zur Stadt zurückzuschaffen.

Ueber den Ort, an welchem sich der Löwe niedergelassen, werden wir sofort durch den herbeieilenden Wächter der alten Stammburg, dessen schon in der Exposition gelegentlich Erwähnung geschehen war, unterrichtet. Hinter der Ringmauer der alten Stammburg hat sich der Löwe im Sonnenscheine am Fuße einer hundertjährigen Buche gelagert. Der Besitzer der Menagerie verspricht, das Thier durch die Flöte und den Gesang des Knaben zu zähmen, worauf der Fürst, da er des Löwen, wo möglich, zu schonen gedenkt, den Honorio auffordert, den schon in der Exposition beschriebenen Hohlweg, durch welchen der Löwe hinaufgekommen, zu besetzen und nicht eher zu schießen, bis sie nicht mehr im Stande seien, ihn zurückzuscheuchen; allenfalls sollten sie unten ein Feuer anzünden, um ihn abzuhalten. Der Mann aber, der durch diese Gunst des Fürsten sich dankbar verpflichtet fühlt, wendet sich an diesen in einer lyrisch begeisterten Rede, in welcher er seine Weisheit preist. „Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art." Diese waltende Hand einer weise Alles lenkenden Vorsehung weist er in der unbelebten Natur nach, indem er der Felsen gedenkt, auf denen die alte Stammburg gegründet ist [1],

[1] Die Stücke zusammengestürzter Theile des Felsen, sagt er, springen von der Seite des Hanges, den sie bedecken, muthwillig tief hinab, wo der Bach sie aufnimmt, der sie zum Flusse bringt. „Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Scharen daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln." Er spricht offenbar von dem vor ihm sich erhebenden Felsen und kann daher auch nur den Fluß bei der Stadt verstehn. Wäre aber unter diesem der Rhein gemeint, so könnte er unmöglich sagen, die Felstrümmer gingen von Fluß zu Fluß, dürfte man überhaupt Alles in dieser Rede ganz genau nehmen.

und er zeigt sie in der Thierwelt vom kleinsten Geschöpfe bis zum schönsten und größten, deren jedes seine besondere Bestimmung habe. So herrscht der Löwe als Gebieter über alles Gethier im Palmenwalde und in der Wüste, wo ihm nichts widersteht. „Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe [1]) hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern." Nicht durch seine Kraft zähmt der Mensch die Thiere, sondern der Wille des Herrn hat es bestimmt, daß er vor dem Antlitze des Menschen Scheu und Ehrfurcht habe. Der gefangene Löwe wird sogleich zahm, und wenn man seine erste Ueberraschung oder Scham benutzt, so kann man ihn an sich gewöhnen, ihm den Maulkorb anlegen und ihn führen, wohin man will [2]). Selbst der wildeste, von Hunger gequälte Löwe schont des Menschen, wenn der Herr es will, der dem Frommen seinen Engel sendet, ihn zu schützen. „Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht, er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang." Der Dichter deutet hier und im folgenden Liede des Knaben auf die bekannte Stelle im Daniel hin, welcher, als der König am andern Morgen ängstlich nach ihm rief, antwortete (Dan. 6, 22): „Herr König, Gott verleihe dir langes Leben! Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zugehalten, daß sie mir kein Leid gethan haben." Wir dürfen hierbei nicht unerwähnt lassen, daß, wie die Personen des alten und neuen Testaments unserm Dichter in seiner frühesten Jugend sehr zusagten, besonders Moser's „Daniel in der Löwengrube" große Wirkung auf das junge Gemüth geübt hatte [3]), eine Wirkung, die sich noch in unserer, in die letzten Jahre des Dichters fallenden Novelle kundgibt. Die Rede des Mannes, in welcher sich lyrische Bewegtheit und mystische Dunkelheit nicht verkennen lässen, zeugt von jenem altpatriarchalischen Glauben, der eine allgegenwärtige, unmittelbare Einwirkung der göttlichen Macht auf das Schicksal

[1]) Dieses ist eine Uebertreibung, welche wir schon der aufgeregten Darstellung des Mannes zu Gute halten können; denn das grausamste Geschöpf ist der Tiger. Eben so wenig ist es buchstäblich wahr, daß dem Löwen kein Thier widerstehen könne; denn es ist bekannt, daß der Elephant, das Rhinoceros und das Flußpferd ihm Widerstand leisten.

[2]) Vergl. Buffon VII. 406.

[3]) Vergl. B. 20, 91. 168.

des einzelnen Menschen mit unerschütterlicher Ueberzeugung festhält, der an allem Wunderbaren und Seltsamen, was seiner gläubigen Phantasie geboten wird, eine rein kindliche, das Herz mit Andacht vor dem Höhern erfüllende Freude äußert. So glaubt er an die Riesen und Zwerge eben so fest, als an die Engel; nur versetzt er jene Fabelwesen, welche eigentlich den Bergen angehören, in die weiteste Ferne, an das Ufer und in die Tiefe des Oceans [1]).

Um das Seltsame und Wunderbare der darzustellenden Begebenheit glaubhafter zu machen, hat sich der Dichter mit wohlberechneter Kunst einer glücklichen Steigerung bedient. Schon die Klage der Frau hat etwas Wunderliches, ganz Eigenthümliches, zieht uns aber eher an, als daß wir uns abgestoßen fühlten. „Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen.“ Die lyrisch begeisterte Rede des Mannes versetzt uns in ganz eigenthümliche, unserer neuern Kultur fremde Vorstellungen und Anschauungen, die aber wundervoll in uns wiederklingen. Wie wunderbar und auffallend auch die ganze Erscheinung des Mannes ist, der Dichter hat sie uns so anschaulich und charakteristisch dargestellt, daß sie für uns wirkliches Leben gewinnt und alles Störende schwindet, ähnlich wie im Faust und den meisten Götheschen Balladen das Magische, Zauberhafte und Gespenstige durch die Kunst des Dichters als ein Wirkliches, Gegenständliches erscheint. Das Folgende, wie wunderbar es auch sein mag, ist nur eine Steigerung dessen, was der Dichter uns bisher so lebendig vorgeführt hat, und gewinnt gerade nach solchen Vorgängen an Glaubhaftigkeit [2]).

„Nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa ist“, sagt Goethe (bei Eckermann I, 301), „mußte eine

---

[1]) Wir erinnern hier an die Darstellung beider im zweiten Theile des Faust (B. 12, 51 ff.), wo es von den Riesen heißt, sie seien am Harzgebirge wohl bekannt. Vergl. daselbst S. 127.

[2]) Diesen für die Würdigung der Novelle so höchst wichtigen Punkt hat Eckermann II, 312 ff. übersehen, wenn er meint, einem Wunder, das heute geschehe, eine Art von Realität zu geben, es neben dem sichtbar Wirklichen als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, scheine nicht mehr im Menschen zu liegen oder werde ihm durch Erziehung ausgetrieben. Doch wird dieses dem wahren Dichter insofern gelingen, als er seine Gestalten und Begebenheiten zu einer poetischen Gegenständlichkeit und Wirklichkeit erhebt; den Glauben an die prosaische Wirklichkeit erstrebt der Dichter nicht.

Steigerung kommen, ich mußte zur lyrischen Poesie zum Liede übergehen." Die erste Strophe des Liedes, welches der Knabe singt, während der Vater ihn mit der Flöte begleitet und die Mutter zuweilen als zweite Stimme eintritt, erinnert an die wunderbare Rettung Daniel's. In der zweiten Strophe schiebt das Kind die Zeilen in anderer Ordnung mit geringer Veränderung, wodurch die Zahl derselben um eine vermehrt wird, so durcheinander, daß es „dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbringt, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöht"; eigentlich wendet es das eben von Daniel Gesungene auf sich selbst an, indem es den frohen Glauben ausspricht, daß die Engel das fromme Kind gegen alle Gefahren schützen, daß sie selbst auf- und niederschweben und es durch ihren Gesang erfreuen.

Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran;
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Die Macht wahrer Frömmigkeit und ächten Gottvertrauens wird in der dritten Strophe gefeiert, welche alle Drei zusammen mit Kraft und Erhebung singen:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe [1]);
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Die beiden ersten Verse sprechen in einer Art Parallelismus, die auch in der Rede des Mannes hervortritt, die Macht Gottes über Meer und Erde aus. Vers 3 bis 5 deuten die Wunder an, welche der Herr wirkt, um den Glauben, die Hoffnung und die Liebe derjenigen zu belohnen, welche auf ihn bauen, was Vers 6—8 ausdrücken. Was Vers 3—5 betrifft, so bedürfen diese, besonders, weil diejenigen, welche bisher sich an ihnen versucht haben, ganz in die Irre gegangen sind, eine genauere Auslegung. Die Geschichte der Martyrer ist voll von solchen Fällen,

---

[1]) So glauben wir richtiger interpunktiren zu müssen. Bei Göthe selbst steht nach Vers 4 ein Punkt.

wo der Herr sich an seinen Gläubigen dadurch offenbarte, daß er die Todesarten, denen man sie überliefern wollte, ganz unwirksam machte. So ging Johannes der Evangelist unversehrt aus dem Oelkessel hervor, in welchem man ihn sieden wollte; so tranken Viele den Giftbecher ohne Schaden [1]). Polykarpus und Fruktuosus wurden von den Flammen des Scheiterhaufens nicht ergriffen, welche vor ihnen zurückwichen [2]). Drei ähnliche Wunder aus der Geschichte der Martyrer erwähnt Göthe hier.

Löwen werden Lämmer werden.

Schon die frühere Erwähnung des Daniel nöthigt uns, an Martyrer zu denken, welche, wie es häufig geschah, Löwen vorgeworfen wurden, ohne von diesen irgend verletzt zu werden. Im Briefe des heiligen Ignatius an die Römer bittet er diese, sie möchten für ihn beten, daß die Löwen, denen man ihn vorwerfen werde, seiner nicht schonten, *wie es bei vielen früheren Martyrern der Fall gewesen*; er werde sie auf alle Weise zu reizen suchen, bemerkt er, damit er ja von ihnen zerrissen werde [3]). Der Knabe meint also, der Herr werde sich an seinen Gläubigen dadurch offenbaren, daß die Löwen, denen man sie vorwerfe, lammmild werden und sie nicht gefährden.

Aehnlich singt der Chor der Anachoreten am Schlusse des Faust (B. 12, 300):

Löwen sie schleichen stumm
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Und die Welle schwankt zurück.

Eine andere Todesart, welche die Martyrer häufig erlitten, war das Ertränken im Flusse oder im Meere. Die Legende erzählt uns, daß der heilige Quirinus, welcher mit einem Mühlsteine in die Tiefe gesenkt wurde, lange Zeit vom Wasser getragen wurde, bis Gott sein Gebet erhörte und ihn, damit er der Martyrerkrone theil-

---

[1]) Vergl. das Evangelium des Marcus 16, 18 mit der Bemerkung des Theophylaktus. Von Barsabas (vergl. Apostelgeschichte 1, 23) erzählte dies Papias.

[2]) Vergl. Prudent. Peristeph. 6, 106 sqq.

[3]) Vergl. Euseb. Hist. eccles. VI. 1. VIII. 7.

haft werde, versinken ließ [1]). Die Welle wagt nicht, den Gläubigen in die Tiefe des Meeres hinabzuziehn, sondern weicht vor ihm zurück.

Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,

Hier wird offenbar als drittes Wunder genannt, daß bei der Enthauptung das Schwert den Hals nicht durchdringen kann, sondern kraftlos zurücksinkt.

Nach dieser sich von selbst darbietenden Erklärung dürfte Göschel's Versuch (II, 246 f.), den Lehmann S. 11 f. unbedenklich aufgenommen, als völlig verfehlt, kaum einen Vertheidiger finden. Göschel sucht in den Worten: „Löwen sollen Lämmer werden", eine Hindeutung auf die messianische Weissagung bei Jesaias 11, 6 f.: „Wenn der Herr den Frieden bringt, dann werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen werden miteinander sein und ein kleiner Knabe wird sie führen." Daß hier die Uebereinstimmung nur eine scheinbare sei, bedarf bei näherer Betrachtung keiner weitern Bemerkung. Noch seltsamer aber scheint es uns, wie Göschel bei dem Verse: „Und die Welle schwankt zurück", an das große Wort erinnert wird, welches der Herr zu Hiob spricht, wo er der Schöpfung der Erde Erwähnung thut: „Da ich dem Meere den Lauf brach mit einem Damme und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." Für den folgenden Vers: „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe", weiß weder Göschel, noch Lehmann eine Deutung.

In der oben erläuterten Strophe tritt der eigentliche Gedanke der ganzen Novelle, daß frommem Glauben das Höchste und Wunderbarste gelinge, klar hervor [3]). Göthe sagt selbst (bei Eckermann

---

[1]) Vergl. Prudent. Peristeph. 7. Dort heißt es unter Anderen: Non illum gladii rigor, Non incendia, non ferae Crudeli interitu necant, Sed lymphis fluvialibus Gurges, dum rapit, abluit. Deiectum placidissimo Amnis vertice suscipit, Nec mergi patitur sibi Miris vasta natatibus Saxi pondera sustinens. Dicentem fluitantibus Amnis terga vehunt vadis, Nec substrata profunditas Saxoque et laqueo et viro Audet sponte dehiscere.

[3]) Göschel faßt (II, 247) nach seiner Auslegung den Sinn der Strophe so, „daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde und die unbändige Meereswelle mitten im tobenden Heranbrausen sacht und leise zurückschwankt, im ruhig klaren Spiegel der Meeresfläche sich zu ebnen und zu stillen." „Daran erweiset sich sogleich

I, 302): „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung."

Alles weiter Folgende dient nur dazu, die äußere Handlung zum Abschlusse zu bringen; das, was im Liede des Knaben angedeutet und vom Manne dem Fürsten versprochen war, die Zähmung des Löwen muß sich in der Wirklichkeit bewähren. Lehmann, der S. 12 f. den Unterschied der epischen und lyrischen Darstellung der Handlung mit Recht hervorhebt, hätte hier die Bemerkung machen sollen, daß der Dichter im lyrischen Gedichte bereits bei dieser Scene abbrechen mußte, wogegen die Novelle die weitere Entwickelung der Handlung selbst fordert.

Durch den wunderbaren frommen Gesang, der festes Gottvertrauen verkündet, finden sich die Umstehenden tief gerührt, vor allen die Fürstin, die durch Gottes Hülfe der schrecklichen Gefahr entrissen ward, und der Fürst, der jetzt erst ganz empfindet, welch ein Verlust ihn bedroht hatte. Fast schien man die noch vorhandene Gefahr, den Brand in der Vorstadt und den an den Ruinen der alten Stammburg gelagerten Löwen, über diesen frommen Gefühlen völlig vergessen zu haben, als der Fürst, nachdem er von der Frau nochmals die Versicherung erhalten, daß der Knabe durch die Flötentöne und seinen frommen Gesang den Löwen beschwichtigen werde, bis der Mann den beschlagenen Kasten heraufschaffe, eiligst mit

die Ohnmacht alles kreatürlichen Strebens", fährt er fort, „insofern es seine Grenzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennt. Und wie die mild aufgehende Sonne erhebet sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält, das ist der Sieg Gottes selbst, und der Sieg ist Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederfallen, wie der Löwe unter den Liedern des Kindes. Der Kinder ist das Himmelreich." Auffallend ist es, wie Lehmann S. 11 f. ganz in diesen Ton einstimmen kann. Er sieht in diesen Versen den Gedanken, daß die feindlichen Kräfte und Gewalten nicht sich vermeiden und ausschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig ausgleichen, und der Zweck des Kampfes und des Sieges nicht Vertilgung und Untergang, sondern Läuterung, Harmonie, Frieden sein soll. Eine unbefangene Zergliederung der Verse zeigt, wie sehr diese Deutung dem Wortsinne geradezu widerspricht. Sonderbar scheint es, daß beide Erklärer die Worte „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe" ganz übergehen.

wenigen Begleitern zur Stadt, wo man seiner Hülfe bedürfen möchte, zurückkehrt, während die Fürstin mit dem übrigen Gefolge langsam nachkommt. Daß der Mann unterdessen nach der Stadt zurückgekehrt war, um den eisernen Käsich des Löwen heraufzuschaffen, hat Göthe nicht ausdrücklich erwähnt, sondern dadurch zu erkennen gegeben, daß der Fürst sich an die Frau wendet, woher wir die Abwesenheit des Mannes voraussetzen müssen. Der Mann hatte gleich am Anfange dem Fürsten gesagt, er werde den beschlagenen Kasten heraufschaffen; doch wäre es wünschenswerth gewesen, Göthe hätte dessen wirkliche Entfernung mit wenigen Worten angedeutet.

Mutter und Knabe gehen nun mit dem Wächter zum Hohlwege, durch welchen sie zu den Ruinen hinaufsteigen müssen. Am Eingange desselben finden sie die Jäger beschäftigt, dem Befehle des Fürsten gemäß, dürres Reisig zu häufen, um im Nothfalle den Löwen durch angezündetes Feuer zurückzuscheuchen, wobei die Frau die Ueberzeugung ausspricht, daß dies unnöthig sei, da der Löwe sich ruhig fügen werde. Weiter gehend finden sie Honorio, der auf einem Mauerstücke sitzend, gerade vor sich dorthin schaute, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. Auch hier erhalten wir wieder ganz nebensächlich die zur lebendigen Auffassung des Ganzen nöthige Bestimmung der Tageszeit, daß der Nachmittag sich dem Abende zuneigte. Die Frau ruft Honorio, der die Herankommenden kaum zu bemerken scheint, die Worte zu: „Du schaust nach Abend, du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun. Eile nur, säume nicht; du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst." Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter hinauf, konnte sich aber nicht enthalten, sich noch einmal nach ihm umzusehn; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben. Das Lächeln Honorio's deutet nur die Verwunderung an, daß diese weise Lehre ihm gerade von dieser Frau komme, deren ganze Erscheinung, wie ihre Sprache, etwas Seltsames hat. Sie hatte Honorio auf dem Tiger vor der Fürstin knieen gesehen und mochte nach ihrer Weise auf eine leidenschaftliche Liebe zur Fürstin geschlossen haben, weßhalb sie ihm den Rath gibt, von hier zu fliehen und sich selbst zu überwinden, ein Rath, der in anderer Beziehung mit den Gefühlen, die ihn selbst jetzt ganz ergriffen hatten, in Einklang war. Einen besonders tiefen Naturblick der Frau in den innern Seelenzustand Honorio's möchten wir am

wenigsten annehmen. Oder soll das Lächeln bloß eine freundliche Erwiederung auf die Rede der Frau sein [1])? Honorio's Stimmung erklärt sich aus dem, was wir oben über ihn bemerkten, ganz leicht. Vergebens hatte seine Ehrsucht einen Beweis der Neigung von seiner verehrten Gebieterin zu erhalten gehofft, deren Anblick er bald ganz entbehren sollte; denn es trieb ihn in die Ferne, wo sein Thatendrang Befriedigung suchte. Freilich hat er selbst, als er seine Herrin um die Gunst ihrer Verwendung beim fürstlichen Gemahle bat, als Grund seines Wunsches einer weitern Reise angegeben, daß Jeder, der sich der Gesellschaft der Fürstin erfreue, die Welt gesehen haben müsse; aber er täuschte sich selbst, indem er sich in diesem Augenblicke überredete, daß er Alles im Dienste der Fürstin thue; was ihn in die Welt treibt, ist die glühendste Ehrsucht, wie auch die Fürstin durch die Bemerkung, der Gemahl habe ihn bisher zurückbehalten, um ihn als selbstständigen herangereiften Edelmann, der sich und ihm auswärts Ehre mache, zu entlassen, anzudeuten scheint. Zwei Gefühle kämpfen in diesem Augenblicke in seiner Brust, der Schmerz gekränkten Stolzes, daß ihm die Fürstin ein Zeichen ihrer Neigung versagt hat, und die Ahnung der großen Thaten, welche er in der Fremde vollbringen werde. Wird sich nicht aus beiden die Hoffnung entwickeln, daß ihm einst, wenn er ruhmvoll aus der Fremde zurückkehren werde, die Neigung der Gebieterin zu Theil werden möchte, die er jetzt als stürmischer Jüngling zu erobern sich vermessen hatte? Nur möchten wir diese Hoffnung im Lächeln Honorio's nicht angedeutet finden, glauben vielmehr, daß er in diesem Augenblicke noch im Kampfe mit sich selbst begriffen ist. Die Schönheit Ho-

[1]) Göschel sieht (II, 240) in Honorio's Lächeln „den ersten Keim eines ernsten Kampfes", Lehmann (S. 15 Note) „den ersten Triumph der Selbstüberwindung"; es gestehe dieses Lächeln, sagt Lehmann S. 16, die stille Schuld, stelle aber auch die brausende Welle besänftigt und in den ruhigen Meeresspiegel zurückschwankend dar. So viel kann in dem bloßen Lächeln, das in der oben angegebenen Weise eine sehr leichte Erklärung findet, unmöglich angedeutet liegen; hätte der Dichter uns eine Veränderung im Seelenzustande Honorio's bezeichnen wollen, so würde er dies auf eine deutlichere Weise gethan haben. Auch ist schwer abzusehn, wie der Keim eines ernsten Kampfes sich in einem Lächeln äußern oder die Worte der Frau ihn zur Selbstüberwindung gebracht haben sollten; denn ein bloß zufälliges Zusammentreffen der Rede der Frau und der Selbstüberwindung Honorio's wäre zu willkürlich und nichtssagend.

norio's hebt Göthe hier besonders hervor, wie früher seine Kühnheit und Gewandtheit, um die Selbstüberwindung der jungen Fürstin, welche den glühenden Jüngling so würdevoll zurückhielt, um so glänzender hervorleuchten zu lassen. Wenn die Frau zu Honorio sagt, er thue wohl daran, nach Abend zu schauen, wo es noch viel zu thun gebe, so soll dies für ihn nur eine allgemeine Aufforderung zur Entfernung von der Fürstin sein, aber sie trifft wundervoll mit Honorio's eigenem Wunsche zusammen, den es nach des Dichters, freilich nur sehr leise angedeuteter Absicht, nach Amerika hintreibt, wo sich seinem Thatendrange eine neue grenzenlose Thätigkeit eröffnen werde; auf jenem neuen, von frischem, jungem Leben erblühenden Boden hofft er Ehre und Glück zu finden. Freilich als Auswanderer im Sinne der Wanderjahre denkt er nicht nach Amerika zu gehen, aber der in den zwanziger Jahren (und an diese Zeit haben wir bei unserer Novelle zu denken) gewaltsam fortschreitenden politischen Gestaltung der dortigen Staaten dachte er Muth und Kraft zu weihen. Wir erinnern hierbei an den Lothario der Lehrjahre, der sich bei dem frühern Freiheitskampfe betheiligt hatte. „In Amerika glaubte ich zu wirken", läßt der Dichter diesen sagen (B. 17, 185), „über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden." Jarno versetzt darauf: „Ich erinnere mich wohl des Briefes, den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgend ist Amerika." In Lothario dürften wir demnach einen Vorläufer unsers Honorio finden, nur daß letzterer nicht so sehr durch die Freiheitsideen, als durch Ehrsucht und Thatendrang getrieben wird, die in jenem Lande ein freies Feld zu finden hofften. In anderer Beziehung dürften hierher auch die Worte Lenardo's in den Wanderjahren (B. 18, 93 f.) gehören: „Hätten wir Jüngeren auch die Lust zu bleiben und zu verharren von unseren Vätern geerbt, so finden wir uns doch tausendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umsicht keineswegs zu verschließen. Eilen wir deßhalb schnell an's Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen stehen, und bekennen wir schon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt."

Ein wahres Wort ist es, welches die Frau, zum Theil unbewußt, wie tief es treffe, Honorio zuruft: „Eile nur, säume nicht; du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst." Große Thaten werden dem stürmischen Muthe Honorio's gelingen, aber ihm fehlen stille Ruhe und Besonnenheit, die sich selbst zu beherrschen weiß, welche Tugenden am Fürsten und an der Fürstin so erfreulich hervortreten. Nicht ungestümer Kraft allein und feurigen Muthes bedarf es, sondern vor Allem der Macht über sich selbst; hat Honorio diese errungen, so wird ihm auch die Neigung der Fürstin zu Theil werden. Die Erlegung des Tigers durch Honorio bildet den offenbarsten Gegensatz zur Bezähmung des Löwen. Der Tiger fällt durch die Kühnheit und Gewandtheit des kräftigen Jünglings, aber schöner und wunderbarer, als Gewalt, wirken oft Frömmigkeit und stilles Gottvertrauen, wie dies im Liede des Knaben und seiner Bezähmung des Löwen uns vor die Seele tritt. Honorio bildet nur einen Gegensatz zum Kinde mit dem Löwen, in welchem sich die Idee, welche der Dichter zur Darstellung bringen wollte, so einfach schön und erhebend, tief und herzlich empfunden ausspricht.

Eine andere Deutung hat neuerdings Lehmann versucht, der mit Recht das Bedürfniß der Verknüpfung aller Theile der Novelle zu einem einheitlichen Ganzen fühlte, aber darin ganz irre ging, daß er Honorio und die Bezähmung des Tigers nicht als Gegensatz, sondern als innig zusammengehörend sich dachte, wodurch er denn zu der schon beim ersten Blicke etwas wunderlichen und erzwungenen Behauptung verleitet wurde (S. 14 f.), die unbändige Leidenschaft Honorio's sei die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Liebe und Bezähmung läutere [1]). Diese Behauptung stützt sich einestheils auf die irrige Annahme, daß Honorio die Fürstin mit einer „ungemessenen, ihm vielleicht nicht zur evidenten Klarheit selbstbewußten Leidenschaft" liebe, andererseits auf die Meinung, „der fromme Sinn und das melodienreiche (?) Wort der Fürstin habe Honorio geläutert und Frieden in seine Brust gebracht", wobei sich Lehmann

---

[1]) Der Berichterstatter in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur" (II, 453 f.) hat mit Recht die Bündigkeit des Beweises, daß Honorio die Fürstin mit unbändiger Leidenschaft liebe, bezweifelt. Auch bemerkt er richtig, daß der Dichter auf die Frömmigkeit der Fürstin keinen Accent lege, und die Umwandlung Honorio's stärker angedeutet haben würde.

der, wie wir oben anführten, verfehlten Deutung des Lächelns von Honorio zu seinem Zwecke bedient. Ohne auf eine weitere Widerlegung dieser Ansicht, deren Grundstützen wir erschüttert zu haben glauben [1]), näher einzugehn, bemerken wir nur, daß ihr Göthe's eigene Aussprüche entgegenstehen, welcher, was Lehmann selbst (S. 14 Note) auffallend ist, der Liebe Honorio's und seiner Selbstüberwindung in seinen Gesprächen mit Eckermann gar nicht gedenkt und ausdrücklich sagt, daß die Aufgabe der Novelle sich im Kinde und Löwen darstelle [2]).

Den Schluß der Novelle bildet die Darstellung der wirklichen Bezähmung des Löwen, bei welcher wir vor Allem die mit großem Geschick gewählte, schon in der Exposition angedeutete, hier aber noch deutlicher beschriebene Oertlichkeit zu bewundern haben, auf deren genaue Zeichnung, wie Göthe selbst gegen Eckermann äußert (I, 304), es sehr ankam. Der Knabe soll den Löwen in den Schloßhof, dessen Eingang man leicht verschließen kann, zu bringen suchen, von wo er, wenn es nöthig sein sollte, durch eine kleine Wendeltreppe in der Ecke ihm entweichen kann; der Wärtel selbst wird sich verbergen, aber sich so stellen, daß er dem Kinde mit seiner Kugel jeden Augenblick zu Hülfe kommen kann. Zunächst führt der Wärtel Frau und Kind durch einen beschwerlichen Stieg an der entgegengesetzten Seite der Ringmauer das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingange gegenüber, den sie, da das Hauptthor verschüttet war, in den Schloßhof gebrochen haben. Das Kind steigt zuerst auf der engen Wendeltreppe in den Schloßhof

---

[1]) Wir bemerken hier gelegentlich, daß Lehmann (S. 16), wenn er die Worte, welche Göthe nach dem Liede des Knaben von der Fürstin braucht: „Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten", auf die Verlegenheit bezieht, in welche sie die Forderung des knieenden Jünglings, dessen Neigung sie errathen, versetzt hatte, den Worten in dem Zusammenhange, in welchem sie stehen, offenbar Gewalt anthut. Die Rührung, welche das Lied auf Alle hervorbrachte, überwand endlich das stumme Erstarren, welches in Folge des Schreckens die Brust der Fürstin umfangen hielt. Bei dem gestickten Tüchlein, welches die Fürstin herauszieht, um die Augen damit zu bedecken, erinnert man sich der ähnlichen Stelle von der schönen Wittwe in den Wanderjahren (B. 18, 270).

[2]) Gespräche mit Eckermann I, 302. Hiernach beurtheile man Lehmann's Bemerkung (S. 14), Göthe sage mit keiner Sylbe, der Gedanke der Novelle liege bloß in der Katastrophe mit dem Löwen.

hinab und gelangt durch die gebrochene Oeffnung außerhalb der Ringmauer, wo der Löwe in einiger Entfernung unter einer hundertjährigen Buche liegt [1]). Alle Vorsichtsmaßregeln scheinen der Frau unnöthig, da sie auf „Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück vertraut, die das Beste thun müssen". Das Vertrauen auf Gott erzeugt die wahre Frömmigkeit, welche Glück bringt, indem Gott den gläubigen Sinn durch Erfüllung seiner Wünsche belohnt; aber es bedarf auch eines äußern Mittels, der Kunst, welche in sanften Flötentönen den Löwen bezähmt. Der Knabe läßt nun sofort, als er die düstere Maueröffnung verlassen hat, die Flöte ertönen; nach und nach verlieren sich die Töne und verstummen endlich ganz. Die Strecke, welche der Knabe bis zum Löwen zu machen hat, wird uns dadurch angedeutet, daß die sanften Flötentöne endlich nicht mehr zum Orte gelangen, an welchem sich die Mutter mit dem Wärtel befindet. Mit vielem Geschicke hat der Dichter die schwierigste Scene, die erste Zusammenkunft des Knaben mit dem Löwen, unseren Augen entrückt, wodurch zugleich die ängstliche Spannung vermehrt wird. Die Flötentöne locken den Löwen, der dem Knaben, dessen Augen von frommem Gottvertrauen erglänzen, den Weg um die Ringmauer durch die Oeffnung langsam mit einiger Beschwerde in den Schloßhof folgt, wo der Knabe ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten buntbelaubten Bäume herumführt [2]), bis er sich endlich in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, die sie durch eine zufällige Lücke hineinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann. Auch hier bezeichnet der Dichter, scheinbar zufällig, aber nicht ohne klarstes Bewußtsein seines Zweckes, die Tageszeit. Die eben beschriebene Scene dürfte sich vor Allem zu einer malerischen Darstellung eignen. Die griechische Kunst zeigt uns in ähnlicher

[1]) Irrig heißt es bei Eckermann (II, 299): „Mutter und Kind steigen die Ruinen hinab". Eckermann, dem Lehmann S. 10 folgt, spricht von einem halbverfallenen Rittersaale, in welchem sich Mutter und Wärtel verbergen, während Göthe nur allgemein von altem Gemäuer redet; er dachte wohl eher an die verfallenen Gallerien, in welche die Bäume des Schloßhofes ihre Aeste erstrecken, wie der Oheim in der Exposition bemerkt.

[2]) Das Innere des Schloßhofes ist, wie wir vom Oheime in der Exposition erfahren haben, ein von der Natur geplätteter Felsgipfel, auf welchem mächtige Blätter hier und da zu wurzeln das Glück und die Gelegenheit gefunden, und sachte, aber entschieden aufgewachsen mit ihren Aesten in die Gallerien und Säle eingedrungen sind.

Weise den Eros, der mit den Tönen der Leier — denn die Flöte war den Griechen aufregender Natur, wogegen die Leier als besänftigend galt — einen Löwen zähmt [1]). Nicht daß der Löwe den Knaben nicht zerreißt — denn er war gezähmt —, ist das Wunderbare, sondern daß er mild und folgsam, wie ein Lamm, seinen Tönen folgt; freilich sucht der Dichter auch dieses Wunderbare wieder zu mildern, indem er es auf eine geschickte Weise motivirt. Zwischen den Ballen des Löwen war nämlich ein scharfer Dornzweig eingestochen, weßhalb dieser nur sehr langsam folgen konnte. Der Löwe legte sich während des frommen Gesanges des Knaben, der ersten Strophe des schon früher von ihm gesungenen, die Rettung Daniel's preisenden Liedes, ganz knapp an das Kind an und hob die schwere rechte Vordertatze auf seinen Schoß, welche dieses fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein Dornzweig zwischen den Ballen saß. Sorgfältig zog es diesen hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die Tatze damit. Hierbei schwebten dem Dichter wohl zwei bekannte Sagen des Alterthums vor. Mentor von Syrakus fand in Syrien einen Löwen, der sich vor ihm hinwälzte; er wollte fliehen, aber der Löwe verhinderte ihn daran, bis dieser in seinem Fuße einen Dorn entdeckte, von welchem er ihn befreite. Dieser Vorfall war auf einem zu Syrakus befindlichen Gemälde dargestellt [2]). Berühmter ist die ähnliche Geschichte von Androklus, welche der an Wunderfabeln reiche Grammatiker Apion erzählt hatte [3]). Androklus war in Afrika in eine Löwenhöhle hineingerathen, wo er bald durch die Ankunft des Löwen in Schrecken gesetzt wurde, der ihm aber wider Erwarten ganz mild und zahm nahte und ihm seine verwundete Tatze zeigte, aus welcher Androklus einen großen Dorn auszog, wofür ihm der Löwe nicht bloß während der drei Jahre, welche er bei ihm verweilte, seine Dankbarkeit auf die rührendste Weise zu erkennen gab, sondern auch, als Androklus zu Rom im Circus diesem vor Kurzem aufgefangenen Löwen vorgeworfen wurde, ihn wieder erkannte und ihm seine Freude zu erkennen gab. Diese letztere Scene wollte Apion selbst

---

[1]) Vergl. K. O. Müller's Handbuch der Archäologie der Kunst. S. 624 (der Ausgabe von Welcker).

[2]) Plin. Nat. Hist. VIII, 21.

[3]) Gell. Noct. Att. V, 14. Aelian. Nat. anim. VII, 48.

mit Augen gesehen haben. Eine dritte Geschichte dieser Art wird vom Samier Elpis erzählt [1].

Göthe hat die Beschwichtigung des Löwen durch den Knaben so motivirt, daß dieselbe fast alles Wunderbare zu verlieren scheint. Der Löwe war bereits gezähmt und gewohnt aus der Hand des Knaben seine Nahrung zu empfangen, seiner Flötentöne und Gesänge sich zu freuen; dazu kommt aber jetzt noch, daß er Hülfe bedarf, woher er sich dem Knaben so freundlich nähert. Man könnte fast glauben, der Dichter habe dem Wunderbaren zu viel genommen, als daß dieses noch die beabsichtigte Wirkung hervorbringen könnte. Aber bei genauerer Betrachtung zeigt sich auch hier wieder die feinste Kunsteinsicht und Berechnung. Eckermann hat mit Recht bemerkt (II, 313), Göthe benutze neben dem Göttlichen, welches im Menschenleben sich überall wirksam zeige, um die Bezähmung des Löwen glaubhafter zu machen, noch ein zweites Motiv, die Musik, wobei er nur die beiden anderen Momente übersieht, welche dieser Begebenheit in gewisser Weise das Wunderbare nehmen. Ein solches Abschwächen des Wunderbaren, wodurch die Begebenheit selbst begreiflicher und wahrscheinlicher wird, wäre jedenfalls ein Fehler, wenn die Darstellung dieser wirklich erfolgten Bezähmung die Hauptsache für den Dichter gewesen wäre; dieses ist aber nicht der Fall, vielmehr beruht bei ihm Alles auf der Darstellung der Ueberzeugung, welche im Knaben besonders, dann aber auch im Manne und in der Frau, so kräftig und unerschütterlich hervortritt, daß Frömmigkeit und Gottvertrauen auch das Unbändigste zähmen und bezwingen, daß Gott dem Frommen und Gläubigen in allen Gefahren zur Seite steht. Hier liegt der Kern, der Lebensnerv der ganzen Novelle; die wirkliche Zähmung des Löwen ist, wie wir schon früher bemerkten, nur zum Abschlusse der Handlung erforderlich; doch wird auch die Darstellung dieser, damit die angeregte Stimmung nicht ausklinge, von den Liedern des Knaben durchflochten. Sehr wohl hat der Dichter erkannt, daß die Darstellung der Entfernung des Löwen, der Rückkehr Honorio's, der Löschung des Brandes jenseit des Kreises der Novelle liege und ihr nur einen prosaischen ganz fremdartigen Schluß geben würde [2].

---

[1]) Plin. Nat. Hist. VIII, 21.

[2]) Vergl. Göthe's eigene Aeußerung bei Eckermann I, 301. Göschel II, 242. Lehmann S. 12 f.

Nach der Heilung des Löwen singt der Knabe die dritte Strophe des oben schon erwähnten Liedes, in welchem die Wunderkraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gefeiert wird. In den Zügen des Löwen schien sich dankbare Zufriedenheit auszusprechen; er erschien nicht, wie der Ueberwundene, da seine Kraft in ihm verborgen ruhte, aber doch, wie der Gezähmte, dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene, der Knabe aber sah in seiner Verklärung, wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder aus. Die Freude der Zähmung des Löwen spricht das Kind am Schlusse der Novelle treffend aus, indem es von der Ueberzeugung einer unmittelbaren Einwirkung des Göttlichen auf das Leben der Menschen ausgeht:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben [1]) Sohn an's zarte Knie,
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Frömmigkeit und sanfte Töne haben den wilden Löwen bezähmt; sie vermögen mehr, als ungestümer Muth und Gewalt [2]). In das Gefühl, daß wahres Gottvertrauen das Unbändigste und Gefährlichste zu besiegen vermöge, löst sich die schreckliche Angst beruhigend auf, und es tönt dieses Gefühl in uns wieder und wieder mit jener frommen Rührung, welche das tiefste Herz wundervoll besänftigt. Nehmen wir zu diesem in der Novelle so herrlich dargestellten Gefühle den Schlußchor des Faust, in welchem der Dichter noch in seinem letzten Lebensjahre die Liebe, welche das menschliche Herz zum Ewigen heranzieht, so erhaben feiert [3]), so

---

[1]) Bei Eckermann (II. 300) steht liebem. Der Dichter hat hier, wie auch sonst häufig, das vergleichende wie auf eine etwas ungewöhnliche Weise ausgelassen.

[2]) Göschel II. 242 ff. legt gar Verschiedenartiges hinein, was er auf seine Weise ausspinnt. So sieht er unter Andern hier die Macht und den Sieg des Wahren, Schönen und Guten über alles, was ihm feindlich entgegen zu treten scheine, einen Sieg, welcher das Ueberwundene zu sich aufnehme und mit sich versöhne, den Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältige.

[3]) Es ist ein Irrthum Lehmann's (S. 18), wenn er behauptet, die Novelle könne für Göthe's Schwanengesang gelten, was man eher vom Schlusse des Faust sagen dürfte.

sehen wir, wie ihm der innerste Keim und Kern christlicher Lebensanschauung nicht verloren gegangen, sondern ihn bis zu seinem letzten Ende befruchtet und ihn mit jenem Gottvertrauen erfüllt hat, welches der Zukunft auch jenseit der irdischen Auflösung getrost entgegensieht *).

*) Noch vor dem Abdrucke dieses Aufsatzes kommt mir eine der frühesten, an schönen Bemerkungen reichen Besprechungen der Novelle zu, welche K. J. Coppenrath im „Allgemeinen Oppositionsblatt" vom Jahre 1829, Nro. 332 ff. geliefert hat. Er findet in der Novelle zwei Gruppen, von denen die eine das epische, die andere das lyrische Element vertrete, die aber äußerlich auseinander zu fallen scheinen. „In der ersten steht als Repräsentant der Fürst, der durch Besonnenheit, Vorsicht und Ruhe, in der andern der Thierwärtel, der durch stürmische Klagen und enthusiastische Gebete das Geschehene wieder gut zu machen sucht. Im Mittelpunkte steht das Kind das beide vereinigt und vermittelt. In ihm durchdringen und läutern sich jene beiden Elemente, epische Besonnenheit und Ruhe, und lyrische Leidenschaftlichkeit und Beschwörung." Das Kind siege, meint er, über alle Klugheit, Besonnenheit und Vorsicht des Fürsten, in welchem die durch den kindlichen Gesang angeregten Gefühle die Herrschaft über alle vorhergegangenen Empfindungen und Vorsätze davongetragen. Honorio wird von der Fürstin für seine heldenmüthige That gleich belohnt, wodurch nicht ein neues Verhältniß geknüpft, sondern ein schon vorhandenes geschlossen und abgerundet werde. Wir können uns einer eingehenden Beurtheilung dieser Ansichten nach der von uns versuchten Entwickelung füglich enthalten.

Cöln.

H. Düntzer.

Mißbrauch des Comparativs und Superlativs in der deutschen Sprache.

Es ist unseren beiden großen Meistern Schiller und Göthe wohl zum Vorwurf gemacht worden, daß sie sich allzugern fremder Wörter bedienten, und besonders Börne hat sich darüber mit scharfem Tadel ausgesprochen. Ohne dem Gebrauche fremder Ausdrücke das Wort reden zu wollen, darf man darauf aufmerksam machen und Gewicht legen, daß das Nationale einer Sprache weniger in den Wörtern, d. i. dem materiellen Elemente, liegt, als in der Art und Weise, wie der Sprachgeist sich derselben, ihrer Formen und Verbindungen bedient. Gleichwie die Nationen und Völkerstämme sich äußerlich mehr unterscheiden in der Art, wie sie sich tragen und kleiden, als in den Stoffen, die sie anziehen, und, wie jedes Volk, in dieser Hinsicht seinen besondern, mehr oder weniger ausgeprägten Geschmack hat, so hat auch jede Sprache ihre eigenthümliche Art, die Sprachformen zu fassen und zu gebrauchen, und wer sich dieser Art überhebt und fremder Weise folgt, versündigt sich ärger an seiner Muttersprache, thut ihr mehr Gewalt an, als wer nichts weiter als ein fremdes Wort einschwärzt. Ein fremdes Wort ist immer nur ein Wort; fremde Redensarten aber, Wendungen, Beziehungen haben nach dem Gesetze der Analogie, das in der Sprache so mächtig ist, eine ganze Menge gleichartiger Erscheinungen in ihrem Gefolge, die dann nur dazu dienen, das Sprachgefühl zu trüben, die Sprache aus ihrer Geburtsstätte, dem Volksgeiste, in die Werkstatt der Gelehrten und Sprachkünstler zu entführen, und die Kluft zwischen Volks- und Büchersprache immer größer zu machen.

Ich werde versuchen, dies für ein kleines Sprachgebiet und an zwei Männern näher nachzuweisen; nicht als ob diese beiden

Männer mehr als andere der deuschen Sprache Gewalt angethan hätten, sondern, weil es Männer sind, die gerade als deutsche Männer, und das mit Recht, einen hohen Namen haben.

Das Gebiet, auf welches ich diesen kleinen Streifzug unternehme, ist auf den ersten Blick nur ein sehr beschränktes; es handelt sich dabei um den Gebrauch des Comparativs und Superlativs. Die Silben er und est sind nur ein paar kleine und ganz tonlose Formen; näher angesehen, greifen sie aber doch weit und tief in die ganze Sprache ein, und spielen namentlich in der schönen Literatur, wo es sich nicht bloß um Sachen, sondern vorzugsweise um den Stil, die Form, handelt, vornemlich also in der Poesie, eine wichtige Rolle. Denn es sind Formen des Adjectivs, das Adjektiv aber oder Attribut ist bekanntlich ein Hauptmittel der Poesie und des schönen Stils, indem die Beiwörter den Begriffen Leben, Anschaulichkeit, Individualiät, und der Sprache selbst einen höhern Schwung verleihen. Wie wahr dies ist, und wie natürlich, zeigt sich leicht. Angehende Stilisten z. B. und Schüler pflegen ihre Aufsätze mit Attributen zu überladen, in dem Gefühle, dadurch der Sache mehr Glanz und Schönheit zu geben; es ist ja auch bekannt genug, daß Homer, der Vater der Poesie, fast keinen Helden, keinen Gott, kein irgend bedeutsames Ding oder Wesen nennt, ohne ein charakteristisches Beiwort hinzuzufügen. So ist es auch eine sehr richtige Bemerkung des bekannten Vicar von Wakefield, daß beim Erlöschen der poetischen Kraft, die Attribute als ein letzter Rest übrig bleiben, mit denen dann die Dichter ihre Werke aufputzen, um durch äußerliche Pracht die innere Armuth zu verdecken. So weit nun aber das Feld der Adjectiven oder Attribute reicht, so weit findet auch der Comparativ und Superlativ seine Anwendung, so daß mithin vom richtigen Gebrauche dieser Formen viel abhängt.

Wenn ich nun zuerst Klopstock nenne, so nenne ich gewiß damit einen echt deutschen Mann, den Vater unserer Poesie, dessen Herz bei dem Namen Vaterland erglühte, der Hermann und Heinrich besang, den feurige Jünglinge im Bardenhaine als ihren Hohenpriester verehrten. Klopstock hat sich im Gebrauch des Comparativs eine Manier angeeignet, die nicht allein dem deutschen Sprachgeiste völlig zuwider ist, sondern auch, davon abgesehen, in den meisten Fällen sich weder logisch noch ästhetisch rechtfertigen läßt. Vielleicht ist das Lateinische dazu bei ihm die Veranlassung gewesen. Im Lateinischen wird nämlich, wie bekannt, der Com=

parativ in der Art gebraucht, daß dabei nicht an eine Vergleichung mit einem besonders genannten, auch nicht mit einem aus dem nächsten Zusammenhange zu entnehmenden bestimmten Objekte gedacht wird, sondern der Maßstab der Vergleichung wird aus einer ganz allgemeinen Sphäre hergenommen, in welcher sich die Rede gerade bewegt. So sagt der Lateiner: „Das Alter ist von Natur redseliger", und denkt dabei stillschweigend an das rechte Maß des Redens und Schweigens; oder: „Tacitus ist oft dunkler", wobei der Römer gleich die Grenzen eines männlichen, tiefsinnigen Stils im Auge hat; oder: „Vespasian war gieriger nach Geld", in welchem Falle das Bild eines im antiken Sinne liberalen Mannes vorschwebt, der von Geiz und Habsucht eben so weit entfernt ist als von thörichter Verschwendung. Ich führe diese Beispiele mit Fleiß in deutscher Sprache an, weil das Eigenthümliche so deutlicher und schärfer in die Augen springt. Solche Ausdrücke hängen mit der feinen Lebensart des Römers zusammen, der bei aller Würde, allem Ernst seines Wesens doch im Urtheil gern den mildesten Ausdruck wählte. Denn es fühlt sich leicht heraus, daß die obigen Wendungen weit milder sind, als wenn wir nach unserer Art etwa sagten: „Das Alter macht schwatzhaft; Tacitus ist gewaltig dunkel; Vespasian war ein Geizhals." Das wäre derb und deutsch; der Positiv ist in solchen Fällen kräftiger als der Comparativ, der eine Form der gebildeten Umgangssprache bei den Römern war.

Wir Deutschen gebrauchen dagegen den Comparativ nur im eigentlichen Sinne, d. h. um einen Gradunterschied zu bezeichnen, wobei der verglichene Gegenstand entweder ausdrücklich genannt sein, oder sich doch aus dem Zusammenhang bestimmt und unmittelbar ergeben muß. So haben es alle unsere Dichter gehalten, in denen der Sprachgeist lebendig waltete. Schiller z. B. gebraucht in den Göttern Griechenlands eine Menge Comparativen ohne Nennung des verglichenen Objekts; allein der Gegensatz der heutigen Menschheit zu der antiken, die er verherrlicht, gibt augenblicklich die ganz bestimmte Vergleichung an die Hand. So in folgenden Versen:

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur — oder:

Beßre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an — oder:

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitsvoller Bahn — oder:

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur u. a. m.

Alle diese Comparativen erhalten ihre Bedeutung nur durch die directe Beziehung auf den angedeuteten Gegensatz; sonst wären es todte Formen. Die Beziehung auf ein Anderes ist für unser deutsches Sprachgefühl durchaus nothwendig und nur ein Grad wird in dem Comparativ bezeichnet, nicht aber eine Eigenschaft an sich. Was würde man auch dazu sagen, wenn Schiller etwa von der spanischen Armada gesungen hätte: „Sie kommt, sie kommt, des Mittags stolzere Flotte"? oder würde es nicht geradezu lächerlich sein, von Bekenntnissen einer schöneren Seele zu reden? Denn mit einer schönen Seele will Göthe eben eine Seele bezeichnen, die spezifisch von einer gemeinen guten Alltagsseele verschieden ist; eine schönere Seele wäre noch lange keine schöne. So ist auch das Attribut süß in dem bekannten Verse:

„Süßer Friede, süßer Friede
Komm, ach! komm in meine Brust!"

die Angabe einer dem Frieden als solchem innewohnenden Eigenschaft, ein charakteristisches Merkmal desselben. Der Positiv süß ist gerade dadurch so nachdrücklich und kräftig, weil durch ihn allen anderen Seelenzuständen die Süßigkeit abgesprochen und dem Frieden allein zugeeignet wird, während ein süßerer Friede an und für sich noch bitter genug sein könnte.

Kehren wir nun zu Klopstock zurück. Klopstock hat sich, sei es aus falscher Vorliebe für das Lateinische, oder um für seine daktylischen und choriambischen Rhythmen ein Silbchen zu gewinnen, angewöhnt, den Comparativ in einer Weise zu gebrauchen, die das deutsche Ohr beleidigt, den Ausdruck schief macht oder schwächt, manchmal geradezu lächerlich wird. Ihm bezeichnet nämlich der Comparativ an unzähligen Stellen nicht mehr einen graduellen Unterschied, sondern er gebraucht ihn statt des Positivs zur Angabe unterscheidender Merkmale. In allen seinen Gedichten, besonders aber in den Oden, finden sich davon Beispiele in Menge. So heißt es im Eislauf: „Wer nannte dir den kühneren Mann, der zuerst am Maste Segel erhob?" — Im Wingolf, Ges. 3 spricht der Dichter von „zwei edleren Mädchen", was an die schönere Seele erinnert. Ebendaselbst im 5ten Liede sagt er

von einem Dichterfreunde: „Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin", wobei man freilich gestehen muß, daß auch eine feine Schäferin nicht eben passend gesagt wäre. — An Ebert singt er von Geweihten des Schmerzes, „die hier ein trüberes Schicksal länger, als alle sie, ließ". — Fanny redet er an: „Wenn du vom Volke nicht bemerket deines ganzen Lebens edlere Thaten nunmehr gethan hast". — Beim Zürchersee preis't er es als des Schweißes der Edlen werth, der Urenkelin sanfteres Herz zu bilden. — Die Ode an Friedrich V. spricht von dem Glücke, welches die Tugend „auf dem freieren Throne" lohnt. — Rintenburg nennt er eine „Insel der froheren Einsamkeit". — An Cidli werden „geheimere Tugenden und süßere Träume" genannt, ohne die geringste Andeutung von anderen Tugenden und Träumen. — In den Fragen dürstet ein Jüngling nach kühneren Thaten, obgleich von weniger kühnen Thaten gar nicht die Rede war. — In einem andern Gedichte an Cidli kommen „zwo bessere Seelen" vor. — Gleim preis't er, weil ihm von Friedrich's Ruhme „die trunknere Lippe" triefe, und Deutschlands Muse, sagt er gleich darauf, beuge „ihren stolzeren Nacken" nicht. — Kurz, man darf nur einmal die Oden durchblättern, um solcher Beispiele die Fülle zu finden. In allen ist der Comparativ übel angebracht, und würde ein Positiv — wenn auch nicht immer desselben Adjektivs — richtiger und kräftiger sein. Wer darauf achtet, wird finden, daß, außer vielen anderen Sonderbarkeiten, auch diese Liebhaberei für den Comparativ, ihr gutes Theil dazu beiträgt, der Klopstock'schen Muse ein so wunderliches Ansehen zu geben.

So viel vom Comparativ und Klopstock. Ein eben so grunddeutscher Mann, wie jener Barde war, ist E. M. Arndt, dessen Name gefeiert wird, so weit die deutsche Zunge klingt. Wie Klopstock den Comparativ, so behandelt Arndt den Superlativ auf eine Weise, die nichts weniger als deutsch ist. Der Superlativ bezeichnet bekanntlich, wie der Comparativ, keine Eigenschaft, überhaupt gar keinen Begriff, sondern nur den Grad, die Stärke einer Eigenschaft oder Thätigkeit; er unterscheidet sich aber dadurch von dem Comparativ, daß er einen Gegenstand nicht einem einzelnen andern, sondern allen übrigen derselben Gattung gegenüberstellt. Deßhalb nimmt der Superlativ seiner Natur nach auch den bestimmten Artikel zu sich, und kann im Allgemeinen eben so wenig mit dem unbestimmten, als ohne Artikel gebraucht werden, weil

er keine Art oder Gattung, sondern nur bestimmte Individuen oder einzelne Dinge bezeichnet. Schönste Gegenden, stärkste Gewitter, größte Männer zu sagen, widerstrebt dem logischen deutschen Sprachsinne; eben so eine schönste Gegend u. s. w. Die Mathematik kennt freilich größte Kreise, und ein größter Kreis gehört einer besondern Art an; aber dies ist ein technischer Ausdruck und gehört als solcher nicht in das Gebiet des Stils.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die deutsche Sprache im Gebrauche des Superlativs einen freieren Spielraum hat, als beim Comparativ. Wir gebrauchen nämlich den Superlativ häufig, ohne auf einen bestimmten Gegensatz hinzuweisen, sondern überlassen es, wie die Lateiner beim Comparativ, dem Leser oder Hörer, sich selbst das Gebiet vorzustellen, aus welchem der Superlativ etwas Hervorragendes, Vorzügliches heraushebt. Allein dies hat seine Grenzen; Grenzen, die das Sprachgefühl im Ganzen richtig erkennen läßt, die sich aber auch durch und für den Verstand bestimmen lassen. Es bedarf nämlich wohl nicht der Erinnerung, daß auf dem Sprachgebiete Gefühl und Verstand sich einigen und ergänzen müssen. Das Sprachgefühl, welches nach dem Grundsatze: „Das klingt nicht gut“ urtheilt, wird ohne den Sprachverstand eben so leicht irre geleitet, als dieser ohne den richtigen Takt die Sprache drillt, verdreht und verkümmert. Vor dem Richterstuhle beider nun wird Arndt wohl bestehen, wenn er z. B. in seinen Denkwürdigkeiten von dem alten Blücher sagt: „Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern;“ denn wenn auch der Positiv völlig genügt hätte, so wird doch der Leser augenblicklich inne, daß hier von den schönsten einer Art die Rede ist, und wird sich in seiner Phantasie schnell vergegenwärtigen, was in dieser Sphäre Schönes zur Vergleichung vorkömmt. Da wir ferner bei abstrakten Begriffen, wenn sie im allgemeinsten Sinne, besonders als Prädikate, genommen werden, wohl den Artikel wegzulassen pflegen, z. B. es ist mir Ernst, er hat Schuld u. dergl. m., so können auch Fälle vorkommen, wo der Superlativ ohne Tadel den Artikel kann fallen lassen, und man wird keinen Anstoß daran nehmen, wenn Arndt sagt; „Es war alles bitterster, heiligster Ernst.“ Damit sind aber auch die Schranken geschlossen, und sobald die Rede aus der abstrakten Allgemeinheit in das Gebiet zählbarer und konkreter Dinge übergeht, muß der bestimmte Artikel wieder eintreten. Daher ist es falsch, wie Arndt zu sagen:

„Scharnhorst sprach in langsam gedehntem Tone kühnste Gedanken aus"; oder: „Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt"; oder: „Haß und Zorn, damals noch ganz jugendliche frischeste Gesellen" — ; oder: „Durchfuhren von unglücklichsten Gefangenen." — Ja, förmlich widersinnig und lächerlich wird der Superlativ in folgendem Arndt'schen Satze: „Reil war ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinem göttlichen Auge in herrlichsten Flammen darstellten und brachen." — Wer nicht weiß, daß Vater Arndt sich seines Superlativs nach ganz absonderlicher Manier bedient, könnte bei dem „schönsten Leibe" auf den Gedanken kommen, Reil habe, wie jener Riese des Alterthums, mehrere Leiber gehabt. In allen angeführten Beispielen ist die Bedeutung der grammatischen Form verkannt, und der Superlativ zur Bezeichnung einer Art oder Eigenschaft mißbraucht worden, während er in Wahrheit nur etwas Besonderes innerhalb einer Art oder die Stärke eines Attributs angibt. Bei einigen obiger Ausdrücke würde eine leichte Veränderung oder ein hinzugefügter Artikel den Superlativ retten; in seinem schönsten Leibe aber ist ein unverbesserlicher colossaler Sprachschnitzer; denn, indem das Possessivpronom sein Alles auf das Eine Individuum beschränkt, ist an gar keine Beziehung zu anderen Schönheiten zu denken.

Nicht minder auffallend, vielmehr noch schlimmer wird die Sache, wenn zu dem grammatischen Mißbrauche auch noch eine poetische Verirrung kömmt; ich meine, wenn die beigelegte Eigenschaft schon an sich ohne lebendige Wahrheit und Anschauung ist. Dies ist z. B. der Fall, wenn Arndt sagt: „Das schlesische Heer hatte sich einen grünsten Kranz und Namen erworben"; oder: „Ich wandelte einsam im Schatten deutschesten Haines *)."

*) Sämmtliche Beispiele sind aus Arndt's Erinnerungen, ausgenommen das letzte, welches aus einem der neuesten Gedichte desselben stammt. Dieses Gedicht, das im Rheinischen Taschenbuch von 1847, S. 205 steht, ist in gewisser Beziehung wohl ein poetisches und sprachliches Monstrum zu nennen; denn es vereinigt Alles in sich, was Klopstock seiner Zeit an Sonderbarkeiten geleistet hat: deutsche Mythologie und Bardenthum bei antiken Rhythmen, möglichste Dunkelheit durch Verschränkung der Wortfolge und Konstruktionen, Latinismen aller Art; wobei nicht geleugnet werden soll, daß es eine Herrschaft über die Sprache und eine Kraft, namentlich in Alliterationen, verräth, die Klopstock selten erreichte.

Ist nämlich ein grüner Kranz schon keine deutliche Bezeichnung eines Siegerkranzes — (auch Brautkränze und eine Menge anderer Kränze sind ja grün) — so ist vollends ein grüner Name ein Unding, und ein deutscher Hain hat — das Beiwort deutsch in ethischer Bedeutung genommen — so wenig Sinn, als bei geographischer Bedeutung es möglich ist, einen Superlativ davon zu bilden.

Oldenburg.

Fr. Breier.

Der deutsche Vers.

Vermuthlich ist die Abhandlung von P. Heuser in Elberfeld: „Ueber die metrische Behandlung der deutschen Sprache in Realschulen" (Büschlers Verlag in Elb.) von manchen Sprachlehrern gelesen worden. Es ist dort nachgewiesen, daß unser deutscher Vers auf die musikalische Takttheorie gegründet werden müsse, und Hr. Heuser hat zugleich auf Apels Metrik aufmerksam gemacht. Die metrische Behandlung unserer Sprache ist immer noch eine Frage, und ich will der Beantwortung derselben einige Zeilen widmen.

Unsere Metrik ist bekanntlich seit Jahrhunderte nicht wesentlich verändert, sondern schleppt sich mit dem aus alter Zeit Ueberlieferten im ausgefahrenen Geleise fort. Der Theorie unserer Dichtungsformen fehlt die einfache, deutsche musikalische Grundlage. Apel (1814) hat es versucht, aber darin gefehlt, daß er sich von den antiken Maßen nicht hat los machen können, und daß er die modernen, mehr auf den Accent (Qualität) gebauten, Sprachen behandelt hat wie die antiken quantitirenden Sprachen. Dichter wie Klopstock und Voß haben durch ihre den Alten nachgebildeten Vers- und Strophenformen und durch ihre an das Alterthum sich anschließenden Verstheorien den Sinn für den deutschen Accent getrübt, und haben unserer Sprache etwas aufpropfen wollen, wofür sie nicht genaturet ist.

Unsere Sprache ist allerdings auch quantitirend, allein man darf nicht außer acht lassen, daß diese Quantität — wie Grimm nachweiset — im Laufe der Jahrhunderte abgenommen hat und daß unsere Verse nicht aus Wort- sondern aus Versfüßen bestehen.

Der Entwickelungsgang unserer Lautverhältnisse ist einfach da, daß die meisten Vocale mit der Zeit ihre organische Kürze verloren und dafür einen schweren, gedehnten Laut angenommen haben, und diesen Unterschied hat der Ton oder Accent allmälig verwischt. In

den Wörtern Namen (nomen) und nämen (ceperunt), in Wagen (currus) und wägen (audere) etc. hat jetzt die erste Silbe, die man weder kurz noch lang nennen kann, den Ton.

Der Accent hat eine solche Herrschaft sich errungen, daß die betonte Silbe die übrigen von sich abhängig gemacht hat. In jedem deutschen Worte haben wir nur eine entschieden betonte Silbe. Die Quantität hat dem Accente weichen müssen, und dies ist nicht eine Unvollkommenheit der modernen Sprachen sondern ein Vorzug. Die Sprachen halten mit aller Kulturentwickelung gleichen Schritt, sie sind intensiver geworden, sie haben das sinnliche Element durch Einschrumpfung der Flexionen verloren und haben sich in das Gebiet des geistigen erhoben.

Die deutsche Metrik muß daher auch eine andere Theorie aufstellen als die antike, an der wir immer noch hängen. Der deutsche Accent und Rhythmus muß die Grundlage der deutschen Verskunst werden. Und dieser Accent und Rhythmus sind musikalischer Natur und haben ihre Quelle im Gefühle. Was man Fuß nennt ist nichts als Takt, bestehend aus Hebung und Senkung.

Der Vers steht zwischen Musik und Sprache in der Mitte, und nimmt Theil an der Natur beider. Der dramatische Vers steht dem Prosarhythmus, der lyrische dem musikalischen Rhythmus am nächsten. Wir können 4 Arten des Rhythmus unterscheiden: Sprach- und Rederhythmus, Vers- und Gesangrhythmus. Der Versrhythmus ist theils ein freier (in reflektirenden Dichtungen und Dramen), theils ein gebundener (in epischen und lyrischen Dichtungen).

Die Metrik hat es mehr mit dem Versrhythmus zu thun. In diesem haben wir nicht von Spondeen, Trochäen, Daktylen &c. zu sprechen, sondern von den Momenten des Taktes (Versfußes): Hebung und Senkung. Die betonte Silbe bildet die Hebung, die übrigen die Senkung. Ohne Rücksicht auf den Rhythmus des einzelnen Wortes, ohne Rücksicht darauf, ob dieses wenige oder viele Silben hat, bilden 2 oder 3 Silben einen Takt, und eine Reihe von solchen Takten bildet den Vers, die musikalische Sprachzeile. Jeder Takt beginnt mit der Hebung, welcher häufig ein Auftakt vorausgeht. Wie unsere Sprache den Auftakt liebt, so endet der deutsche Vers auch gern mit einer schwach betonten Silbe. Ist diese nicht vorhanden, so fühlt die Stimme das Bedürfniß zu pausiren.

Auf diese Weise nehmen wir unsere Sprache wie sie ist und die ganze Verslehre wird natürlicher, einfacher und deutscher.

Um den Takt drehet sich alles. Dieser kann nur aus lang-, mittel- und kurzzeitigen Silben bestehen, im Werthe ¼, ⅛, 1/16 (oder ♩ ♪ 𝅘𝅥𝅯). Größere Währung bezeichnen wir durch Verlängerungspunkte. Durch Notenbezeichnung wird die Zeitdauer einer Silbe genauer angegeben als durch — und ◡, z. B. in dem Worte häufiger wird die zweite Silbe offenbar schneller gesprochen als die letzte, und kann also nicht — ◡ ◡? sondern muß ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ bezeichnet werden.

Mehr als 3 Silben kann ein Takt nicht haben. Welche Verbindungen kommen nun vor?

In unserer ganzen poetischen Literatur finden wir (die nach antiker Metrik gebildeten, undeutschen Formen abgerechnet) hauptsächlich 3 Taktarten:

1) Der zweisilbige (s. g. trochäische) Takt: ♩ ♪ z. B. einsam;
2) Zweisilbiger Takt mit Auftakt (s. g. jambischer): ♪ | ♩ ♪ z. B. Ich | kenne;
3) Dreisilbiger Takt (s. g. daktylischer Fuß): ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ z. B. strahlenden.

Dadurch haben wir einen festen, unserer Sprache natürlichen Haltpunkt gewonnen, und das ganze Heer von antiken Versfüßen können wir bei Seite lassen. Wir bezeichnen nur einige Verse nach dieser einfachen Theorie.

♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩ ♪
Seht da | sitzt er | auf der | Matte

♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩ 𝄿
aufrecht | sitzt er | da

Also ein vier- und dreitaktiger Vers.

♪ | ♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩ ♪
Er | stand auf | seines | Daches | Zinnen

Also ein viertaktiger Vers mit Auftakt.

1 2 3 4
♪ | ♩ ♪ | ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ | ♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪ | ♩ 𝄿
Ein | Blumen- | glöckchen vom | Boden her- | vor

Ein viertaktiger Vers mit Auftakt und mit unregelmäßigem Zeitmaße, weil zwei- und dreisilbige Takte sich vorfinden. In der

Musik würde der Auftakt den vierten zu einem vollen Takte ergänzen; in der Sprache pausirt die Stimme nach dem betonten Schlusse des Verses.

Hab' ich den | Markt und die | Straßen doch | nie so | einsam ge | sehen!

Ein Sechstakt oder s. g. Hexameter.

Sehen wir die Verse genau an, so finden wir überall den $^3/_8$ Takt, und auf diesen $^3/_8$ Takt können alle s. g. Versfüße zurückgeführt werden, er ist das rhythmische Prinzip unserer Sprache.

Alle etwaigen Bedenken müssen verschwinden, wenn man berücksichtigt, daß wir es im Verse nur mit einzelnen Silben nicht mit Wortfüßen zu thun haben. Die Rhythmusverhältnisse ändern sich je nach der Stellung im Verse; im Zusammenhange verschieben sich die Wortfiguren. Es ist daher ganz gleichgültig, welche Figuren die Wörter, einzeln gelesen, bilden. Nur im Verse hat der Rhythmus seine eigentliche Geltung.

Mich dünkt, durch solche Behandlung wird die Verslehre erquicklicher, weil sie dem Sprachgefühle näher gebracht wird; sie wird für den Schüler ein intensiveres Bildungsmoment, und um so anziehender je näher sich diese Hülfsdisciplin der Lectüre anschließt.

Ich habe versucht, nach diesen Grundsätzen, die ich hier nicht weiter ausführen kann, die Verskunst ausführlicher zu bearbeiten in einem Werkchen (bei Huber et C. in St. Gallen), betitelt: „die deutsche Verskunst oder die Wohllautsverhältnisse in Formen der deutschen Dichtungssprache erläutert und auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeführt, von

Zürich. **Theodor Vernaleken.**

Studien zu Shakspeare's Hamlet.

Zweiter Artikel.

In den früheren Mittheilungen über den Hamlet habe ich getrachtet, das Mannichfaltige dieses Trauerspiels auf die Einheit der in ihm dargestellten Idee zurückzuführen; es bleibt mir nun noch übrig auch über seine Entstehung in dem Geiste des Dichters etwas zu versuchen.

Ein Kunstwerk, mit dem wir vertraut und das uns lieb geworden ist, leitet uns von selber zu seinem Urheber. Wie wir in der Beschäftigung mit demselben unserer Individualität uns bewußt werden, so tritt die fremde, mächtigere des Künstlers uns entgegen, dessen Genius uns gefangen hält, und mit dem wir durch das Medium seines Werkes uns in homogene Thätigkeit gesetzt finden. Diese Wirkung gibt sich auf vielfache Weise kund. Wer, dem es zu Theil geworden ist, einen jener Heroen der Menschheit persönlich gekannt zu haben, rühmt sich nicht fröhlich dieses Glückes. Wir andern besuchen den Ort wo sie gelebt, die Stätte, welche sie bewohnt haben. Was ihre Hand berührt, was sie besessen und ihnen angehört hat, die Feder, welche sie geführt, die Züge ihrer Handschrift werden zu geschätzten Reliquien. Denn selbst das Geringfügigste scheint durch die Unmittelbarkeit seiner Beziehung zu ersetzen, was ihm an eigner Wichtigkeit abgeht. Ebenso werden wir von dem Individuum des Urhebers wieder zu dem Werke zurückgeführt. Dieses es ist am Ende, welches uns durch dasselbe näher treten, begreiflicher werden soll. Wir wollen die schaffende Thätigkeit des Genius belauschen, nicht blos wie sie in dem von ihm

getrennten Wesen des Werkes ausgeprägt ist, sondern in der Arbeit selbst, wie es gleichsam noch an der Nabelschnur hängt, seinen innerlichen Bildungstrieb unbeschadet Gestalt und Nahrung von seiner Individualität empfängt. Grade unserer Zeit gehört dieses Streben vorzüglich an. Es ist an uns in Kunst und Geschichte so viel Bedeutendes, ja Ungeheures vorübergegangen, daß wir, um es zu begreifen, die Hände voll zu thun haben. Denkwürdigkeiten drängen sich auf Denkwürdigkeiten, und so oft wir uns auch betrogen sahen, greifen wir doch noch immer nach diesen Retorten, in welchen der genius saeculi uns sichtbar erscheinen soll. Auch an der Zergliederung von Kunstwerken fehlt es nicht, in denen Gefühltes und Angeschautes dem Gedanken auseinander gelegt wird. Es war daher ein neuer Beweis von der genauen Beziehung in welcher Göthes Genius zu den Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeitgenossen immer gestanden hat, als er sich im vorgerückten Alter zu der doppelten Operation entschloß, die Entwickelung seines eigenen Selbst, und seine Werke als Momente dieser Entwicklung in der anmuthigen Form eines Kunstwerkes ihnen vor Augen zu stellen.

Mit Shakspeare ist es uns so gut nicht geworden. Einmal war ihm eine so lange Muße der Selbstbetrachtung keineswegs gewährt. Dann war sein Wirken als dramatisches einerseits zu sehr auf die Wirkung des Augenblicks berechnet, und stand anderseits dem inneren Gehalte nach, zu hoch für alle Zeiten, als daß er sich zu solchen Expektorationen mit dem Publikum hätte versucht fühlen können. Grade bei dem Hamlet wären sie vielleicht am nöthigsten gewesen, aber er hätte dabei in den Fall kommen können, sein Inneres auf eine Weise blos zu legen, wie nur ein krankhaftes Individuum von einem Schriftsteller, dessen Virtuosität grade in dem Bewußtsein des Einen wie des Andern dieser Krankhaftigkeit beruht, dazu im Stande ist, der Gegenwart Rechenschaft über sie abzulegen. So scheinen wir denn zur Lösung unserer Aufgabe auf dasjenige beschränkt zu sein, was wir selbst zu ahnen oder zu errathen vermögen. Ganz ohne positiven Halt bleiben wir indessen doch nicht. Ich meine damit weniger die äußerlichen Zufälligkeiten in dem Leben der Dichter, die der Fleiß der englischen Kritiker wie Körner aus dem Schutt einer Zeit aufgelesen hat, die der unmittelbar nachfolgenden in allen Stücken fremd geworden war, als die Sammlung von Selbstbekenntnissen, die er selbst uns unter dem Namen der Sonette zurückgelassen hat. So räthselhaft sie auch sein mögen, scheint es ihnen wenigstens nicht an Aufrichtigkeit zu

fehlen und was sich davon in Verbindung mit unserer Untersuchung bringen läßt, dürfte in keinem Falle täuschen.

Indem ich nun zu dieser Untersuchung übergehen will, sehe ich mich genöthigt mit einer Reihe von Gedanken zu beginnen, die ihr ganz fern zu liegen scheinen. Vor der Hand will ich mich begnügen zu meiner Entschuldigung auf einen schon früher angeführten Spruch des Aristoteles zu verweisen. Die Poesie, sagt der Philosoph, hat das Allgemeine, die Geschichte das Besondere zum Gegenstand, darum steht sie höher als diese. Die Darstellung des Allgemeinen in einem Besondern, das nicht wie das Besondere der Geschichte gegeben, sondern von einem menschlichen Geiste frei hervorgebracht, und in dieser Freiheit zugleich nothwendig ist, macht eben das Wesen des poetischen Kunstwerkes aus. Wer also von seiner Entstehung reden will, der muß zuvörderst die Natur jenes Allgemeinen zur Anschauung bringen, und er sieht sich genöthigt um so weiter auszuholen je größer der Kreis ist, den es umfaßt.

Betrachten wir die Geschichte des Mittelalters, so zeigt sich das Jugendliche und Enthusiastische als sein unterscheidender Charakter. Das Alterthum fand seine Befriedigung in dem Zusammenschließen des Lebens des Einzelnen zu der Gesammtheit eines bestimmten Volkes und Staates. Jede Entwickelung des Geistes selbst die letzte und höchste in der Religion war diesem Princip unterworfen. Es gab keinen die ganze Welt umfassenden Gott, keinen die Menschheit verbindenden Dienst desselben, kein gemeinsames Band für die sich feindlich gegenüber stehenden Staaten, verschiedener Völker und Stämme. Mit dem Erwachen der Idee von diesen Dingen beginnt der Uebergang zu einer neuen Zeit. Für die europäischen Völker trat er zuerst in der Ausbildung der Philosophie bei den Griechen hervor. So wirkte sie ohne dieses zu wollen auflösend gegen das Bestehende, und die erbitterte Feindschaft, die sie erregte, erscheint von diesem Standpunkte erklärlich, ja gerecht. In der Verbindung aller dieser verschiedenen Völker, Staaten und Gottesdienste, unter dem eisernen Scepter eines weltherrschenden Volkes, dem mit ihrer Zerstörung seine eigne Selbstständigkeit verloren ging, war diese Auflösung vollendet. Damit gingen Religion und Sittlichkeit in ihrer dem Alterthume eigenen Form zu Grunde. So fand das Christenthum die europäische Menschheit. Ein neues höheres, durchaus allgemeines Princip, aus dem Innern entsprossen, in dem Einzelnen lebendig, sollte die Gesammtheit durchdringen, eine neue höhere Sittlichkeit als die des Alterthums erzeugen. Es

zu bilden und zu gestalten war die Aufgabe des Mittelalters. Es zeigte sich, daß es ihr nicht gewachsen war. Das Streben ging überall über das Wirkliche hinaus und wurde so enthusiastisch. Es blieb in allen Stücken unvollendet, und erhielt dadurch den Charakter den Jugendlichen. Darin liegt zugleich sein Mangel und sein Reiz. An die Stelle der verschiedenen sich aufhebenden Gottesdienste des römischen Reiches trat eine allgemeine christliche Kirche, die unumschränkte, selbstsüchtige Tyrannei, die Idee eines der heidnischen Imperatoren verwandelte sich in ein ebenso allgemeines durch das Feudalsystem vielfach zergliedertes christliches Kaiserthum. Beiden fehlte die gediegene Vollendung, die das Alterthum in seinen beschränkteren Kreisen erreicht hatte. Kirche und Staat, welche dort eins und dasselbe waren, spalteten sich hier und traten mit gleich umfassenden Ansprüchen in stetem Streit einander entgegen. Nirgends konnte das Sittliche zu einer vollkommen entsprechenden Form gelangen, in der Kirche wurde es zur mönchischen Ascetik; das Ritterthum machte es zur überspannten Schwärmerei, beide fanden in der sie begleitenden Zügellosigkeit und Rohheit ihren nothwendigen Gegensatz. Wie das antike Leben durch die Verbindung des in sich vollendeten Einzelnen zu einem widerstrebenden Ganzen untergegangen war, so zerfiel das Leben des Mittelalters durch die Trennung dessen, was man sich ursprünglich als eine organische Gesammtheit gedacht hatte. Die Kirche spaltete sich zwischen Päpsten und Gegenpäpsten, das eine allgemeine christliche Kaiserthum zerfiel in eine Anzahl unabhängiger Reiche, und diese wieder in unzählige Besitzthümer und Corporationen, in welchen Privateigenthum und Staatsgewalt sich auf seltsame Weise vermischten. Der Glaube wich aus der Kirche, die Begeisterung aus dem Leben, und der nun nicht mehr gezügelte Gegensatz trat um so kräftiger hervor, je mehr er bei der erneuerten Kenntniß des Alterthums sich durch die dem Sinnlichen zugewandte Seite desselben gestärkt und bestätigt fühlte. War diese Gährung auch nicht die faule des Todes, sondern die geistige einer neuen Gestaltung, so konnte sie der Gegenwart doch nur als Abfall und Sünde erscheinen. Das einzige Mittel dagegen schien aufrichtige, freiwillige Rückkehr zu dem Vergangenen. In diesem Sinne ist Dantes großes Gedicht durchaus verfaßt; das Verderbniß, welches es mit Flammenzügen schildert und züchtigt, die Begeisterung für die Ideen des Mittelalters, durch welche demselben gesteuert werden soll, und zu deren Geldentmachung Himmel und Hölle dienen müssen, machen es zu einem

der bedeutendsten welthistorischen Denkmäler. Selbst die Reformation, das große Ferment in jener Gährung, verfuhr im Anfang nach ähnlichen Grundsätzen. Die alte allgemeine christliche Kirche sollte keinesweges aufgelöset oder getrennt, der Greuel ihrer Mißbräuche, an deren Abstellung sie selbst seit mehr als einem Jahrhundert vergeblich gearbeitet hatte, nur durch Zurückführung auf ihr ursprüngliches Lebensprincip getilgt werden. Nicht lange aber konnte der gewaltig sich regende Geist der neueren Zeit hierbei stehen bleiben. Indem die Reformation von der Rechtfertigungslehre ausging, machte sie die innerliche Ueberzeugung von einem individuellen Verhältniß des Einzelnen zu der Gottheit zur Grundlage des religiösen Lebens, ganz im Gegensatze mit dem Princip des Mittelalters, in welchem nur das Bewußtsein des nothwendigen Zusammenhanges mit der äußerlich vorhandenen Kirche diese Grundlage bilden sollte. Der menschliche Geist in seiner Rückkehr zu sich selbst, in das Gebiet der Freiheit, verhielt sich unsprünglich passiv und duldend gegen die vorhandenen Formen. Als sie ihm aber durchaus keinen Raum lassen wollten, seine Bewegung durch jedes Mittel und auf alle Weise zu hemmen suchten, da brach er, von ihnen selbst dazu gezwungen, zerstörend und zum Theil mit wahnsinniger Heftigkeit gegen sie los. Zuerst traf diese Zerstörung das kirchliche, später auch die politischen Verhältnisse. So hat sie sich bis in die neuesten Zeiten fortgesetzt, und das Mittelalter mit seiner Begeisterung und seinem Verderbniß, mit seinem Glanz, seiner Kunst und seiner Barbarei in ein gemeinsames Grab versenkt, aus dem es wieder zu erwecken keiner menschlichen Kraft gelingen wird.

Das ist es, was Shakspeare in dem Sinnbild einer tragischen Fabel durch seinen Hamlet vor Augen stellt. Noch deutlicher wird dieses werden, wenn wir den Zustand der Dinge in seinem Vaterlande betrachten. Nirgends schien die Aufgabe, den Geist der neuern Zeit mit den Formen des Mittelalters zu versöhnen, glücklicher gelöst als hier.

Ein gewaltiger aber eigenwilliger und tyrannischer Herrschergeist hatte sich in Heinrich dem achten der Bewegung bemächtigt, seinen Launen sollte sie dienen und sich von ihnen in bestimmten Grenzen festhalten lassen. Kirche und Staat nach den Ideen des Mittelalters verbunden aber nicht unter einem geistlichen Oberhaupt, nicht in der Allgemeinheit wie sie dort gedacht worden waren, sondern isolirt

für ein einzelnes Volk sollten sie aufnehmen und beschränken; äußerliche Gewalt sollte das innerlich Widerstrebende vereinigen. Was seiner Natur nach unmöglich war, schien in dem Erfolg wirklich zu werden. Der König regierte willkührlich und grausam, aber von Außen geachtet, innerlich gefürchtet, dem Anschein nach unbeschränkt. Die Reaktion unter der spanischen Maria machte dieses System wenigstens als das geringere Uebel der Masse der Nation wünschenswerth und der große Verstand der Elisabeth wußte es mit bewunderns-würdiger Geschicklichkeit zu handhaben. Sie endigte jene Reaktion, sie ließ der Bewegung größere Freiheit, aber nur unter der Bedingung, sie nach ihrem Willen zu lenken, und indem sie in den auswärtigen Verhältnissen nothgedrungen forderte und unterstützte, schien sie jener der Gesinnung nach geneigt, ohne ihr jemals den Zügel schießen zu lassen. Nicht als hätte sie das Princip derselben unterdrücken können, es wirkte in dem Puritanismus innerlich fort wie ein fressendes Geschwür von einem wahren heimlichen Schaden erzeugt, mit desto größerer Schärfe und Heftigkeit, je weniger es sich nach außen Luft machen durfte. Die Puritaner verlangten eine gänzliche durchgreifende Reformation der Kirche, Freiheit derselben vom Staate, völlige Aenderung des Cultus, Aufhebung der Hierarchie, und suchten dieses alles so viel sie konnten, wenigstens in ihren Gemeinden zu erreichen. Diese Gemeinden wurden aufgelöst, ihre Prediger verfolgt, gestraft, mißhandelt, die Laien gezwungen sich der herrschenden Kirche anzuschließen; sie klagten, sie beschwerten sich unaufhörlich, bald bei der Königin, bald bei dem Parlament, immer vergeblich, aber sie duldeten in der Hoffnung besserer Zeiten, und was das Wunderbarste ist, sie blieben der Regierung, die sie unterdrückte, von Herzen ja mit Enthusiasmus ergeben.

Ganz anders wurde dieses unter den Stuarts. Sie meinten nur das System fortzusetzen welches sie vorgefunden hatten, aber unter ihren Händen schien es ein durchaus verschiedenes und fand anstatt allgemeiner Unterwerfung allgemeinen Widerstand. In einem Punkt war es allerdings das Gegentheil des frühern und damit begann ihr Verderben. Sie schlossen sich nach außen den Gegnern der Reformation an und verließen ihre Anhänger. Hierdurch war das Zutrauen in ihre Aufrichtigkeit verloren. Die Nation besann sich auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Nichts sollte ihnen eingeräumt werden, wozu man nicht streng verpflichtet war. Sie fühlten sich allenthalben beengt, verlassen, gehindert. Anstatt der Thaten, die man von ihnen verlangte, legten sie sich auf das

Disputiren und Unterhandeln; sie versprachen und hielten nicht, sie gaben nach und beharrten auf Kleinigkeiten, sie reizten und quälten ohne zu bezwingen, sie versuchten die Willkühr ohne Gewalt, sie meinten klug zu sein, wenn sie logen und betrogen, und sie hätten sich nicht sicherer zu Grunde richten können, wenn sie eigends darauf bedacht gewesen wären. Nun erhoben die Puritaner ihr Haupt und alles war mit ihnen, weil alles gegen die Regierung war. Die geistigen Banden hatten sich aufgelöst, die das Volk mit ihr zusammenhielten. Als feindliche Mächte standen sie sich beide gegenüber, und Krieg war die Losung. Der Sieg blieb dem Theil, welcher den bewegenden Geist der Zeit, die Begeisterung und eine durch lange Mißhandlungen genährte Erbitterung für sich hatte. Die Sieger wollten Staat und Kirche nach ihrem Sinn reformiren, aber was sie schufen hatte keinen Bestand, denn sie verließen ihr eignes Princip, sie wollten zwingen und beschränken wie der König und die alte Kirche. Dadurch spalteten sie sich in sich selbst, eine dritte Partei trat hervor, mächtiger als jene beiden, weil sie konsequenter war, sie wollte Freiheit ohne Unterschied für jede Ueberzeugung und Zerstörung alles Bestehenden, was dieser Freiheit entgegenstand; es gelang ihr, indem sie mit Gewalt alle Formen zerbrach, der König fiel, die Verfassung lös'te sich auf, aber der Zustand, welcher nun eintrat, hob sich selbst auf, weil er keine bleibende Form für sein Bestehen finden konnte. Die Republik ging in das Protektorat über, und das Protektorat hatte Form und Bestehen nur in der Subjektivität des Protektors. Es lös'te sich also mit dem Verschwinden dieser Subjektivität auf. Nun trat eine Reaktion ein, welche das System der Stuarts nur in der Vollendung seiner Schlechtigkeit, in vollkommen selbstbewußter Lüge und Opposition gegen das gemeine Wesen wieder herzustellen schien. Damit zerstörte es sich aber selbst, und fiel ohne besondere Kraftanstrengung der Gegner durch seine eigene Nichtigkeit. Es kam ein für die Gegenwart wohl berechneter Vergleich zwischen den Gegensätzen zu Stande, der sie für eine Zeitlang zu beruhigen schien, und auf dem die Verfassung bis auf den heutigen Tag beruhet. Aber in der neuesten Zeit sind sie mit neuer Kraft hervorgetreten, noch ist der Kampf ein friedlicher und gesetzlicher geblieben. Den Erfolg wird die Zeit lehren.

Shakspeare hat das Ende dieser Katastrophe bei weitem nicht erlebt, sein Schaffen fiel in den Anfang derselben, aber der Geist der Vergangenheit ist es, welcher dem Hamlet in der Person seines

Vaters erscheint, und ihm den Abfall der Gegenwart, ihre innere Unwahrheit und Schlechtigkeit zeigt. Alles scheint ganz wie es war, das Leben wird unter denselben Formen fortgesetzt, innerlich aber in der Wahrheit, wie er es sieht und erkennt, ist es gänzlich verändert, durchaus verdorben und untergraben. Eine Ahnung von der innerlichen Aushöhlung der damals noch so glänzend und so scheinbar festbestehenden Formen, muß schon damals vorhanden gewesen sein, denn sein Trauerspiel schildert ihre Ursachen gar zu deutlich. So zeigt es sich selbst im Aeußern, sobald es seine Kraft bethätigen soll, namentlich bei dem Aufruhr, dem die Garden des Königs nicht widerstehen können. Er soll und er will strafen und bessern, aber er ist nicht im Stande dazu, nur Tadel und bitterer Spott bleibt ihm übrig. Sein Geist wendet sich von aller Thätigkeit aller Freude in dem Gegenwärtigen ab, und in der unablässigen Betrachtung eines düstern und traurigen Jenseits auf sich selbst zurück. Es wird ihm keine Ruhe in dieser Richtung gelassen, man sucht ihn zu erforschen, und dieselbe zu zerstören, nachdem man sie erkannt hat. Er verhält sich leidend, und erst als man ihn durch fortgesetzte List und Verfolgung auf das Aeußerste getrieben hat, schlägt er unwillkührlich los, und fällt indem er Alles in gleiches Verderben nach sich zieht. Allerdings scheint eine Einseitigkeit in dieser Auffassung zu liegen, indem an dem Princip der neuern Zeit, welches als der Held des Stückes erscheint, nur das Negative, Auflösende und nicht der innere in der Zerstörung schaffende Lebensgeist sich zeiget. Aber auf der andern Seite erscheint der Held doch wieder als der Berechtigte, der einzig Wahrhafte in einer Welt des Trugs, er ist bei aller Finsterniß seiner Stimmung mit einer unwiderstehlichen individuellen Liebenswürdigkeit geschmückt, deren Zauber uns gefangen hält. Er fühlt den ganzen Reiz dessen, von dem er sich abkehrt, und es ist seine Qual, daß er sich von ihm abkehren muß. Damit grade wird der Geist der neuen noch im Werden begriffenen Zeit charakterisirt. Wir hängen an dem Mittelalterlichen, indem wir es aufheben. Unsere Kunst will zu ihm zurück, aber sie kann nicht bei ihm bleiben. Eine Klasse von Philosophen, Theologen und Staatsmännern will seine Einrichtungen in Kirche und Staat wieder herstellen, aber sie zerfallen ihnen unter den Händen. Diese Empfindung, diese Bestrebungen sind natürlich. Nicht das Werdende, nur das Gewordene verstehet sich selbst. Es fehlet uns die Anschauung der Gestalt der Dinge, die wir hervorbringen, indem wir sie bekämpfen und anstatt ihrer grei-

sen wir sehnsüchtig nach derjenigen, die vergehet. Die Wehmuth über die Nichtigkeit des Wechsels, über das Verschwinden im Werden ist der Grundton des Stückes, der, wie es fortrückt, immer schärfer anklingt.

In der Todtengräber-Scene steigt sie auf den höchsten Gipfel, sie durchsaust gleichsam einen in sich zurückkehrenden Kreis von den Reflektionen des Todtengräbers über seine Profession an, bis zu den Betrachtungen Hamlets über den Schädel des armen Yoriks. Man könnte sagen, daß der Geist des Stückes hier zum Bewußtsein kommt und es ausspricht. Nirgends ist die Aehnlichkeit, welche dergleichen Scenen ihrer Bedeutung nach für das Kunstwerk mit dem Chor der alten Tragödie haben, auffallender als hier. —

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß Shakspeare bei der Arbeit an seinem Stück dasjenige, was ich bisher zu entwickeln versuchte mit Bestimmtheit gedacht habe. Ich bin vielmehr überzeugt, daß er es nicht that; hätte er es gethan, so besäßen wir grade deswegen das Stück nicht. Die sich selbst bestimmende und von sich selbst wirkende Bewegung des Gedankens widerspricht der unbewußten Thätigkeit des Künstlers, der sich dem Genius als einer fremden unerkannten Macht hingibt. Jene hat das Gewordene, diese das Werdende zum Gegenstande. Was der Einen angehört ist der Andern schon entzogen. Niemand begreift seine Zeit, eben weil sie noch im Werden ist; beide aber, der Held und der Dichter wirken an ihrem lebendigen Webstuhl: jener die Wirklichkeit ihrer einzelnen Gestalten, dieser das lebendige Abbild ihrer Totalität. Der Nachwelt, welche die Gegenwart ihrer Vergangenheit ist, bleibt die Vollendung ihres Begriffes vorbehalten.

Darum haben die Dichter von jeher Seher, Propheten geheißen, denn jene Totalität enthält in der That Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sie ist das Ewige in der Zeit.

Wie kommt aber der Dichter zu seiner Sehergabe? Ich antworte, weil es sein Werk ist, das Innerliche äußerlich, das Subjektive objektiv zu machen, und es so aus der Beschränktheit des Wirklichen zur Idealität des Allgemeinen zu erheben. Nun ist aber alles Besondere einer jeden Zeit durch ihr Allgemeines bedingt; indem der Dichter also sein individuelles Verhältniß zu ihr künstlerisch veranschaulicht, wird es ihm unwillkührlich zur Darstellung desselben.

Diese Harmonie eines endlichen Geistes mit dem unendlichen, dieses Wiederklingen der Thätigkeit des Einen in dem Andern ist es, was man Genius nennt.

Wollen wir also, indem wir zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe übergehen, die Entstehung des wunderbaren Kunstwerks, mit dem wir uns beschäftigen in der Seele seines Urhebers begreifen, so müssen wir die individuelle Gemüthsstimmung nachweisen, welche in der Idee desselben zur Allgemeinheit geworden ist. Dieses ist so schwer nicht, als es scheinen konnte. Jene Idee ist, so gefaßt, keine andere, als die Rückkehr des Geistes zu sich selbst aus den Formen des Lebens und der Erscheinung. Diese Rückkehr und ihren Schmerz erfährt jedes menschliche Individuum mehr oder weniger, (ihr Erfolg entscheidet aber dessen Werth und inneren Gehalt,) das reichere weitere Gemüth in höherem Grade, als das ärmere und beschränktere. Sie wirft den Schwächling danieder und beugt gewöhnliche Naturen unter das Joch der Alltäglichkeit, dem Starken stählt sie die Brust zu selbstständigem Wirken, sie führt den Philosophen in das unendliche Gebiet des Denkens und treibt den Künstler, jene in sich zerfallene Wirklichkeit von Innen heraus durch tiefsinnige Werke wieder herzustellen. Ihre Zeit ist der Uebergang vom Jünglings- zum Mannesalter, denn die Jugend vertieft sich in die äußern Erscheinungen des Lebens, indem sie ihnen einen Gehalt beilegt, den sie an sich nicht haben, und gehet zugleich über sie hinaus zu einem unbestimmten Ueberschwänglichen, vor welchem sie gänzlich verschwinden. In diesem Conflict reift die Vollendung des männlichen Alters, die ihnen ihre wahre Stelle als Mittel der Bildung durch den Gedanken anweist. Der Erfolg dieser Crisis bestimmt den Gehalt des Menschen.

Ich habe schon früher bemerkt, daß Shakspeare den Hamlet schrieb als er einige 30 Jahr alt war, also wenigstens nicht lange nach dieser Uebergangsperiode, und daß alle seine großen tragischen Werke von späterem Datum sind.

Es ist also zu sehen, welche Umstände es waren, die sie für ihn so bedeutend machten, daß sein Geist, ohne es selbst zu wissen, sich zum Gesammtgefühl seiner Zeit ausbreitete, und indem er dadurch sich von ihrem Schmerz befreite, mit einem Mal den Gipfel der tragischen Kunst erstieg. Nichts scheint unpoetischer als Shakspeare's erste Jugendgeschichte. Er heirathet mit 18 Jahren, zeugt Kinder und sucht sich und seine Familie mit einem bürgerlichen Gewerbe, man weiß nicht welchem, zu ernähren. Malone meint er sei Schreiber bei einem Advokaten, oder dem Seneschal eines Patrimonialgerichtes gewesen. Dann geräth er in schlechte Gesellschaft von Wilddieben und betheiligt sich an ihren Vergehen. Sir

Thomas Lucy, dessen Park unter seinem Muthwillen leidet, verfolgt ihn; er rächt sich durch eine Ballade, deren einzig erhaltener erster Vers gemein genug lautet, und sieht sich genöthigt seine Vaterstadt zu meiden. Er geht nach London und wird Schauspieler; das einzig Merkwürdige hierbei ist, daß wie Byron die Erbitterung zum Dichter machte, sie ihn zuerst zum Versemachen trieb, und daß beide in dem poetischen Erguß derselben sich weder Maas noch Ziel setzen. Aber schon mit sieben oder acht und zwanzig Jahren ist dieser verlaufene Wilddieb ein berühmter Dichter. Spenser feiert ihn in seinen Thränen der Musen. Robert Greene spricht mit offenbarem Neid von ihm in der Schrift unter dem Titel: ein hellerwerth Witz erkaufe mit einer Million Reue, einer Art Autor-Testament, worin er seine Collegen ermahnt, nicht für die Scene zu schreiben neben Marlow, (dem ersten tragischen Dichter dieser Zeit) und Lodge. Er genießet der Gunst und des Umgangs der Großen, und mit 32 Jahren schreibt er den Hamlet.

Wie hat sich nun diese große und seltsame Veränderung zugetragen? Die Geschichtschreiber seines Lebens, die Sammler seiner Werke schweigen davon, es sind uns keine andere Urkunden über sie geblieben als die Sonette, deren schon früher gedacht wurde.

Ich weiß sehr wohl wie mißlich es im Allgemeinen ist, die Lebensbeschreibung eines Dichters in seinen Versen zu suchen, berühmte Philologen haben mit Recht erinnnert, zu welchen widersprechenden Märchen die Oden des Horaz bei einer solchen Behandlung Stoff geben könnten. In der That steckt sie aber doch bei einem wahren Dichter darin, und es fehlt uns gewöhnlich nur der Schlüssel. Das hat uns Göthes Selbstbiographie von Neuem bewiesen. Mit den Sonetten des Shakspeare jedoch hat es eine eigne Bewandniß, das beweist schon die Art, wie sie in das Publikum gekommen sind. Sie wurden zuerst im Jahr 1609 von dem Buchhändler Thomas Thorpe herausgegeben. Sie führen seinen Namen nicht an der Stirn wie Venus und Adonis und der Raub der Lukretia. Die Dedikation rührt nicht von ihm her, sie erscheint in jeder Hinsicht wunderlich und räthselhaft. Da sie kurz ist, will ich sie hier anführen.

Dem einzigen Erzeuger der folgenden Sonette

Herrn W. H.

lauter Glück

und die von unserm ewig lebenden Dichter versprochene Ewigkeit

wünscht

der Abenteurer indem er auszieht

T. T.

Daß die Buchstaben T. T. der Name des Verlegers sind, ist gewiß. Ebenso wenig möchte es zu bezweifeln sein, daß unter W. H. Henry Wriothesly, Graf von Southampton und Baron von Tichfield, Shakspeare's bekannter Gönner und Freund gemeint ist, welchem er Venus und Adonis sowohl als den Raub der Lukretia, mit all der bescheidenen Ergebenheit zugeeignet hat, welche einem plebejischen Poeten und Schauspieler einer solchen Person gegenüber gebührt. Hätte er selbst die Sonette herausgegeben, oder auch nur von ihrer Herausgabe gewußt, so würde er eine so seltsam freie Weise des Ausdrucks gegen seinen Beschützer eben so wenig zugelassen haben, als die Art wie hier von ihm selbst gesprochen wird. Aber seine Laufbahn in London hatte grade mit dem Frühjahr 1609 geendigt, in welchem er sich nach Erwerbung eines hinlänglichen Auskommens von dem Theater zurückzog, um den Rest seines Lebens in behaglicher Ruhe in seiner Vaterstadt Stratford zuzubringen. Das erklärt, wie hier von ihm noch bei Lebzeiten gleichsam als von einem Abgeschiedenen die Rede sein kann. — Der Verfasser der Dedikation fühlt sehr wohl, daß die Sache ein Wagstück ist, er selber nennet sich einen Abenteurer. Einmal dem gegenüber, an welchen die Dedikation gerichtet ist; denn wenn es ihm auch schmeicheln mußte, daß die Begeisterung, welche seine Persönlichkeit ihrem gefeierten Urheber eingeflößt hatte, allgemein bekannt wurde, so enthüllen die Sonette doch zugleich so zarte und zum Theil so seltsame Situationen, daß deren Veröffentlichung ihm leicht mißfallen konnte, und wenn seine Eitelkeit den Sieg über dieses Mißfallen davon trug, wie die Zueignung es zu erwarten scheint, so mochte er doch wohl nicht in den Fall kommen wollen, sich offen zu ihr bekennen zu müssen. Deswegen ist sie so gestellt, daß ihm noch immer eine Hinterthür zum Leugnen offen bleibt.

Konnte die Herausgabe aber den Freund des Dichters verletzen, so mußte sie es noch mehr ihn selbst, wenn er Kenntniß davon erlangte. Sein Ruhm war durch seine übrigen großen Werke so fest begründet, daß er durch die Veröffentlichung dieser poetischen Selbstbekenntnisse unmöglich viel gewinnen konnte. Ihm blieb also nichts als das Mißfallen über die Indiskretion mit welcher man sich unterfing die Geheimnisse seines Herzens, Bedrängnisse die er längst überwunden hatte, der fühllosen Menge und allen ihren Mißverständnissen Preis zu geben. — Die Nachwelt allerdings muß es dem räthselhaften Abenteurer schönstens danken, daß er ihr die so merkwürdigen, ja einzigen Dokumente zu der innern Geschichte dieses

wunderbaren Geistes erhalten hat. In der That, je mehr wir uns mit ihnen bekannt machen, desto mehr müssen wir uns überzeugen, daß sie niemals für das Publikum, die wenigsten für den, an welchen sie größten Theils gerichtet sind, bei weitem die meisten als eine Art poetischen Tagebuchs nur für den Urheber selbst bestimmt waren. Kunstwerke, auch nur in dem Sinne, in welchem jedes gute lyrische Gedicht, ja jedes Volkslied es ist, kann man sie nicht nennen, es fehlt ihnen das Allgemeine, die Ablösung von dem Individuum, welche aller Spezialität unbeschadet hierzu gehört, sie haben ihr Leben nur in der Beziehung des Individuums des Urhebers auf eine ganz bestimmte Situation desselben, und doch möchte man sich nicht selten über zu viel Künstlichkeit beschweren. Derselbe Gedanke, die gleiche Empfindung wird fast bis zum Ueberdruß in den mannigfaltigsten Formen variirt und wiederholt. Es zeigt sich hier schon die Gabe, welche Shakspeare in so hohem Grade besaß, einem Dinge alle nur möglichen Seiten abzugewinnen, es gleichsam in den verschiedensten Farben sich spiegeln zu lassen, und so in der unbedeutendsten Erzählung den Stoff zu dem tiefsinnigsten Schauspiel zu finden. Und doch ist diese Künstlichkeit keineswegs beabsichtigt, man fühlt es, wie nothwendig sie aus der innern Natur des Dichters hervorgeht. Wie dort mit einem gegebenen, so spielt er hier mit eignen Zuständen, um so eifriger, je mehr sie ihn bedrängten. Hierin liegt in der That schon das Uebergehen zum Dramatischen. Diese Beschäftigung mit sich selbst als mit einem Fremden braucht sich nur zu vollenden und sie gibt den Charakter eines Dramas; dieses Hin- und Herwenden einer Situation braucht sich nur auf eine Handlung zu richten und sie bildet die Fabel desselben.

Ich kehre von dieser Digression zu meinen Gegenstand zurück, denn sie hatte keinen andern Zweck, als den Gebrauch zu entschuldigen, den ich für denselben von den Sonetten machen will. Ihn rechtfertigen kann nur das Ergebniß dieses Gebrauches.

In den ersten zwanzig Gedichten der Sammlung finden wir den Dichter von begeisterter Bewunderung eines schönen und vornehmen Jünglings ergriffen. Er rühmt ihn in den mannichfaltigsten Formen; was es von Bildern und Vergleichungen nur Liebliches und Reizendes gibt, muß zu seiner Huldigung dienen, und doch versichert er, was gesagt werden könne, bleibe noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Eben so oft erinnert er ihn an die Vergänglichkeit aller dieser Vorzüge; er redet ihm zu, der Gleichgültigkeit gegen die Frauen zu entsagen, durch die er ihren Endzweck vereitele,

und in einer blühenden Nachkommenschaft der Welt ein sichereres Andenken derselben zu hinterlassen als des Dichters Reime es vermögen. In dem 21ten ändert sich der Ton; der Gegenstand, welcher angeregt wird, ist offenbar ein anderer als der bisherige. In dem Lobe des letztern konnte er sich nie genug thun, von diesem sagte er ganz naiv, er sei zwar so schön als irgend ein Mutter-Kind, doch nicht so herrlich als jene goldenen Kerzen befestigt in des Himmels Luft. Man sieht es deutlich, der Dichter ist seinem Freunde mit gutem Beispiel vorangegangen, er liebt, aber bei weitem nicht mit jener überschwänglichen Schwärmerei, die er für diesen empfindet, er liebt ein Frauenzimmer mit aller Behaglichkeit eines zärtlichen Abenteurers. In dem 22ten macht er sich Bedenken über sein Alter, der Jugend der Geliebten gegenüber, und tröstet sich damit, daß alle Schönheit, die sie schmückte, nur die scheinende Einfassung seines eignen Herzens sei, welches in ihrer Brust lebe, wie das ihrige in der seinen; und in dem 23ten folgt ein sinnreicher Liebesbrief. Wie ein unvollkommner Schauspieler auf der Scene, der durch seine Furcht aus der Rolle geworfen wird, so gesteht der Dichter, vergesse er aus Mangel an Vertrauen, die ganze Ceremonie des Ritus der Liebe herzusagen (das Bild ist offenbar von der Liturgie hergenommen, welche den religiösen Cultus so vollständig enthält, wie des Liebhabers Reden denjenigen der Geliebten aussprechen sollten). Diese soll sich an seine Schriften halten (die wie das Buch der Liturgie schon vorhanden sind), die die Liebe vertheidigen und nach Belohnung sehen, denn mit den Augen zu hören gebührt der Liebe feinem Witz.

Erst das 26te Sonett kehrt zu dem Freunde zurück; Herr meiner Liebe, (heißt es dort) dir sende ich diese geschriebene Botschaft, Pflicht zu beweisen, nicht meinen Weg zu zeigen. Aber das ganze Verhältniß hat sich verändert. Der Dichter fühlt sich nicht mehr wie früher befriedigt und ruhig in dem Umgange mit dem Freunde, in der begeisterten Bewunderung seiner Vortrefflichkeit. Er ist von ihm getrennt, aber das nicht allein, er ist unglücklich. Bei Tag ermattet die Müh der Reise seine Glieder, des Nachts ermüden ihn seine Gedanken, und er kann für sich selber keine Ruhe finden (27). In Ungnade bei dem Geschick und vor den Augen der Menschen beweint er ganz allein seinen unglücklichen Zustand, er beunruhigt den Himmel mit zwecklosem Jammer, er siehet auf sich selbst und verflucht sein Loos, er wünscht sich einem gleich, der reicher an Hoffnung ist, gestaltet wie dieser, wie dieser mit

Freunden gesegnet zu sein (29.). Wie ein Sterbender nimmt er Abschied von dem Freunde, und bittet ihn, wenn seine Verse von nachkommenden Dichtern übertroffen werden, sie zu bewahren, nicht um ihres Reimes, um seiner Liebe willen (32.).

Aber der Freund selbst ist die Ursache seines Unglücks. Er versprach ihm einen schönen Tag und lies niedere Wolken ihn unterwegens übereilen, die des Freundes Trefflichkeit in ihrem verfaulten Dampf verbergen. Zwar bricht er wieder durch die Wolken, um den Regen auf des Dichters sturmgepeitschtem Angesicht zu trocknen, aber niemand kann gut von einer Salbe reden, die die Wunde heilt, den Schaden nicht wieder herstellt. Des Freundes Scham kann dem Kummer des Dichters keine Arznei sein, und wenn jener auch bereut, so bleibt ihm doch der Verlust (34.).

Worin bestand nun dieses Vergehen des einen Theils an der Freundschaft, welches den andern so tief verletzte? Es kann nicht deutlicher gesagt werden als in dem 36. und 42. Sonett.

„Laß mich bekennen, daß wir beide müssen geschieden sein, obgleich unser ungetheiltes Lieben Eines ist — daß du sie hast ist all mein Kummer nicht, und doch mag es gesagt werden, daß ich sie innig liebte; daß du sie hast, ist Hauptgrund meiner Klagen."

Also in einer und derselben Untreue hatte der Dichter den Freund und die Geliebte betroffen, jener hatte ihr seine Liebe zugewandt, sie sich ihm ergeben. Für den Dichter waren sie beide verloren.

In dem Widerstreit der Empfindungen und Leidenschaften, welchen dieses Verhältniß in des Dichters Seele erregte, und der in den folgenden Gedichten immer wieder mit erneuter Gewalt hervortritt, zeigt sich deren ganze Schönheit.

Er fühlt die Größe der ihm zugefügten Verletzung und der Schmerz über dieselbe erreicht durch die Person, von welcher sie ihm widerfahren ist, den höchsten Grad.

„Liebe weiß, es ist ein größrer Kummer der Liebe Unbill tragen, als des Hasses bekannte Beleidigung."

Wie dieser Schmerz aber sich gegen das Heiligthum der Freundschaft in seinem Herzen kehren will, so wehrt er ihm mit allen nur ersinnlichen Mitteln. „Nimm alle meine Liebe, mein Geliebter, ja nimm sie all, was hast du dann mehr als du zuvor schon hattest?" „Ich vergebe dir den Raub, holder Dieb, obgleich du all mein Eigenthum dir stiehlst" (sagt er in demselben Sonett, aus dem die eben angeführte Stelle ist). Ihn selbst mag er verzehren, er möge die Blüthe seines Lebens dahin nehmen, wie der Herbst die wenigen gelben

Blätter, welche auf den Aesten hangen, die gegen die Kälte zittern (73.), er mag ihn zum Tode führen, im Tode selbst will er sich dieses Heiligthum bewahren.

„Wenn jener schlimme Spruch ohne alle Bürgschaft mich wird hinnehmen, so hat mein Leben in den Zeilen einiges Interesse, die zum Andenken noch bei dir bleiben werden. Wenn du dies übersiehest, so übersiehest du grade den Theil, der dir geheiligt war. Die Erde kann nur Erde nehmen welche ihr gebührt. Mein Geist ist dein, der bessere Theil von mir (74.)."

Anders ist es mit der Geliebten, deren Untreue den Dichter betrogen hat. Er bricht in bittere Vorwürfe gegen sie aus; seine Gefühle gegen Sie grenzen zuweilen an Verachtung und wenn er von ihrem Liebreiz noch immer gefesselt bleibt, so erscheint ihm derselbe als ein Zauber, der sich unwillkührlich seiner Seele bemächtigt.

„Dem Theil von dir, den das Auge der Welt erblickt, fehlt nichts, was des Herzens Gedanke verbessern könnte. Alle Zungen, Stimmen der Seele, geben dir diese Gebühr, und sagen bloße Wahrheit. Doch eben diese Zungen heben dieses Lob mit andern Lauten wieder auf, indem sie weiter spähen als das Auge zeigt. Sie schauen in die Schönheit deiner Seele und messen durch Schlüsse sie nach deinen Thaten, und ihre ungeschliffenen Gedanken, wenn auch die Blicke freundlich bleiben, hängen deiner schönen Blüthe den niedern Duft des Unkrauts an. Die Losung aber, warum dein Gemüth deinem Anblick nicht entspricht ist — daß du gemein wirst (69.)." —

„Welche Tränke habe ich getrunken von Syrenen Thränen, gezogen aus Kolben, garstig von innen wie die Hölle, Furcht auf Hoffnung häufend, Hoffnung auf Furcht. Verlierend noch, wenn ich mich gewinnen sah. Welche jämmerlichen Irrthümer hat mein Herz begangen, während es sich beglückt, wie niemals glaubte. Wie sind meine Augen aus ihren Kreisen gezogen in der Verwirrung dieses Fieberwahns."

Betrachten wir nun, welche Wirkungen diese Leiden, diese Kämpfe in dem Gemüth des Dichters hervorbrachten. Auch sie liegen uns in den Sonetten klar vor Augen. Sie raubten ihm jene Befriedigung, mit welcher ihn die Außenwelt bisher erfüllt, und der er sich eine Zeit lang mit seliger Trunkenheit hingegeben hatte. Mit der Sonne des Lebens, welche jene niederen Wolken in dem Freunde verdunkelt hatten, war das Licht verschwunden, das

sie ihm bisher in verklärtem Glanze gezeigt hatte, und die Dinge derselben erschienen ihm nun in der vergänglichen und nichtigen Gestalt, welche sie für den greifenden und sondernden Verstand, bei gereifter Erfahrung annehmen. Die alles verändernde, zerstörende Gewalt der Zeit ergriff seine Seele, und er fühlte es schmerzlich, wie sie sich bis auf die Empfindungen und Zustände ausdehne, welche dem Geiste als sein Eigenstes erschienen, und denen er die Ewigkeit beizulegen geneigt ist, die er als die Wahrheit seines Wesens erkennt.

„Wenn ich durch die schlaue Hand der Zeit den reichen, stolzen Aufwand des abgenutzt begrabenen Alters sich entstellt sehe, hohe Thürme dem niedrigen Boden gleichgemacht und Erz als ewigen Sklaven sterblicher Wuth u. s. w., — wenn ich solche Verwechslung des Zustandes oder den Zustand selber vernichtet durch Verfall erblicke, dann lehrt Zerstörung so mich überlegen, daß die Zeit kommen und meine Liebe wegnehmen wird. Dieser Gedanke ist wie ein Tod, der nichts wählen kann als zu beweinen, daß er hat, was er fürchtet zu verlieren."

So hören wir ihn in dem 64. Sonett klagen. In dieser Stimmung untersucht er den Lauf der Welt, ihr inneres Getriebe, das was übrig bleibt, wenn man sie der Hülle glänzenden Scheins entkleidet, den sie für die begeisterte Betrachtung sowohl, als für den Eifer praktischer Bestrebungen in der Freude des Gelingens annimmt."

Wie lebhaft werden wir hier nicht an den Inhalt von Hamlets berühmtem Monolog: „Sein, oder nicht sein," erinnert.

Aber auch dabei bleibt der Dichter nicht stehen, er unterwirft sein eigenes Selbst, eine Vergangenheit, die sich, wie es scheint, in dem Genuß der Gegenwart, bisher seinen Blicken entzogen hatte, derselben unbarmherzigen prüfenden Zergliederung, mit der er die Außenwelt betrachtet. Mögen ihn Vorwürfe dazu veranlaßt haben, womit der Freund seine Klagen erwiderte, genug er kann diese Vorwürfe abweisen, wenn er auch meint die Schuld auf sein Geschick auf seinen Stand schieben zu dürfen. Grade in solchen Betrachtungen mußte ihm der Makel recht fühlbar werden, womit die Meinung der Menschen diesen Stand von jeher bezeichnet hat, und er konnte sich das Wahre nicht verhehlen, was ihr wie jeder Meinung zum Grunde liegt, die sich erhält und verbreitet. Man kann es nicht treffender, schärfer aussprechen als er selber es thut.

„Ach es ist wahr, ich bin hin- und hergezogen, und habe mich selbst zum Narren gemacht für den Anblick, durchbohrt meine

eignen Gedanken, wohlfeil verkauft, was das Theuerste ist, alte Beleidigungen aus neuen Neigungen gemacht. Sehr wahr ist es, daß ich auf die Wahrheit gesehen habe, schief und wunderlich, aber, (fügt er hinzu und dieser Zusatz ist sehr merkwürdig; er zeigt uns den Keim zu der Erhebung des Dichters aus all diesen beengenden und niederschlagenden Zuständen) bei allem, was dort oben ist, diese Verirrungen gaben meinem Herzen eine neue Jugend."

„O um meinetwillen hadere mit dem Glück, der Gottheit, die schuldig ist an meinen unheilvollen Thaten, die nichts Besseres für mein Leben ausersah, als Unterhalt vom Volk, der des Volkes Sitten erzeugt. Daher kommt's, daß an meinem Namen ein Makel haftet, daher fast ward meine Natur unterworfen dem, worin sie arbeitet, gleich des Färbers Hand."

Eine solche Stimmung konnte unmöglich produktiv sein, weder in jenen subjektiven lyrischen Ergießungen, in welchen sich der Dichter bisher so sehr gefallen hatte, (denn der Zwiespalt seines Innern, durch die grübelnde Selbstbetrachtung, der den Sieg über poetische Begeisterung davon getragen hatte, war ja grade durch denjenigen erzeugt, von dem sie bisher sich genährt hatte,) noch objektiv zu dramatischen Hervorbringungen. Mußte die Kraft und die Freude des Schaffens nicht gehemmt werden, durch die beständige Vergegenwärtigung des Standes, der sie veranlaßte, und in welchem der Dichter den Untergang seines besseren Selbst zu erblicken glaubte?

Ich denke daher nicht zu irren, wenn ich Spensers Klagen über seine unterbrochene Wirksamkeit für das Theater auf diese Periode innerer Entwickelung beziehe. Sie finden sich in dessen Thränen der Musen, einem Gedicht, welches zuerst im Jahre 1591 gedruckt erschienen ist.

„Und er, der Mann, (heißt es dort,) den Natur selbst gemacht hat, sie selbst zu äffen, und Wahrheit nachzuahmen in freundlichem Wettstreit unter mimischen Schatten, unser ergötzlicher Willy ist todt seit Kurzem, mit dem alle Freude und holde Fröhlichkeit ist zugleich getödtet und in Schmerz ersäuft."

„Derselbe sanfte Geist, von dessen Feder breite Ströme Honigs und süßen Nektars fließen, verachtend die Kühnheit so niedrig geborner Menschen, die ihre Thorheit so rasch von sich zu schleudern wagen, wählet lieber in müßiger Celle zu sitzen, als so sich selbst dem Spotte zu verkaufen." —

Was war es nun, was unsern Dichtern wieder mit der Beschäftigung versöhnte, zu welcher jener Beruf sowohl, als die Schick-

sale seines Lebens ihn vor allen anderen bestimmt hatten; wie gelangte er von dem Bewußtsein der erniedrigenden Aeußerlichkeiten seines Standes, die er so tief hatte fühlen müssen, zu jener neuen Begeisterung für seine Kunst, der wir seine unsterblichen Werke verdanken? Mich dünkt, der Hamlet zeigt es uns deutlich. Niemals ist sie höher gestellt, nirgends aus einem erhabeneren Gesichtspunkt betrachtet worden als in diesem Stück. Wenn dem Dichter bei Abfassung desselben irgend eine Absicht mit Bestimmtheit vorschwebte, so war es ohne Zweifel, sie in dieser Verklärung zu zeigen. Die ganze Fabel ist ethisch, sie ist es in einem höheren Grade, als wie irgend ein Werk des Alterthums. Sie hat die sich selbst und Alles, was mit ihm in Berührung kommt, verderbende, zerstörende Natur des Bösen zum Gegenstand. Diese Natur, wie sie Alles durchdringt und beherrscht, Zufall und Absicht, das faselnde Alter und die blühende Jugend, Leichtsinn, Ueberlegung und Thorheit ist das in ihr waltende Schicksal. Und was erscheint als der Gipfel und Wendepunkt derselben? Nichts anders als die Aufführung eines Schauspiels. Sie bringt die verborgene Unthat an das Licht und vor die Augen der Welt, sie weckt das schlummernde Gewissen des Sünders und beugt seine starren Kniee vor der ewigen Gerechtigkeit, sie verändert das ganze Verhältniß der Hauptpersonen, und führt die Katastrophe aller Hindernisse ungeachtet, welche List und Zufall ihr in den Weg legen, mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit herbei. Dabei läßt es aber der Dichter noch nicht bewenden, er spricht seine Meinung durch den Mund der Hauptperson auf das Bestimmteste aus. Das lebendige Bild der Zeit, aller ihrer Formen und Erscheinungen, ihres Alters und ihres Wachsthums soll das Schauspiel sein, ein reiner Spiegel, in dem sie sich selbst betrachtet und erkennt, so weit es der Gegenwart möglich ist, der ihre Tugenden und Laster in ihrer wahren Gestalt zurückstrahlt. Die Begeisterung des Dichters für seine Kunst ist aber weit von jener jugendlich unreifen entfernt, die der Wirklichkeit den Rücken kehrt, und an einem inhaltlosen Geschöpf der Einbildungskraft hängt. Sie ist mit der klarsten Einsicht in diese Wirklichkeit verbunden, und besteht in der bewußten Erhebung über ihr Nichtiges und Zufälliges. So hoch der Dichter von der Schauspielkunst denkt, so ernst er es mit ihrer Ausübung meint, so unübertrefflich er das Wesen aller ihrer Regeln mit wenigen Worten in Hamlets Unterricht zusammenfaßt, so armselig schilderte er das Wesen und Treiben der Schauspieler. Jenes Aufgeben des eigenen Selbst an ein Fremdes, jene

Erniedrigung der Persönlichkeit zum Stoff einer von außen gegebenen Form macht, was den Schauspieler so tief unter den einen äußerlichen Stoff selbstständig bildenden Künstler stellt; wie scharf tritt es in Hamlets Reflektionen über den Vortrag aus der Hekuba hervor? Die Unstetigkeit der Lebensart, die Zweideutigkeit des Rufes, die Unsicherheit der Aussichten, die Abhängigkeit von dem Augenblick und von den wechselnden Launen einer theils rohen, theils übermüthigen, theils abgespannten Menge, der es bei weitem mehr um den Zeitvertreib sinnlicher Befriedigung, als um edlen Kunstgenuß zu thun ist, — wie unbarmherzig wird dies Alles ausgesprochen!

Indem der Dichter nun mit neuer, zugleich höherer und wahrerer Begeisterung zu seiner Kunst zurückkehrte, war es vor allem sein Bestreben, sie so auszuüben, daß sie dem Ziel entspräche, welches er sich selbst gesetzt hatte. Recht eigentlich ist es ihm in dem Hamlet um jenes lebendige Bild der Zeit zu thun, welches er für ihren wahren Zweck hielt. Der gegebene Stoff war ihm an sich durchaus nicht günstig. Wie weit über sein eignes Wissen und Wollen es ihm damit der Bedeutung nach gelungen ist, hoffe ich oben gezeigt zu haben. Hier will ich nur noch darauf aufmerksam machen, wie sich dieses Bestreben in der Form der Darstellung zu erkennen giebt. Er hat seine Heimat in dem rohen, fernen, mythischen Norden, dessen Zustände, von den wirklich vorhandenen durchaus verschieden waren. Merkwürdig ist es zu sehen, wie der Genius des Dichters hier das scheinbar Unmögliche wirklich macht, und vereinigt, was sich durchaus zu widersprechen scheint.

Der gleichzeitige Zuschauer fühlte mit Hamlet die beißende Kälte der Polarnächte, er sah ihren klaren Sternenhimmel, er hörte den wilden rauschenden Jubel nordischer Trinkgelage; alle Schrecken des finstern Aberglaubens jener Länder ergriffen seine Seele und dicht daneben sah er die Menschen seiner Zeit auf das natürlichste geschildert leben und sich bewegen; das Geschwätz der Stutzer, die feinen nichtssagenden Wendungen der Hofleute, die Verstellung, die künstliche Wohlredenheit der Vornehmen, der derbe Witz der Geringen, selbst das Wesen und die Sitten eben dieser Schauspieler, welche dieses Alles vor seinen Augen darstellten, trat ihm vor Augen, wie er es jeder in seinem Kreise alle Tage zu sehen und zu hören gewohnt war; Beides so wunderbar mit einander verschmolzen, daß eines dem andern nicht den geringsten Eintrag that, im Gegentheil, jene Schrecken wirkten dadurch noch gewaltiger, daß sie so unmittelbar in die nächsten Lebenskreise zu treten schienen.

Man sage nicht, dies sei nichts besonders in dem Hamlet, es finde sich in den andern Stücken des Dichters ebenso. Allerdings war Shakspeare von jener pedantischen Beobachtung dessen, was man in seiner weitesten Ausdehnung das Costüm nennt, weit entfernt, welche die Gelehrsamkeit des Publikums jetzt dem Schauspieldichter beinahe zur Pflicht macht. Darum haben aber seine Stücke bei weitem auch in dieser Hinsicht nicht gleichen Ton und Farbe, sondern beides ist immer durch die bestimmte Intention des Künstlers bedingt. So sehen wir z. B. den Lear eben so absichtlich in jene Ferne einer barbarischen heidnischen Zeit verlegt, wie der Hamlet ihr entrückt ist. In Romeo und Julie scheint durchaus das südliche italienische, im Othello, das venetianisch-levantische vor, Alles freilich, wenn ich so sagen soll, in das allgemeine englische Element übersetzt, in dem er mit seinem Publikum lebte, und durch welches es allein genießbar und verständlich werden konnte.

In diesem großen lebendigen Gemälde, welches so ganz und gar objektiv erscheint, wie ist doch Alles wieder so subjektiv, so durchaus in bestimmten Gemüthszuständen des Dichters begründet, die wir in den Sonetten kennen gelernt haben, daß es sich Stück vor Stück darauf zurückführen läßt.

Nach dem, was vorher angeführt worden ist, muß Shakspeares Talent nach seiner Flucht nach London sich mit einer Schnelligkeit entwickelt und Anerkennung gefunden haben, die seine eignen Erwartungen weit übertraf. Er sah sich mit einem Mal den berühmtesten Dichtern seiner Zeit zugesellt, von dem Publikum bewundert, von den Vornehmen gesucht und geschätzt, ja mit der Freundschaft eines empfänglichen, geistreichen, in jeder Rücksicht liebenswürdigen Jünglings unter denselben beglückt. Was war natürlicher, als daß er so getragen von der Woge eines ihm bisher ganz unbekannten, ja nicht einmal geahneten Glücks, mit Befriedigung und Selbstzufriedenheit auf derselben fortschiffte. Das Theater hatte ihm wirklich eine neue Jugend gegeben, wie er in den Sonetten rühmt, welche die Armuth und Beschränktheit der ersten reichlich ersetzte. Ein unglückliches Verhältniß warf ihn aus allen diesen seligen Träumen heraus. Er sah sich von der Geliebten hintergangen, von dem Freunde beleidigt, sein produktives Talent durch den Druck des Unglücks gehemmt; er lernte den Abstand seiner Stellung in der Gesellschaft von eben jenen Großen kennen, denen er sich einen Augenblick gleichgedünkt hatte, er sah, daß er da, wo er ein inniges unzerreißbares Band der Seelen geknüpft zu haben glaubte, eigentlich

nur ein Spielzeug geistreicher Unterhaltung gewesen war, das man wegwerfe, wenn man seines Gebrauches müde geworden. Er erkannte die undurchdringliche Scheidewand, welche die selbstgeschaffene poetische Welt, in der er lebte und webte, von jener äußerlich glänzenden, innerlich verdorbenen trennte, in welcher die Dinge in Wahrheit sich begeben, die Weltgeschicke sich vollenden. Er mußte sich mit Ekel von ihr abwenden, nachdem er einen Augenblick geglaubt hatte, zu ihr zu gehören. Das Alles finden wir in dem Hamlet wieder, nur aus dem engen Kreis der Privatverhältnisse in den weiten eines großen weltgeschichtlichen Ereignisses gerückt. Auch der Held des Stücks fühlte sich einmal von der Gunst des Glücks von der Bewunderung der Mitwelt getragen. Er besaß, was er sich in der Gegenwart wünschen konnte, und die Zukunft schien ihm ungesucht das Höchste zu bieten. Auch er sieht sich plötzlich durch ein unerwartetes Ereigniß aus allen diesen schönen Träumen auf den rauhen Boden der Wirklichkeit herabgestürzt, auch er erkennt diese Wirklichkeit in ihrer ganzen Heuchelei und Nichtswürdigkeit, er möchte seine Seele ganz von ihr abwenden; aber ein unwiderstehliches Schicksal reißt ihn mitten in das wüste Getriebe derselben, versetzt ihn in eine Lage, die seinen Geist zerrüttet, zwingt ihn zu Thaten, vor denen er zurückschaudert indem er sie beschließt, und die zu verrichten er nur in dem Wahnsinn dieser Zerrüttung fähig ist.

Vergänglichkeit, Tod und Grab erfüllen die Seele des Dichters, sie sind der feste unveränderliche Hintergrund, vor dem alle Gestalten des Lebens sich bewegen, und in welchen sie mit ihrem ewigen Wechsel gleichmäßig zurücktreten, in welchen er sich selber versenkt wünscht, um der quälenden Neckerei ihrer Nichtswürdigkeit zu entgehen.

Gerade so verhält es sich mit seinem Helden, nur mit dem Unterschied, daß diesem in der über alle Maßen geliebten furchtbaren und jammervollen Erscheinung des Geistes seines ermordeten Vaters äußerlich geworden, was für den Dichter nur ein innerer Zustand war, daß die Reden des Geistes dem Prinzen enthüllen, was eigene Reflektion diesem gelehrt hat.

Für den Dichter in der Wirklichkeit wie in dem Phantasiegebilde seines Werkes ist der Fehltritt eines verführten Weibes der Ursprung aller Qual und alles Unheils. Der Dichter hat dieses Weib wahrhaft geliebt und er fühlt sich von ihrem Reize noch bezaubert, da er sich schon genöhtigt sieht sie zu verachten. Offenbar liegt dieser Conflickt allen Schilderungen der Weiblichkeit in dem

Stück zum Grunde. Gebrechlichkeit dein Name ist Weib, ist auch das Thema, welches sie auf das mannichfaltigste auszuführen scheinen. Aber diese Gebrechlichkeit erscheint in der Sünderin selbst, welche das Eis der Jahre vor den Uebereilungen einer heißen Jugend nicht zu bewahren vermochte, noch immer liebenswürdig; welch ein Zauber ruht auf ihr in dem Charakter der Ophelia, wo sie noch nicht zur That, ja nicht einmal zum Willen geworden, in der Gestalt träumerisch unbewußter Sehnsucht wohnt, und sich erst in dem Irrereden des Wahnsinns an den Tag legt. — Die Erbitterung des Dichters gegen diesen Zauber, wie scharf, wie heftig spricht sie sich in den Worten aus, mit welchen der Prinz das reizende Geschöpf in der Zerrüttung seines eignen Gemüthszustandes mishandelt.

Auch die Freundschaft war dem Dichter nicht geblieben, was sie ihm in dem Beginn einer jugendlichen Begeisterung geschienen, aber sie hatte in seinem Gemüth ihre Wahrheit behalten, und so war es ihm gelungen, sein Inneres mit dem Wesen des Freundes wieder auszusöhnen, so sehr ihn auch das, von demselben wiederfahrende Unrecht verletzte. Das bezeugen die Sonette; denn wie er sich von dem Zauber befreite, in dem er mit dem Freunde durch die Liebe zu einem höchst reizenden, aber unwürdigen Gegenstand verstrickt war, stellte sich das alte Verhältniß nur mit größerer Besonnenheit und richtigerer Würdigung des beiderseitigen Standpunktes wieder her. So ist dann auch in dem Stück Hamlets Freundschaft zu Horatio das Einzige, was in der allgemeinen Auflösung und Zerstörung rein und unangetastet bleibt. Wenn sie den Prinzen auch nicht von seiner inneren Zerrüttung erretten, nicht vor dem Verderben bewahren kann, das ihn unwiderstehlich in seinen Strudel herabreißt, so ist sie es doch allein, woran seine geängstete Seele sich hält, und was ihr von Zeit zu Zeit einen Augenblick der Ruhe gewährt. Ja der Charakter des Prinzen selbst ist das schönste Denkmahl dieser Freundschaft; die Individualität des Dichters und seines Freundes erscheint hier zu einer und derselben Gestalt wunderbar poetisch verschmolzen. Offenbar ist das Bild des von Allen geliebten und bewunderten Jünglings und Weltmanns, welches Ophelia uns von dem Prinzen vor seinem Unglück entwirft, jenem nachgebildet, wie sich des Dichters Gefühle und Leiden in seiner späteren Zerfallenheit aussprechen. Aber selbst in dieser Zerfallenheit, und bei all dem Herben und Scharfen, was sie ihm giebt, wohnt ihm jener Zauber der Liebenswürdigkeit bei,

welcher in dem Freunde niemals seine Gewalt über den Dichter verlor, und ihn mit dessen Fehlern und Beleidigungen immer wieder aussöhnte. Eben dieser Zauber ist es, welcher uns in dem Charakter des Prinzen so sehr einnimmt, daß auch wir ihm Alles, was uns in seinen Reden und Handlungen verletzet und abstößet, verzeihen, und ihm gegen die andern Personen des Stückes, vielleicht mehr als billig ist, recht geben.

So sehen wir denn in allem und jedem, wie der Genius das Individuelle und Subjektive in Allgemeines und Objektives verwandelt und es so zum Stoff eines Kunstwerkes macht, dessen Form er mit Freiheit beherrscht. Darin nur liegt, dünkt mich, die Wahrheit dessen was Aristoteles die Reinigung der Leidenschaften durch das Trauerspiel nennt. Sie ist mehr oder weniger in jedem wahren Kunstwerk enthalten, tritt aber in der Poesie, und unter den verschiedenen Gattungen derselben am vollständigsten in dem Trauerspiel hervor, weil die Poesie die selbstbewußteste unter allen Künsten ist, und weil das Trauerspiel die höchste Vollendung der Poesie enthält. Sie wird vollzogen zuerst in dem Künstler selbst, durch die Hervorbringung des Werkes, dann in dem Leser und Zuschauer durch die Wirkung, welche der Verlauf des Stückes in ihm hervorbringt. Der Dichter geht von einem wirklichen beschränkten und subjektiven Leiden oder Unbehagen aus, und befreit sich von ihm, indem er es, in ein allgemeines und objektives verwandelt, äußerlich darstellt. Den Zuschauer ergreift dieser Schein des Wirklichen zuerst, als wäre es das Wirkliche selbst, er verhält sich leidend gegen denselben, indem er seine Leidenschaften erregt, wie eine wahre Begebenheit. Das ist die erste nothwendige, aber auch die unterste Stufe des Kunstgenusses. Er muß sich von derselben zu der Freiheit erheben, welche der Dichter durch die Hervorbringung selbst erlangt hat, und dieses geschiehet, indem jener Schein verschwindet, indem er hinter denselben, zu dem Urheber tritt, dort das freie Walten des Genius erkennt, und es in der Betrachtung des Werkes in seinem Verlaufe wiederholt. So gehet er mit dem Dichter von einem materiellen, subjektiven Leiden, zu freier, geistiger Thätigkeit über, und vollbringt in derselben die gleiche Reinigung dieses Leidens, die jener durch die Hervorbringung des Werkes erlangt hat.

Daß es sich wirklich so verhält, dafür zeugen am bestimmtesten die Dichter selbst. Immer war ihnen das Produciren Mittel, um das äußerlich oder innerlich gestörte Gleichgewicht ihres Wesens wieder herzustellen, um sich von der Zufälligkeit eines Zustandes zu

retten, indem sie ihn in die freie Nothwendigkeit eines Kunstwerkes verwandelten.

Daraus ergiebt sich aber auch ferner, daß jene Reinigung nicht durch den Stoff, sondern durch die Form, nicht durch das Dargestellte, sondern durch die Darstellung selbst bewirkt wird. Der Stoff, das Dargestellte, behält wie die Wirklichkeit selbst nach wie vor die Eigenschaft, Furcht und Mitleiden zu erregen, und die Reinigung dieser Leidenschaften ist gerade dann am vollkommensten, wenn dieses am gewaltigsten geschieht; heben sie sich in dem Verlauf des Werkes selbst auf, durch einen glücklichen Ausgang, eine sogenannte Versöhnung, so ist das entweder ein Fehler, oder es hat doch mit jener Wirkung nichts zu schaffen, weil sie eben so, und noch mehr durch das gerade Gegentheil erreicht wird. Nur das ist nothwendig, daß die Darstellung überhaupt eine Idee, ein Allgemeines enthält, daß das dargestellte Leiden kein blos zufälliges selbstverschuldetes ist, daß es mit gemeinsamen Zuständen mit den ewigen Geschicken zusammen hängt, denn sonst quält es uns freilich nur ohne zu heilen, wie z. B. in Schillers Kabale und Liebe, oder in den Foscars des Lord Byron.

Allerdings hat die Kunst aber hier, wie überall die Religion hinter sich, indem der menschliche Geist in ihr an der Form eines wesenlosen Scheines vollbringt, was jene uns als das ewige Werk des unendlichen Geistes darstellen. Wie der menschliche Geist diesen wesenlosen Stoff mit einer selbstgeschaffenen Form frei durchdringt, und ihm in dieser Durchdringung die Harmonie und Einheit giebt, welche wir in der Wirklichkeit, deren Abbild er ist, nicht zu finden vermögen, so erhebt uns die Religion zu dem Glauben, an eine gleiche Thätigkeit des unendlichen Geistes in der Gesammtheit der Welt und ihrer Geschicke, die sie für ein höheres und vollkommenes Erkennen zu Einem ewigen Kunstwerk macht, in dem Schatten und Licht, das Kleinste wie das Größte nothwendige Bestandtheile derselben Harmonie sind.

Elberfeld. **Hoffmann.**

Ueber die deutsche Rechtschreibung.

In Folge der großen germanischen, besonders westgermanischen Völkerwanderungen jener ungefähr vergeßnen Zeiten, deren Character sowohl als Begebnisse uns späten Nachkommen unklar und unfaßlich genug geworden ist, sind die Sprachen Europa's in ihren Formen und Bildungen theils ganz und gar, theils sehr verunstaltet und verstümmelt worden. Denn eben so, wie die Völker aus den Gegenden der Nord- und Ostsee in den Ländern der Südgermanen, Romanen und Kelten zu einem ungeheuren Mischmasch zusammenströmten und, nachdem sie gesiedelt waren, mit den Eingebornen großentheils verschmolzen, so auch mußten hier ihre verschiedenen Sprachorgane, Sprachen und Mundarten zusammenstoßen und sich im Laufe der Zeiten auf mannigfache Weise gestalten und verunstalten. Der Bergbewohner nahm von den Menschen der Ebene an, und der Mensch der Ebene von dem Bergbewohner, doch jener mehr von diesem, als dieser von jenem.

Die Sprachen der Völker skandinavischer Abkunft und ihrer verwandten Stämme in der jetzigen Osthälfte Deutschlands, welche ich insgesammt die Ostgermanen heiße, das sind diejenigen Germanen, welche schon im fernsten Alterthum Könige mit römischen und orientalischen Grundsätzen (reges) und Steinburgen (castella) unter und über sich duldeten, im Gegensatz zu den Westgermanen, welche weder reges noch castella in ihren Ländern gestatteten, und die Freiheit über Alles liebten, gingen alle nach und nach in ihren neuen Heimathen auf Römerboden in der fremden Nationalität unter.

Aber die Westgermanen, das sind die Franken, Frisen und Saxen, behaupteten ihre Nationalität allerwärts, und das Schwerd ihres Geistes, ihre Sprache, blieb herrschend in den Ländern,

welche sie erobert hatten. Die Westgermanen drückten dem ganzen heutigen Deutschland ihr Gepräg unvertilgbar auf, der Westhälfte Deutschlands oder dem eigentlichen Deutschland, wo der deutsche Name entstand, am meisten. Dies geschah vor allen durch die Franken und Frisen. Sie waren die demokratischen Völker Germaniens, die Saxen und Angeln die aristokratischen, und die Ostgermanen die royalen. Fränkisches Leben und fränkische Sprache ward vorherrschend in allen Rheinländern von der Moselmündung an bis zur Schweiz, und auf der Nordseite Badens, Würtembergs und Baierns. Die frisischen und fränkischen Hamen oder Heimen findet man als Wegweiser der fränkisch-frisischen Völkerwanderung in südlicher Richtung von der Nordgrenze der Frisen bis an die Schweiz.

Die Ebnen der Westseite Süddeutschlands erhielten sich am längsten in ihren Volkssprachen die Ur-Vocale, welche durch die Völkerwanderung aus der Nordhälfte Westgermaniens hieher verbreitet worden waren. Die germanische Sprachbildung Englands sowohl, als eines großen Theiles der schottischen Niederlande und Süddeutschlands ist aus den Herzogthümern nördlich von der Nieder-Elbe entstammt. In den Bergländern Deutschlands gestaltete sich die germanische Sprache vielfach anders als in den Ebnen, und im ganzen Süddeutschland bildete sich die germanische Aussprache häufig der keltischen nach.

Im Laufe des sogenannten Mittelalters sind viele römische und romanische Sprachelemente unvertilgbar und bis zur Unkenntlichkeit in's Deutsche eingeschlichen. Die meisten davon, weil sie sehr alt sind, sind den deutschen Sprachforschern als fremde unerkannt geblieben, und daher ist gegen sie bisher noch keine Jagd angestellt worden. Eine solche aber wird immer unnüz bleiben. Um den Sprachjägern ihre Lust zu vertreiben, wird ein künftiger Aufsatz diese Elemente liefern.

Seit der Wanderung der Saxen nach Süden hat ihre Sprache, die deutsche der urgermanischen Flach- oder Plattlande, welche von jeher von der frisischen, der Sprache der germanischen Marschebne an der Nordsee, sehr verschieden gewesen ist, westwärts bis zum 51sten, ostwärts bis zum 52sten Grad, oder bis nach Duynkerken und Magdeburg geherrscht. Die flamische Sprache ist im Wesentlichen die holländische, und diese die batavisch-säxische, deren System die frisische zum Grundelement hat. Der Batavier gehörte ursprünglich der norddeutschen Ebne nicht an. Die säxische oder

plattdeutsche Sprache bemächtigte sich auch des urslavischen Küstengebiets der Ostsee von der Kieler Bucht bis nach Rußland, mit kurzer Unterbrechung in Hinterpommern. Das Deutsche östlich von der Elbe auf urslavischem Boden ist in Wesen und Aussprache das schlechteste von allem.

Die säxische Sprache zwischen dem Harz und dem Thüringer Walde ward durch den mächtigen Einfluß der südwärts und westwärts wohnenden Franken zur säxisch-hochdeutschen umgewandelt, und diese Mundart hat durch ein merkwürdiges Verhängniß in Folge der lutherischen Bibelübersetzung die pedantische und tyrannisirende Sprache von Millionen Menschen deutscher Zunge werden müssen. Dadurch ist viel Lebloses in die deutsche Sprache gekommen, und viel Lebendiges daraus verschwunden, viel Verstümmelung der Formen entstanden und viele nichtssagende Schleppendungen und Anhängsel, wovon die Sprache früher nichts gewußt. In dieser modernen Sprache ist ein großes Stück von der Volksseele verloren gegangen, und so wie man erst dann die alten Rechte und Freiheiten aufzeichnet, wenn Recht und Freiheit untergegangen sind, so kann man aus dem heutigen Sammeln deutscher Sinnsprüche und Sprichwörter ersehen, wie viel Leben bereits in der deutschen Sprache erstorben ist.

Das nichtfrisische Element in der holländischen und flamischen Sprache ist nicht das fränkische, sondern wer diese Sprachen wirklich kennt, wird einsehen, daß es hauptsächlich das säxische oder plattdeutsche ist. Die plattdeutsche Sprache hat in Folge des Unterjochungseifers sowohl der geistlichen als weltlichen Aristokratie überall auf die frisische von Belgien bis Jütland mehr oder weniger einen Einfluß geübt, auf die nordfrisische am wenigsten. Auch die plattdeutsche in der Urheimath der Saxen hat von der hoch- oder buchdeutschen durch Kirche, Schule und Verkehr vielfachen Einfluß erfahren.

Germaniens älteste Wurzeln liegen an der Nordsee, nicht an der Ostsee, und die frisische Sprache ist unleugbar die älteste germanische, die es gibt. Die Völkerwanderung nach dem jetzigen Deutschland ging größtentheils von den Nordsee-Ebnen aus.

Während des sogenannten Mittelalters ward die Bildung der deutschen Sprache jämmerlich gehemmt durch die Kirche und die Liebe zum Römerthum. Auch die Rechtschreibung war so willkürlich und mannigfach, wie die verschiedenen Mundarten. Als aber die Reformation der Kirche in Norddeutschland auch in der

Sprache eine gewaltsame Einförmigkeit versuchte und erzwang, da stellte sich der mitteldeutsche Dialect westlich von der Elbe, obwol nicht der beste, an die Spitze aller deutschen, breitete sich durch sein anmaßendes kirchliches Ansehen über Deutschland aus und bemächtigte sich des gesammten vornehmern deutschen Lebens. Die eigentlichen Volkssprachen Deutschlands sanken aber gegen diesen ihren säxischen Großthuer in Verfall und Verachtung.

Von der Zeit an ward die deutsche Rechtschreibung immer mehr eine Verkehrtschreibung, und ihre Leitung bis auf unsere Tage herab von Menschen abhängig, welche von den tiefer liegenden Gesetzen ihrer äußerlich und innerlich entstellten Sprache wenig verstanden. Endlich sprang sogar eine ungeheure Sprachlehre, wie kein anderes Volk sie kennt, mitten aus der deutschen Welt hervor, allein auch diese blieb ohne Wirkung auf die allgemein gewordene buchdeutsche Mundart, die sich schon längst vom Volksleben weit verirrt hatte.

Was durch Unwissenheit und Unverstand in eine Sprache gekommen, kann durch langen Brauch weder geheiligt, noch entschuldigt werden. Das Schlechte abzulegen, ist immer Pflicht, selbst wenn man sich so daran gewöhnt hat, daß Niemand ohne die Gefahr, darüber verspottet zu werden, solches wagen darf. Die schlechteste Gewohnheit hat die größte Kraft, und eine der schlechtesten ist die neueste Rechtschreibung der Deutschen. Es haben schon Einzelne in Büchern und öffentlichen Aufsäzen versucht, eine andere deutsche Rechtschreibung einzuführen oder doch wenigstens vorzubereiten. Sie würden mehr Glück gemacht haben, wenn sie größere Sprachkenner gewesen, weniger gemuthmaßt, als gewußt, und größeres Ansehen unter ihren Landsleuten gehabt hätten. Denn in Deutschland gilt Ansehn mehr als Tüchtigkeit.

Es sind feste Regeln vorhanden, wonach sich die germanischen Sprachformen gebildet und umgestaltet haben, nachdem sie durch die Wanderungen südwärts und westwärts mit den Völkern nach allen Orten und Gegenden derjenigen Länder, welche lange hernach den Gesammtnamen Deutschland annahmen, und in die verschiedensten Formen der deutschen Hoch- und Flachlande gebracht worden waren, und diese Regeln, deren Wahrheit aus den folgenden Darstellungen und Entwickelungen einzelner Bestandtheile der deutschen Sprache von selbst hervorgeht, erkennen keine Schreibart an, welche nur in Unkunde und Willkür ihren Ursprung hat.

* * *

Der Deusche hat ein Alphabet, das heißt ein A B, aber kein A B C. Es lautet also:

a, b, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o, p, r, s, t, u, w, z.

Die germanische Sprache kennt kein c, nur ein k, kein v, nur ein f, kein q, nur kw, kein x, nur ks, kein y, nur gi, kein tz, nur ts, woraus der eigentlich ungermanische Buchstab z geworden ist. In z ist schon der t-Laut vorhanden, und tz ist eine unsinnige Verstärkung. Das deutsche w ist eine Abart des urgermanischen Lauts uu oder des Doppel-u, welches noch das frisische und englische ist.

Wie gesagt, ist der Buchstab v in der deutschen Sprache ganz unstatthaft, er kommt am häufigsten im Holländischen vor. Die urgermanischen Mundarten kennen ihn nicht. Vater heißt auf Englisch father; die Silbe ver in Zusammensetzungen, z. B, in vergessen, verbieten, verliren, verlassen, vergeben u. s. w., auf Frisisch fer, auf Englisch und Breitschottisch for; Volk auf Frisisch Fulk, auf Englisch folk; Vieh auf Urdeutsch Fe, z. B. in fe-ud, das ist abhängiges Eigenthum, wofür einem Oberen Fe oder Geld bezahlt wird, auf Breitschottisch fe und fie, auf Plattdeutsch Fe; viel auf Frisisch föl, auf Breitschottisch feil und fele; voll auf Frisisch fol, auf Englisch full; vor auf Frisisch för, auf Englisch for; von auf Frisisch fan, auf Englisch from und auf Breitschottisch frae und fra; Vogt auf Frisisch Fögeth und in Orkney fuod; Vogel auf Frisisch Fögl, auf Englisch fowl; Vlies auf Englisch fleece und auf Breitschottisch flesche, auf Altenglisch aber fleos und flys; vier auf Frisisch fjaur, auf Englisch four.

Es gibt eine Menge Wörter in dem jetzigen Hochdeutsch mit der nicht ursprünglichen Schleppendung en. Das Wort Magen hat diesen gewöhnlichen deutschen Zopf. Mag hätte hingereicht. Auf Frisisch heißt die Form Mag (a lang), auf Englisch maw (Thiermagen), indem g im Englischen eben so oft zu w verstümmelt worden, als im Dänischen zu v. Das Wort Küssen, welches mit i falsch geschrieben wird, gehört nicht zu dieser Klasse, da es aus dem Französischen kommt, nämlich von coussin. Auch der stark im Nachahmen gewesene Engländer hat sein cushion aus Frankreich geholt. Ferner sind Boden, Broden, Faden, Busen, Besen u. s. w. nicht hieher zu zählen, weil sie aus Bodem, Brodem, Fadem, Busem durch nachlässige Aussprache und gedankenloses Sprechen entstanden. Boden heißt auf Frisisch Buthem, auf Englisch bottom, auf Breitschottisch boddum, und selbst das Wort

Bodmerei zeugt von der älteren und richtigen Schreibart. Broden oder Brodem, welches genau mit dem englischen breath (Odem) zusammenhängt und mit dem breitschottischen to brothe, das ist stark schwizen, heißt auf Frisisch Brethem (das th hat den Urlaut und e davor eine Aussprache wie in Rest); Faden auf Frisisch Fiathem, auf Englisch fathom und auf Breitschottisch fadom, und Busen auf Frisisch Bösam, auf Englisch bosom. Jene Schlepp-endnug aber haben folgende: Bolzen, ursprünglicher Bolz geheißen, das englische bolt und das frisische Balt (a lang und dumpf), Waizen, nicht Weizen, das englische wheat, Daumen, richtiger Daum, das frisische Thüm und das englische thumb, Birn oder Birne, mit dem überflüssigen und ursprünglich unrichtigen End-e, aus Bir-en entstanden, das frisische Per und englische pear, Biene, ebenfalls mit dem unnüzen Schlepp-e am Ende und dem eben so überflüssigen e in der Mitte, aus Bi, dem echten Ausdruck für Biene, geworden, den die Engländer mit ihrem verkehrten Doppel-e (ee) bee schreiben, Spathen (Spaten ist ganz falsch), das frisische Spad und das englische spade, Galgen, dessen Urform Galg hieß, das frisische Goalg und das englische gallow, Haufen, richtiger Hauf, das frisische Hup (u lang) und das englische heap, Schatten, in welchem Wort weder das t, noch das Doppel-t richtig ist, das frisische Skad (a lang) und das englische shade, Schaden, das frisische Skath und das breitschottische skaith, Hagen, woraus das verstümmelte Hain entstanden, wovon die ursprüngliche Form Hag hieß, die sich noch im Hagedorn findet, das englische hedge, das englische haw in hawthorn und das breitschottische hage, Hopfen, richtiger Hopf, das frisische Hap (a lang und dumpf) und das englische hop, Frieden, in welchem auch das erste e unnüz und willkürlich ist, das frisische Freth (e lang und th mit dem Urlaut), Glauben, dessen ursprüngliche Bildung Glaub war, welche aus Gelaub entstand, das frisische Luw (u lang), das englische lief in belief und das breitschottische to leif, glauben, Bogen, das frisische Bögh und das englische bow, Rechen, welches anfangs Räch gelautet haben muß, wie noch in dem norddeutschen Harke und in dem englischen rake zu ersehen ist, Riemen, dessen erstes e eben so willkürlich, als zur Dehnung unnöthig ist, das englische ream, das frisische Riam und das ältere deutsche frisische Riem oder Rüm, Schemen, das frisische Skem, Tropfen, das Dröb (ö lang) und das englische trop, die langschläfrige Form trocken, deren ältere Nebenform treug die richtigere ist, das frisi-

sche drüg, das englische dry und das plattdeutsche dröch (ö lang), Stern, aus Steren geworden, das frisische Stear, das englische star und das plattdeutsche Ster, Roggen (Rocken ist die falschere Form), dessen überhäufte Endsilbe die Verdoppelung des g verursacht hat, das englische rye, eine verdorbene Bildung, das frisische Ragh (a lang und dumpf), Haken, das frisische Hagh, das breitschottische hawk, Leisten, das frisische Least und das englische last, Husten, das frisische Hast (a lang und dumpf), das plattdeutsche Host und das breitschottische host, Karpfen, das englische carp, Karren, in welchem Wort die unnüze Endung wieder das doppelte r erzeugt hat, das frisische Kar (a lang und dumpf) und das englische car, Klumpen, das frisische Klomp und das englische lump, Knoten, das frisische Knat (a lang und dumpf) und das englische knot, Knochen, das frisische Knak (a lang und dumpf), Knollen, das frisische Knol und das englische knoll, Kragen, das frisische Krag (a lang); Nacken, das frisische Neak und das englische neck, Kuchen, das frisische Kuk (u lang) und das englische cake, Kasten, das frisische Kast und das englische chest, Zapfen, das frisische Cap (a lang) und das englische tap, Balken, das frisische Boalk, das englische balk und das aus balk entstandene breitschottische bawk — und viele andere mehr.

Unzählige Wörter im Hochdeutschen haben ohne vernünftigen Grund ein unnüzes Dehnungs-h in sich aufnehmen müssen, und unter den hier eben genannten auch dehnen und aufnehmen, welche ursprünglich von keinem h gewußt. Sie werden richtiger ohne diesen Buchstaben geschrieben. Zu derselben Gattung gehören unter vielen anderen folgende. So wie nehmen auf Friesisch neman heißt, so lautet mähen auf Englisch to mow und auf Plattdeutsch maien, Mähne auf Englisch mane, auf Frisisch Mönang, Mahr und Mähre, nämlich der Nachtmahr oder die Nachtmähre, das ist der Alp oder Alpengeist oder Berggeist, wovon auch die deutschen Elfen ihren verstümmelten Namen tragen, auf Frisisch Mear und auf Englisch mare. Mahl nennt der Frise Mial und der Engländer meal, aber mahlen (auf der Mühle, welche ebenfalls kein h bedarf, und auf Englisch mill, auf Frisich Male heißt) hat der Deutsche unnöthiger und willkürlicher Weise von malen, das ist zeichnen und tünchen, unterscheiden zu müssen geglaubt, da doch beide Formen ursprünglich eine und dieselbe gewesen und von einem und demselben Begriff ausgegangen sind, nämlich von dem des Mahlens. Da es

eben so gut ein langes e gibt, als ein kurzes, so läßt sich mehr eben so gut mer schreiben. Der Frise sagt moar, der Engländer more, und der schottische Niederländer oder der breitschottische Mensch mair und mare. Blühen heißt auf Frisisch bleuen, blähen heißt auf Frisisch ble'n, auf Englisch to blow und auf Breitschottisch to blaw, bohren auf Frisisch börin und auf Englisch to bore. Daß in drohen das h eben so überflüssig als unrichtig ist, sieht man schon an der Nebenform dräuen. Fahen, welches auf Frisisch fu'n, und dessen Imperfect fing, Frisisch füng, heißt, braucht eben so wenig ein h, als das davon abgeleitete fähig. Auch fühlen, das frisische felan und das englische feel, gähnen, das englische yawn, führen, das frisische feren und das plattdeutsche fören, womit das breischottische fere, das ist Begleiter, innig verwandt ist, ferner früh und froh, Jahr, das englische year und das frisische Joar, ihm, wovon das allein richtige Anfangs=h abgefallen, das englische him, ihr, wovon ebenfalls das Anfangs=h verloren gegangen, das englische her, u. s. w., haben ein völlig nuzloses und nicht zum Stamm gehöriges h. In fliehen, welches das frisische fle'n und das englische to flee und to fly ist, sind beides h und e ganz überflüssig und unzuläßig. Kuh ohne h ist richtiger, keine anderen germanischen Mundarten haben es, auch die ältesten nicht. Eben so ist küren richtiger als kühren, und in lehren, wofür der Frise liaren und der Engländer learn sagt, und lehnen, welches auf Frisisch lönin und auf Englisch to lean heißt, ist gleichfalls das h ganz unnüz und willkürlich eingeschlichen. Dieses quiescirende oder faule h entspricht der mitteldeutschen Langsamkeit und Umständlichkeit, und in allen den unzähligen Beispielen, wo es vorkommt, gründet sich sein Dasein auf denselben leeren Einfall, in Folge dessen die bereits genannten Wörter mahlen und malen, wovon das erstere auf Frisisch grinjan, auf Englisch to grind, und das leztere auf Frisisch mialen heißt, durch h von einander unterschieden worden sind. Prahlen braucht kein h, die Form pralt ohnedies genug, Rhede mit h ist ganz falsche Schreibart, es ist das englische road und das fransche rade. Uhr, mit seinem unstatthaften h, als wenn es kein langes u gäbe, ist eine Corruption aus dem römischen hora oder aus dem franschen heur (heure). Der Holländer hat hier das deutsche h nicht nachgeahmt. Man kann sich nicht bergen vor dem deutschen h, überall springt es hervor, eben schon wieder in ahmen, welches der Form nach das englische to aim ist. In Ahn, ahnen, Aehre, welches das eng=

lische ear ist, höhnen, Bohne (fris. Boan, engl. bean), Lohn, Frohn, fröhnen, söhnen, Sohle (engl. sole), Stuhl u. s. w. findet dieselbe Bewandnis statt. Rah (Querstange am Mast) ist das frisische Roa und das breitschottische ra und braucht kein h. Man könnte die moderne hochdeutsche Sprache die h=Sprache nennen, denn in keiner Sprache wird ein Buchstabe so viel gebraucht. Das undeutsche Wort Rahm — man denkt nicht, wie viele deutsche Wörter undeutsch sind, die doch Alle für deutsch halten —, worin der k=Laut weggefallen ist, und das h sich wieder am unrechten Orte eingenistelt hat, stammt aus der romanischen Sprache, vom franschen crême, woher auch die Engländer ihren cream erhalten haben. Das fransche crême ist unstreitig aus chrism — entstanden, und sehr merkwürdig ist es, daß der Franzos, natürlich bei seinem Uebergang vom Heidenthum zum Papstthum, seinen Rahm, den er von seiner frisischen Urheimath her lieb gewonnen, und sein heiliges (weißes) Oel chrême beides für Rahm angesehen. Auf Norddeutsch heißt der Rahm Flott und auf Frisisch Fliatang, das heißt das Abgerahmte, denn abrahmen heißt auf Frisisch Flet=en und auf Englisch to fleet. Reihe, das englische row und das frisische Re, dessen e wie in Hecht gesprochen wird, braucht kein h, sehr auch nicht, welches Wort der Form nach das englische sore, wund, weh, Wunde, das frisische siar, Siar, und das breitschottische sair ist, eben so wenig Sehne, das frisische Sen und das englische sinew, und sehnen, welchen Ausdruck die urgermanischen Mundarten nicht kennen, und wofür der Frise lingen braucht, der Engländer to long und der schottische Niederländer to lang, aber in seihen ist das h ursprünglich, und in Schuh scheint das End=h auch nicht unwesentlich zu sein, da das Wort auf Frisisch Skuh lautet, wenn gleich shoe im Englischen. In stehen ist das h ganz unwesentlich und nicht ursprünglich, denn keine andere germanische Mundart kennt es in diesem Wort, deßgleichen in stehlen, welches auf Englisch steal heißt, auch in Wahl ist das h nichts weniger als ursprünglich. Auf Breitschottisch heißt Wahl wale und wählen to wale. Dasselbe ist der Fall mit wähnen, wofür der Engländer to ween sagt, für welche Schreibart die Form wean richtiger wäre, und mit wehren, welches auf Breitschottisch to wer heißt, und mit keinem vernünftigen Grunde sein h vertheidigen kann. Diese Beispiele können mit Rücksicht auf die Unhaltbarkeit des deutschen Dehnungsbuchstabens h hinreichend sein. Doch der conservative deutsche Eigensinn, der

Hang zu alten heiligen Mißbräuchen und die Trägheit zum Bessern wird gewiß noch lange sein Dasein schüzen.

Die pedantische Vorsilbe ge, welche unzählige Mal an Nenn-, Bei- und Nebenwörtern erscheint und die deutsche Sprache in ihrer außerordentlichen Langgestrecktheit vor allen anderen Sprachen in der Welt auszeichnet, muß in dieser Abhandlung über die deutsche Rechtschreibung unberührt gelassen werden, aber nicht so die unnöthige und willkürliche Verdoppelung der Buchstaben m, n, l, t, k u. s. w. am Ende der Wörter. Das t in Bett und in Blatt ist aus d geworden, ersteres heißt auf Frisisch Bad (a lang) und auf Englisch bed, letzteres auf Frisisch Bled (e lang) und auf Englisch blade. Die Wörter Bett und Blatt haben schon die richtige Aussprache ohne das zweite t, dessen Rechtmäßigkeit sich durch nichts darthun läßt. In Mettwurst, welches Wort eigentlich Fleischwurst bedeutet, von dem norddeutschen Met, das heißt Fleisch, das englische meat, ist das eine t ebenfalls unrichtig, und da von diesem Wort Met der Name Metzger stammt, so muß dieser entweder mit ts oder allein mit z geschrieben werden. Mit glatt verhält es sich in derselben Weise, es heißt auf Frisisch glead und auf Breitschottisch glad und glid. In Damm, fris. Dam (a lang und dumpf), engl. dam, Stamm, fris. Stam, engl. stem, Lamm, fris. Lum, engl. lamb, Kamm, fris. Kum, engl. comb, breitschottisch kaim, Flamme (man buchstabirt nicht Fla und me, sondern Flam und e, eben so wie blik und en, nicht bli-ken), das frisische Flam und das englische flame, und in vielen anderen solchen Wörtern ist ein m zu viel. In Nonne, fris. Nun, engl. nun, hat das schleppende End-e noch ein unnöthiges n herzugezogen, indem man nicht, wie es sich allein gehört, Non-e, sondern verkehrterweise No-ne buchstabirte. Sogar in nun, englisch now, fris. nü, hat sich dieses nirgends zum Stamm gehörige n eingestellt. Warum wird Mann, fris. Man, engl. man, mit einem doppelten n geschrieben? Nur aus übler Gewohnheit. Das einfache n, wie es allein richtig ist, versieht die Aussprache genau genug. Auch in Wörtern wie können, engl. J can, spinnen, engl. to spin, rennen, engl. to run, kennen, engl. und breitschottisch to ken, Sonne, fris. San, engl. sun, bannen, engl. to ban, Brunn, oder sogar Brunnen mit doppelter Ueberhäufung, engl. bourn, Gewinn, breitschottisch win, und dergleichen mehr, bedarf es der Verdoppelung des Buchstabs n nicht, sobald man nur richtig buchstabiren kann. In dem letzten Wörtchen kann ist

auch ein n zu viel, und man erkennt recht, wie stark eine Gewohnheit wirkt, wenn Millionen Menschen solche Formen, wie dieses kann, oder wie Ramm (Schafbock), engl. ram, fris. Ram (a lang und dumpf), in unaufhörlicher Gedankenlosigkeit mit einem doppelten Endbuchstaben schreiben. Voll, soll, toll, hell, scholl, quoll, Fall, Stall, Wall, Schwall, all, u. s. w., erhalten ihre richtige Schreibart, wenn das eine l abgeworfen worden. Denn was soll man von der Inconsequenz des Deutschen denken, wenn er voll mit v schreibt und füllen, das ist voll machen, welches demselben Stamm angehört, mit f? Daß der Deutsche in seinem A B oder Alphabet kein c kennt, habe ich oben berührt. Ein ck hat er auch nicht. Und wozu soll auch ein solches Bastardgeschöpf dienen? Doch dafür braucht er sich eben so wenig ein kk anzuschaffen. Warum schreibt man Glück mit diesem römisch-germanischen Machwerk ck? Aus keinem einzigen vernünftigen und triftigen Grunde. Das Urwort heißt Luk oder Lok, der Frise sagt Lok und der Engländer, der auch ein ck braucht, luck. Das deutsche Wort entstand aus Geluk. Auch glücken muß glüken heißen, ohne daß dadurch das ü lang wird, denn wenn man richtig zu buchstabiren versteht, so buchstabirt man nicht glü-ken, sondern glük-en. Man darf doch ja nicht den Endbuchstab des Stamms trennen und an die Endung hängen. Dasselbe ist der Fall mit blicken, rücken, zucken, Brocken, blöcken, Stock, stocken, flicken, sticken, stricken, nicken, Nacken, Backe, backen, Rock, Block und vielen anderen ähnlicher Gattung. Das deutsche keck, der Form nach das englische quick, dessen Grundbegriff das Lebendige und Hurtige ist, und wovon das deutsche Queck in Quecksilber, Queckengras u. s. w. stammt, wird richtig kek geschrieben.

Die Schreibart mit Qu statt Kw ist undeutsch, ist römisch. Die mit qu (wie sie jetzt geschrieben werden) beginnenden echtgermanischen Ausdrücke, deren es wenige gibt, und wovon z. B. Kwern, das ist Handmühle, eines ist, müssen mit kw geschrieben werden.

Die urgermanischen Mundarten in der Nordhälfte der westgermanischen Welt, welche nordwärts mit den Frisen endet, kennen kein z, und dieser Buchstab ist in Deutschland erst nach der Völkerwanderung entstanden aus dem urheimischen t. Aber dieses z hat sich in vielen Wörtern entweder zu einem monströsen tz verunstaltet, oder zu einem nachlässigen ß verschliffen, an dessen Stelle in unzähligen Beispielen ein falsches ss eingeschlichen ist. Der Urlaut k verweichte sich in der südlichen Hälfte Deutschlands oft

zu ch, aus sk ward sch, aus sw der keltische Laut schw, aus sl, sm, sn, die keltischen Laute schl, schm, schn. Der Urlaut p ward, nachdem er erst in pf übergegangen, häufig zu f verstümmelt, der Urlaut th magerte sehr oft nach und nach zu einem kahlen t ab, oder nahm manchmal den d=Laut an, auch der Urlaut d ward nicht selten durch falsche Aussprache zu t, der Urlaut i verwandelte sich am häufigsten in ei, ä und a oft in e, natürlich durch falsche Schreibart, u in au, au und äu nicht selten in ein falsches eu, ai mitunter auch in ein falsches ei. Von dem Urlaut wr ist in manchen Fällen das w verloren gegangen.

Daß der Urlaul t regelrecht in das spätere z überging, will ich durch einige Beispiele zeigen. Aus Salt, fris. Salt, engl. salt, ward Salz, aus Malt, fris. Malt, engl. malt, Malz, aus Tal, das ist Aussprache, Sprache, Sprachorgan, der Form nach das englische tale (abenteuerliche Erzählung), Zahl, was dürr genug ausgefallen, aus tig, das ist zehn mal, welches im Englischen, z. B. in twenty, thirty u. s. w. in der verstümmelten Form ty erscheint, aber im Frisischen und Plattdeutschen noch vollständig geblieben, zig, z. B. in dreizig (dreißig ist falsch), vierzig u. s. w., aus der Urform twe zwei und aus twa zwo, aus Grut, frisisch Grat (a lang und dumpf), engl. groats und grit, Grüze, aus Hart, fris. Hart, engl. heart, Herz, aus Unart, engl. wart, Warze, aus wat, engl. what, waz, woraus hernach durch eine weiche und nachläßige Aussprache was entstand, welches doch wenigstens waß heißen sollte, aus dem uralten frisischen und fränkischen Tuber Zauber, aus Tun (u lang), welches noch in dem holsteinischen en Tun tünen, d. h. einen Zaun von in einander verflochtenen Strauch= und Reiserwerk machen, und in dem englischen toun oder town (eingeschlossener Ort) vorkommt, Zaun, aus tusen, fris. tüsin, engl. to touse, welches ursprünglich bei den Haren fassen heißt, zausen, aus Tiug, fris. Tjüg (ü lang), Zeuge, aus Tiuch, fris. Tjüch (ü kurz) Zeuch, welches nicht Zeug geschrieben werden darf, aus taren, fris. tarin (beide a kurz), engl. to tear, zerren, aus Te, fris. Toan, engl. toe, Zehe, aus ten, fris. tyin (i lang), engl. ten, zehn, aus dem uralten tinth (th mit dem Urlaut, wie im Frisischen und Englischen) das verstümmelte Zins, aus tamen, engl. to tame, zähmen, aus tien oder teen, fris. tji'n (i kurz), ziehen, aus tag oder tach, engl. tough, fris. tuch und tai, zach und zäh, aus swart, fris. suart, breitschottisch und breitenglisch swart, schwarz, aus Smart, engl. smart, Schmerz,

dessen e unrichtig ist, aus Snut, fris. Snütj, plattdeutsch Snut, engl. snout, Schnauze, aus riten oder eigentlich writen, engl. to write, der Form nach das frisische wretan (e kurz), rizen, aus spit, womit das englische to spit, anspießen, das frisische Spit (i lang), das ist Hohn, das englische spite, und das aus Spiz verdorbene deutsche Spieß zusammenhängt, spiz, aus tu, fris. tu, engl. to, zu; aus Tang, fris. Tang, engl. tongs, breitschottisch tangs, Zange, aus Tan, wovon das d abgefallen, fris. Tuth (u kurz und th mit dem Urlaut), engl. tooth, Zahn, aus Tum, fris. Tum (u lang), Zaum, aus teren, fris. terin, zehren, aus Teken oder Tiken, fris. Tiaken, engl. token, Zeichen, aus Tar, fris. Tear, engl. tear, Zähre, aus Tak, fris. Tak (a lang), engl. tack, Zacken, aus Tin, fris. Tinj, engl. tine, Zinne, aus Tin, fris. Tan, engl. tin, Zinn, aus tam, fris. tam (a lang und dumpf), engl. tame, zahm, aus Tap, fris. Tap (a lang), engl. tap, Zapfen, aus tappeln, fris. taplin, zappeln, aus Targ, welches mit dem breitschottischen to targat, das heißt etwas mit Troddeln einfassen, säumen, Zarge, das ist Rand, Kante, Taus egel (dem römischen tegula), Ziegel, aus Timmer, engl. timber, Bauholz, fris. Temmer, Zimmer (auf breitschottisch heißt timmer eine gesetzliche Anzahl von 40 zwischen zwei Brettern Bauholz verpackten Fellen) aus Tip (Ende, Spize), Zipfel mit der hernach hinzugekommenen deutschen Verkleinerungssilbe el, aus Tol, fris. Tal (a lang und dumpf), engl. toll, Zoll, aus Top, fris. Tap (a lang und dumpf), engl. top; Zopf, aus Tunder, breitschottisch tounder, engl. tinder, fris. Teuner (entstanden aus Tender), Zunder, aus tunden, engl. to tind, fris. tenan (Imperf. tenand) und breitschottisch to teind und to tine, zünden, aus Tung oder Tong, fris. Tong, engl. tong und tongue, Zunge, aus twiken, engl. tweag und tweak, breitschottisch twig, zwicken, aus Twig, engl. twig, fris. Twig (i lang), Zweig, aus Twifel oder Twiwel, fris. Twiwel, Zweifel (aus twi und Wil — ein zwiefacher Wille), aus Twingling, fris. Twanlang, engl. twin und twinling (Zwillingslamm), Zwilling, aus thwingen, fris. thwingan, nachdem das h weggefallen, zwingen, aus twisken, fris. twesken, engl. twixt in betwixt, zwischen, aus hiten, engl. to heat, heizen, aus Rat, engl. rat, fris. Rat (a lang und dumpf), Raz oder Raze, aus siten, eng. to sit, fris. satan, sizen, aus sliten, engl. to slit, schlizen, aus spliten, engl. to split, splizen (spleißen und spleissen sind falsche Bildungen), aus Holt, fris. Holt, breitschottisch holt, (Hölzung), Holz, aus

stolt, fris. stolt, engl. stout, stolz, aus hunten oder hunsten, engl. to hunt, das heißt jagen, verfolgen, eigentlich mit Hezhunden (also to hunt von Hund) nachhezen, hunzen, aus Kat, fris. Kat (a lang), engl. cat, Kaz und Kaze, aus weten (das erste e wie in Heft gesprochen), engl. to whet, fris. weatin, wezen, aus Wit, engl. wit, Wiz, aus kitteln oder lieber kiteln, breitschottisch to kittle, kizeln, aus kraten (durch Versezung der Buchstaben und Verwechselung des ursprünglichen d mit t aus karden, d. h. Wolle krazen oder kämmen), fris. koardin, die andere deutsche Form karden, engl. to card, krazen, aus Net, fris. Neat, engl. net, Nez, aus Wurz, fris. Wurt, engl. wort, beides Würze und Wurzel mit der deutschen Diminutivendung el, aus Skurt, fris. Skort, Schurz und Schürze, aus Skat (Abgabe, Steuer), fris. Skat, in Orkney skat, Schaz und durch eine falsche Aussprache auch das Steuer bezeichnende Wort Schoß (engl. scot), aus sputen, fris. spütjin, engl. to spit und spout, spuzen und spüzen, das heißt Speichel auswerfen, aus Stert oder richtiger Stärt, fris. Stört, engl. start, plattdeutsch Stert, Sterz oder Stärze. Man sagt richtiger der Sterz (Stärz), als die Sterze (Stärze). Der Frise bezeichnet mit seinem Stört jeden Schwanz, auch den Pflugstärz, im Englischen und Deutschen aber ist die ursprüngliche Bedeutung Schwanz der Thiere verloren gegangen. In dem Wort Sterzseuche hat sich jedoch die Bedeutung Schwanz in Sterz erhalten. Im Namen Sterz hat der Deutsche nur Pflug und Wagen gelassen, und nach ihm der Däne auch, welcher für den eigentlichen Schweif oder Schwanz Hale sagt. Der Nordfrise braucht dafür, wie gesagt, Stört, so wie für jeden Schweif, der Engländer tail, der Nordengländer start, der Altengländer sagt Steort. Der Plattdeutsche braucht Stert für jeden Schweif, der Holländer auch mit seinem steert und der Westfrise mit seinem Stirt. Der Franzose sagt queue, so verstümmelte er das römische cauda. Der Engländer machte seinen Schwanz (tail) aus dem franschen taille und verband damit die Hauptbegriffe, nämlich Schwanz, Kleidschleppe, Steiß und Hintertheil. Dieses Wort ist das deutsche der Zagel oder Zahl (Schwanz), welches, wie man sieht, undeutsch und verdorben genug ist. Ziz, aus dem Urwort Tit geworden, ist richtiger als Zize, aber nicht der Ziz, wie Einige schreiben, sondern die Ziz. Titte, Tetj (nordfrisisch), Dütte, teat (englisch), Ziz sind alle ein und dasselbe Wort. Das fransche tette ist nur für die Thierziz geblieben. Die Ziz am Kuheuter heißt auf nord-

frisisch Spen, auf Holländisch speen. Auf Westfrisisch heißt speen auch die tette (französ.) oder tepel (holländ.) oder Ziz der Frauenbrust, auf Nordfrisisch aber nicht, denn da wird Spen nur vom Vieh gebraucht, Tetj aber ausschließlich vom Menschen. In England kennt man das Wort Spen nicht, sondern da sind die gewöhnlichen Ausdrücke für Ziz teat, nipple und dug. Im Deutschen ist das alte Spen oder Span noch in Spanferkel, das ist das Ferkel, das noch saugt, noch geblieben, so wie in spänen, das heißt säugen und entwöhnen. Die letztere Bedeutung entwöhnen (engl. wean) hat auch das breitschottische to spane. Zäcke statt Zecke zu schreiben, ist falsch. Auf Englisch heißt das Wort tick, auf Nordfrisisch Teg, auf Westfrisisch Tiek, auf Fransch tique, auf Dänisch Tege. Das dänische Tege heißt Wanze, das nordfrisische Teg nur Schafslaus, das englische tick oder tiche Schafs- oder Hundslaus, und das westfrisische Tiek ebenfalls Schafs- oder Hundslaus. Der Franzos sagt gewöhnlicher tique de mouton. Die verdorbene Form Wanze ist anscheinlich aus Wand entstanden. In Zeit ist das t aus einem verstümmelten d geworden. Sehr viele Urwörter, die sich auf d enden, haben im Deutschen ein solches t erhalten. Auf Nordfrisisch heißt Tidj überhaupt die Zeit und zugleich die Wasserzeit (Fluth und Ebbe), auf Englisch aber ist tide nur die Wasserzeit, als eine für ein seefahrendes Volk sehr wichtige Zeit. Für die gewöhnliche Zeit braucht der Engländer den Ausdruck time, welcher im Dänischen (Time) Stunde bedeutet. Zauber, dessen oben schon Erwähnung geschehen, ist eine richtige Bildung, tober in der Lex Salica und Tuber in dem nordfrisischen Tuberheks (Zauberhexe) ist dasselbe Wort. Das undeutsche Wort Zwiebel, dessen erstes e ganz willkürlich und unnüz ist, zeigt sich als eine arge Verstümmelung aus dem römischen cepula (von cepa, caepa). Der Plattdeutsche sagt Sippel, und der Westfrise Sipel, auch der Engländer kennt das Wort in der Form cibol. Das dänische Swibel, eine verstümmelte Afterform des deutschen Monstrums Zwibel — denn der Däne kann kein z aussprechen und hat mit seinem ungefügen Organ tausend von ihm aufgenommene deusche Ausdrücke auf ähnliche Weise corrumpirt —, heißt Blumenzwibel, das eigentliche dänische Wort für Zwibel ist Løg, und das auf Helgoland Luak, und beide sind der Form nach das deutsche Lauch und das englische leek. Der Franzos sagt porreau und poireau, welcher Ausdruck in Norddeutschland zu Porree und Borree verdorben worden, in Holland sogar zu parey.

Der Nordfrise nennt Zwibel Eu oder Oi, und das ist das Urwort, der Holländer Uge oder Uugen, oder noch verstümmelter Ajugn, der Franzos oignon oder ognon, mit der Verkleinerungssilbe on, und der ihm nachahmende Engländer onion. Merkwürdig ist es, daß die Franzosen und Engländer sich das gemeinschaftliche Urwort erhalten haben, man mögte glauben, deswegen, weil sie wirklich von dem eigentlichen Lande der Zwibeln hergekommen. Der Däne war von diesem Lande schon abgelegen und hatte daher einen andern Namen, nämlig Lög, indem er Lauch und Zwibel verwechselte oder identificirte. Es ist eigen, daß der deutsche Name Zwibel, welcher in Ober-Deutschland entstanden sein muß, von den Plattdeutschen und den an die plattdeutschen Lande stoßenden Westfrisen Sippel und Sipel, also römischer ausgesprochen wird. In spaziren ist das z regelrecht aus einem fremden t entstanden. Das spaziren sieht aus als hätte es von einem Spaz seinen Ursprung. Es ist ein häßliches Wort, welches, aus dem Römischen genommen, die deutsche Sprache verunzirt und verunstaltet, obwol es nur auf unsere sizende und vornehmere Welt angewendet sein will, welche sich allein und ausschließlich in ihren besonderen eingeschränkten Räumen bewegt und zurecht findet. Es ist für die deutsche Sprache ein fast so häßliches und entehrendes Wort, wie das gedankenlose, schamlose, gottlose Adieu! welches überall in allen deutschen Landen ein Lieblingswort geworden. Kein Wort wird so viel in Deutschland gebraucht. Ihr Deutschen! schämt ihr euch nicht, euch jede Secunde dem franschen Gott zu empfehlen? In vielen Gegenden Deutschlands ist diese monströse Wortform gar zu einem Atjis geworden. Was das Wort Reiz anbetrifft, welches kein urdeutsches, sondern ein undeutsches ist — die Urmundarten kennen es nicht —, so liegt dessen Wurzel in dem (ir) rit-are, und es ist unsinnig, wie man gethan, die Regel aufzustellen, daß nach einem Doppellaut nicht tz, sondern z folgen müsse. Wegen der Buchstaben ei wäre also das tz allerdings zulässig, wenn nicht schon t in dem z läge, in welches das ursprünglichere t eben so überzugehen pflegt, wie das ältere i in das spätere ei. Eine hier besonders zu berücksichtigende und anziehende Wortform ist das jetzt ausgestorbene und etwa nur noch in der Bibel vorhandene deutsche tumm (richtiger tum), welches, so weit ich sehen kann, einen ostgermanischen oder skandinavischen Ursprung hat, und welches man aus Unwissenheit mit dumm, einem echtdeutschen Wort, verwechselt hat. Es heißt leer, gehaltlos. Auf Breitschot-

tisch oder Pichtisch lautet es tume und tome und hat dieselbe Bedeutung. „Wo aber das Salz tumm wird (das heißt leer, kraftlos), womit soll man salzen? Man ist dumm genug gewesen, statt tumm dumm zu lesen. Was würde aber „dummes Salz" heißen? Auch in der dänischen Sprache ist tom (leer) und tömme (leer machen).

Die Buchstaben ß und ss treiben in der deutschen sogenannten Orthographie oder Rechtschreibung ein greuliches Unwesen. Es scheint, als könnte man nicht mehr buchstabiren, indem man nie die Endungen für sich ausspricht, sondern immer einen Buchstaben der Wurzel oder des Stamms ihnen anknüpft. Dadurch wurden anscheinlich die vorhergehenden Vocale lang, und man sah sich genöthigt, statt des richtigern Buchstabs ß ein doppeltes s einzuführen. Das ß, welches eigentlich eben so unstatthaft ist, als das ss, entstand in Folge nachlässiger und loser Aussprache aus dem viel ältern deutschen z, und als endlich die Aussprache noch verkehrter geworden, artete auch das ß in sehr vielen Fällen sogar in s aus. Es erging also den Deutschen in diesem Stück, wie den Dänen mit z, welches sie wie s aussprechen.

Das Wort weiß in ich weiß, fris. witj, plattd. weet, muß mit ß geschrieben werden, aber weis in weis machen nicht, sondern mit s, denn weis heißt auf Frisisch wis und auf Plattdeutsch wiis. Das wis in gewis ist mit ß falsch, es lautet auf Frisisch was und auf Plattdeutsch wis (i kurz), doch weiß (von der Farbe), fris. witj, plattd. wit (i kurz), engl. white, wird mit ß richtig geschrieben. Auch Weise, fris. Wis (i lang) ist eine richtige Bildung. Vließ ist doppelt falsch geschrieben, es muß mindestens Flies heißen, wenn auch das hergebrachte faule Dehnungs-e stehen bleiben würde. Auf Englisch heißt es fleece, mit falschem c, auf Breitschottisch flesche, mit der galischen oder keltischen Aussprache des s wie sch und dem nuzlosen Anhängsel e, und auf Altenglisch ward es, wie schon früher erwähnt worden, Fleos und Flys geschrieben. Das Wort was, fris. wat, engl. what, würde viel richtiger mit ß geschrieben werden, während alle Urmundarten t haben. Dieses t ist auf deutschem Boden in z übergegangen und was hat ursprünglich waz geheißen, aber die breiweiche Aussprache brachte das Misgeschöpf was zur Welt. Das alte biblische waser, z. B. „aus waser Macht thust du das?" ist, beiläufig bemerkt, eine sehr arge Verstümmelung aus was für. Dieselbe Bewandtnis wie mit was hat es mit das und daß. Diese beiden Wörtchen

hatten einst dieselbe Schreibart, nämlich dat oder lieber that, wie sie noch beide im Frisischen und Plattdeutschen lauten. Man hat sie eben so unnöthigerweise unterscheiden zu müssen geglaubt, als mahlen und malen. Schüssel, wie man gewöhnlich mit dem falschen ss schreibt, sollte Schüßel heißen. Auf Frisisch lautet die Form Stütel, das ist Untertasse. Doch Tasse muß mit ss geschrieben werden, denn dieses fremde Wort ist vom Franschen tasse entstammt. Der ursprüngliche Name dafür ist Kop, engl. cup, nordfris. Kop, holländ. kop, plattdeutsch Kop. Die natürlich in verschiedenen Gegenden Deutschlands entstandenen Formen spalten und spleißen (spleissen ist grundfalsch), welches letztere Wort richtiger splizen hieße, stammen beide von einer und derselben Urform split — her (engl. to split, fris. splitjan). Spalt heißt auf Frisisch Spled. Das t in den meisten deutschen auf t endigenden Wörtern ist aus einem d der Urmundart verdorben. Spleißen oder richtiger splizen ist etwas trennen, spalten. Eine davon ganz verschiedene Bildung ist spleisen (engl. to splice, fris. splasin — a kurz), und die Bedeutung dieses wenig gekannten Worts ist, zwei Stücke Tau durch Verschlingung der drei Enden eines jeden derselben ineinander zusammenflechten. Schleißen, engl. to slit, fris. slitjan, plattdeutsch sliten, ist nicht schleissen zu schreiben, Gaße, engl. gate, fris. Gat, nicht Gasse, freßen, plattd. freten, nicht fressen, grüßen, fris. grötin, engl. to greet, nicht grüssen, Schlüßel (man muß buchstabiren Schlüß-el), plattdeutsch Slötel (der Frise und Engländer kennen dieses Wort nicht, auf Frisisch heißt es Kai und auf Englisch key) nicht Schlüssel, Eßig, plattd. Etig, fris. Etj, nicht Essig, Seßel, welches von der Urform von sizen stammt, nicht Sessel, Keßel, plattdeutsch Ketel, engl. kettle, nicht Kessel, meßen (man buchstabire meß-en), welches auf Plattdeutsch meten heißt, und wovon dummerweise das deutsche Meßer, wenn nicht von dem römischen Wort für Erndte, stammt, und dessen rechter Urname Kneif, fris. Knif, engl. knife, nur noch in dem Schusterkneif sein einsames Dasein erhalten, nicht messen, eßen, plattd. eten, engl. to eat, fris. idjan, nicht essen, mis in Zusammensetzungen, fris. mas, engl. mis, ja nicht miß, biß, in Bißchen, fris. Betj, engl. bit, nicht bis, müßen, fris. muten, plattdeutsch möten, nicht müssen, Näße, dessen Beiwort auf Plattdeutsch nat heißt, nicht Nässe, Niß, woraus die Laus entsteht, weder Niße noch Nisse, Nüße, da Nuß aus Nut, plattd. Nöt, engl. nut, fris. Nöd, geworden, nicht Nüsse, Process, nicht Prozeß, pressen, vom franschen presser aus dem

römischen press-, immer pressen, aber Pressfreiheit, nie Preßfreiheit, Pass, vom römischen pass-us, nie Paß, darum aber passiren, welches kein e nach i haben darf, immer passiren, büßen, fris. butin, nicht büssen, raßeln, engl. to rattle, fris. rötlin, nicht rasseln, laßen, plattdeutsch laten, engl. to let, fris. leaten, nicht lassen, aber las, ein undeutsches Wort, welches erschöpft, träg bedeutet, und vom römischen lass-us stammt, nicht laß, faßen, plattd. faten, fris. fadin, nicht fassen, biß, fris. bet, nicht bis, Looß oder Loß und loßen, fris. Lat (a lang und dumpf) und lödin, engl. lot, plattdeutsch Lot, nicht Loos oder Los und losen, aber los, fris. loas, engl. losse, plattd. los, nicht loß oder lose, endlich beißen, welches aus dem ältern beizen, engl. to bite, fris. bitjan, plattd. biten, ward, nicht beissen. Aus, fris. utj, engl. plattd. ut, out, schreibt man richtiger auß. Diese angeführten Beispiele reichen hin, obwol es noch unzählige andere desselben Schlages gibt. Der denkende Leser wird diese ohne meine Leitung selbst auffinden können. Nur eines will ich hier noch beifügen, nämlich Ros. Dasselbe mit ß zu schreiben, wie gewöhnlich geschieht, ist sehr falsch, es heißt auf Englisch horse und auf Frisisch Hors, die Bedeutung des englischen Worts ist Pferd und die des frisischen Stute. Das deutsche Ros, das heißt Pferd, ist aus dem Urwort durch Versezung der Buchstaben entstanden.

Weiter oben ward angedeutet, daß das End-t vieler deutschen Ausdrücke eine Corruption aus dem viel ältern d sei. So ist das t in Bart nicht ursprünglich, sondern der ursprünglichere Buchstabe ist d. Das Wort heißt auf Frisisch Biard, auf Englisch beard und der alte Völkername Longobarden (Langbärte) bestätigt meine Ansicht. Dasselbe ist der Fall mit Brett, richtiger Bret, fris. Burd, engl. board, Blatt, richtiger Blat, fris. Bled, engl. blade, Gott, richtiger Got, fris. God, engl. god, Brut, fris. Brud, engl. brood, Braut, fris. Brid und Bridj, engl. bride, Blut, fris. Blud, engl. blood, breitschottisch bluid, gut, fris. gud, engl. good, breitsch. gud und guid (sprich güd), Hut, fris. Hud, engl. hood, Haut, fris. Hidj, engl. hide (das undeutsche heut oder heute stammt vom römischen hodie), laut, plattdeutsch lud, engl. loud, Statt und Stätte, fris. Sted, engl. stead, plattd. Sted, z. B. auch in den plattdeutschen Ortsnamensendungen sted, Stück engl. steed, Schlitten, entstanden aus Schlit, woran die Schleppe en gehängt und deshalb das t verdoppelt worden, fris. Sled, engl. sled und sledge, Bote, fris. Böd (ö lang),

braten, plattd. braden, fris. brathin, breit, fris. briad, engl. broad, Brot (ganz falsch für Brod), fris. Broad, engl. bread, Wort, fris. Wurd, engl. word, Hirt, fris. Hörd, engl. herdman, breitschottisch hird, halten, engl. to hold, hart, fris. hard, engl. hard, Haupt, worin beides p und t Verstümmelungen sind, aus Haubid oder Haubed, altgermanisch Heofed und Hofed, holländisch hoofd, fris. Haad, engl. head, dänisch Hoved (der deutsche Kopf steht ganz allein da neben dem nahverwandten römischen caput und franschen chef), hinten, aus hint oder eigentlich hind geworden, engl. hind, behind, Horte, eine Nebenform von Hürde, engl. hurdle, kalt, engl. cold, breitschottisch cauld (sprich kaald), Karte, fris. Kard, engl. card, Kette, fris. Ked (e lang), kneten, fris. kneden, engl. to knead, Mitte, fris. Madden, engl. middle, reiten, plattdeutsch riden, fris. ridjan (Imperf. read), engl. to ride, Ritt, fris. Red, engl. ride, Schatten, aus Schat oder dem ältern Schad entstanden, fris. Skad, engl. shade, schlottern, fris. slodrin, breitschottisch to sludder, und vielen anderen mehr.

Eben so ist sehr häufig im Deutschen das ursprüngliche t und th und das ursprüngliche d zu Anfange der Wörter zu d und zu t verdorben worden. T in Tag ist ein Verderbnis aus d. Alle anderen Mundarten, auch mehrere echtdeutsche, haben d. In dem Wort Tanz ist beides t und z aus d und s (fris. Dans, engl. dance, fransch danse, ein urgermanisches Wort) durch verkehrte Aussprache eingeschlichen. Das undeutsche Wort Tinte — keine andere germanische Mundart kennt es — darf nicht Dinte geschrieben werden, weil es aus tinct — entstammt ist. Das deutsche Dorf ist aus Thorpf (fris. Tharp, engl. thorp) entstanden und pf aus dem ältern p. Tauchen hieße richtiger thauchen, weil es von duken, fris. dükan (Imperf. dagh), kommt. Draht ist eine falsche Schreibart für Drath, fris. Thriad, engl. thread, und Fahrt für Farth, fris. Fard, breitschottisch fard und faird, tausend für thausend, engl. thousand, fris. düsen, plattd. dusend, Teufel für Theufel, engl. devil, plattd. Düwel, fris. Diwel, teutsch für deutsch, aus theotisk, theutisk entstanden, wie feud-um aus fe-od (um), das ist das von einem Superior abhängige Eigenthum, wofür man ihm eine Abgabe an Geld oder Fe, das ist Vieh (das ursprüngliche Geld) entrichtet. Schmidt ist eine unrichtige Schreibart für Schmid, fris. Smath, engl. smith, und Schmide, fris. Smeth (e kurz und th mit dem ursprünglichen Laut), braucht kein e noch i. Die beiden Formen Odem und Athem sind in verschiedenen Theilen Deutsch-

lands und zu verschiedenen Zeiten entstanden. In der ältern, Odem (fris. Othem, th wie im Englischen gesprochen) ist der ursprüngliche o=Laut, in der spätern, Athem, das ursprünglichere th geblieben. Auf Breitschottisch heißt Athem aynd oder end und athmen to aynd oder end, und dieser Athem in der schottischen Form ist der dänische Geist (Aand), auch der heilige Geist ist im Dänischen ein solcher Athem (Aand). Noch ärger als das deutsche oder eigentlich undeutsche Oxhoft (Ochshoft) aus einer englischen Form, ist das undeutsche Wermuth aus dem englischen wormwood verstümmelt worden. Wenn auch nicht am rechten Orte, will ich doch schon hier jenes Oxhoft etwas näher in's Auge fassen, da es nun doch eben erwähnt worden und jedenfalls in dieser Abhandlung besprochen sein will. Wie viele Worte und Wörter denkt und spricht man thausend Mal und kümmert sich um ihren Ursprung und ihr Wesen nicht. Oxhoft oder Ochshoft ist ein norddeutsches, von England her entstammtes Wort, welches eine große Tonne, ein Weinfaß bezeichnet, und dessen letzte Silbe Haupt bedeutet. Das Urwort Hofed (Haubt) ist manchmal im Norddeutschen zu Höft geworden. Die erste Silbe dieses wunderlichen Geschöpfs Oxhoft verdankt ihre Entstehung nicht dem Namen Ochs, wiewol Einige sie Ochs schreiben, sondern einem englischen Schwein (hog), welches auf Deutsch Hacksch heißt. Das ganze Wort heißt auf Englisch hogshead, das ist Schweinskopf, und das Faß ward sicherlich so benannt wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Schweinskopf. Nun ist es aber doch ein großer Misgriff, Oxhoft oder Ogshoft, Ochshoft zu schreiben und es dadurch zu einem Ochsenkopf zu machen, während es nur einen englischen Schweinskopf (noch einmal gesagt hogshead — von hog Schwein, deutsch Hacksch, und head oder Hofed, Kopf) vorstellen soll. In Tau, taumeln, tilgen (fris. telgin, das heißt mit einem Meßer schnizeln), Tinte, Tonne, Torf, traben, treu, trauen, trennen, Treppe, Treten, Trichter, Trost, Trup u. s. w. ist das t zu Anfange richtig, aber in Tugend, Tuch, trunken, Tropfen, trocken, trinken, treiben, treffen, Traum, Traube, tragen, toll, Tod, Tochter, Tisch, tief, teutsch, Teufel, Teig, Teich, Taufe, tauchen, taub, Tag u. s. w. ist dieser Buchstab durch falsche Aussprache des d eingeschlichen. Das alte Wort Thing darf nicht Ting geschrieben werden, und Tang (Seegras) ist Thang (fris. Thong — th mit dem Urlaut) zu schreiben. In Thee ist das h grundfalsch. Das deutsche sprechen, dessen e kaum richtig ist, da das Wort von

Sprache kommt, ist in Frisland ein seakin, in Dänemark ein tale, welches das deutsche zählen ist, in Holland ein praten, in England auch zuweilen ein prate, aber doch gewöhnlich ein speak, nachdem das r verloren gegangen, und besonders ein talk. Dieses lezte Wort talk ist das frisische tolkin, das heißt dolmetschen (dolmätschen, richtiger tolmätschen), von dem frisischen Tolk, das ist Dolmetscher, und stammt aus der Gründungszeit Englands, als das sprechen des Engländers mit den Eingebornen oder Britten nur ein dolmetschen, das heißt ein Sprachausgleichen, war. Das d in Dol ist falsch und soll t sein, weil das Wort ursprünglich Tol und Tal geheißen. Der Stamm in talk ist Tal, wovon tale stammt, und welches auf Frisisch Sprachorgan bedeutet. Das Wort Sprache haben alle germanischen Mundarten, nur ist es in England zu einer speech (richtiger hieße es speach) geworden, das ist zu einer Rede, und das deutsche reden gilt nun in England für weiter nichts als ein lesen (read). Das Wort Teller, kein echtdeutsches Wort, hat eine falschgebildete und falschbetonte Endung. Engländer und Franzos kennen dieses Wort nicht. Ersterer nennt seine Teller plate, welches ursprünglich eine Blech- oder Kupferplatte, einen irdenen, zinnernen oder silbernen Teller bezeichnet. Ein hölzerner Teller heißt auf Englisch trencher, und dieser Ausdruck ist das fransche tranchoir, hölzerner Teller, welches von trancher (transsecare), zerschneiden, stammt. Auf Nordfrisisch heißt Teller Broaddask, das ist Brodschüßel oder Brodplatte. Dask ist das englische dish, welches ursprünglich auch eine Schüßel oder Platte heißt. In Deutschland ward die ganze Tafelplatte Tisch (entstanden aus Disk) genannt. Die deutsche Tafel ist die römische tabula. Der Holländer sagt telloor für Teller, und der Däne Tellerken, das ist Tellerchen. Beide betonen die Endung richtig. Holländer und Däne haben ihren Teller wol aus Deutschland erhalten. Der Begriff des Worts Teller ist die Kreisform (discus, orbis), eben so wie dish, Dask, Tisch etwas Kreisförmiges ausdrückt. Das römische tellus, ūris, die Erde, die runde Scheibe, ist dasselbe Wort, und zwar das Wort, wonach die Deutschen ihre Eßplatte benannten, nämlich nach tellūr, wovon noch die lange Endung im holländischen telloor zeugt. Der deutsche Teller hat einen großen Ursprung. Mit der Rechtschreibung des Worts Theer ist es jämmerlich bestellt. Erstens muß es ohne h geschrieben werden, wie die Urmundarten lehren. Auf Frisisch heißt es Tjar und auf Englisch tar. Zweitens braucht es nur einen einzigen Vocal.

Drittens ist das e aus ä, von a, corrumpirt. Die Form Wathe, welche eine Stelle bezeichnet, besonders zwischen See-Eilanden, wo man zur Ebbezeit durchwathen kann, ist richtiger, als das falsche und gewöhnliche Watte, engl. wat, breitschottisch wath, fris: Wath, am richtigsten. Das deutsche wathen ist das frisische waden und das englische to wade. Aus dem Anfangs-th der Urmundarten ist im Deutschen häufig ein d geworden. So z. B. ward aus thik, engl. thick, fris. thjck, das deutsche dick, aus tharsken oder thrasken, engl. to thrash, fris. tharskan (Imperf. thorsk), das deutsche dräschen, welches unrichtig dreschen geschrieben wird, aus thri (fris.), engl. three, das deutsche drei, welches Einige ganz falsch mit y schreiben, aus Thif, fris. Thif (i lang), engl. thief, das deutsche Dieb, aus thar, fris. thiar, engl. there, das deutsche verstümmelte da, welches sich noch ursprünglicher in Zusammensezungen als dar zeigt, eben so wie das gleichermaßen verstümmelte wo, fris. huar, engl. where, in solchen Zusammensezungen als wor erscheint, z. B. in worin, aus dem viel ältern Thach, fris. Thagh, engl. thatch (mit der ältesten Bedeutung Strohdach), welche sehr oft im Englischen vorkommende verdorbene Form tch aus ch entstanden ist, das deutsche Dach, aus Thank, fris. Thank (a lang und dumpf), engl. thank, das deutsche Dank, aus Tharm, fris. Thiarm, engl. tharm, das deutsche Darm, aus Thum, fris. Thüm, engl. thumb, das deutsche Daum, aus thenken, fris. thenken (das erste e lang), engl. to think, das deutsche denken, aus thinen, fris. thinin, das deutsche dienen, welches richtiger dinen hieße, aus Thing, fris. Thing, engl. thing, das deutsche Ding, aus Thonner, fris. Thonner, engl. thunder, das deutsche Donner, aus Thrad, fris. Thriad, engl. thread, das deutsche Drat oder Drath, aus Thorp, fris. Tharp, engl. thorp, woraus sich erst Thorpf bildete, die jetzige Form Dorf, aus Thung, fris. Thong (Seegras, was man schon von Alters her zu Dung oder Dünger brauchte), in Orkney Thang, das jetzige Dung, aus thurch oder thruch, fris. threch, engl. through, das deutsche durch, aus Thurst, fris. Tharst, engl. thirst, das deutsche Durst u. s. w.

Sehr oft ist im Deutschen ein ursprüngliches a, mag es ein germanisches oder ein römisches sein, durch Verderbnis e geworden. So entstand Eber aus dem römischen aper, Elbe aus Albis, Ermin aus Arminius und aus Ermin wieder Irmin (in Irminsul, Säule des Arminius, den seine Völker noch lange nach seinem Tode in Liedern besangen), wie aus Engels (Englisch) das frisi-

sche Ingels ward, ferner Ehre aus Ar, edel, richtiger ädel, aus adel, odel, Elend aus Al und Land (anderes Land), Engel aus angel(us), England aus Angelland, Elfen aus Alphen und dieses aus Alpen, denn die deutschen Elfen, keine norddeutschen Gebilde, waren ursprünglich gewis Alpengeister, natürlich keltische, wie in Irland und dem galischen Theil Schottlands die fairies, Elfen in Elfenbein (ein sehr verkrüppeltes Wort, das mit Feen und Elfen nichts zu thun gehabt) aus Elephant, dessen Hörner das Elfenbein geben, Enkel, richtiger Aenkel, aus Ankel (Fußknöchel), engl. ancle, d. i. Fußknöchel, erben aus arwen, fris. arwin, Erndte, richtiger Aerndte, wegen des nuzlosen Endbuchstabs e mit einem eben so überflüssigen t versehen, aus Arend, das undeutsche Wort Erz durch Corruption aus dem römischen aeris von aes, aber Erz in Erzbischof und dergleichen Benennungen aus dem fremden archi, Esche, richtiger Aesche, aus Ask oder Asch, engl. ash, Gerste, richtiger Gärste, aus Garst, plattd. Garsten, Mergel, richtiger Märgel, engl. marl, fransch marne, aus der Wurzel Marg, das undeutsche Wort eng, richtiger äng, von einer und derselben Abkunft mit dem englischen angust (eng), dem undeutschen Angst (vom römischen angust(ia) und solchen Ausdrücken, aus der römischen Wurzel ang, während das Urwort nar, d. i. eng, engl. narrow, fris. nar (a lang), verloren ging, Ente, richtiger Aente, aus Ant, fris. An, plattd. Ant (a lang und dumpf), Eltern aus Aeltern von alt, eichen, das ist Maß und Gewicht bestimmen, ermitteln, aus aichen von Aich, Heu aus Häu, plattd. Hau, Geheg aus dem richtigern Gehäg und hegen aus hägen von Hag, woraus Hagen und Hain geworden, Bregen (auch in Bregenwurst) aus dem richtigern Brägen, engl. brain, Gehirn, fris. Brain oder Branj, das heißt Stirn, anscheinlich aus Bragn geworden, engl. brainpan, und plattd. Brägenpan, d. i. Hirnschale, Lerche aus Lärche, engl. lark, fris. Larthk, breitschottisch larik und laverok, altenglisch laferc und lawerc, Menge aus dem richtigern Mänge, welches mit dem englischen mang und dem deutschen manch oder mannig eine und dieselbe Wurzel hat, schwelgen aus dem richtigern schwälgen, dessen ursprüngliche Bedeutung gierig einschlucken, verschlingen ist, fris. swalgin, engl. swallow, schwer aus schwär, fris. swar, plattd. swar, Stempel aus dem allein richtigen Stämpel mit der Verkleinerungssilbe el, fris. Steamp, engl. stamp, das sehr falsch gebildete Sperling, welches anfänglich Spärling lautete, aus Sparg,

fris. Sparg, engl. sparrow, welche lezte Form eben so aus Sparg ward, wie barrow aus Barg (Berg), furrow aus Furg, fris. Forg, das ist Furche, und sorrow aus Sorg, fris. Surg, das ist Sorge, treu aus dem viel richtigern träu, dieses aus trau, und trau aus tru, engl. true, das heißt treu und wahr, fris. trau, eben so reuen aus räuen, engl. to rue, fris. rauen, Schnepper aus dem richtigern Schnäpper, engl. snapper, von to snap, schnappen, Schlehe, dessen ganze Schleppendung he unnüz und willkürlich ist, aus Schlä, engl. sloe, altenglisch sla, breitsch. sla, Weg aus Wäg, engl. wag, fris. Wai, mich deucht aus dem richtigern mich däucht oder daucht. Manchmal hat sich auf ganz regellose Weise im Deutschen ein Imperfectum zu einem Presens verunstaltet. So ist es auch mit diesem daucht gegangen. Dieses daucht bildete sich aus dem ältern norddeutschen thucht, welches auf Frisisch thecht heißt und das Imperfectum von dem frisischen thanken, d. i. dünken, ist. Nur eine ganz verkehrt, nämlich regelmäßig, gebildete Nebenform ist das Imperfectum dünkte, welches der Natur des Worts dünken in den Urmundarten nach nie regelmäßig sein kann. Solche oberflächliche Formen sind mehrere in der deutschen Sprache durch Unwißenheit und Gedankenlosigkeit entstanden, z. B. packte, steckte, spaltete, sezte, rannte, leitete, speite, preisete, pflegte, ladete, beugte und bückte u. dergl. m. Das Wort Welt ist eine arge Verstümmelung aus Werelt, welches ursprünglich Waereld, Wareld hieß (holl. wereld, engl. world, breitschottisch warld). Der Grundbegriff des Worts ist das Kreisende, so wie in dem frisischen Wearel, welches ein inwendig zum Verschließen der Thüren gebrauchtes Hölzchen ist, das man im Kreise herumdreht. Andere im Deutschen aus Bestandtheilen fremder Sprachen kümmerlich zurechtgeschnizelte Wörter haben ihr ursprüngliches a unverlezt behalten, z. B. Amt, aus Ambt entstanden, arzen, d. i. heilen, vom römischen art- aus ars, die Kunst, Arzt, ein eben so falsch aus art- geschaffnes Wort, wie jezt oder sogar jetzt aus der Urform jet, fris. jit, engl. yet, das heißt noch, welches Wort Arzt im Englischen leech lautet, das ist ein Blutigel. Das Wort werfen lautete natürlich anfangs werpfen, richtiger wärpfen, denn es ist von dem Urwort warp entstammt. Im Breitschottischen heißt werfen to warp, z. B. to warp wourdis, Wörter werfen, das ist reden. Der Frise sagt wearpan (Imperfect. worp) und gebraucht, wie der Norweger auch, das Wort nur noch von Eier legen. Das frisische warpan heißt also Eier legen. Sonst sagt

der Frise für werfen smitjan, plattdeutsch smiten, engl. smite (der Form nach). Der Däne braucht kaste, und der Engländer to cast und to throw. Den erstern Ausdruck wendet der Frise nur auf Kornauswerfen in der Tenne an und sagt kastin. Der deutsche Esel stammt unfehlbar aus Rom und heißt eigentlich ein Eselchen, ein Eselein. Aus einem römischen asell (us) hat er sich gebildet und seinen Anfangsbuchstab verkehrterweise in ein e umgewandelt. Auch in Herbst ist das e aus einem a corrumpirt worden. Das Wort lautet auf Frisisch Harwst und auf Englisch harvest. Haide Heide zu schreiben, ist nicht richtig. Es ist das fris. Hiath, das engl. heath, und das breitschottische heather. Heide (der) hat denselben Ursprung und sollte auch nicht mit e geschrieben werden, denn das Wort bezeichnet ursprünglich den Menschen vom Lande (der noch nicht Christ geworden, wie der Bewohner der Stadt), von der Haide (als noch das meiste Land außerhalb der Städte unangebaut, in Haide, mit Haide bewachsen lag), das ist der englische heathen oder pagan, der fransche païen, der vom pays, das ist vom pagus. Das alte Schmack, richtiger Schmak, ist natürlich älter, als das umständliche und pedantische Geschmack. Der Frise sagt Smagh, der Engländer smack, und schmäken heißt auf Frisisch smeaken, auf Englisch to smack, doch dieses smack ist unter den Engländern nicht mehr der gewöhnlichere Ausdruck. Der Deutsche sagt noch schmecken, hat aber dieses Wort mit einem e und einem ck verunstaltet. Der deutsche Geschmack ist ein schmecken, der fransche ein römisches kosten, denn sowol kosten als goûter kommt von dem römischen gustare her, und der englische jezt ein fühlen oder tasten (to taste). Auch so sind der deutsche Geschmack, der fransche goût und die englische taste höchst verschieden, und doch ist der Name der deutschen Taste, welcher unverdorben geblieben, dem der englischen taste völlig gleich. Schmähen (fris. smoaien) ist eine richtigere Bildung, als schmecken, doch ist das h ganz überflüßig und willkürlich angeschafft, eben so wie das zweite h in häher, engl. jay, franz. geai. Säule ist die jezige richtige Schreibart, das Urwort hieß Saul, entstanden aus Sul, welches plattdeutsch ist und sich auch noch in dem alten Wort Irminsul findet, das ist Ermins-Säule, die Säule des Arminius. Eine große Unvollkommenheit in der deutschen Sprache, welche oft wiederkehrt, ist auch diese, daß z. B. säumen, das heißt zögern (fris. sümmin) und säumen, das heißt einen Saum machen (fris. sumin — u lang),

in der Schreibweise nicht unterschieden sind, was nur in verkehrter Sprachbildung seinen Grund haben kann. Das Wort mengen nehme ich Anstand, mängen zu schreiben, obwol ein Wort Mangkorn vorhanden ist, da es auf Frisisch mingen heißt, auf Breitschottisch to ming, und auf Altenglisch mengan. Reuter statt Reiter zu schreiben, ist falsch; denn die Urmundarten haben alle i, woraus kein eu werden kann. Aber sauer, mit Ausnahme des Buchstabs e, welcher zu viel ist, ist eine richtige Bildung, nämlich au aus u. Auf Frisisch heißt es sür, auf Plattdeutsch sur (u lang), auf Englisch sour und auf Fransch sur. Auch das alte schweimen, da es auf Plattdeutsch swimen lautet, scheint eine richtige Form zu sein, obwol mehrere andere Mundarten einen andern Vocal haben, die frisische ü in swümin (ü kurz) und der englische u in to swoon. Schwerd, engl. sword, fris. Swörd, breitschottisch swerd, ist eine richtige Form, Schwerdt und Schwert nicht. Schwelle, ein undeutsches Wort, hat eine sehr verdorbene Bildung. Es ist eben sowol aus dem franschen seuil entstanden, als das englische sill und das dänische Sylle. Das Stammwort aller ist das römische solea. Auf Nordfrisisch heißt Thürschwelle Drampel, auf Westfrisisch Drompel, und auf Holländisch Drempel. Das ist das ursprüngliche und germanische Wort. Wie zach und zäh, sind jach und jäh, oder mit dem g= statt j=Laut, nur als Bildungen verschiedener Gegenden zu betrachten. Beute ist eine richtige Form aus Büt oder But, plattd. Büt, engl. booty, Maul ebenfalls, nämlich aus Mul (u lang), fris. Mül (ü kurz), und Mauer, worin das e überflüßig, aus Mur (u lang), fris. Mür (ü lang). Obzwar die Vocale des Worts Freude ziemlich richtig sind, so ist es doch eine arge Verstümmelung aus Freuged (fris. Frögeth), eben so wie Sperling aus Spergling oder Spärgling.

Gewöhnlich wird im Deutschen, der Langstiligkeit der Sprache gemäß, etwas hinzugesezt, in dem Wort fremd aber ist das nicht der Fall, denn es ist entstanden aus ferhemed, ferhemd, das heißt vom hem oder heim entfernt worden.

Das deutsche Wort Nachbar ist ein verunstaltetes Wort. Es heißt auf Frisisch Naiber, das ist der nah anwohnt, auf Plattdeutsch Naber. Das nach ist aus na und bar entstanden. Das bar veränderte sich in späteren Zeiten in bur, woraus das hochdeutsche Bauer, richtiger Baur, ward. Aus dem Wort, welches die Römer Amsibarii (Ems=Anwohner) schrieben, bildete sich ein Emsbühren, natürlich wieder mit dem faulen h, welches ja fast nir=

gends fehlen durfte, auch in felen nicht, und viele solche Formen mehr aus bar laßen sich aufweisen.

Das deutsche Wort Kammertuch ist ja nicht aus einer Kammer hervorgegangen, sondern aus dem verstümmelten franschen Cambray. Es heißt urspünglich weiter nicht als Tuch aus Cambray.

Das neuerlich modern gewordene Wort Unbill ist eine ganz unsinnige Sprachbildung ohne Hand und Fuß. In unseren Landen wird heut zu Tage wenig gebildet, viel verbildet. Das deutsche bilden, das ist, einem Ding eine entsprechende Gestalt geben, ist in England ein bloßes bauen (to build). Etwas, was Bill hieße, kommt im Deutschen nicht vor. In England heißt bill Schnabel, Rechnung, Acte und Urkunde. Auch aus dem deutschen billig läßt sich doch kein solches Machwerk wie Bill schaffen. Eine Unbill ohne eine Bill ist ein Unding. Die Jetztzeit ist ein wenig beßres Geschöpf.

Dieser Zeit gehört auch die so häufig werdende Gesinnungstüchtigkeit an. Gesinnungstüchtig! was will das doch sagen? Das Wort stammt von Menschen her, die keine Sprachkenner sind. Das Wort ist ein nagelneues Monstrum.

Klippe heißt richtiger Klip. Diese schleppenden und nuzlosen Endsilben, welche im Deutschen unzählig sind, stammen nicht aus dem eigentlichen Deutschland, aus Süd- und Westdeutschland, wo man sich solcher so viel als möglich entledigt, sondern aus dem särischen Deutschland, welches östlich in die alten Slavenlande übergeht, und sind durch die Bibelsprache allerwärts verbreitet worden. Derselbe Geist, der die langweiligen deutschen Endschleppen schuf, war auch der Urheber der Verdoppelung des Consonanten am Ende der Wörter und Silben, wo es gar nicht noth that, wie in Kinn, dessen leztes n nicht allein unnü·, sondern auch falsch ist.

Das undeutsche Wort Kirsche, entstanden aus dem römischen ceras —, wird nach keltischer Aussprache das s (wie sch), wie noch alle Galen Schottlands thun, gesprochen und geschrieben. Auf Frisisch heißt das Wort Kears und auf Plattdeutsch Karsbeer.

Klocke ist richtiger als Glocke, und Klok am richtigsten. Die Urdialecte wißen nichts von diesem g. Auf Frisisch heißt dieses Wort Klak (a lang und dumpf), auf Englisch clock, auf Holländisch klok, auf dänisch Klokke und auf Fransch cloche.. Das Wort ist ein uraltes in der Nordhälfte der westgermanischen Welt, und danach benannte man hier die Uhr.

Lecken für löcken, dessen ursprünglicher Begriff springen ist, der auch noch in frohlocken, das ist vor Freude springen, vorkommt, ist eine falsche Schreibart.

Leine und Linnen sind rücksichtlich der Vocale regelrecht gebildet, denn die Urmundarten, z. B. engl. line, fris. Lin (i lang), haben in dem erstern Wort einen langen, in dem letztern einen kurzen Laut (engl. linen, fris. Lanen).

Liebe hat mit e ursprünglich nichts zu thun gehabt, wird auch jezt beßer ohne e gelaßen. Man darf sich nicht damit entschuldigen, daß es Brauch sei, so und so zu schreiben, schlechte Bräuche kann nichts entschuldigen, alle schlechten Bräuche sind abzuschaffen. Daß Schiller und Göthe die Worte eben so geschrieben, als zu ihrer Zeit gewöhnlich war, und noch jezt gewöhnlich ist, kommt als leerer Grund nicht in Betracht, denn Schiller und Göthe waren keine Sprachforscher.

Liederlich sieht aus als stände es in nächster Verwandtschaft mit Liedern und stammt doch von dem häßlichen Luder her. Und darum ist es lüderlich zu schreiben.

Man schreibt bisher immer Lootse, und beim aussprechen und schreiben dieses Worts denkt Niemand an seinen Ursprung, und die Meisten können denselben auch nicht wißen. Es soll Loths oder mit der gewöhnlichen Schleppe Lothse heißen, denn das Wort stammt von Loth ab, das ist Senkblei, und der Loths hat seinen Namen nur davon, weil ursprünglich sein Hauptwerk war, das Loth oder Senkblei zu werfen, nämlich in der Nähe der Küsten, wo noch immer das Fahrwaßer dieses Seemanns ist. Auf Frisisch heißt Loths Loads, von Load (Blei), auf Breitschottisch lodisman, und auf Englisch load's-man, doch gebraucht der Engländer lieber sein von dem Franzos geborgtes pilot.

Das wol mehr norddeutsche Wort Schwepe, plattd. Swep (e lang), fris. Swöb, das ist Peitsche, ist eine uralte richtige Form, welche mit dem englischen to sweep, schnell über etwas hinfahren, in nächster Verwandtschaft steht.

Die Imperfecten hub und schwur von heben und schwören sind richtiger als hob und schwor.

Das undeutsche Wort Sech, fransch soc, ist eine richtige Form aus dem römischen sec-are (schneiden).

Stil (Schreibart) und Stiel durch ein e von einander zu unterscheiden, ist etwas einfältig, wenn beide Wörter auch nicht

eine und dieselbe Form sind, und das erstere sogar ein fremdes ist. Stil mit kurzem i hätte an einem einzigen l genug.

Der deutschen Suppe (fris. Sop, engl. soup) auf der fremden Tafel (tabula) ergeht es mit ihrem Namen wie unzähligen anderen Wörtern derselben Sorte. Die Zuthat pe ist nicht allein entberlich, sondern auch willkürlich, und war anfangs nur ein provinzieller Misbrauch.

Sparren ist eine von den vielen verkehrten Bildungen im Deutschen, deren oben schon Erwähnung geschehen. Das Wort heißt auf Frisisch Spear und auf Englisch spar. Auch Sporn, aus Sporen geworden, fris. Spör (ö lang), engl. spur, gehört zu diesen langgestreckten Formen auf en.

Speiche (Radspeiche) ist mir eine etwas verdächtige Wortbildung, da die Urmundarten einen ganz verschiedenen Vocal haben (engl. spoke, fris. Spuk — u lang).

Die Wörter sein und seyn durch ein y zu unterscheiden, ist unzuläßig, denn ein solcher Buchstab gehört gar nicht in die deutsche Sprache. May statt Mai, bey statt bei zu schreiben u. s. w., ist derselbe Irthum.

Miene, welches jedenfalls Mine geschrieben werden muß, ist kein deutsches Wort, sondern stammt aus Frankreich, ist das fransche mine. Die Urmundarten kennen es nicht.

Glied, welches kein e braucht, ist aus Gelid entstanden. Auf Frisisch heißt Glied Lath und auf Breitschottisch lith. Das deutsche gleich ist ebenfalls aus geleich geworden, es ist das Frisische lik, das plattdeutsche lik und das englische like.

Das deutsche heben scheint eine richtige Form zu sein. Auf Frisisch sagt man laften dafür und auf Englisch to lift, und diese Wortform ist das deutsche lüften, welches seinen vollen Ursinn verloren. Auf Plattdeusch sagt man für heben bören, und das ist das englische tragen (to bear) und das deutsche bären in gebären geworden. Das alte frisische hiwen (die Urform von heben) hat in England denselben Sinn, nämlich etwas Schweres mit angestrengten Werkzeugen in die Höhe bringen, und wird auf Englisch etwas willkürlich to heave geschrieben, eben so wie der Engländer gegen die Regel speech und to speak schreibt.

Pflaum, ein undeutsches Wort, kommt vom römischen pluma, darf also eigentlich nicht Flaum geschrieben werden. Man schreibt doch Pfalz, welches aus dem römischen palat (ium) gebildet ward,

und spricht es in der Pfalz Palz. Eben so ist Fleck aus Plak verdorben, und Fell aus Pfell, vom römischen pell —.

Selbst, eigentlich ein Superlativ, ist ein Machwerk aus dem einzig richtigen selb, fris. salw, engl. self. Noch plumper ist die Form selber. Eine ähnliche Corruption ist das Wort Papst, welches nicht Pabst zu schreiben ist, da es von papa stammt. Auf Frisisch heißt es Pap (a lang). Es ist gebildet wie Probst, aber ohne Grund. Das Wort Papst ist ein wahres Monstrum.

Das Wort niemand hat nicht allein ein e, sondern auch ein d zu viel. Es entstand aus ne Man, das ist kein Mann. Im Dänischen ist zu oft ein End-d zu viel, im Deutschen doch nur in einzelnen Ausdrücken, wie z. B. in jemand, jezund u. s. w. Auch in Normand und Normandie ist ein solches d. Wie willkürlich, nachläßig und auf's gerathewohl auch die deutsche Sprachbildung verfahren, sieht man ebenfalls aus vielen Beispielen fremder in's Deutsche eingeschlichener Ausdrücke. So ward Mönch aus monach (us), Münster aus monaster (ium), Neffe aus nep (os), Fenchel aus fenicul (um, foeniculum), Paff in Süd- und Westdeutschland, und Pfaff im sächsischen Deutschland aus pap (a), Pferch aus dem fremden Wort parc, Plaz oder mit dem falschen t Platz aus dem römischen placit (um), Pöbel (ein aristokratisches Schmähwort) aus popu (lus), Palast aus palat (ium), Pelz aus pellis, und viele dergleichen mehr, z. B. Pfirsich aus persic (um) (malum), engl. peach, fransch pêche, holl. persik.

Das z in Pelz (fransch pelisse oder peau, welches leztere aus pel geworden, denn el ging oft im Franschen in eau über, wie manteau in Mantel, marteau aus martel entstand, u. s. w.) ist eine arge Verstümmelung. Pelz kommt ebensowol von pellis als Fell, welches anfänglich Pfell hieß. Das ursprüngliche germanische Wort für Fell ist Skin (fris. Skin, Skan, engl. skin), wovon im Deutschen nur noch der Schinder übrig geblieben und schinden, das ist das Fell abziehen.

Pfeife, aus Pip entstanden, fris. Pip (i lang), engl. pipe, ist kein fremdes Wort. In der Pfalz sagt man Peif.

Plärren ist richtiger als plerren, im Frisischen heißt es blarin (a kurz).

Panier ist eine Misgeburt aus dem franschen bannière und wird doch von den Deutschen gebraucht, während sie ihr eigenes einheimisches Banner haben.

Prudeln ist aus brudeln und dieses aus brodeln verdorben.

Das undeutsche Wort Rad, fris. Wel, engl. wheel, hat sich recht nachläßig aus dem römischen rot(a) gebildet, aber noch nachläßiger das fransche roue aus demselben Wort.

Das deutsche regieren, welches aus Rom stammt (regere), braucht kein e in der Mitte.

Das Wort reif, fris. rip, engl. ripe, ist aus reipf geworden, eben so der Reif (das ist der gefrorne Thau oder Nebel, fris. Rip, und der Reif (Ring), welches letzte Wort der Form nach das englische rope und das frisische Riap ist, denn ursprünglich war wol ein solches Seil das Tonnenband, hernach ward es ein Hup (fris.), engl. hoop.

Das langbeinige geringe hieß ursprünglich ring. Im Frisischen heißt es ring, das ist unbedeutend, schlecht.

Das deutsche laufen ist regelrecht aus lupen geworden, fris. lupen, plattd. lopen. Das westfrisische ljeappen, laufen, springen, und das englische to leap, springen, sind dieselben, aber nicht so rein gebliebene Formen.

Die Form Wamme, welche richtiger Wam hieße, ist das frisische Wom (Viehmagen), das englische womb (Gebärmutter, Mutterleib) und das breitschottische wambe und wame (Gebärmutter und Bauch, Menschenmagen).

Das deutsche walken, welches auf Frisisch wolkin heißt, und dessen Bildung unverändert geblieben, ist das englische gehen (to walk) geworden, wahrscheinlich, weil der Grundbegriff ein Hin- und Herbewegen ist.

In manchen deutschen Ausdrücken ist der ursprüngliche Anfangsbuchstab w vor r verloren gegangen. So z. B. in dem uralten renken (verrenken), das heißt heftig ziehen, engl. to wrench. Die deutschen Wörter ranken, d. h. sich winden und schlingen, Rank, Ränke scheinen desselben Ursprunges und sogar dieselben Formen zu sein, in welchen das a vielleicht willkürlich ist. In dem englischen to wrench liegt auch der Begriff des Windens, und das altenglische wrenc entspricht völlig dem deutschen Rank (plur. Ränke). Das breitschottische Hauptwort wrink bezeichnet ebenfalls einen Rank, eine List, eine Windung. Andere deutsche Ausdrücke dieser Gattung sind Rist, engl. wrist, fris. Wrastlang, Wraslang, ferner rizen, engl. to write, Rache, engl. wreak, fris. Wrak (a lang), ringen, noch in süddeutschen Gegenden wringen, fris. wringen, engl. to wring, das ist drehend pressen, u. s. w.

Das älteste deutsche Wort für Kröte ist Pad, woran sich die beiden überflüßigen Buchstaben d und e gehängt. Auf Frisisch heißt die Kröte Pod, auf Breitschottisch pod und pade.

Palast ist eine sehr fälschlich gebildete Form aus palat-ium, noch falscher Pallast. Regelrecht ist Pfalz, welches aus demselben Wort entstanden. Aus dem römischen t konnte wol z werden, aber nicht st.

In Frankreich (poudre) und England (powder) sind Pulver und Puder sich gleich, und beide haben einen gleichen Ursprung von dem römischen pulver —. Der Deutsche hat ersteres von dem römischen Staub genommen und letzteres von dem franschen Staub oder Haarmehl, und hat vorsichtiglich beide Formen unverändert gelaßen, denn beide Formen sind in späteren Zeiten entstanden, als der Deutsche schon mehr Ehrfurcht und Respect vor Römern und Franzosen hatte. Die meisten mit p beginnenden deutsch genannten Ausdrücke sind fremden Ursprunges.

Bei der Bildung des Worts Sarg, welches kein deutsches ist, und wofür die Frisen Kast, das ist Kiste, sagen, hat sich der griechische k-Laut zu g erweicht. Es scheint, als wäre der Deutsche, der dieses Wort seiner Sprache einverleibte, bang vor dem griechischen Fleischfresser (Sarkofag) geworden. Jedenfalls hat er den Fresser fahren lassen und das Fleisch allein behalten. Ein so dummes Wort hat keine Sprache in der Welt aufzuweisen.

Das deutsche Bahre, richtiger Bar, ist ein uraltes Wort, das nordfrisische Bear, das westfrisische Bier, das englische bier (eigentlich die Todtenbahre) und das verdorbne englische barrow, welche Form für Berg (ursprünglich Barg), Barg oder Borg (Schwein) und für Bahre gelten soll, endlich das holländische baar, das breitschottische bere und altenglische baer. Dieses Wort Bar halte ich für die Wurzel des plattdeutschen Zeitworts bören, d. h. heben, aufheben, und des englischen to bear, tragen. Das westfrisische Bieren und das englische to burg, deren heutiger Sinn begraben ist, bedeuteten ursprünglich, in uralter heidnischer Zeit, auf der Bar oder Bier hintragen, nämlich nach der Stätte, wo der Leichnam verbrannt und dann als Asche in einem irdenen Topf beigesetzt, mit einem Erdhügel zugedeckt werden sollte. Das englische u in burg wird wie i ausgesprochen, und es stammt von dem altenglischen y, welches man für i schrieb. Auf Breitschottisch heißt begraben to bery, und die Bar bere.

In Gäscht, engl. yest und yeast, erscheint wieder die keltisch-süddeutsche Aussprache des Buchstabs ſ wie sch. Das ä in Gäscht ist mir zweifelhaft.

Das deutsche Wort Schwinge (Flügel), ursprünglich Swing, scheint eben so entstanden zu sein, wie das breitschottische smergh, das ist das englische marrow, das frisische Mörg und das deutsche Mark. Auf Englisch heißt Schwinge wing, auf Nordfrisisch Wjüg und auf Westfrisisch Wjuk.

Das echtdeutsche Kimm, richtiger Kim, holländ. kim und kimme, westfris. kjimmen, nordfris. Kimmang, Kimming, ist das einzige eigentliche Wort für das jetzt gebrauchte Horizont, welches der Deutsche von einer fremden Sprache borgte, während er sein eignes zurücksetzte und vergaß.

Von dem End-e abgesehen, so hat das Wort Leiche, fris. Lik, holländ. Lyk, eine richtige Bildung, aber Leichnam ist aus Leicham corrumpirt, fris. Licham, altenglisch lichama, breitschottisch licaim und likam. Zur Entschuldigung dieser Verderbnis könnte man sagen, daß Leichnam aus Leichenam entstanden.

Das deutsche Wort Lohe (aufflackernde Flamme), dessen lezte Silbe ein willkürliches Anhängsel ist, ist eben so corrumpirt, wie das dänische Lue. Der g-Laut ist darin nothwendig. Es heißt auf Frisisch Lög (ö lang), auf Westfrisisch Leag und Loage, auf Breitschottisch low und lowe. Das w ist aus dem g entstanden.

Das Wort Gelenk, richtig gebildet und nur entstellt durch die pedantische Vorsilbe ge, heißt ursprünglich ein Glied oder Ring in einer Kette. Als solches ist es das englische link, welches ebenfalls ein Glied in einer Kette bezeichnet, obwol auch die Kette selbst. Das nordfrisische Lenk (e lang) bedeutet nur Kette. Ich denke, lenken kommt von dem alten Lenk und heißt in seiner ersten Bedeutung, an der Kette leiten.

Das Wort Schnabel (mit der Diminutivendung el) ist aus Snab entstanden und dieses Snab oder Schnab höchst wahrscheinlich, wie Schwing oder Schwinge aus Wing, aus dem uralten Nab. Auf Nordfrisisch heißt Schnabel Neab, auf Englisch Neb, auf Holländisch neb und auf Westfrisisch Neb und Nebke (Diminutiv). Auf Breitschottisch der vorspringende Theil eines Felsen oder Berges snab.

Neßel darf nicht Nessel geschrieben werden, es heißt auf Englisch nettle (ein t zu viel), auf Holländisch netel und auf Nordfrisisch Nedelk (Diminutiv).

Man denkt wol nicht, daß Zettel undeutsch und eine arge Corruption des franschen Worts cédule ist, welches wiederum aus dem römischen schedula, scidula (Diminut. von scheda, scida) corrumpirt worden.

Die Form seit, engl. since und sith (i kurz), nordfris. sant, holländ. sedert und sint, plattd. sünt, hat sich aus dem alten sid oder sith gebildet. Die ältere Form sint erscheint noch in dem fast ganz abgeschafften sintemal.

Das deutsche gölzen oder gelzen, d. h. verschneiden, unfruchtbar machen, darf man nicht, wie geschieht, gölsen schreiben, weil in den Urmundarten der t-Laut ist und auch noch in dem deutschen gelt oder gölt, d. h. unfruchtbar, nicht gebärend, welches im Frisischen von Kühen, die ohne Kalb geblieben, fer (e lang) heißt. Eine solche Kuh heißt auf Breitschottisch a ferry cow. In England aber ist gelt gebräuchlich, von to geld vorschneiden. Auf Nordfrisisch ist ein Galt ein verschnittenes Schwein, nämlich ein Barg.

Wie Brot durch falsche Schreibart aus Brodt und dieses aus der einzig richtigen Form Brod ward, so entstand auch das falsch geschriebene Schwarte aus Schwardte und dieses aus Schward, engl. sward, nordfris. Swörd, holländ. zwoord. Der Holländer hat sein z und sein v eben so lieb, wie der Deutsche sein h.

Es ist ein Wunder, daß das deutsche Schwarm, fris. Swarm, engl. swarm, holländ. zwerm, seine Urform behalten hat und unverdorben geblieben ist. Der Franzos braucht dafür sein sehr corrumpirtes essaim, welches ein römisches Examen ist.

Das deutsche Wort Saum ist regelrecht aus der Urform Sum (u lang) geworden, nordfris. Sum, plattd. Som (o lang), holländ. zoom, westfris. Seam und engl. seam. Eben so ist regelrecht, nach Abwerfung des Endvocals, das undeutsche Wort Nebel aus dem römischen nebula entstanden. Das ursprüngliche germanische Wort dafür ist Mist, fris. Mist, engl. mist, holländ. mist.

Das undeutsche Wort Seife, zwar ziemlich richtig gebildet, hat doch einen römischen Talg-Ursprung. Statt daß der Franzos sein savon und der Engländer sein soap von der römischen Form sapo entlehnten, vergriff sich der Deutsche an dem römischen seb (um) oder sevum (fransch suif).

Das deutsche Zwirn halte ich für eine arge Verstümmelung aus den Urformen der Wörter zwei und Garn. Das Zeitwort

zwirnen heißt auf Frisisch twinin, auf Englisch to twine und auf Holländisch twynen, das ist zwei Fäden zusammenspinnen.

Aar ist das echte und althergebrachte Wort für das sehr verdorbene und jezt fast ausschließlich gebräuchliche Adler. Es heißt auf Nordfrisisch Jarn (i und a für sich, aber kurz gesprochen), auf Holländisch arend. Das englische engle stammt vom franschen aigle, dieser Verstümmelung aus dem römischen aquila. Auch auf Breitschottisch heißt der Adler earn.

Die deutsche Form Axt, deren x lieber ks lauten sollte, hat durch schlechte Aussprache ein t zu viel erhalten. Die Urformen sind hier leitend und entscheidend. Auf Nordfrisisch heißt das Wort Eaks, auf Englich ax, auf Holländisch akse.

Ohne triftigen Grund, als wenn es kein langes a gäbe, wird das undeutsche Wort Staat mit zwei a geschrieben. Die Engländer sagen state, die Holländer staet und die Franzosen état. Alle diese Bildungen stammen von dem römischen status, von sto, ich stehe still wie ein Pfahl, ohne Fortschritt. Unsre westgermanischen Ursprachen kennen natürlich dieses Wort nicht, weil die Völker, die diese Sprachen sprechen, keinen Staat kannten.

Die deutschen Wörter roh, richtiger ro, und rauh, richtiger rau, denn h ist willkürlich und gehört nicht zum Stamm, sind ursprünglich eine und dieselbe Form, die auf Nordfrisisch rä (ä ganz kurz gesprochen) und auf Englisch raw lautet. Auf Nordfrisisch sagt man rä Wether (das erste e wie in Hecht gesprochen) und rä Fleask (rohes Fleisch, rauhes Wetter). Aber das deutsche rauch, regelrecht gebildet aus ruch, fris. rüch, engl. rough, breitschottisch rouch, ist ein von ro und rau ganz verschiedenes Wort.

Der deutsche Schneider (Kleidermacher ist viel armseliger), dessen Name der Regel gemäß gebildet ist und weiter nichts als eine schneidende, entzwei schneidende Person bezeichnet, während der fransche und englische es in großartiger Weise mit der Taille, das ist dem Schnitt und Wuchs des menschlichen Körpers, zu thun haben, ist in Friesland einer, der sich mit Lappen und Fezen beschäftigt und heißt auf Nordfrisisch Skroader, auf Westfrisisch Skroar, welcher letztere Name verstümmelt ist. Auf Englisch heißt to shred zerschneiden und shreds Lappen und Fezen, auf Breitschottisch to skreed entzwei reißen und skreed etwas Abgerißnes.

Reis (kleiner Zweig), fris. Ris, breitschottisch rise und ryss, darf nicht Reiß geschrieben werden.

In Mähne, fris. Mönang, holl. maenen (plur.), engl. mane, ist ä freilich richtig, aber h, das noch dazu willkürlich ist, eine Unzierde, auch Mahr, der Alp, engl. night-mare, frisisch Nachtmear, holländ. nagt-merrie, fransch cauchemar schreibt man richtiger ohne h.

Missen, fris. massin, holl. missen, engl. to miss, würde mit ß falsch sein.

Häufig ist im Deutschen ein ü aus dem ältern ö geworden. So auch in mürb, plattd. mör (ö lang), nordfris. mörg, holländ. morw.

Das Zahlwort neun ist eben so arg corrumpirt worden, wie das englische nine. Es heißt auf Plattd. und Holländ. negen, auf Nordfris. njüggen und auf Westfrisisch njoggen.

Das Wort Krebs, nordfris. Krab (a lang), engl. crab, fransch crabe, Taschenkrebs, holl. krabbe, ist augenscheinlich ein Machwerk aus dem franschen écrevisse.

Hölle, nordfris. Heal, engl. hell, altnordisch Hel, würde anständiger und richtiger Höl lauten, zumal da die Verdoppelung des Buchstabs l, wie im Englischen, auf bloßer Wilkür beruht, und im Deutschen nur in Folge des unnüzen End-Vocals eingetreten ist.

Haf, ursprünglich ein westgermanisches, besonders frisisches Wort, natürlich von einem Seevolk entstammt, bezeichnet in seinem uralten Sinn einen eingeschloßnen Theil der See zwischen Eilande und marschigen Strecken. Die Nordfrisen nennen die binnenliegenden Strecken der See zwischen ihren Eilanden Heaf. So entstanden auch die Namen frisches und curisches Haf. Dieses Wort braucht kein doppeltes f. Auch das dänische Hav bezeichnete ursprünglich das binnenliegende Meer, als die Dänen noch nicht die Außensee und das Weltmeer befuhren. Der Name blieb auch nachher bei, und zwar auch für die offne See, und der skandinavische Name für See kam ebenfalls nach Orkney und Shetland, wo er haaf heißt, z. B. in „to haaf“ gehen, d. h. in See gehen, um zu fischen, und nach Schottland, wo er auf Breitschottisch heawe lautet. Die Frisen nannten die See westlich von ihnen schon mit diesem Namen (nämlich Sia) zu den Zeiten der Gründung Englands, denn die Engländer haben dieselbe immer so genannt (sea).

Hochmuth heißt auf Dänisch Hovmod, und doch hat sich dieses Wort aus dem Deutschen gebildet, wie wenn Hochmuth ursprünglich Hofmuth geheißen. Dies mag nun sein, wie es will,

so kommt doch der Hochmuth von der Höhe. Jedenfalls ist hübsch eine Corruption aus höflich, ö geht häufig im Deutschen in ü über und f zuweilen auch in b. Gar manche solche Ausdrücke stammen aus jener Höhe. Also Hochmuth, Hoffarth, Hübsches, Höfliches, kam Alles von Fürstenhöfen.

Herd, engl. hearth, westfris. Hird, holländ. haard, darf nicht mit ee geschrieben werden. Ein ä wäre vielleicht richtiger. Daßelbe ist der Fall mit heren in verheren, breitschottisch herry, hery, engl. harry, d. i. rauben und plündern, dänisch härje.

In dem deutschen heisch, welches die einzig regelrechte Form dieses Ausdrucks ist, nordfris. hoask, holländ. heesch, engl. hoarse, breitschottisch hers und hess, ist der sk=Laut ursprünglich. Die jetzt gebräuchlichere Afterform heiser ist ein willkürliches und verkehrtes Machwerk.

Träber (plur.) kommt von Trab (und dieses von Thraf) und darf weder Träbern, noch Treber geschrieben werden. Es ist möglich, daß das fransche drague, Malzträber, daßelbe Wort ist, wiewol ich eher geneigt bin, es für das englische dregs und das deutsche Dreck zu halten; viel wahrscheinlicher aber ist es, daß das deutsche Trab in Träber das breitschottische draff und das frisische Draf in dem nordfrisischen draftrin (dänisch dröfte) ist, welches Korn wannen, schwingen, das ist Spreu und Hülsen beim Kornreinigen wegschaffen, bezeichnet. Das dänische Draw ist der Form nach dieses deutsche Trab. Also das überall erscheinende a zeigt, daß man Träber nicht Treber schreiben darf. Auch auf Englisch heißt draff der Auswurf.

Das echtdeutsche Wort Baum ist ganz regelmäßig aus dem Urwort Bum (u lang) entstanden, und dieses Wort ist die einzige und alleinige westgermanische Bezeichnung für diesen Gegenstand. Der Nordfrise sagt Bum (u lang), der Plattdeutsche Bom (o lang), der Holländer boom und der Westfrise Beam. Der Engländer hat auch noch das Wort beam, gebraucht es aber nicht mehr für Baum, sondern für Balken, Weberbaum, Baum auf den Schiffen u. s. w. Doch scheint dieses Wort für Baum auch in England das Urwort gewesen zu sein. Sein Wort für Baum ist jezt tree, und das englische treen heißt hölzern. Dieser Ausdruck ist der dänische und skandinavische, welcher vor der Eroberung Englands durch die Normänner von der Normandie schon in England heimisch gewesen sein muß, weil sonst ohne Zweifel der fransche arbre dort gebräuchlich geworden wäre. In mehr als dem dritten Theil von

England siedelten sich viele Dänen und Skandinavier an, vor Allem im 9ten Jahrhundert, und dieses Volkselement kann bei der Sprachbildung Englands nicht ohne Einfluß geblieben sein. Ferner muß man annehmen, daß England in jenen alten Zeiten sein meistes Holz von den skandinavischen Ländern erhielt, und daß also sehr leicht der skandinavische Name dafür in England in Gebrauch kommen konnte. Das dänische Trä heißt Baum und Holz, und auch das breitschottische trein und trene heißt hölzern. Selbst das sogenannte angelsäxische treowen bedeutet hölzern, von Bäumen. Doch wie viel Dänisches oder Skandinavisches findet sich in dem sogenannten Angelsäxisch, und das haben unsre allergelehrtesten Sprachforscher nicht erwogen. Als dieses Angelsäxisch die Schriftsprache in England ward, da hatte sich schon das dänische Volkselement über die Hälfte von England verbreitet, und das Englische konnte damals nicht mehr die reine westgermanische Sprache sein.

Das Wort Kröte scheint ein fremdes zu sein. Wenn es nicht mit dem franschen crapaud zusammenhängt, so scheint es doch mit dem breitschottischen to croud, das ist quaken. Das ältere Wort ist Padde oder Pad, nordfris. Pod, altenglisch pad und pade, breitschottisch pod und pade. Der Engländer sagt toad, der Däne Tudse. Auch im Breitschottischen heißt es taid, das altenglische tade. Der Irländer braucht das keltische buaf, das ist das keltisch-römische bufo.

Viele deutsche Scribenten haben in neueren Zeiten aus Mangel an Sprachkenntnis und weil der eine dem andern nachahmt, angefangen, das regelrechte deutsche ä aus gewissen Wörtern hinauszuwerfen und ein falsches i dafür an die Stelle zu sezen. So z. B. wollen sie nicht mehr Hülfe sagen, sondern sagen Hilfe, nicht mehr gültig, was allein gültig ist, sondern giltig, u. s. w. Nach alter Norm, die anerkannt werden muß, entstand aus helfen Hülfe, aus gelten gültig. So auch mußte aus schwellen oder schwällen schwülstig werden, aus schweben, das heißt langsam brennen, schwül (mit langem ü, aus dem langen e, wie das kurze ü in schwülstig aus dem kurzen e in schwellen), brünstig nnd inbrünstig aus brennen, Würfel und unterwürfig aus werfen, und dergl. mehr. Aus den wenigen angeführten Beispielen erhellet, daß diejenigen sich selbst zur Schau stellen, welche so häßlich klingende Wörter, wie Hilfe und giltig, der deutschen Sprache, die so schon verunstaltet genug ist, aufdringen wollen.

Das Wort Fels ist kein eigentlich deutsches, das heißt kein ursprünglich westgermanisches Wort. Es stammt aus Skandinavien und ist ein ostgermanisches. Dort heißt es Fjeld und bezeichnet ein Gebirg, besonders ein Felsgebirg. Von Skandinavien aus verbreitete es sich über Schottland, die Hebriden, Orkney und Shetland, die Eilande westlich von Südschottland und über Nord-England. In Yorkshire und Cumberland in England, in Dumfries-shire und Galloway in Südschottland, ferner auf dem Eiland Arran westlich von Galloway, auf Long Island, das ist in den eigentlichen Hebriden, und auf den Norder-Inseln nördlich von der Pentlandföhrde, in allen diesen Gegenden habe ich viele Berge kennen gelernt und mit Augen gesehen, welche den Zunamen Fell tragen. Auf Breitschottisch heißt fell vorzugsweise Felsberg. Das deutsche Fels ist schon durch sein s corrumpirt, noch mehr durch die Schleppendung en. Natürlich konnte in der westgermanischen Ebne ein solches Wort weder entstehen, noch vorhanden sein.

Kiel.

K. J. Clement.

Zur Literatur Molieres.

Herr Ch. Magnin hat einen Fund gethan, wodurch die Werke Molieres um etwa einhundert und fünfzig Verse bereichert werden. Seine Entdeckung ist freilich von nicht allzu großer literarischer Bedeutung, man darf sie nicht mit der Bettlerscene, die so lange im Festin de Pierre fehlte, vergleichen;*) doch knüpft sich an Alles, was aus Molieres Feder geflossen, eine zu große Theilnahme, als daß es nicht gerechtfertigt scheinen sollte, diese burlesken Einfälle des unerschöpflichen Dichters den Lesern des Archivs mitzutheilen.

Diese makaronischen Verse fand Magnin in einer alten Ausgabe des dritten Intermezzos im Malade imaginaire, deren Druck zu Rouen am 24. März 1673, also fünf und dreißig Tage nach Molieres Tode,**) beendet wurde; obgleich sie in der königlichen Bibliothek aufgestellt und in dem Kataloge derselben angemerkt ist, so scheint doch bislang keiner der Theaterliebhaber, weder Pont-de-Vesle, noch Besara, noch de Soleinne, das alte Büchlein eingesehen zu haben.

Moliere schrieb seinen Malade imaginaire, Comédiee-ballet, gegen das Ende des Jahres 1672, „pour délasser le grand roi de ses nobles travaux," nämlich in dem Feldzuge gegen Holland. Er kam indessen erst am 19. Juli 1674 zu der Ehre einer Aufführung vor dem Könige zu Versailles, nachdem er zuvor schon zu

*) Acte III, Scène II. Molieres Feinde veranlaßten die Unterdrückung dieser Scene; sie findet sich in einer uncensirten Ausgabe von 1682 und danach auch in der bei Gosselin 1825 erschienenen, so wie in mehreren anderen.

**) Moliere starb am 17. Februar 1673, in Folge übergroßer Anstrengungen bei der vierten Aufführung seines Malade imaginaire, worin er den Argan spielte.

Paris im Palais Royal zum ersten Male den 10. Februar 1673, mit großem Beifalle gegeben war. Das Stück versprach den Schauspielern von Molieres Truppe einen so reichlichen Gewinn, daß sie sich ein Verbot der Regierung auswirkten, dies letzte Werk des unsterblichen Dichters eher anderswo aufzuführen, als bis es gedruckt erschienen wäre. Natürlich beeilte man sich nicht, es drucken zu lassen, und die holländischen Nachdrucker, welche damals eben so gierig nach französischen Originalwerken waren, wie heut zu Tage die belgischen, bedienten sich eines seltsamen Mittels, um das Stück in ihre Gewalt zu bekommen. Sie beauftragten einen Mann, der der Aufführung in Paris beigewohnt hatte, das Werk Molieres aus dem Gedächtnisse, und nach etwa flüchtig aufgenommenen Notaten wieder herzustellen. Der Holländer machte sich an die Arbeit und lieferte, wie sich erwarten läßt, eine höchst traurige, langweilige Arbeit; denn wie hätte er aus Molieres aufgesammelten Lappen ein ganzes Kleid machen, geschweige denn in dies Kleid einen Körper, eine Seele, schaffen können? Mehrere andere verfälschte Ausgaben erschienen sowohl in Frankreich als im Auslande; die erste ächte ist die von La Grange und Vinot, im Jahre 1680.

Alle französischen Kritiker geben zu, daß die Doktorpromotion im Malade imaginaire das witzigste und unterhaltendste Intermiède ist, welches sich in Molieres Stücken findet. Der Dichter ist in seiner Schilderung, was kaum glaublich erscheinen möchte, nur wenig von dem lächerlichen Ceremoniel abgewichen, welches bei einer Verleihung des Doktorhutes, zumal in der Fakultät zu Montpellier, statt fand. Dies sieht man aus einer Stelle im Life of Locke, by lord King, wo eine Bemerkung mitgetheilt wird, die der englische Philosoph, der 1676 in Montpellier anwesend war, niederschrieb:

„Rezept, einen Doktor der Medecin zu machen. Großer Aufzug von Doktoren in rothen Kleidern, mit schwarzen Mützen. Zwei Geiger spielen ein Stück von Lulli. Der Präsident setzt sich, gibt den Geigern ein Zeichen, daß er reden will und daß sie still sein sollen; er steht auf, fängt seine Rede an mit Lobsprüchen auf die Kollegen und endigt sie mit einer Diatribe gegen die Neuerungen*)

*) Im Malade imaginaire läßt der Präsident den Recipienden schwören:

Essere in omnibus
Consultationibus
Ancieni aviso,
Aut bono
Aut mauvaiso.

und den Blutumlauf. Er setzt sich wieder. Die Geiger spielen wieder auf. Der Doktorand nimmt das Wort, macht dem Kanzler, den Professoren, der Akademie Komplimente. Geigen. Der Präsident ergreift eine Doktormütze, welche ein Pedell in Procession auf einem Stocke nachgetragen hat, setzt sie dem neuen Doktor auf, steckt ihm einen Ring an den Finger, bindet ihm eine goldene Kette um den Leib, und ersucht ihn höflichst, Platz zu nehmen. — Alles dies, setzt der ernsthafte Locke hinzu, ist gar wenig erbaulich."

Man ersieht, wie Magnin erwähnt, aus mehreren Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, daß der Rahmen, welchen Moliere für sein Intermiède gebildet hatte, in einer Gesellschaft bei Frau de la Sablière, wo Ninon, Chapelle, Despréaux, La Fontaine sich befanden, ausgefüllt wurde.

Wir haben hier also ein Gericht, zu dem die witzigsten Geister der Hauptstadt die Zuthaten lieferten. Die Zahl derselben war groß, und es wurden der Verse zu viel, so daß Moliere sie abkürzen mußte. Dies sieht man aus dem Texte des Prologs und der Intermezzos, die noch zu seinen Lebzeiten gedruckt wurden. Denn schon damals, wie es noch jetzt Sitte ist, vertheilte man den Zuschauern, zum bessern Verständnisse, Programme der Ballets und Gesangstücke. So kam es, daß in allen späteren Ausgaben, mit Ausnahme jenes Libretto von Rouen, nur der verkürzte Text aufgenommen ist. Bei der Aufführung des Stücks soll indessen die Sitte herrschen, aus dem ursprünglichen Texte einige Verse über „das bleichsüchtige Mädchen" einzuschieben, deren Anspielungen dem französischen Publikum wahrscheinlich das meiste Ergötzen bereiten.

Die Ausgabe von Rouen nun enthält den gewöhnlichen Text des Intermezzos, aber erweitert, so, daß er ein kleines Stück für sich bildet, mit einem besondern Titel:

»Receptio publica unius juvenis medici in academia burlesca Iohannis Baptistae Moliere doctoris comici. Editio deuxième, revisa et de beaucoup augmentata super manuscriptos trovatos post suam mortem. Rouen, chez Henri-François Viret, 1673. Auf dem letzten Blatte steht: Achevé d'imprimer le 24 de mars 1673. Die zweite Seite fängt an: Acta et Ceremoniae receptionis.

Das kleine Werk enthält höchstwahrscheinlich den vollständigen Abdruck der „Ceremonie," wie sie bei Frau de la Sablière erfunden wurde, und sollte deshalb künftig in allen Ausgaben Molieres seinen Platz finden.

Der Hauptunterschied der beiden Redaktionen besteht nur darin, daß in unseren Ausgaben neben dem Präsidenten vier Doktoren

auftreten, in der Rouener Ausgabe dagegen acht. Der Präsident eröffnet die Sitzung mit der bekannten Anrede:

Sçavantissimi doctores,
Medicinae professores etc.

Der erste Doktor spricht ebenso wie in den gewöhnlichen Ausgaben:

Si mihi licentiam dat dominus praeses etc.

Dagegen fährt in der Rouener Ausgabe der zweite Doktor so fort:

Secundus doctor.

Proviso quod non displiceat
Domino praesidi, lequel n'est pas fat,
Mais benigne annuat,
Cum totis doctoribus sçavantibus
Et assistantibus bien-veuillantibus,
Dicat mihi un peu dominus praetendens
Raison a priori et evidens,
Cur rhubarba et le séné
Per nos semper est ordonné
Ad purgandum utramque bile?
Si dicit hoc, erit valde habile.

Bachelierus.

A docto doctore mihi, qui sum praetendens,
Domandatur raison a priori et evidens,
Cur rhubarba et le séné
Per nos semper est ordonné
Ad purgandum utramque bile,
Et quod ero valde habile:
Respondeo vobis,
Quia est in illis
Virtus purgativa,
Cujus est natura
Istas duas biles evacuare.

Chorus.

Bene, bene, bene, bene respondere!
Dignus, dignus etc.

Tertius doctor.

Ex responsis il paraît jam sole clarius
Quod lepidum iste caput, bachelierus,
Non passavit suam vitam ludendo au trictrac,
Nec in prenando du tabac;
Sed explicet pourquoi furfur macrum*)
Et parvum lac,
Cum phlebotomia et purgatione humorum,

*) Am Rande: Du son pour les clystères.

Appellantur a medisentibus idolae medicorum,
        Nec non pontus asinorum?
Si premièrement grata sit domino praesidi
        Nostra libertas quaestionandi,
Pariter dominis doctoribus
Atque de tous ordres benignis auditoribus.

Bachelierus.

Quaerit a me dominus doctor
Chrysologos, id est, qui dit d'or,
Quare parvum lac et furfur macrum,
Phlepotomia et purgatio humorum
Appellantur a medisentibus idolae medicorum,
        Atque pontus asinorum?
        Respondeo quia
Ista ordonnando non requiritur magna scientia,
        Et ex illis quatuor rebus
Medici faciunt ludoircos, pistolas et des quarts d'écus.

Chorus.

Bene, bene, bene, bene respondere etc.

Quartus doctor.

Die Frage unseres vierten Doktors ist die des zweiten in den gewöhnlichen Ausgaben, jedoch mit einigen Erweiterungen:

Cum permissione domini praesidis;
Doctissimae facultatis,
Et totius his nostris actis
Companiae assistantis,
Domandabo tibi, docte bacheliere,
Quae sunt remedia
Tam in homine quam in muliere,
Quae in maladia
Ditta hydropisia,
In malo caduco, apoplexia,
Convulsione et paralysia,
        Convenit facere?

Bachelierus.

Clysterium donare etc.

Quintus doctor.

Si bonum semblatur domino praesidi,
        Doctissimae facultati,
        Et companiae praesenti,
Domandabo tibi, erudite bacheliere,
Ut reveni un jour à la maison gravis aere,*)
Quae remedia colicosis, fieorosis,
Maniacis, nephriticis, phreneticis,

---

*) Am Rande: Chargé d'argent.

Melancholicis, daemoniacis,
Asthmaticis atque pulmonicis,
Catarrhosis, tussiculosis,
Guttosis, ladris atque gallosis,
In apostematis, plagis et ulcere,
In omni membro démis aut fracturé,
Convenit facere?

Bachelierus.

Clysterium donare etc.

Sextus doctor.

Cum bona venia reverendi praesidio,
Filiorum Hippocratis,
Et totius coronae nos admirantis,
Petam tibi, resolute bacheliere,
Non indignus alumnus de Monspeliere, *)
Quae remedia caecis, surdis, mutis,
Manchotis, claudis atque omnibus estropiatis,
Pro coris pedum, malum de dentibus, pesta et rabie,
Et nimis magno commotione in omni novo marié,
Convenit facere?

Bachelierus.

Clysterium donare etc.

Die Rede des siebenten Doktors stimmt mit der des vierten in den gewöhnlichen Ausgaben überein, bis auf den Zusatz:

Dès hiero maladus unus
Tombavit in meas manus
Homo qualitatis, dives comme un Croesus.

Octavus doctor.

Impetrato favorabili congé
A domino praeside,
Ab electa troupa doctorum,
Tam practicantium quam practicae avidorum,
Et a curiosa turba badaudorum,
Ingeniose bacheliere,
Qui non potuit esse jusqu'ici déferré,
Faciam tibi unam questionem de importantia:
Messiores, detur nobis audientia.
Isto di bene mane,
Paulo ante mon desjeuné,
Venit ad me una domicella
Italiana, jadis bella,
Et, ut penso, encore un peu pucella,
Quae habebat pallidos colores,

*) Man sieht, daß die Bocksbeuteleien der Herren von Montpellier auch in Paris bekannt waren.

Fievram blancam dicunt magis fini doctores,
Quia plaignebat se de migraina,
        De curta halena,
De granda oppressatione,
Jambarum enflatura et effroiabili lassitudine,
        De battimiento cordis,
        De strangulamento matris,
        Alio nomine, vapor hysterique,
Quae, sicut omnes maladiae terminatae in ique,
        Facit à Galien la nique.
Visagium apparebat bouffitum et coloris
Tantum vertis, quantum merda anseris.
Ex pulsu petito valde frequent, et urina mala,
Quam apportaverat in phiola,
Non videbatur exemta de febricule,
Au reste, tam debilis, quod venerat
        De son grabat,
In cavallo, sur une mule;
        Non habuerat menses suos,
Ab illa die quae dicitur des grosses eaux;
        Sed contabat mihi à l'oreille,
Che si non era morta, c'estait grand'merveille,
        Perche in suo negocio
Era un poco d'amore et troppo di cordoglio,
        Che'l suo galano sen'era andato in Allemagna
        Servire al signor Brandebourg una campagna.
Usque ad maintenant multi charlatani,
Medici, apothicari et chirurgiani,
Pro sua maladia in vano travaillaverunt,
Juxta mesme les novas gripas istius Bourru van Helmont,*)
    Emploiantes ab oculis cancri ad Alcahest.
        Veuillas mihi dire quid superest
        Juxta orthodoxos illi facere?

Bachelierus.

Clysterium donare etc.

Idem doctor.

Mais, si tam grande bouchamentum
        Partium naturalium
        Mortaliter obstinatum
        Per clysterium donare,
            Saignare,
Et reiterando cent fois purgare,
        Non potest se guarire,
Finaliter, quid trovares à propos illi facere?

---

*) van Helmont, der berühmte theosophistische Arzt, gest. 1643. Er pries die mächtigen Wirkungen des im folgenden Verse genannten Universalauflösungsmittels Alkahest.

Bachelierus.
In nomine Hippocratis benedictam, cum bono garçone
Conjunctionem imperare.

Dieses ist offenbar die Parodie einer Formel der katholischen Liturgie. Was nun folgt, unterscheidet sich nicht sehr von dem gewöhnlichen Texte; der Präsident legt die zu beschwörenden Artikel vor, worunter sich auch findet:

Emeticum ni mercurium dare,
Maladus dust-il crevare etc.

Die virtutes, puissanciæ und licentiæ, welche der Präsident nunmehr dem neuen Mitgliede der Fakultät verleiht, sind in der Rouener Ausgabe etwas zahlreicher:

Dono tibi et concedo
Puissanciam, virtutem atque licentiam
Medicinam cum methodo faciendi,
Id est, clysterizandi,
Saignandi,
Purgandi,
Sanguandi,
Ventousandi,
Scarilicandi,
Perceandi,
Taillandi,
Coupandi,
Trepanandi,
Brûlandi,
Uno verbo, selon les formes, atque impune occidendi
Parisiis et per totam terram.

In dem gewöhnlichen Texte hat der Second Chirurgien die Verse:

Puissent toti anni
Lui essere boni etc.

Im Rouener Texte werden sie einem Apothicaire zugeschrieben und lauten:

Puisse toti anni
Lui essere boni,
Et favorabiles,
Et n'habere jamais
Entre ses mains pestas, epidemias,
Quae sunt malas bestias,
Mais semper pluresias, pulmonias,
In renibus et vessia pierras,
Rheumatismos d'un anno et omnis generis fievras,

Fluxus de sanguine,
Guttas diabolicas,
Mala de Sancto Joanne,
Poitevinorum colicas,
Scorbutum de Hollandia

und dann macht Herr Ch. Magnin einige Punkte und gesteht, er müsse einige Verse auslassen, deren Latein den Lesern, wie die Gräfin d'Escarbagnas von dem Latein des ehrlichen Grammatikers Jean Despauterè*) sagte, ein wenig zu malhonnête dünken möchte.

Uebrigens ist die Ausgabe von Rouen doch nicht die einzige, welche die vollständige „Ceremonie" enthält. Im Jahre 1697 gab Nic. de Castelli, ein Italiener und Sekretär des Kurfürsten von Brandenburg, alle Stücke Molieres, ins Italienische übersetzt, zu Leipzig in vier Bänden in 12mo heraus. In dieser Uebersetzung befindet sich die Doktorpromotion gerade so weitläuftig wie in dem Rouener Texte. Auch die Bettlerscene im Festin de pierre gab der Italiener ganz übereinstimmend mit dem vollständigsten Texte.

Hannover. **F. Callin.**

---

*) La Comtesse d'Escarbagnas, Scène XIX.

Die englische Sprache in Nordamerika.

Als im Jahre 1789 der damals 31 Jahre alte Noah Webster seine Dissertation on the English Language dem Dr. Benjamin Franklin gewidmet und übersandt hatte, antwortete der letztere in einem verbindlichen Schreiben, daß er den Eifer des Webster, die Reinheit ihrer gemeinsamen Muttersprache zu bewahren und das Bestreben gegen die hier und da in den V. St. sich einschleichenden Irrthümer anzukämpfen, durchaus anerkennen müsse. Es hat seit jener Zeit in Amerika nie an Männern gefehlt, welche eine ähnliche ehrenwerthe Gesinnung hatten und alle überflüßigen Neuerungen oder hereindringende Unrichtigkeiten aus Sprache und Literatur der V. St. zu verbannen suchten. Vor Allen verdient Pickering genannt zu werden, der zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den sogenannten Amerikanismen, in einer ausgedehnteren Weise, als dies bisher geschehen war, seine Aufmerksamkeit zuwandte.

John Pickering*) war 1777 zu Salem (in Massachusetts) geboren; nach vollendeten Studien verließ er Harvard-University zu Cambridge (bei Boston) und ergriff das Studium der Rechte, in welchem er Ausgezeichnetes leistete und neben Judge Story den bedeutendsten Namen erwarb. Die ausführlichere Aufzählung seiner Verdienste in dieser Beziehung**) so wie der Ehrenämter, welche

*) Dieser kurze Lebensabriß eines bedeutenden Mannes ist der Hauptsache nach dem Boston Law Reporter, June 1846 (in diesem Jahre starb Pickering zu Boston) entnommen und wird um so willkommener sein, als dieses Blatt in Europa nur in wenigen Händen sein dürfte.

**) Unter Anderen stand er mit vielen europäischen Gelehrten, besonders mit W. v. Humboldt, Mittermaier, Lepsius, Dr. Pritchard, u. A. in lebhaftem brieflichen Verkehr.

er mit großem Ruhme bekleidete, gehört nicht an diesen Ort, wo wir nur mit seinem philologischen Wirken zu thun haben. Eine seiner Hauptbestrebungen war, den classischen Studien in Amerika mehr Geltung zu verschaffen; er selbst galt als Autorität, was classische Philologie betraf; zu seinen Arbeiten gehört in dieser Beziehung eine mit Noten und Index versehene Ausgabe des Sallust (1805), eine Uebersetzung von Wyttenbachs Bemerkungen über die Wichtigkeit der griechischen Literatur und der besten Methode die Classiker zu studiren, mit einleitenden Worten über die Nothwendigkeit dem Studienkreise seiner Landsleute größere Ausdehnung zu geben. Ferner gehören hierher Betrachtungen über griechische Grammatik (1825), eine ausgezeichnete Abhandlung über die richtige Aussprache des Altgriechischen (in den Schriften der amerikanischen Akademie, 1818); seine größte Arbeit aber im classischen Gebiete ist sein griechisch-englisches auf Schrevelius basirtes Wörterbuch, welches 1814 begonnen und, wegen mannichfacher amtlicher Unterbrechungen mit Hülfe des Dr. Daniel Oliver (Prof. der Philosophie zu Dartmouth College in New-Hampshire) erst 1826 veröffentlicht wurde; die Tüchtigkeit dieses Werkes (zugleich des ersten griechisch-englischen Wörterbuchs) ist allgemein anerkannt, so wie, daß Dr. Dunbar, Prof. des Griechischen zu Edinburgh, dasselbe bei der Abfassung eines ähnlichen (im Quarterly Review, vol. LXXV. p. 229 sehr gerühmten) Werkes ziemlich stark benutzte.

Eine andere bedeutende Erscheinung war eine ausgezeichnete Schrift dieses fleißigen Gelehrten "Essay on a Uniform Orthography of the Indian Languages," (Memoirs of the American Academy, 1818) deren Wichtigkeit auch für das Ausland Jedem in die Augen springt, welcher die Verwirrung kennt, die durch englische, französische, deutsche Schreibung derselben Wörter fremder Sprachen entspringt. Pickering erfand ein besonderes Alphabet, welches auch in weiteren Kreisen, besonders von den Missionairen in Polynesien (z. B. zur Fixirung der bisher ungeschriebenen Sprache der Sandwich-Inseln) mit größtem Erfolge angewendet wurde. „Wenn Pickerings Orthographie," sagt der berühmte Duponceau, „wie zu erwarten steht, bei uns allgemein werden wird, wird Amerika die Ehre haben, einem wesentlichen Mangel in der Philologie zuerst abgeholfen zu haben."

Das Werk aber, welches uns hier am meisten beschäftigen wird, ist sein "Vocabulary of Americanisms, being a collection

of words and phrases, which have been supposed to be peculiar to the United States, with an Essay on the state of the English language in the United States." Es erschien zuerst 1815 in den Schriften der amerikanischen Akademie, dann in einem besonderen Abdruck (1816, groß Octav, S. VII. und 206.). Diesem Werke nun über Amerikanismen (welches neben den Schriften Websters und Anderer den wesentlichsten Einfluß auf Reinerhaltung der englischen Sprache in Nordamerika geübt hat) hat Pickering eine ursprünglich in der nordamerikanischen Akademie mitgetheilte Abhandlung über den Zustand der englischen Sprache in den Vereinigten Staaten vorangeschickt, welche ebenso vorurtheilsfrei und gemäßigt ist, als die Urtheile der meisten englischen Kritiker über amerikanische Werke (was die sprachliche Seite betrifft) blind und — wie weiter unten durch Belege dargethan werden soll — ungerecht gewesen sind. „Obgleich," sagt unser Verfasser, „allgemein zugestanden wird, daß eine größere Uebereinstimmung der Sprache durch die Vereinigten Staaten besteht, als in England zu finden ist — ein Umstand, welcher dem gewaltigen Verkehr zuzuschreiben ist, der die Einwohner der entferntesten Staaten fortwährend in Verbindung bringt — so wird doch Niemand von unseren Landsleuten, selbst nicht die, welche am eifrigsten in der Vertheidigung dessen sind, was sie für die Ehre des amerikanischen Charakters halten, behaupten, daß wir nicht in einigen Fällen von der Richtschnur der Sprache abgewichen sind. Wir haben einige neue Wörter gebildet; einigen alten, welche in England noch üblich sind, haben wir neue Bedeutungen gegeben, während noch andere, welche in England längst veraltet sind, bei uns noch allgemein gebraucht werden. Wenn wir nun, abgesehen von den Zugeständnissen unserer eigenen Landsleute, dem Urtheile der Engländer, welche doch competente Richter hierin sein müssen, irgend ein Gewicht beilegen wollen, so läßt sich gar nicht leugnen, daß wir in mehreren Fällen von dem Normalmaße des Englischen, wie es heutigen Tags in England gesprochen und geschrieben wird, abgewichen sind." Sodann führt Pickering zum Belege dieser Behauptungen Urtheile der ersten englischen kritischen Zeitschriften der damaligen Zeit über amerikanische Werke an, die zum Theil nicht ohne Grund tadeln, zum Theil aber aus nationaler Eifersüchtelei, freilich mit unglaublicher Inconsequenz Ausdrücke als „Amerikanismen," rügen, die sie in ihren eigenen Spalten zu brauchen keinen Anstand nahmen und die sich außerdem bei den besten eng-

lischen Schriftstellern nachweisen lassen; es ist ferner eine große Ungerechtigkeit dieser Zeitschriften nach den unrichtigen Ausdrücken einzelner Werke eine ganze Literatur beurtheilen zu wollen; endlich ist noch zu erwähnen, daß sehr häufig bloße Druckfehler in englischen Nachdrücken amerikanischer Bücher oder Einschaltungen, welche erst in England in solchen Nachdrücken gemacht wurden, mit bitterem und schneidendem Tone als „Amerikanismen" verdammt wurden. Daß dies keine ungegründeten Behauptungen sind, wird dieser ganze Aufsatz hinlänglich belegen und mag sogleich durch einige der auffallendsten Beispiele dargethan werden: eine sonst sehr achtbare kritische Zeitschrift: The Annual Review sagt bei Gelegenheit der Beurtheilung von Chief Justice Marshall's Life of Washington im VIII. Bande, S. 241 (1808): "Vol. V. p. 144 meaning to praise them, our author says "the patriotic veterans of the revolution, infected by the wide spreading contagion of the times, arrayed themselves under the banner of the laws." Pickering weist 2 Fehler in diesem Satze nach, welche erst in dem Londoner Nachdruck eingeschwärzt worden sind: im Originale steht patriot veterans und uninfected! In demselben Nachdrucke (II, 551) steht patrole statt parole, was in derselben Recension dem amerikanischen Verfasser als ein Irrthum aufgebürdet wird! derselbe Nachdruck giebt Robinson statt Robertson (es ist die Rede vom Historiker!); einen andern Druckfehler resemblage statt reassemblage, wie ganz richtig in dem Original steht, hält der Recensent für einen Amerikanismus! Ist es wohl gerecht, wenn das Annual Review auf eine so erbärmliche Grundlage hin (noch mehr Belege siehe weiter unten) ausspricht: „We have been more particular in noticing these faults in Mr. Marshall's language, because we are not at all certain that the Americans do not consider them as beauties; and because we wish if possible, to stem that torrent of barbarous phraseology, with which the American writers threaten to destroy the purity of the English language." Pickering setzt dieser Tirade einfach die Aufdeckung jener Druckfehler und folgende Worte entgegen: „We should never, I trust, be so wanting in candour, as to charge these Reviewers with ignorance, because they have in this very article given our countryman Minot the name of Minor."

Es ist merkwürdig, daß eine ganz ähnliche Thatsache als diese von Pickering mitgetheilte noch in neuester Zeit sich ereignen

konnte. Das Westminster Review, vol. XXXIII. rühmt die Schriften des Peter Parley (des Amerikaners Goodrich,) citirt jedoch eine Reihe von „Amerikanismen," die das Werk „verunstalten" sollen. Bei näherer Untersuchung findet sich aber, daß auch nicht einer von diesen gerügten Ausdrücken in der Originalausgabe zu finden ist und daß sie sammt und sonders von den Londoner Nachdruckern herrühren!!

Allerdings ist zuzugestehen, daß nicht alle englische Beurtheiler in dieser Ungerechtigkeit und Kleinlichkeit befangen sind. Das Edinburgh Review von 1804 (Okt.) enthält folgende schönen Worte welche Pickering seinen Landsleuten zur Beherzigung vorhält: „If the men of birth and education in that other England, which they are building up in the West, will not diligently study the great authors, who purified and fixed the language of our common forefathers, we must soon lose the only badge, that is still worn, of our consanguinity . . . . . America has thrown off the yoke of the British nation, but she would do well for some time, to take the laws of composition from the Addisons, the Swifts, and the Robertsons of her ancient sovereign . . . . . . These remarks however, are not dictated by any paltry feelings of jealousy or pride. We glory in the diffusion of our language over a new world, where we hope it is yet destined to collect new triumphs; and in the brilliant perspective of American greatness, we see only pleasing images of associated prosperity and glory of the land in which we live." Pickering fügt diesen Bemerkungen die Aufforderung an seine Landsleute hinzu, im Geiste solcher Kritiker ihre Sprache zu durchforschen, die ja einestheils durch scharfe Beurtheilung der Scotticismen ihrer nördlichen Brüder, der Eigenthümlichkeiten der Irländer und ihrer eigenen Provincialismen, so wie anderentheils durch bereitwillige Anerkennung des Trefflichen, was von amerikanischen Schriftstellern geliefert worden sei, hinlänglich bewiesen hätten, daß ihnen nur ein reines Interesse an der Sache inwohne; und diesem ehrenwerthen Bestreben verdankt sein mit großem Fleiße verfaßtes Werk seine Entstehung.

Aus diesen Vorbemerkungen wird sich schon dem Unbefangenen das Resultat ergeben, daß die Zahl nicht zu rechtfertigender Amerikanismen keineswegs so groß ist, als eine von kleinlichen Vorurtheilen geleitete Kritik glauben machen möchte. Eine unparteiische Untersuchung, welcher Art nun amerikanische Spracheigenthümlichkeiten überhaupt sein mögen und welchen Ursprung sie haben, ist der Zweck dieses Aufsatzes, in welchem nur die wichtigsten und namentlich solche Erscheinungen näher beleuchtet werden sollen, auf die Pickering entweder keine Rücksicht nahm oder nicht nehmen konnte,

indem seit der Veröffentlichung seines Werkes (vor mehr als 30 Jahren) gar Vieles sich anders gestaltete.

Wie schon oben bemerkt worden ist, unterscheidet sich die englische Sprache, wie sie in den Vereinigten Staaten gesprochen und geschrieben wird, in Etwas von dem in England gesprochenen und geschriebenen Englisch; gleicherweise unterscheiden sich mehr oder weniger die einzelnen Staaten unter sich; dennoch ist an eine Vergleichung mit den Provincialdialecten Englands gar nicht zu denken; denn der lebendige Verkehr, welcher die Bewohner aller jener Staaten beständig durch und zu einander führt, der freie Umgang und folglich äußerlich sich immer mehr verwischende Unterschied der verschiedenen Classen, endlich die Thatsache, daß Elementar-Bildung weit allgemeiner unter mitteln und niederen Classen verbreitet ist, als in England, — Alles dies hat eine große Gleichmäßigkeit der Sprache herbeigeführt.*) Die Amerikaner lernen ihre Sprache mehr aus Büchern als die Engländer: ein Wörterbuch, welches Aussprache und Gebrauch der Wörter lehrt, wird weit häufiger zu Rathe gezogen als in England, obwohl auch dort selbst in den Wirthshäusern der Provinz ein Walker keine unerhörte Erscheinung ist. — Wenn wir dennoch trotz dieser günstigen Verhältnisse eine Abweichung von der in England gegenwärtig geltenden Sprachweise in Amerika gewahren, so müssen wir bedenken, daß die Colonisirung der V. St. vor mehr als 200 Jahren durch Bewohner verschiedener Theile Großbritanniens vor sich ging. Die Einwanderer brachten die englische Sprache, nicht nur wie sie damals überhaupt gesprochen wurde, mit, sondern auch mehr oder weniger gemischt mit örtlichen Eigenthümlichkeiten und auf diese Weise sind erstens einige Wörter die jetzt in England veraltet sind, in den V. St. üblich geblieben, zweitens einige englische Provincialismen über die ganzen V. St. verbreitet worden und haben so die falsche Vorstellung veranlaßt, daß sie amerikanischen Ursprungs seien; so viel ist wenigstens sicher, daß, wenngleich die englische Sprache in beiden Ländern sich gleichartiger entwickelt hat, als man auf den ersten Blick glauben sollte, Abweichungen dieser Art sich dennoch finden und eine Haupt-Quelle sogenannter Amerikanismen genannt

*) Auch in den Gelehrtenschulen sind Redeübungen ein bedeutender Bestandtheil des Unterrichts, vergl. die Aufsätze eines tüchtigen nordamerikanischen Gelehrten, Herrn Morgan, J. Smead, in der Berliner Literarischen Zeitung, Nr. 2 und Nr. 44. 1847.

werden müssen, die wir jetzt näher betrachten und an einigen Beispielen erläutern wollen. Einige andere Quellen von Amerikanismen werden der Reihe nach Erwähnung finden.

I. Wörter, die jetzt in England veraltet oder nur noch provinciell, in Amerika aber noch mehr oder weniger üblich sind.

Unter Alone, sagt Pickering, daß er das Wort oft in eigenthümlicher Stellung und Bedeutung (ganz unserem „alleinig" entsprechend) in Amerika gebraucht gefunden habe: The alone God, the alone motive, etc. Dieser Gebrauch ist altenglisch und Dr. Johnson citirt ein Beispiel aus Bentley: "God by whose alone power and conservation we all live etc." Es findet sich auch hier und da in neueren englischen Schriften (vgl. einen Fall bei Pickering), wird aber stets als unenglisch getadelt.

To Captivate, in seiner eigentlichen Bedeutung „gefangen nehmen" ist in England veraltet; Dr. Johnson führt als Belege dieser Bedeutung Stellen aus Shakespeare, König Karl I. und Locke an, denen Webster noch die Autorität Gibbon's und Trumbull's hinzufügt. Auch in Amerika ist dieser Gebrauch nicht sehr häufig (American Mineral. Journal, New York, 1810 a ship captivated statt a ship taken; twenty nine people were captivated, Belknap's Hist. of New Hampshire; captivating a royal army, Dr. Ramsay's Hist. of the American Revol. Philad. 1789) und Pickering selbst sagt, daß ihm derselbe kaum je vorgekommen sei.

To Commerce, als Zeitwort, „Handel treiben" findet sich nach Pickering im North American Review I, 3, ist in England längst veraltet und auch in Amerika selten.

To Compromit, in der Bedeutung „aufs Spiel setzen, blos stellen," wurde, wie Pickering sagt, in den Berichten der amerikanischen Regierung und sonst häufig gebraucht; ein englischer Correspondent schreibt 1816 an Pickering: "Compromit, twenty years ago, was never used in England; and perhaps it stands equally rejected at the present moment in conversation; as it certainly does with regard to authors." Todd nahm das Wort in seine Ausgabe des Johnson mit der Bemerkung auf: „This is our old word for compromise. To compromit or put unto compromise Sherwood. It has been of late revived, especially by American writers. Vor Sherwood führt bereits Cotgrave (1611) dasselbe in seinem französ. engl. Wörterbuche auf.

To Devolve, als Transitiv, ist zuweilen in amerikanischen Schriftstellern zu finden. Diese Anwendung des Wortes in einem

neueren englischen Werke (Card's Revolution of Russia) wird nach Pickering im British Critic, VII. 363 getadelt, obschon sich nach Johnson und Webster Autoritäten wie Sir W. Temple, Addison, Swift, Gibbon, anführen lassen.

To fall als Transitiv „(bes. Bäume, ꝛc.) fällen" ist wohl nicht immer, wie Pickering sagt, als gemeiner Ausdruck in Neu-England betrachtet worden, wenn schon to fell (wie Pickering nachweist) häufiger in amerikanischen Schriftstellern ist. Doch hat ein englischer Kritiker, der den Gebrauch (Monthly Anthol. V, 438 Rec. von Marshall's Life of Washington) einen Barbarismus „amerikanischen Ursprungs" nennt, durchaus Unrecht; er ist altenglisch und heutigen Tages noch provinciell in England (cf. Forby, Vocab. of East Anglia, 1830), ja er kommt sogar in neueren englischen Forstgesetzen vor (Georg III.).

Fall in der Bedeutung Herbst ist bekanntlich in Amerika weit allgemeiner als Autumn; auch dies ist altenglisch, kommt bei Dryden vor und ist noch jetzt provinciell in England.

Freshet, das angeschwellene Wasser, die Hochflut, wird noch von Milton, ꝛc. wie noch jetzt in Neu-England gebraucht, ist aber in England gänzlich veraltet, ebenso das (in gewöhnlicher Rede sehr häufige) Adverb illy, was man mit Unrecht als amerikanischen Ursprungs bezeichnet hat, ebenso importunacy (wozu Mason im Supplement zu Johnson 2 Citate aus Shakespeare giebt).

Bei To Improve war der Uebergang aus der Bedeutung: „zum Vortheil benutzen, mit Aussicht auf Erfolg anwenden" (to improve the opportunity, etc.) in die allgemeine: „anwenden, gebrauchen, in Gebrauch haben," wenigstens nicht unnatürlich; daher Ausdrücke wie to improve (statt to occupy) a house or farm, to improve (statt to employ oder make use of) a person as a witness gar nicht selten in Amerika und in ähnlicher Weise auch selbst bei britischen Schriftstellern vorkommen; gute Autorität hat der Gebrauch jedoch nicht und ist daher zu meiden; Dr. Franklin macht sich in dem oben erwähnten Briefe an Webster mit folgenden Worten über diesen Gebrauch lustig: Give me leave to mention some (nämlich of those popular errors several of our States are continually falling into). The first I remember, is the word improved. When I left New England in the year 1723, this word had never been used among us, as far as I know, but in the sense of ameliorated or made better, except once in a very old book of Dr. Mather's, entitled Remarkable Providences. As that man wrote a very obscure hand. I remember, that when I read that word in his book, used instead of the word employed, I conjectured

that it was an error of the printer, who had mistaken a short **l** in the writing for an **r**, and a **y** with too short a tail for a **v**, whereby e m p l o y e d was converted into i m p r o v e d: but when I returned to Boston in 1733, I found this change had obtained favour, and was then become common; for I met with it often in perusing the newspapers, where it frequently made an appearance rather ridiculous. Such, for instance, as the advertisement of a country house to be sold, which had been many years i m p r o v e d as a tavern; and in the character of a deceased country gentleman, that he had been, for more than thirty years, i m p r o v e d as a justice of the peace. This use of the word i m p r o v e is peculiar to New England, and not to be met with among any other speakers of English, either on this or the other side of the water." Allein schon vor Dr. Mather's Zeit weist Pickering in den ersten Colonial-Gesetzen der "New-Haven Colony" von Massachusetts (1642) 2c. diesen Gebrauch nach, der also wahrscheinlich aus England mit herübergewandert war.

Occlusion, die Verschließung (bes. eines Hafens, 2c.) ist häufig als Amerikanismus lächerlich gemacht worden, weil es bei einigen Schriftstellern (Jefferson, Dr. Ramsay) sich findet; es ist jedoch, obwohl ein gutes und noch vor 200 Jahren in England häufig gebrauchtes Wort, auch in Amerika selten; nicht so To Tarry, und mehrere andere, die in Amerika gewöhnlich, aber in England höchstens noch aus Shakespeare oder der Bibel bekannt sind.

Pending wird in der öfter erwähnten Rec. von Marshall's Life of Washington in der Monthly Anthol. als veraltet getadelt, allein es ist erstens durchaus häufig in der englischen Parlaments- und Gesetzes-Sprache, zweitens auch sonst zu finden; außer dem Citat des Pickering aus dem British Critic, vergl. bei Johnson Dr. Ayliffe's Autorität.

II. Wörter, welche in England provinciell oder gemein, in Amerika aber in die niedrige oder höchstens Umgangs-Sprache eingedrungen sind.

Dies wäre, mit Ausnahme des letzten Wortes, eine Probe sogenannter Amerikanismen erster Classe; die zweite, natürlich weit umfangreichere ist die, welche solche Wörter umfaßt die noch jetzt in England provinciell oder gemein sind und die in ganz Amerika in gewöhnlicher und gemeiner Sprachweise (und höchstens im burlesken Style) üblich sind. Hieran schließt sich ein merkwürdiger Gebrauch verschiedener Präpositionen und manche andere Erscheinungen, die auch wahrscheinlich englischen Ursprungs sind, aber dadurch, daß sie sich über verhältnißmäßig viel weitere

Kreise, als in der Heimat verbreiteten, leicht zu falschen Ansichten über ihren eigentlichen Ursprung verleiteten.

Sparse (genaues Correlativ zu Dense, zerstreut, nicht dicht), mit Unrecht als Amerikanismus betrachtet, findet sich im schottischen Dialect (cf. Jamieson's Scottish Dict.) und verdient allgemein üblich zu werden; ebenso Tidy, Poorly (als adj. unpäßlich: I have been, for a long time, very poorly, Dr. Johnson; Finding Mrs. Perch but poorly, Dickens), welche beide, besonders das erstere, fast vollständig in der Schriftsprache eingebürgert sind; Wörter von geringeren Ansprüchen sind: Docity, Gumption, (welches James Startin in Samuel Pegge's Anecdotes of the Engl. Lang. p. 209, fälschlich zu den blos in London üblichen Spracheigenheiten rechnet), der merkwürdige Gebrauch von To Guess, to Reckon, to Expect, etc. in den Bedeutungen meinen, glauben (zuweilen durch eine Art Meiosis gleich „fest überzeugt sein"), Misbeholden (zu nahe tretend, beleidigend, unfreundlich), To Roil (gewöhnlich nach Sam. Weller'schen Principien Rile gesprochen, cf. Sam. Slick's Redensarten, to be peskily riled, etc.), Roily (Rily), To Quackle, Fix (als Substantiv), Shote, To Slump, etc., Slush, Slushy, Spunk, Spunky, Spry, To Squirm, Stint, Attackted (gleichsam attack'd-ed, auch dies beschränkt Pegge a. a. O. unrichtigerweise auf die gemeinen Londoner), diese und viele andere in der gemeinen und zu sehr geringem Theile in der Umgangs-Sprache herrschenden Eigenthümlichkeiten sind, obwohl häufig mit Unrecht als bloße Amerikanismen getadelt, sämmtlich aus England in die neue Welt übersiedelt worden und lassen sich durch Provincialwörterbücher und genauere Prüfung der Dialecte auch als englisch darthun. Aehnlichen Ursprung hat die (natürlich nur gemeine) Verwechselung der Präpositionen to und at, welche schon Dr. Witherspoon (Druid No. 6) erwähnte: "I have been to Philadelphia, for at or in Philadelphia; I have been to dinner, for I have dined." Häufig hört man bei gewöhnlichen Leuten: He lives to York; you should see our theatres to the States; why they're three times as big as this to New Orleans and New York; he is to his store, sogar he isn't to home, dem Deutschen zu Hause vollkommen entsprechend, Witherspoon nannte dies einen Amerikanismus, allein dieser Gebrauch herrscht in England z. B. über ganz Devonshire (Gentlem. Mag. vol. LXIII, p. 1084.) Merkwürdiger ist die Verwechselung von In mit Into. Herr Coleman, ein amerikanischer Gelehrter, tadelt nach Pickering diesen Gebrauch als in New York herrschend: "We get in the stage, and have the rheumatism into our knees." Ein zu Philadelphia wohnender englischer Gelehrter schreibt an

Pickering: "The preposition into is almost unknown here. They say when did you come in town? I met him riding in town. Rein amerikanisch scheint der durchaus schlechte (jetzt schwerlich noch übliche) Gebrauch von near statt to oder at in solchen Ausdrücken, wie The Minister plenipotentiary near the Court of St. James — near the United States, etc. dieser Gallicismus wurde, wie Pickering bemerkt, zuerst in Uebersetzungen der diplomatischen Correspondenz zwischen der französischen und der amerikanischen Regierung angewandt. Ein in Amerika wohnender englischer Gelehrter macht folgende Bemerkungen über diese Verwechselung: "Some American writers, eminent for the offices they have borne and for their literature, speak of an 'ambassador near a court'; which is a translation of the French expression of 'ambassadeur près ou auprès d'une cour.' But as the French say also, 'ambassadeur à Rome', and 'ambassadeur à la cour', why should we desert the old English phraseology of 'ambassador to, or at, a court?' To say that a minister is near a court, may seem to imply in English, that he is merely in some adjoining country; whereas the ordinary English phrases of to and at are attended with no such ambiguity. Mons. de Callieres, one of the Forty Members of the French Academy of Belles Lettres, and who was also member of the council of Louis XIV., and Secretary of his Cabinet, as well as one of his negotiators at Ryswick, is the authority for the foregoing French expressions on these subjects. He also uses the following expressions as to ministers — 'arrivé dans une cour — approchant de la cour — ministre pour la cour, and, envoyé vers un prince'; among which the phrase of 'minister for a court' would better suit the idiom of our language, than that upon which we comment, were it necessary to make any change in our customary form of speaking on this occasion." Endlich vergleiche man Pickering's Bemerkungen über den bei einigen amerikanischen Schriftstellern vorkommenden Gebrauch von Over statt des gewöhnlichen Under in solchen Redensarten: „He wrote over the signature of Junius. He published some papers over his own signature." Nicht unähnlich ist der in beiden Ländern häufige falsche Gebrauch gewisser Wörter. Hierzu gehört u. A. die häufige Verwechselung von gewissen Zeitwörtern, z. B. to lay mit to lie. Dr. Witherspoon, ein englischer Gelehrter, der sich zu Anfang dieses Jhdts. in Amerika aufhielt, äußert sich, wie Pickering angiebt, darüber, daß dieser schon von Bishop Lowth getadelte Vulgarismus sich immer mehr geltend mache. Seit jener Zeit ist er allerdings in der Umgangssprache üblich geblieben, aber bei amerikanischen Schriftstellern äußerst selten zu finden; nicht so bei englischen,*) bei

*) Schon in ziemlich früher Zeit; so Thomas Marvell (1620 — 1678) in

denen dieser Fehler ganz gewöhnlich ist. Der ähnliche Vulgarismus To Raise statt To Rise (tobacco and cotton will raise) wird bei Schriftstellern beider Nationen in neuerer Zeit kaum gefunden werden, obwohl er in der Umgangssprache der südlichen Staaten Nordamerikas häufig ist, (vergl. the Mississippi Navigator, Pittsburgh, 1814, p. 335: These mountains raise to the height of at least three hundred feet.) — Die Form Plĕad (oder Pled) als Imperf. oder Particip von To Plēad ist keineswegs, wie behauptet worden ist, ein Amerikanismus; außer dem von Pickering angeführten englischen Beispiele ist noch zu bemerken, daß das Wort in Schottland allgemein gebräuchlich ist; auch andere englische Autoritäten, wie die Sir David Brewster's, Bulwer's (Pilgrims of the Rhine, ch. II: that voice pled to her with a pathos, etc.), u. A. finden sich dafür. Zu Pickering's Beispielen aus amerikanischen Schriftstellern, ist noch hinzuzufügen: The history of a bellows mender, translated from the French by John Gilliland, Vevay, 1815, p. 16: her counsel pled her cause, etc.

Der Gebrauch des Wortes banditti als eines collectiven Singular wird von dem mehrerwähnten Annual Review dem Marshall (Life of Washington)*) als Amerikanismus vorgeworfen, allein dieser Gebrauch ist viel häufiger bei englischen Schriftstellern; vergl. außer Andrews's Hist. of Great Britain und British Critic (die von

---

einem kleinen Gedichte: the Nymph complaining for the death of her fawn: In the flaxen lilies' shade, It like a bank of lilies laid st. lay; Robert Lloyd (1733 — 1765) in The Cit's Country Box: And so convenient does it lay, The stages pass it every day; Walter Scott im Pirate (p. 304 Tauchn. Ed.): Never . . . Laidst thou still for sloth or fear, When point and edge were glittering near; ferner findet sich dieser Fehler bei James (Stepmother), bei Bulwer (Pilgrims on the Rhine: the griffin laid down to sleep), bei Lady Blessington (2 mal in Mem. of a Femme de Chambre), W. Harrison Ainsworth (in James the Second, 1847); besonders häufig bei Capt. Marryat (in Midshipman Easy, etc.; in Percival Keene allein findet sich dieser Fehler 8 mal!), Jonathan Couch, F. L. S., etc.; auch der entgegengesetzte Fehler, nämlich das Imperfect lay statt laid ist nicht selten; he lay down his gun on a shelving low rock, Moffat's Labours in South Africa. Some lay down their arms, Dickens, Master Humphrey's Clock. He lay himself down to sleep. James, the Convict, etc.

*) Pickering erwähnt ausdrücklich, daß dieser Schriftsteller das Wort weit häufiger als Plural braucht.

Pickering angeführt werden): a fierce banditti, Cowper, a military banditti, Sir J. Mackintosh. — Mean statt Means findet sich, nach dem Vorgange vieler schottischen Schriftsteller häufig bei amerikanischen; obgleich dies das eigentlich Richtige ist, wofür schon Bishop Lowth eiferte, bemerkt doch der British Critic (I, 159) mit Recht: "How the singular of means, in this sense, became obsolete, we know not, but it is so; and means itself, has since been sometimes made singular by violence. We heartily wish a mean revived by common consent; but till it is, as there is something in it that offends the ear, we think it more advisable to throw it always into the plural, or to employ another phrase."

Departmental, Governmental, u. a. Wörter (vergleiche To Transpire, 3. Bedeutung in J. G. Flügel's Wörterbuch), obwohl von englischen und amerikanischen Kritikern zuweilen heftig getadelt, finden sich dennoch bei guten Schriftstellern beider Nationen (Burke, Belsham's Memoirs of George the Third, etc.) und sind schwerlich zu verbannen. Wenn die bisher angeführten Eigenthümlichkeiten den Amerikanern mit England gemeinsam sind, so haben folgende Wörter in Amerika besondere, in England gar nicht oder nur wenig übliche Bedeutungen angenommen, deren genaue Erklärung hier nicht füglich gegeben werden kann (man sehe J. G. Flügel's Wörterbuch, 3. Aufl. 1847): To Approbate, To Belittle, To Boat, Boating, Boatable, Clapboard, Clever, Cob, Corn, Creek, To Eventuate, To Fall, To Loan, Lumber, Spell, To Spell, Store, Tackle, Tavern, Truck, Zee, etc.

III. Wörter, die entweder wirklich oder nur angeblich amerikanischen Ursprungs sind, aber gegenwärtig allgemeine Geltung erlangt haben.

Wir kommen jetzt zu einer dritten und sehr zahlreichen Classe von Wörtern, die zum Theil wirklich, zum Theil nur angeblich amerikanischen Ursprungs sind, aber wenigstens zuerst in Amerika, später in England in allgemeine Aufnahme gekommen sind; da gegen fast alle diese Wörter von englischer Seite viel und leidenschaftlich gekämpft worden ist, wird es nicht uninteressant sein, Belege aus englischen Schriftstellern bis auf die neueste Zeit zu geben.

Bemerkenswerth ist zuerst das Wort Lengthy, über welches Pickering Folgendes sagt: "This word has been very common among us, both in writing and in the language of conversation; but it has been so much ridiculed by Americans as well as Englishmen, that in writing it is now generally avoided. The British Critic (Nov. 1793) in a review of

Hamilton's Report of Manufactures, thus notices lengthy: "We shall at all times with pleasure receive from our transatlantic brethren real improvements of our common mother-tongue, but we shall hardly be induced to admit such phrases as "more lengthy" for longer, or more diffuse. But perhaps it is an established Americanism." Aeußerst komisch ist, daß wenige Jahre später der British Critic selber das Wort braucht! Ueberhaupt fand dasselbe immer mehr Eingang und Webster nahm es zuerst in sein Werk auf mit den Autoritäten Washington's, des American Review und zweier Engländer, des Lord Byron und Drayton. Ob es, seitdem Pickering Obiges schrieb, in Amerika vermieden worden ist, steht fast zu bezweifeln; daß es wenigstens in England vollkommen eingebürgert ist, mögen einige Citate beweisen: Bulwer (a name, somewhat lengthy for a cat, Eugen Aram; the lengthy adventurer, Paul Clifford), Dickens (a lengthy conversation, Master Humphrey's Clock), G. P. R. James (the preliminaries of the law are somewhat lengthy, Beauchamp), Charles Lever (an overlengthy exposition, The Knight of Gwynne; a lengthy epistle, The O'Donoghue), W. H. Ainsworth (Crichton), Eothen, p. 36; außer diesen findet es sich bei Dr. Dibdin, Coleridge, Dr. Arnold, Prof. Latham etc. gewiß Namen ersten Ranges; ferner in den besten Journalen bis auf die neueste Zeit: Foreign Quarterly Review (January, 1847, p. 361: Our remarks which have been somewhat lengthy; ibid.: Mr. Airy has made a some-what lengthy communication, etc.), Edinburgh Rev., Quarterly Rev., Gentleman's Magazine, Blackwood's Mag., Mirror, Athenaeum (ganz neuerlich: Okt. 1847 p. 1046) rc. Endlich nahmen es die englischen Wörterbücher von Knowles (1835), Reid (1844), Gilbert's New Dict. (1847) ohne Weiteres, Smart (1836) mit der Bemerkung auf: the word is an Americanism, welche wenigstens was die neuere Zeit betrifft, wohl durch das Obige genügend widerlegt ist. Das davon abgeleitete Adverb Lengthily gebraucht Th. Campbell, das Substantiv Lengthiness Jeremy Bentham. Ein zweites Wort, welches wenn auch nicht amerikanischen Ursprungs, doch von den Amerikanern wieder in Gebrauch gebracht worden ist, ist das Zeitwort To Progress mit dem Accent auf der 2. Silbe, von dem Pickering Folgendes sagt: "This obsolete English word, which (as I have been informed) was never heard among us before the Revolution, has had an extraordinary currency for the last twenty or thirty years, notwithstanding it has been condemned by the English, and by the best American writers. The use of it in Judge

Marshall's Life of Washington has been censured by some of our own critics (see Monthly Anthology for August 1808); and a well known English Review, in noticing the same work, thus speaks of this verb: "We object to the continual use of the word progress as a verb; we are aware that authorities may be found for it in English writers, but such use had fortunately become obsolete till the American Revolution revived it. Annual Rev. VII, 241." Besonders unduldsam sprach sich Franklin in dem oben erwähnten Briefe an Webster gegen dieses und einige sogleich zu erwähnende Wörter aus. Merkwürdig ist jedoch, daß dieses, wie das vorige Wort jetzt von den besseren amerikanischen Schriftstellern vermieden zu werden scheint, während es die besten Schriftsteller Englands ohne Zögern gebrauchen; wir wollen einige derselben, mit Weglassung der Citate, die zuviel Raum wegnehmen dürften, nennen: Sir R. Peel, O'Connel, Coleridge, Thomas Hood, Bulwer, Dickens, Capt. Marryat (the Children of the New Forest, p. 211) etc. Zeitschriften: Edinb. Rev., Quarterly Rev., Gentleman's Mag., Simmonds's Colonial Mag., New Monthly Mag. (Oct. 1847, p. 128: we progressed at the rate of two miles an hour; ibid. we are progressing gradually but surely). Auch dieses Wort nahm zuerst Webster als „üblich" auf, nach ihm die englischen Wörterbücher von Maunders, Knowles, Smart (mit der Bemerkung "this verb is a modern revival"), Reid u. A.

Wenn nicht aus dem Vorhergehenden schon genügend klar geworden ist, welche Vorsicht in Beurtheilung gewisser Ausdrücke einer Sprache nöthig ist, so wird dies folgende Stelle des öfter berührten Briefes von Dr. Franklin noch mehr in's Licht setzen: "During my late absence in France 1789, I find that several other new words have been introduced into our parliamentary language. For example, I find a verb formed from the substantive notice. I should not have noticed this, were it not that the gentleman, etc. Also another verb from the substantive advocate: The gentleman who advocates or who has advocated that motion, etc. Another from the substantive progress: the most awkward and abominable of the three. Was das Wort To Progress betrifft, so hat, wie wir bereits gesehen haben, die Zeit Franklin's Verdammungsurtheil widerlegt; über To Notice sagt Pickering: this is not, as some persons have supposed, an Americanism. It is a modern word, and is not in Johnson's Dict. Mason says, it is a word imported into English conversation from Ireland. Allein das Wort ist ächt englisch; es findet sich, nach Todd schon bei J. Howard (1608), Dr. Warton,

Bischop Horne u. A.; in Dr. Ash's Wörterbuch findet es sich als „wenig üblich" angegeben; allein in neuerer Zeit ist es ganz allgemein üblich geworden; eben so Noticeable, was früher als Amerikanismus verdammt wurde, aber jetzt bei den besten englischen Schriftstellern (Wordsworth, Blackwood) vorkommt; Webster nahm es zuerst in sein Wörterbuch auf; nach ihm die englischen Werke von Knowles, Smart, Reid, Gilbert's New Universal Dict. etc.

Ueber das Zeitwort To Advocate bemerkt Pickering, daß es seit langer Zeit in den gesetzgebenden Körperschaften Amerikas üblich gewesen, und auch in die Schriftsprache übergegangen sei. In der ersten Ausgabe seines Glossars hatte Pickering (nach Franklin's Vorgange) gesagt, daß das Wort amerikanischen Ursprungs sei und obwohl von schottischen und irischen Schriftstellern gebraucht, doch bei Engländern nicht vorkomme. Als Beleg hatte er u. A. den Ausfall eines Londoner Herausgebers in der Vorrede zu einem 1793 erschienenen Nachdrucke von Dr. Ramsay's Hist. of the Revol. angeführt, welcher es zu jenen „amerikanischen" Wörtern gezählt hatte "which the English have altogether declined to countenance, as verbs invented without any apparent reason;" man vergleiche dagegen, was der sonst so friedliche Todd in der ersten Ausgabe von Johnson's Dictionary sagt: "Mr. Boucher has remarked that though this verb (to Advocate) has been said to be an improvement on the English language, which has been discovered by the United States of North America, since their separation from Great Britain, it is a very common and old Scottish word; which indeed it is both as an active and neuter verb. But Mr. Boucher has been misled in this literary concession which he has made to the Americans; for it is also an old English word, employed by one of our finest and most manly writers; and if the Americans affect to plume themselves on this pretended improvement of our language, let them as well as their abettors withdraw the unfounded claim to discovery, in turning to the prose writings of Milton. In the dictionaries of the sixteenth and seventeenth centuries, however, as in the Latin of Thomas, the Spanish of Minsheu, the Italian of Florio, and the French of Cotgrave, advoco, advogar, avocare, and advocasser, are rendered not to advocate, but 'to play the advocate.' Er führt sodann 2 Beispiele, aus Milton's Animadversions, §. 1. und aus Burke's Speech on the Reform of Representation (1782) an. Allein erstens gebraucht das schottische Recht den Ausdruck in einer ganz bestimmten technischen Bedeutung, die (wie deutlich aus allen Beispielen Boucher's hervorgeht) ganz von der in Rede stehenden (gleich to defend, to

support) abweicht; zweitens beweist Todd selbst, daß das Wort nach Milton's Zeit in England ganz außer Gebrauch kam; wem auch die Ehre gebühren mag, das Wort dem Untergange entzogen zu haben, es ist im Augenblicke allgemein üblich.

Das Adverbium Firstly statt First war ebenfalls bei amerikanischen Schriftstellern weit früher im Gebrauch als bei englischen; Pickering sagt, daß er nur ein englisches Beispiel (Brit. Crit. 1814 XLIV, 577) kenne; allein schon lange vor dieser Zeit hatte es Goldsmith im Vicar gebraucht, freilich mehr um eine komische Wirkung hervorzubringen: der Squire Thornhill nämlich ruft voll scheinbarer Gravität, zu Anfang seiner berühmten Disputation mit Moses, aus: Firstly of the first, etc. Allein gebräuchlich wurde das Wort erst in neuester Zeit in England; weder Johnson noch Webster führen es in ihren Wörterbüchern auf; Smart hat es mit der Bemerkung aufgenommen: Some late authors use firstly for the sake of its more accordant sound with secondly, thirdly, etc. Gilbert's New Universal Dictionary sagt: Firstly, improperly used instead of first. Demungeachtet wird sich das Wort eben so Eingang verschaffen, wie die oben behandelten; Beispiele sind schon häufig zu finden: Bulwer (A word to the public, p. 32 T. E.), Dickens (Pictures from Italy p. 140), Westminster Review, Mechanic's Mag. Aug. 1846, p. 148., July 1847 p. 21. etc.

Auf ähnliche Weise waren die folgenden Wörter in Amerika üblich, lange ehe sie in England allgemeine Anerkennung fanden: das Adjectiv Appellate (relating to appeals. Constitution of United States, art. 3.,) das Zeitwort to Bottom, Mission (im Sinne einer politischen Sendung), Census (mit dem englischen Plural censuses, Westminster Review etc.), Dominant (the dominant party, etc.), To Narrate (Quarterly Rev. IX., 433: "the abominable verb 'narrate' which must absolutely be proscribed in all good writing," vergl. als Gegenstück Walker's anziehende Bemerkungen über dieses Wort in seinem Pron. Dict.*)), Authoress (in der Bedeutung a female writer zuerst von Webster und erst 1827 von Todd in Johnson's Dict. mit einem Citate von Warburton und der Bemerkung aufgenommen: "this sense is only of modern usage"), To Loan (auch jetzt noch selten in England, obwohl ein

*) Dr. Johnson sagte: this word is only us ed in Scotland; jetzt findet es sich bei den besten Autoritäten: Bulwer (Pilgr. of the Rhine, ch. IV.), Westminster Rev., etc.

gutes altes Wort, cf. Todd's Johnson), To Realize (im Sinne: to make certain or substantial), To Revolt (als Transitiv, gleich to shock, to disgust), To Solemnize in der Bedeutung „feierlich stimmen" (außer bei Lindsey, den Pickering anführt, bei Wilberforce u. A.,) Exchangeable, Exchangeability, Liability, Tedium, To Test, To Locate, Unwell (was Pickering gar nicht aufführt und auch Ref. nicht als „Amerikanismus" angesehen haben würde, wenn ihn nicht die Bemerkung des Eclectic Review: "This Term when first brought up, was ridiculed as a Yankeeism, yet it is now in general use" eines Besseren belehrt hätte), To Originate, als Transitivum, To Organize, Organization (mit Bezug auf politische Körperschaften, Gesellschaften, 2c.), To Disorganize, Disorganization, To Demoralize, Demoralization, etc. Die meisten dieser Worte, die gegenwärtig alle vollkommenes Bürgerrecht in der englischen Sprache haben, waren eine Zeitlang bitterem Tadel und satirischen Bemerkungen ausgesetzt — Tadel und Satire sind verraucht, während die Sprache selbst mit sicherem Takte das Brauchbare beibehielt, das Unnütze ausschied. Mitunter erkannten jedoch auch englische Kritiker (mirabile dictu!) das Gute bei einzelnen dieser Worte an; so theilt Pickering unter To Organize mit, der englische Herausgeber von Dr. Ramsay's Hist. of the American Revolution zähle dieses Wort in der Vorrede zu den "American additions to the language:" "Some of these additions we have ourselves received, as in the cases of the words 'organize' and 'organization', when applied to political bodies."

IV. Wörter, die eigenthümlichen amerikanischen Naturerscheinungen, Verhältnissen und Einrichtungen ihren Ursprung verdanken.

Es ist endlich noch eine Klasse von Amerikanismen übrig, die ganz eigentlich der „neuen Welt" angehören, weil sie zum großen Theile erst neuen Einrichtungen oder Dingen ihre Entstehung verdanken, die eben dem Mutterlande unbekannt waren: wenn sie daher auf der einen Seite vor allen andern den Namen Amerikanismen verdienen, sind sie auf der andern nicht als Verderbungen, sondern als Bereicherungen der englischen Sprache zu betrachten. Schon in einer früheren Auflage seines trefflichen Wörterbuchs hatte Webster über diesen Punkt bemerkt: „In jedem Lande, wo die englische Sprache gebraucht wird, wird der allgemeine Fortschritt beständig den Gebrauch neuer Ausdrücke erfordern . . . Ein neues staatliches System in der westlichen Welt ruft neue Ideen in's

Leben und — hier müssen wir die englischen Worte brauchen — brings into question the constitutionality of powers, the irrepealability of laws, and the removability of men from office . . . . Verschiedene Regierungsformen, verschiedene Gesetze, Gebräuche, Einrichtungen müssen nothwendig neue Ausdrücke oder neue Anwendungen schon vorhandener Ausdrücke herbeiführen; so sind die Worte land-office, land-warrant, location of land, consociation of churches, regent of a university, intendant of a city, plantation, selectmen, senate, congress, court, assembly, escheat, etc. Ausdrücke, die theils in England nicht existiren, theils auf Dinge bezüglich, die dort nicht vorhanden sind. Niemand würde mit den englischen Definitionen der Wörter congress, senate, und assembly, court, etc. allein zufrieden sein; denn obgleich diese Wörter in England üblich sind, werden sie doch in den Vereinigten Staaten angewandt, um Ideen auszudrücken, die sie in England nicht ausdrücken. Bei unserer gegenwärtigen Regierungsform kann das Wort escheat in den Vereinigten Staaten nie seine feudale Bedeutung haben. In vielen Fällen erfordert auch die Natur der Regierungs- und Rechtsverhältnisse wenigstens eine andere Definition der Wörter welche dieselbe Sache, wie in England bezeichnen. So berichten uns die englischen Wörterbücher, daß ein Richter (Justice) eine vom Könige eingesetzte Person ist, um Recht zu sprechen — er ist Lord vermöge seines Amtes — Friedensrichter werden durch königliche Bestallung eingesetzt. — Alles dies würde auf diesen Beamteten in den Vereinigten Staaten nicht passen. So wird das Wort constitutionally von Todd oder Chalmers durch legally definirt, aber in den Vereinigten Staaten erfordert der Unterschied zwischen constitution und law eine verschiedene Definition. So ist hier eine Pflanzung (Plantage) etwas sehr Verschiedenes von derselben Sache in England. Das Wort marshal hat in unserem Lande eine wichtige, weder in England, noch in Europa übliche Bedeutung erhalten, u. s. w."

Es möge genügen nur einige der vorzüglicheren Ausdrücke dieser Art zu erwähnen und zwar zuerst allgemeinere, dann einige von denen die politischen Einrichtungen ihre Entstehung verdanken. Unter den ersteren stößt uns sogleich das Wort Immigrant entgegen, was nur mit knapper Noth englischerseits anerkannt worden ist, obwohl Niemand wird angeben können, warum „Einwanderer" ein schlechteres Wort sein soll als „Auswanderer," da beide Be-

griffe sich doch mit Nothwendigkeit einander voraussetzen. Pickering erwähnt, daß dies Wort, sowie To Immigrate, Immigration in Amerika zuerst von Dr. Belknap in seiner History of New Hampshire gebraucht worden sei, der in der Vorrede zum 3. Bande dieses Werkes Folgendes anführe: «There is another deviation from the strict letter of the English dictionaries, which is found extremely convenient in our discourses on population. From the verb migro are derived emigrate and immigrate; with the same propriety as from mergo are derived emerge and immerge. Accordingly the verb immigrate, and the nouns immigrant and immigration are used without scruple in some parts of this volume." Sodann führt Pickering an, daß außer Bailey und Ash (welche blos das Verbum To Immigrate aufführen) wohl kein englisches Wörterbuch diese Wörter verzeichne. Allein To Immigrate ist ein sehr altes gutes Wort, welches schon Henry Cockeram (An English Dictionarie, or an Interpreter of hard words, 1632) hat. Auch Immigration läßt sich wenigstens aus Warton's Hist. of the Engl. Poetry belegen; dagegen scheint Immigrant von Dr. Belknap gebildet zu sein, alle drei sind wenigstens, obgleich gegenwärtig in den besten englischen Schriftstellern und Zeitschriften zu finden, durch die amerikanischen Verhältnisse auf's Neue in's Leben zurückgerufen worden. Kendal, ein englischer Reisender, bemerkt Folgendes über Immigrant (Travels, II. 252): «this is perhaps the only new word, of which the circumstances of the United States has (sic!!) in any degree demanded the addition to the English language." Der Londoner Nachdruck von Marshall's Life of Washington corrigirte (nach Pickering) im-migrations in folgendem Satze in emigrations: «The immigrations from England (into America) continued to be very considerable."

Auf ähnliche Weise tadelt das Edinburgh Review (Nov. 1810, p. 115) den Namen jener großen Grasebenen (Prairies) westlich von den Alleghany Gebirgen als einen Gallicismus und das Quarterly Review (XII. 328) äußert sich folgendermaßen darüber: «If this word be merely a French synonyme for savannah, which has long been naturalized, the Americans display little taste in preferring it. But perhaps it may designate open land in a woody country, whatever be the inequalities of the ground, whereas savannah (literally a sheet of land) can properly apply only to a level." Es wird nicht uninteressant sein, die sehr genaue Beschreibung des amerikanischen Geistlichen

Dr. Harris (Journal of a Tour into the Territory Northwest of the Alleghany mountains) welche Pickering mittheilt, hier zu geben, da sie den besten Beleg für die Nothwendigkeit des Namens giebt: „die ungeheuren Prairies können zu den Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes gerechnet werden. Sie sind von zwei Arten, erstens, große ebene Flächen, die sich meilenlang ohne Erhöhung des Bodens ausdehnen, nur mit Unkraut, einer groben Art Gras und Rohr bewachsen. Dieses wuchert so üppig, daß es oft Mannshöhe überragt. Der Boden ist sehr fruchtbar, behält aber, da er thoniger Natur ist, nach langem Regen das Wasser auf der Oberfläche, so daß er überschwemmt erscheint. Bei einigen finden sich Baumgruppen auf Erhöhungen, welche letzteren Inseln genannt werden. Büffelheerden, zuweilen mehr als 100 Stück zählend, grasen auf diesen prairies, die vielleicht durch das Austrocknen von Landseen oder großer Sümpfe entstanden sind. Die zweite Art sind ähnliche ebene Strecken, aber nicht in den Niederungen; es sind dies ungeheure Ebenen schwarzen Erdreichs, welches den Regen stets einzieht, so daß sie nie überschwemmt sind; sie ähneln durchaus den großen Steppen in den obern Theilen Rußlands und Sibiriens, welche als „ausgedehnte, trockne, hochliegende, wasserarme Flächen" beschrieben werden; es ist kein Gesträuch, noch weniger Holz auf ihnen zu erblicken; sie sind mit einer groben Grasart bedeckt." Der Ausdruck Prairie, (welches Webster auch der Form nach englisch machen wollte und prairy schrieb — eine jedoch nicht durchgedrungene Neuerung, neben welcher Grieb in seinem Wörterbuche wenigstens die eigentlich übliche Form hätte erwähnen sollen) hat sich jetzt vollkommen festgesetzt; auch in der Zusammensetzung hat er mehreren Thieren, sowie dem bösartigen texanischen Savannenfieber den Namen gegeben.

Gerade diese Ausdrücke sind ihrer Natur nach kaum ersetzbar, vergl. z. B. (Salt-) Licks, die aus deutscher Jäger-Sprache bekannten (Salz-) Lecken für das Wild, Snowbird, Creek, welches ursprünglich einen Meereinschnitt, aber dann in den mittleren, südlichen und westlichen Staaten meist einen kleinen (gewöhnlich nicht schiffbaren) Fluß bezeichnet, der wie ein Bayou*) beson-

*) Es ist mit Unrecht bestritten worden, daß dies den Franzosen, welche früher Louisiana bewohnten, entlehnte Wort (von boyau) einen „kleinen Fluß" bezeichnen könne; Beispiele hiervon sind unzählig, man vergleiche

ders im Frühjahr durch den schmelzenden Schnee ansehnlich wird. Wegen anderer Wörter dieser Art vergl. Flügel's Wörterbuch, 3 Aufl. 1847.

In ähnlicher Weise wurden durch die neuen Verhältnisse der amerikanischen Colonisten manches ganz passende und brauchbare Wort hervorgerufen. So wurde bei der ersten Colonisirung des Landes einem jeden Bewohner ein Stück Landes zugestanden (allotted); dies wurde vollkommen richtig sein allotment oder lot genannt. Beide Ausdrücke weist Pickering aus den Provinzial-Gesetzen von Massachusetts nach (building-lot, house-lot, auch kommt shop-lot, wood-lot vor); so kam das Wort To Locate, auf natürlichem Wege zu der Bedeutung „Ländereien durch Ausmessung, und nach ihren Gränzen (urkundlich) bestimmen"; so kamen viele andere, zuweilen minder edle, aber in ihrer Sphäre unersetzbare Wörter auf, deren Nothwendigkeit sich am besten dadurch erwiesen hat, daß sie sich unter analogen Verhältnissen auch in anderen Colonien Englands, in Westindien, Jamaica, Australien, Ostindien, Südamerika bewährten und festsetzten, man vergl., da die Gränzen dieses Aufsatzes eine allzuweite Ausführung dieser Andeutungen nicht erlauben, in J. G. Flügel's Wörterbuch solche Wörter wie Portage (vom Quarterly Rev. gebraucht), Vendue, To Squat, Squatters, Rattoon, Shanty, Backwoods, To Locate, Location, Sleigh, Caucus,*) etc.

Bayou Buffalo, Bayou Bartholomew, Bayou Chutre, Bayou Darbone, Bayou Pierre (auch Stony Creek genannt) Bayou river unweit New Madrid, alle in Louisiana.

*) Vergl. auch Literar. Sympathien von Dr. J. G. Flügel, mit einem Vorw. von Prof. G. Herrmann, Leipzig, 1843, p. 9 und ff. Die reichhaltigste Sammlung von Amerikanismen enthielt früher Pickering's Werk; bei weitem stärker ist gegenwärtig die im Flügelschen Wörterbuche, welche mehr als irgend ein anderes vorhandenes Werk bietet; es ist merkwürdig, daß dies gerade zum Gegenstande des Tadels im Quarterly Review (März, 1845, p. 294) geworden ist. Der Vfr. jener Beurtheilung, der das Werk mit erwähnter Ausnahme, rühmend anerkennt, ist wahrscheinlich Herr Lockhardt, ein persönlicher Feind alles Amerikanischen. Die vollständige Widerlegung dieses Tadels siehe Vorrede zu Flügel's Wörterbuch 3 Aufl. p. LX. Hier sei nur ein Beispiel gegeben: welcher Deutsche, um zunächst nur von Deutschland zu reden, kann, wenn er sich nicht besonders mit amerikanischer Literatur bekannt gemacht hat, wissen, was ein Satz, wie folgender besagen will, der einem englischen Jour-

Zu den Wörtern, welche Ursprung oder eigenthümliche Bedeutung und Anwendung den amerikanischen politischen Einrichtungen verdanken, gehören u. A. Congress (in America, wie Parliament in England, zum Eigennamen geworden, daher ohne Artikel gebraucht) Congressional (dies Adjectiv ist ein amerikanischer Barbarismus genannt worden, wird aber jetzt von guten englischen Autoritäten gebraucht, so bei Barlow, im Gentlem. Mag. etc.; ein englischer von Pickering citirter Gelehrter sagt mit Recht über dies Wort: „The term Congress belonging to America, the Americans may employ its derivatives, without waiting for the assent of the English. Congressional is analogous to parliamentary in some respects. President, Presidential (auch

---

nale (Blackwood's Mag. 1846, p. 149) entnommen ist: "Charley White, our Secretary, with the happy union of impudence and 'soft sawder' for which he was remarkable, delicately drew his attention to the fact, that no other gentleman-commoner had given less than five shillings?" Wäre es nicht umgekehrt tadelnswerth, wenn kein Wörterbuch hier Rath ertheilen könnte? Es ist merkwürdig, daß schon Webster vor fast 30 Jahren mit diesem freilich rein „englischen" Vorurtheile zu kämpfen hatte. Er sagt (Monthly Anthology and Boston Review, Sept. 1809): „Man macht mir zum Vorwurf Amerikanismen und Vulgarismen in mein Werk aufgenommen zu haben; dies ist der befremdlichste Vorwurf, den meine Gegner mir machen können. Ich habe allerdings einige Wörter in unseren Sprachschatz aufgenommen, die vielleicht in Britannien gar nicht, oder wenigstens nicht in gleichem Sinne gebraucht werden wie z. B. Customable, auf die Autorität eines Gesetzes von Massachusett's hin, Doomage, nach Dr. Belknap und den Gesetzen von New Hampshire, Fourfold, als Zeitwort, auf Autorität eines Gesetzes von Connecticut und mehr als 100jährigen Gebrauchs; Decedent statt Deceased, nach den Gesetzen von New-Jersey und Pennsylvania, u. A. m. Solche örtliche Ausdrücke bestehen und werden bestehen, trotz der Lexikographen und Kritiker. Ist dies meine Schuld? Und wenn örtliche Ausdrücke bestehen, warum sie nicht erklären? Sollen sie unerklärt bleiben, weil sie örtlich sind? Gerade dieser Umstand macht ihre Aufnahme in ein Wörterbuch um so mehr nöthig; „„denn"" wie der akademische Senat von Yale-College sich bei Beurtheilung meines Werkes ausdrückte, „„wie sollen solche Ausdrücke anders als mit Hülfe eines Wörterbuches verstanden werden?"" Und hat Johnson nicht vor mir hog in der Bedeutung Schaf, tup, der Widder, auf Autorität englischen örtlichen Gebrauchs in seinem Werke aufgenommen? Hat er nicht viele Wörter dieser Art aufgeführt? Und weit entfernt, dadurch Tadel auf sich zu laden, würde sein Werk weit größeren Werth haben, wenn er mehr Fleiß auf Sammlung und Erklärung örtlicher Ausdrücke verwendet hätte."

dies früher als Barbarismus verdammt, vergl. jedoch Quarterly Rev. X. 497 und Websters Dict.), Senate, Senatorial, Gubernatorial, Constitutionality, Suability (obgleich dies Wort, sagt Pickering, vor einigen Jahren viel gebraucht wurde, als die Frage verhandelt wurde, ob ein einzelner der Vereinigten Staaten in Anklagezustand versetzt werden könnte, wird es jetzt nur selten gehört), State, Territory, Town, Township, Section (Quarter Section), Range, General Assembly, Selectmen, Message, Executive und Judiciary (die beiden letzten als Substantive, gleich executive und judiciary power,) etc.; nach dem amerikanischen Lexikographen Worcester werden die Ausdrücke electioneer, electioneering weit häufiger in den Vereinigten Staaten, als in England gebraucht, während das in letzterem so häufige canvass, canvassing in Amerika im entsprechenden Sinne nur selten gebraucht wird. — Endlich mögen noch einige unter den amerikanischen Theologen übliche Ausdrücke hier erwähnt sein: Association, Consociation, der Predigerverein Associational, Consociational, einen solchen Verein betreffend, To Approbate, (einem Kandidaten) die Erlaubniß zum Predigen ertheilen, Improvement (of a sermon, der Schluß, gleichsam Nutzanwendung einer Predigt; dieser Gebrauch ist jedoch auch schottisch), To Result, Beschluß fassen, Result, der Beschluß (einer geistl. Versammlung) ꝛc.

Dies sind in gedrängter Darstellung die hauptsächlichsten Bereicherungen und eigenthümlichen Anwendungen, welche die englische Sprache in den nordamerikanischen Colonien Englands erfahren hat: es braucht der Beweis, daß die englische Sprache durch die Nordamerikaner wirklich bereichert worden ist, hier nicht speciell wiederholt zu werden; nur so viel sei noch erinnert, daß es von vornherein nicht denkbar ist, daß ein zahlreiches und regsames Volk, welches in Allem wenigstens eben so viel Eifer nach Fortschritt an den Tag legt und in gar manchen Dingen sogar weiter fortgeschritten ist, als das Mutterland, in der Handhabung der Sprache zurückgeblieben sein sollte. Das Recht aber neugefundenen Begriffen neue Namen (sobald sie nur passend gewählt werden) beizulegen, wird kein Vernünftiger dem andern absprechen wollen: auch die Amerikaner als Mitglieder der großen Familie, welcher die englische Sprache als Erbtheil zugefallen ist, besitzen unbezweifelt das Recht neue Worte zu bilden und zur Aufnahme in den allgemeinen Sprachschatz vorzuschlagen: dann ist freilich, wie schon angedeutet

wurde, dem gemeinsamen End-Urtheile der Gebildeten dieser großen Familie, wo immer sie sich auch befinden mögen, die Entscheidung zu überlassen, ob das Vorgeschlagene auch stichhaltig sei; das eben erwähnte Recht ist auch von vorurtheilsfreien Engländern den Amerikanern nie streitig gemacht worden*) und von den letzteren mit Gewissenhaftigkeit gehandhabt worden, was die wirklich große Masse guter Wörter beweist, die von ihnen der englischen Sprache theils erhalten, theils neu hinzugefügt worden sind. Doch ist der Ruhm, der ihnen hierin unbedingt gebührt, nicht allein ihrem Sprachtalent, sondern auch den Verhältnissen beizumessen, in die sie durch großartige geschichtliche Ereignisse, durch Berührung mit andern Völkern und Ländern gebracht wurden. Man denke nur z. B. wie schon das Zusammentreffen mit ungebildeten Indianern dennoch in der Sprache seine unverkennbaren Spuren zurückließ.**) Besonders aber gehört hieher der Einfluß der französischen Sprache; freilich war und ist hierbei eine große Klippe zu vermeiden: die Eindrängung unnöthiger Fremdwörter. Schon Dr. Johnson sagte: "one of the greatest pests in this country (in England — natürlich ebenso in Amerika) is the frequency of translation, and unless the license of translators is checked, their idleness and ignorance will reduce us to babble a dialect of France." Vielleicht war Johnson etwas zu streng; so nennt er das Wort Trait "scarce English" was sich seit seiner Zeit so vollkommen eingebürgert hat, wie Environs, Defile, und unzählige andere.***)

---

*) Vergl. u. A. den schon oben berührten Ausspruch des seiner Zeit so bedeutenden British Critic: We shall at all times with pleasure receive from our transatlantic brethren real improvements of our common mother-tongue etc.

**) Vergl. Wörter wie Calumet, Chocolate, Hominy, Moccasons, (Moccassins,) Mush, Papoose, Potato, Powwow, Quahaug, Sachem, Sagamore, Samp, Succotash, Squash, Squaw, Tobacco, Tomato, Tomahawk, Wampum, Yankee (nach Heckewelders Etymologie, vgl. J. G. Flügel's Wörterbuch.)

***) Unnöthig wird jedoch Strenge in diesem Punkte nie sein; es ist bemerkenswerth in welcher Art die franz. Sprache auf ihre Nachbarn eingewirkt hat. So waren, um ein Beispiel anzuführen, weder die Deutschen mit ihrem einfachen „Umschlag," noch die Engländer mit "wrapper" zufrieden, um die äußere Hülle eines Briefes zu bezeichnen; wir mußten uns ein „Couvert," die Engländer ein "envelop" sammt halbbarbarischer Aussprache aus Frankreich holen!

In Amerika datirt sich besonders von der Revolution die Einführung vieler Wörter, die dem englischen Sprachschatze einverleibt wurden: einige derselben (To Organize, Organization von politischen Körperschaften, To Disorganize, Disorganization, To Demoralize, etc.) sind schon oben erwähnt worden; einige andere sind z. B. To Derange, To Debark, Grade, alle drei in einer Recension der Official Letters of General Washington vom British Critic als „Gallicismen" heftig getadelt, obwohl schon damals (1795) sich einzelne englische Autoritäten (unter ihnen der British Critic selbst!!*) für einzelne dieser Wörter fanden; es konnte hierbei nicht fehlen, daß einzelnes Unnütze sich einschlich, was denn auch der Sprachgebrauch mit gesundem Sinne ausgeschieden hat; dahin gehören z. B. Citess, Citizeness als Uebersetzungen von Citoyenne in den ersten Jahren der französischen Revolution in Amerika üblich; der Brit. Crit. (VII., 367) nennt Citess und Citizeness amerikanische Wortbildungen; dies ist möglicherweise der Fall, das Wort Citess aber findet sich als Eigenthümlichkeit bereits bei Dryden, Citizeness ist von David Booth in sein Analytical Dict. aufgenommen worden. Noch einige Erzeugnisse der franz. Revolution sind Civism, Incivism, jetzt in Amerika, wie in Frankreich veraltet, near als Uebersetzung von près (the Minister Plenipotentiary near the court of St. James, bereits oben erwähnt); auf etwas höherer Stufe steht das Wort Insurrectionary, was nach Pickering in einem amerik. Werke vom Monthly Review (1806) als ein Americanism oder, wie sich das Blatt höhnisch ausdrückt, Indianism getadelt wird, allein Mason in seinem Supplement zu Johnson citirt 3 Stellen aus Burke in denen das Wort gebraucht allerdings jedesmal mit Bezug auf französische Verhältnisse, die neueren englischen Wörterbücher haben es wenigstens alle mit Mason's Definition (Suitable to insurrection, besser wäre Relating to an Insurrection) und mit Recht aufgenommen. Es würde zu weit führen die Bereicherungen, welche die englische Sprache durch Vermittelung der Amerikaner von Frankreich aus erhalten hat, zu verfolgen. In neuerer Zeit ist das eifrige Studium des Deutschen in Amerika Quelle mancher unenglischen Neuerungen geworden, die zum Theil mit Recht getadelt werden,

---

*) That Robespierre might fall without d e r a n g i n g the general system. Brit. Crit. V., 77; andere Beispiele siehe bei Pickering, Belege aus neuerer Zeit anzuführen ist völlig überflüssig, weil sie sich überall ungesucht darbieten.

wenn auch englischerseits häufig mit höchst unliberaler Bitterkeit; so sagt das Athenæum bei Gelegenheit einer Recension von James P. Warner's Uebersetzung von G. Weber's Theorie der Tonsetzkunst: «The Americans appear, generally, so tolerant of Germanisms that very possibly what seems to us a blemish may by them be found a beauty — and thus, the needless neologisms, some of which threw so much mystery over the meanings and precepts of ingenious Mr. Flowers (eines englischen Grammatikers) may attract and gratify, in place of repelling them." Dies ist sehr unschön und zugleich vollkommen ungegründet, denn die meisten und besten Uebersetzungen deutscher Werke in's Englische verdanken wir amerikanischen Gelehrten; daß hierbei einzelne tadelnswerthe Neuerungen vorkommen, ist kein Gegenbeweis. Vielmehr ist in Amerika das Bestreben, die Reinheit der englischen Sprache zu erhalten so lebendig, als es nur in England sein kann; wir schließen mit einer Bemerkung des berühmten Verfassers der transatlantischen Reiseskizzen, welche volle Bestätigung verdient: „die öffentliche Beredsamkeit der Amerikaner hat einen gewissen Anflug kräftiger Schwulst; allein wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, daß die gebildetsten der öffentlichen Personen diese Schwulst vermeiden und dagegen in einer so nüchternen Sprache sich ausdrücken, wie wir sie vielleicht nur von dem jüngern Pitt im englischen Parlamente zu hören gewohnt waren. Alle öffentliche Staatsschriften der amerikanischen Staatsmänner drücken sich mit einer so klaren und eleganten Präcision aus, daß schwerlich in der englischen Literatur sich etwas Besseres nachweisen lassen dürfte. In neuerer Zeit bewunderte man besonders die Sprache in den Botschaften des Präsidenten Jackson an den Congreß, und in der That, wenn man damit die Thronreden der Engländer vergleicht, so kann man sich einer gewissen Bewunderung nicht enthalten."

Leipzig. **Dr. Felix Flügel.**

Die Vokale der westfälisch=niederdeutschen Mundart.

Die deutsche Sprache ist ein Glied der indisch=europäischen Sprachenfamilie, die sich vor Jahrhunderten von den Landen zwischen Indus und Ganges aus in großen Strömungen über weite Strecken des westlichen Asiens, und weiterhin über alle Theile von Europa ausgebreitet hat, und aus der neben dem germanischen auch der slavische und der griechisch=lateinische Sprachstamm entsprossen sind. Aus dem lateinischen Sprachstamme sind durch Vermischung mit dem germanischen die italienische, französische, spanische und portugiesische Sprache (die romanischen Sprachen) hervorgegangen; dem germanischen Sprachstamme gehören die gothische, die altnordische, die angelsächsische und die deutsche Sprache an. Die gothische Sprache ist nur aus wenigen Sprachdenkmälern bekannt, die aus dem 4. Jahrhundert stammen; die altnordische, die Sprache der heiligen Edda, ging in die isländische Sprache über, in der die Skalden ihre Lieder sangen, und wurde Mutter der schwedischen und dänischen Sprache; die angelsächsische Sprache, deren älteste Denkmäler dem 8. Jahrhundert angehören, erzeugte in der Vermischung mit dem durch die Normannen eingeführten Altfranzösischen und mit dem Dänischen in England die jetzige englische Sprache.

In verwandten Sprachen, die einer und derselben Sprachenfamilie, z. B. der indisch=europäischen, jedoch nicht demselben Sprachstamme, z. B. dem germanischen, angehören, ist zwar der Wortvorrath im Allgemeinen aus gleichen Wurzeln entsprossen, und die grammatischen Formen haben sich aus gleichen Grundformen entwickelt: aber der gleiche Ursprung ist nicht eben so leicht nach=

weislich, und die Uebereinstimmung der Lautverhältnisse ist nicht eben so groß, wie bei den Sprachen eines und desselben Sprachstammes z. B. den germanischen Sprachen, die unter sich also näher verwandt sind. Die Einheit einer Sprache aber gibt sich darin kund, daß sie überall, wo sie gesprochen wird, fast ganz denselben Wortvorrath und dieselben grammatischen Formen hat. Zwar hat auch jede der Mundarten einer und derselben Sprache wohl einzelne Wörter und grammatische Formen eigenthümlich; doch unterscheiden sich die Mundarten unter einander hauptsächlich in ihren Lautverhältnissen, in der Aussprache der Laute, in den Formen der Ableitung und Flexion, und in dem Gebrauche der Formen des Ausdrucks.

Die deutsche Sprache hat eine große Mannigfaltigkeit in ihren Mundarten, unter denen sich die oberdeutsche und die niederdeutsche auf das bestimmteste unterscheiden, und in gewisser Hinsicht Gegensätze zu einander bilden. Doch gränzen die oberdeutschen nicht unmittelbar an die niederdeutschen, und gewisse Mundarten — man hat sie mitteldeutsche genannt — bilden einen Uebergang und in gewisser Hinsicht eine Vermittelung zwischen beiden.

Das Hochdeutsche, d. i. die Sprache der Gebildeten und die Schriftsprache in ganz Deutschland, darf man nicht als eine, etwa gegenüber der niederdeutschen, für sich bestehende Mundart ansehen; denn die hochdeutsche Sprache hat keine eigenthümlichen Wort- und Redeformen, sondern nur solche, die aus den Mundarten hervorgegangen, und in denselben noch lebend anzutreffen sind.*)

*) Wir haben keinen entsprechenden Ausdruck für das gemeine, vulgäre Deutsch, für die Volkssprache, dem Hochdeutsch gegenüber. Dem Hoch steht allerdings das Nieder entgegen, und sollte der Ausdruck Niederdeutsch so viel bedeuten, als gemeines Deutsch, wie es die Masse des Volkes spricht, so würde gegen denselben Nichts einzuwenden sein, wenn die oberdeutschen Mundarten mit einbegriffen würden; was aber dem bisherigen Gebrauche des Wortes entgegen ist, und sich auch außerdem der Bezeichnung des südlichen Deutschlandes als Oberlandes nicht anschließt. Niederländisch hat bekanntlich schon eine andere Bedeutung. Der Ausdruck Plattdeutsch, schon wegen seiner verächtlichen Bedeutung verwerflich, bezeichnet gleichfalls nicht den Gegensatz zum Hochdeutschen in der rechten Weise, weil er auch bloß für die niederdeutschen Mundarten üblich ist.

Obgleich aber die hochdeutsche Sprache zunächst aus den oberdeutschen Mundarten hervorgegangen, und ihnen in manchen Stücken verwandter, als den niederdeutschen Mundarten ist; so ist sie doch auch in vielen Rücksichten von jenen verschieden, und mit diesen übereinstimmend, und hat namentlich viele Wort- und Redeformen des Niederdeutschen in sich aufgenommen.

Wie sich die oberdeutsche Mundart in die schwäbische und baierisch-östreichische, so sondert sich die niederdeutsche in die niedersächsische, westfälische, friesische und niederländische, oder, will man lieber nur zwei Hauptgruppen, in die niedersächsisch-westfälische und die frisisch-niederländische Mundart. Die gegenseitigen Gränzen dieser Mundarten sind nicht überall fest zu bestimmen; und namentlich gehen die niedersächsische und die westfälische Mundart so mannigfach in einander über, daß man manchmal kaum ein Unterscheidungsmerkmal zu finden weiß. Wir berücksichtigen hier nur diejenige Mundart, die man entschieden für die westfälische erklärt hat, nämlich die Mundart im Westen der Weser, deren Gränze im Norden fast mit der politischen Gränze von Westfalen, gegen Holland und Hannover zusammenfällt, im Westen nicht weit über die Gränze von Westfalen gegen die Rheinprovinz hinübergreift, und im Süden das Siegerland, das eine mitteldeutsche, die westerwäldische, Mundart hat, und das Kurfürstenthum Hessen nicht berührt, aber Waldeck und Lippe einschließt. Man muß in diesem Bereich zwei Mundarten unterscheiden; die nördliche, die im Münsterlande, und die südliche, die in dem Herzogthum Westfalen am entschiedensten auftritt. Der Grafschaft Mark und dem Fürstenthum Paderborn gehört die südwestfälische (süderländische) Mundart an; doch neigt sich die Sprache der Grafschaft Mark von Hamm an die Lippe abwärts der südwestlichen (münsterländischen) Mundart zu; wogegen in den Mundarten der Wesergegenden bedeutend das Niedersächsische anklingt.

Die süderländische Mundart unterscheidet sich von der niedersächsischen weit mehr, als die münsterländische; ja, es hält schwer, zwischen den beiden letztern ganz bestimmte und allgemein gültige Unterscheidungsmerkmale aufzufinden. Nach unserm Dafürhalten unterscheidet sich die münsterländisch-westfälische Mundart von der niedersächsischen hauptsächlich durch die Aussprache des g im Anlaute, welches in den meisten Gegenden Westfalens aspirirt, fast wie ch (gern = chern) gesprochen wird; dann durch gewisse eigenthümliche Laute, die wir weiter unten unter der Benennung

„gebrochene" Laute aufführen (ie, ea u. a.) Die süderländische Mundart unterscheidet sich fast mehr von der münsterländischen, als diese von der niedersächsischen; besonders durch eine große Mannigfaltigkeit von langen Vokalen und Diphthongen, wo die münsterländische kurze und einfache Vokale hat.

Das einzige alte Sprachdenkmal der niederdeutschen Mundart, das von Bedeutung ist, ist der Heliand,*) eine Dichtung aus den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung der Sachsen, in altsächsischer Sprache, wie die, nach J. Grimm's Meinung, zwischen Münster, Essen und Kleve mag zu Hause gewesen sein.

Vor 50 Jahren noch wurde die niederdeutsche Mundart häufiger als jetzt auch von den Gebildeten gesprochen; sie war zwar längst nicht mehr Bücher- und Schriftsprache, wohl aber noch allgemeine Konversationssprache. Später scheinen es sich besonders die Schulen zur Aufgabe gemacht zu haben, das Ndd. zu verbannen, statt es zu ihren Zwecken zu benutzen, und selbst die Elementarschulen streben noch jetzt, wiewohl vergeblich, das Ndd. aus der Welt zu schaffen. Es bedarf nicht des Beweises, wie wenig es zu wünschen ist, daß solche Bestrebungen gelängen. Dadurch, daß die ndd. Mundart an den meisten Orten nur von dem nicht gebildeten Theile des Volkes gesprochen wird, hat sie offenbar an Gelenkheit und Reichthum verloren, denn der Bereich ihrer Begriffe ist verengt; wiewohl an Reinheit gewonnen, denn es werden ihr jetzt weniger Wort- und Redeformen, die ihr fremd sind, aufgedrungen.**)

*) Heliand, oder die altsächsische Evangelienharmonie. Herausgegeben von J. A. Schmeller. Nebst: Glossarium saxonicum e poemate Heliand inscripto et minoribus quibusdam huiusce linguae monumentis collectum, cum vocabulario latino-saxonico et synopsi grammatica. Monachii, Stuttgartiae et Tubingae 1840.

**) Es mögen hier noch einige kleine Proben oberdeutscher und niederdeutscher Mundarten zur vorläufigen Vergleichung mit dem Hochdeutschen stehen.

Sonntagsfrühe, von Hebel.
(Allemannische Mundart.)

Der samstig het zum sunntig gseit:
Jez hani[1]) alli schlofe gleit[2]);
Sie sin vom schaffe her und hi
Gar sölli[3]) müed und schlöfrig gsi,[4])
Und's gotmer[5]) schier gar selber so:
I cha fast uf ke bei mo sto.

[1]) Hab ich. [2]) gelegt. [3]) sehr. [4]) gewesen. [5]) geht mir.

§. 1.

Im Hochdeutschen hat sich die Anzahl der kurzen Vokale im Laufe der Zeit vermindert. Namentlich hat sich die Kürze des Vokals vor einem folgenden einfachen Konsonanten beinahe gänzlich verloren, und die Wörter: Tag, war, nahm, Weg, Steg, viel, Glied, ursprüngliche Kürzen, haben jetzt lange Vokale. Dagegen hat sich vor zwei Konsonanten meistens der kurze Vokal erhalten. Im Niederdeutschen ist ebenfalls die Anzahl der ursprünglichen Kürzen, die schon im Mittelniederdeutschen sehr vermindert war, geringe geworden; doch hat sich in den oben angeführten

---

(Dasselbe in niedersächsischer Mundart).

To'n sunndag hett de sunnawend segt:
Nu hew ik se alle slåpen legt
Se schöll[1]) fom lopen her un hin
Wol alle möe un sleprig sin
Mi schall[2]) et ewen so meist gån,
Ik kann bolde up nien bên mêr stån.

(Aus Firmenich's „Völkerstimmen".)

[1]) sollen. Wahrscheinlich eine unrichtige Uebersetzung des mißverstandenen sölli. — [2]) soll = mag, wird.

(Dasselbe in nordwestfälischer [münsterländischer] Mundart.)

To'n sunndag hew de samstag segt:
Nu hew'k se alle slåpen legt;
Se wör'n fant lôpen hir un då
So mö̊' un släprig as dertò.
Mi selwst is't auk nich beater gån;
Ik kann boll' up kin bên mer stån.

(Dasselbe in südwestfälischer [süderländischer] Mundart).

De såterdag heat tom sunndag esagt:
Nu hew ik se alle to bedde bracht;
Se sind fame läupen henn un hear,
Sleprig un maü' un könnt niks mêr.
Mei sülwenst ies't nit beater gån;
Ick kann op keinem bëin mer stån.

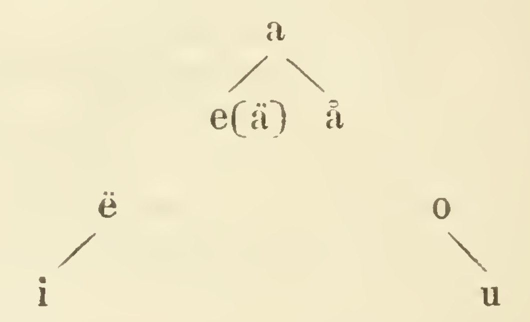
(Hochdeutsch).

Der Samstag sprach zum Sonntag sacht:
Jetzt hab' ich Alle zur Ruh gebracht;
Sie waren müd' und schläfrig sehr
Von allem Schaffen hin und her;
Auch mit mir selbst will's nicht mehr gehn;
Ich kann auf keinem Bein mehr stehn.

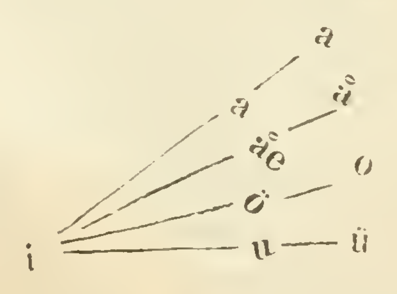
Wörtern und in vielen andern, die im Hochd. einen langen Vokal angenommen haben, entweder die ursprüngliche Kürze erhalten, oder die Verwandlung ist erst im Werden begriffen, und an die Stelle der ursprünglichen Kürze ist ein gebrochener Laut getreten, der zwischen Kürze und Länge schwebt, doch in den meisten Fällen noch als Kürze erscheint.

Die westfälisch-niederdeutsche Mundart hat alle Vokale des Hochdeutschen, aber, wie jede besondere Mundart, eine große Menge Vokale, die der hochdeutschen Sprache fremd sind.

Die ursprünglichen Vokale, oder die Grundlaute i, a, u, haben sich nach einer Seite hin (zwischen a und i) wie im Hochdeutschen in die Nebenlaute e (ä) (durch Trübung aus a) und ë (durch Uebergang aus i) entwickelt; nach der andern Seite aber (zwischen a und u) hat sich der aus a getrübte Laut a̿, von dem aus u durch Uebergang entstandenen o unterscheidbarer wie im Hochd. gestaltet (Vergl. §. 2.)



Durch Einwirkung des i in einer folgenden Silbe werden bekanntlich alle Vokale der gegenüberstehenden dunkeln Vokalreihe mit Einschluß des a angegriffen, getrübt, und wie a haben auch u, o und im Niederd. auch a̿ Umlaute: ü, ö, æ̿ .



Im Neuhochdeutschen bilden sich die Diphthongen durch Verschmelzung des a mit den am tiefsten liegenden Vokalen der

beiden Reihen, mit i und u, ü, und es erscheinen die Doppellaute ai (ei) au, und aü (geschrieben: äu.) Das Niederd. läßt Verschmelzung eines jeden Vokals mit dem am tiefsten liegenden derselben oder der andern Reihe zu, und selbst der beiden tiefsten Vokale der beiden Reihen unter sich

a
e(ä) æ̊–å
ë ö–o
i ü–u

wodurch die Diphthongen ai, ei, ëi, oi, ui, au, eu, ou, iu entstehen.

Die gebrochenen Vokale haben etwas übereinstimmendes mit den Diphthongen, indem man einen doppelten Laut in der Aussprache wahrnimmt. Sie unterscheiden sich jedoch von den Diphthongen:

1. dadurch, daß nur der erste Laut klar und vernehmbar ist, und als der wesentliche Bestandtheil des Lautes vorwaltend erscheint, während der zweite kurz vorübergehend anklingt;
2. dadurch, daß dieser zweite Laut sich nicht als ein ganz bestimmter und entschiedener Laut charakterisirt; gleichsam ein unentwickelter, nicht individualisirter oder ein indifferenter Laut ist, der einem sehr kurzen a oder einem stummen e nur nahe kommt. Wir bezeichnen ihn nach e mit einem a (ea), und in jedem andern Falle mit einem e (óe, ǒe, îe, úe, ǘe);
3. dadurch, daß sie nicht, wie die Diphthongen, von Natur lang sind, sondern als ursprüngliche Kürzen auch jetzt noch den Charakter der Kürze an sich tragen, nur daß sie durch die Verschmelzung zweier Laute mehr oder weniger an Quantität gewinnen.

§. 2.

a. å (au).

Der Vokal tritt in westfälischer Mundart aller Orten auf:

1. als reiner Laut a wie im Hochd.
2. nach o hinneigend, zwischen a und o die Mitte haltend, also wie das schwedische å. Wir geben diesem Laute auch das Zeichen å. Dieser Laut gehört in die Reihe der Vokale organisch. Die Vokale e und o nehmen Mittelstufen ein in der Reihe ursprünglicher Vokale.

i e a o u.

Wie e verschieden gefärbt ist, je nachdem es aus i oder a entspringt (e und ë z. B. Kehle und Seele); so das o je nachdem es aus å oder ū hervorgeht (a und o z. B. sāt und bôk). Auch im Hochdeutschen findet der Unterschied in der Aussprache Statt, und soll, gothisch skal, wird anders gesprochen als Sonne, gothisch sunna.

Es entsteht nun die Frage: in welchem Falle tritt das niederd. å auf und für das hochd. a an den Platz. Das a ist entweder 1) ein ursprünglich kurzes und kurz gebliebenes; 2) ein ursprünglich kurzes aber lang gewordenes; oder 3) ein organisch langes, althchd. â, welches letztere dem goth. ê, einer ursprünglichen Länge, entspricht. Als Gesetz gilt: das a aus althchd. und mittelhochd. a (goth. a) hat, auch wenn es eine Dehnung angenommen hat, den reinen Laut a; dagegen entspricht dem althchd. und mittelhchd. â, sei es organisch aus dem goth. ê, oder unorganisch aus dem kurzen a hervorgegangen, in westfälisch-niederdeutscher Mundart gesetzlich immer ā (mittelndrl. ae).

Beisp. von althochdeutsch kurzem a. Al (omnis), fal (casus), scal (debeo), stal, farava (color) man. hlacha (rideo), achar (ager), plat (folium), stat (locus), daz, haz, saz; gazza (via), glas, gras, amma, palc (pellis), scarf, starh (fortis), stanh (odor), tranh (potus) hant, land, chraft, naht, wahte (vigilia), wahsu (cresco), hlast (onus), rasta (requies), lastar, = westf. niederd.: all, fall, sall. stall, farwe, mann, lache, akker, blad, stad, dat, hass, statt, gasse, glas, gras, amme, balg, scharp, stark, stank, drank, hand, land, kraft, nacht, wacht, wasse, last, rast, laster. — Ferner die althochd. Kürzen: tal, zala, lam (claudus) quam (veni) hamar. namo. rhaban (corvus), magad (virgo), mako, (stomachus), adal, ladôm (invito), pat (rogavi), fatar; haso, arm (pauper), warm, zand (dens), die westf.-niedd. zu Längen geworden sind: dàl. tâl, làm, kâm, (auch quâm und quam) hâmer. nâme, ràwe, bàt, fàder, hâse, ârm, wârme, tân (auch tand). Es gibt nur wenige Ausnahmen, wo das althd. a in das westf. ā übergeht: ahd. part (barba). karto (hortus), sah (vidi), westf. bård, gāren (doch auch gāren), sā. — Sonst ist das althd. lange â z. B. âl. hâr, jàr, wàr (verus), âno (sine), mâno (luna), âbant, scâf, frâga, nâh (prope und

post), kinâda (gratia). rât, sât, tât, straza, (via), ahd. gân (ire) stân (stare), im westf.-ndd. å z. B. ål, hår, jår, wår, åne, måne, åwend, schåp, fråge, nå, gnåde, råd, såd, dåd, stråte, gån, stån. (Selbst ins Neuhochd. ist der Laut å übergegangen z. B. in: ohne, Mond, Monat, Woge althd. wâc, Argwohn neben Wahn.)

Es gibt in westf. Mundart auch ein kurzes å vor ld und lt und, in Fällen, wo das d ausgestoßen ist, vor ll (wie im Schwedischen das å für a vor ld (rd, ng), und im Englischen a = o vor ld (mb, ng).). Beisp. wåld, åld (vetus), sålt, fållen (statt fålden, plicare), hållen (statt hålden, tenere), ållern (statt åldern, senescere). Aber nicht in dem ganzen Bereiche der westf. Mundart kommt dieses kurze å vor, und in den östlichen Gegenden von Westfalen (Fürstenthum Paderborn) spricht man: wald, ald, salt, fallen, hallen, allern.*)

In einigen Gegenden ist das å ganz in ein o übergegangen, so daß man ôl, jôr, strôte, schôp (reimend auf hochd. wohl, vor, rothe, Lob) hört. Durch diese Aussprache wird vielleicht die Erklärung eines andern Lautes, der auch für å eintritt, vermittelt. Wie nämlich in den südlichen und östlichen Gegenden Westfalens, dem niedersächsischen und theilweise münsterländischen ô ein au (äu) entspricht (Vgl. §. 10). — z. B. brôd, dôd, lôn, nôt, strô, bôm, ôge: braud, daud, laun, naut, strau, baum, auge, — so haben auch einige Gegenden, namentlich das Osnabrücksche, die Wesergegenden, und theilweise das Paderbornsche, auch für das lange å, ja sogar für das kurze å ein au. Z. B. jau (immo), straute (via), paul (paulus), pasken (festum Paschale),, plauster (emplåstrum), und: auld (vetus), wauld (silva) für: jå, stråte, pål, Påsken, plåster — åld, wåld. — Das mittndrl. au ist durchgängig westf. å.

§. 3.

ä, åe.

Das reine kurze a hat den Umlaut ä gerade wie im Hochd., z. B. land, länder; band, bänder; ball, bälle; balg, bälge;

---

*) Vergl. oud, out. Grimm, Gr. I, S. 300.

pracht, prächtig; macht, mächtig; hast, hästig; nadde, nädde. Denselben Umlaut bezeichnet e; wir richten uns hinsichtlich der Schreibung nach dem hochd. Gebrauche, der das e nur da zu setzen pflegt, wo die Abstammung von a nicht sogleich erkannt wird. — Auch das ursprünglich kurze, aber lang gewordene â hat den Umlaut ä̂; namentlich kommt dieser bei der Flexion der Verben vor: kâmest, kä̂mest; nâmest, nä̂mest; sât (sedit), sä̂test; frât, frä̂test.

Der Laut å hat den Umlaut åe, der sich in der Aussprache zu ihm gerade so verhält wie ö zu o, und nach denselben Gesetzen vorkommt wie mhd. ae als Umlaut von â: ål, åele; jår, jåerlik; måne, måensk (mondsüchtig), schåp, schåeper; slåp, slåeper; und: wåld, wåelder; åld, åelder. Daß da, wo å wie o gesprochen wird, das åe als ö vorkommt, versteht sich von selbst. Es geschieht auch, doch selten und ausnahmsweise, daß åe wie ä oder ai gesprochen wird; schäper oder schaiper für schåeper.

§. 4.

e, ê, ea.

Der reine Laut e (ä) kommt verhältnißmäßig selten in westf. Mundart vor. Die münsterländische Mundart hat auch ein ê, das für hochd. e und ei und für süderländisch ëi (s. §. 5.) steht. Bspl. Hochd. Seele, Kameel, Theil, Seil; sdrl. sëile, kamëil, dëil, sëil; mnstrl. sêle, kemêl, dêl, sêl. Wir werden diesen Laut weiter unten besprechen.

Gewöhnlich erscheint der e-Laut in ganz eigenthümlicher Weise als gebrochener Laut; in dem man einen raschen Wechsel von zwei (oder gar drei) verschiedenen Lauten wahrnimmt. Der letzte dieser Laute kommt einem sehr kurzen a oder ä sehr nahe; der erste erinnert an ein ë oder i, ist aber weder das Eine noch das Andere, und neigt sich nur in der münsterl. Mundart mehr nach i, in der süderl. mehr nach e hin. Münsterländer, die ihre Mundart mit den gangbaren Schriftzeichen darzustellen versuchen, schreiben daher gewöhnlich ia oder iä; genauer würde wohl iea sein, doch ist die Aussprache keineswegs diphthongisch oder gar thriphthongisch, sondern der Laut erscheint vielmehr in der Regel als Kürze. Wir schreiben diesen Laut ea, was der Abstammung gemäß richtiger, der süderl. Aussprache am nächsten kommt, und auch der münsterl.

nicht mehr entgegen sein dürfte, als ia oder iä.*) Dieser Laut darf auch da, wo er (ausnahmsweise) gedehnt auftritt, nicht diphthongisch, sondern vielmehr so gesprochen werden, daß das unklare ë unmerklich und sehr schnell in das kurz abgestoßene a übergeht. Das ë (i) ist jedoch vorwaltend und wesentlicher Bestandtheil des Lautes, der als ein umgekehrtes gothisches ai anzusehen ist.

Der Laut ea ist ein ursprünglich kurzer Laut, und tritt, mit wenigen Ausnahmen, nicht als Länge auf. Da sich im Neuhochd. die mhd. Kürzen allmälig vermindert, die mhd. Längen dagegen meistens erhalten haben; so entspricht der Laut ea dem mhd. kurzen e, aber dem neuhd. kurzen und langen e. (Das mhd. ae und ê sind in westf. Mundarten durch die Laute åe, ê, ëi vertreten, über die wir uns weiter unten aussprechen werden; westf. ea für mhd. ae und ê kommt selten vor). Uebrigens steht das westf. ea nicht seltener für das mittelhd., aus a hervorgegangene e, als für das mhd. aus i entsprungene ë.

Bspl. Mhd. stebe (baculi), begrebede (sepultura), vrevel (audax), bleter (folia), erbermde (misericordia), zwelwe, ermel, werme, herbest, merke, — und: gël (flavus), schëm (pudor), swëbel, gelëgen, pflëge, rëgen, sëgen, gebët, wëter, gewërp (labor), bërc (mons), wërc, smërze, hërze. D. i. westfälisch-niederdeutsch: Steawe, begreawede, freawel, bleader, erbearmede, twealwe, earmel, wearmede, hearwest, mearke — geal, scheamede, sweawel, leagen, pleage, reagen, seagen, gebead, weader, gewearwe, bearg, weark, smeart, hearte.

Es fragt sich:

1. Wie verhält sich das ea zu dem neuhochd. kurzen e?

Der Laut ea kommt vor:

a) wo das Neuhochd. ein kurzes e vor einer aspirirten Muta hat, wenn diese im Ndd. mit der entsprechenden harten Muta wechselt. Bspl. Hochd. sprechen, brechen, stechen, rechnen, Dächer — essen, fressen, messen, gesessen, — treffen, Pfeffer. Westfälischndd. spreaken, breaken, steaken, reakenen, deaker — eaten, freaten, meaten, seaten — dreapen, peaper;

---

*) Vergl. Grimm, Gr. I, S. 228.

b) wo der Konsonant r mit einem andern Konsonanten nach dem kurzen e auslautet; also vor: rl, rn, rm, rk, rt, rg, rd, rb, rf, rs, rw, rz z. B. Hochd. Erle, Schmerle, Wärme, härmen, lermen, Werk, merken, Stärke, Berg, Zwerg, Pferd,*) sterben, werben, Korb, Scherbe, schärfen, bersten, Gerste, Schmerz, Herz, Sterz = westfndd. earle, smearle, wearmede, hearmen, learmen, (kearnen, buttern), weark, mearken, stearkede, bearg, tweark, peard, stearwen, wearwen, kearw, earwen, schearw, schearpen, beasten (für bearsten), geaste (für gearste) smeart, hearte, steat (für steart).

Bei dieser Erscheinung ist die Uebereinstimmung mit angelf. ea und eo, und goth. ai (der Umkehrung desselben Lautes) vor r, und der mittelndrl. Brechung des a in ae vor r mit folgender Liquida und Muta**) unverkennbar.

2. Wie verhält sich ea zu dem neuhchd. gedehnten, lang gewordenen e?

Wo im Westflndd. das e auch lang geworden ist, tritt auch ein ê, und süderländisch in gewissen Fällen (die wir weiter unten besprechen werden) ein ëi ein. Wo der Laut im Ndd. kurz geblieben ist, kommt immer ea vor. Bspl. Hchd. Leben, eben, streben, gräbt, schwebt, Leder, Feder, beten, Frevel, Schwefel, hegen, fegen, selig, (wehlig), quälen, Kehle, befehlen, wem, dem, den, gewesen, lesen, Gläser, Gräser. Westf.: Leawen, eawen, streawen, greawet (greawt), sweawet, leader, feader, beaden, freawel, sweawel, heagen, feagen, sealig, kwealen, keale, befealen, weam, deam, dean, weasen, leasen, gleaser, greaser.

Nicht selten unterscheiden sich Wörter in der Bedeutung durch ê und ea z. B. hêr (dominus) und hear (huc), fêlen (deesse auch peccare) und (be-) fealen (imperare), mêr (mare auch plus) und mear (equa) u. v. a.

In zwei Fällen erhält ea Dehnung:

1. Bei Synkope des d z. B. fear für feader (penna) lear für leader (corium). meaken für meadeken (puella).

*) Pferd hat im Hochd. ein langes e; daß ihm ein niederd. ea entspricht bestätigt die Richtigkeit der Meinung, daß es seine Kürze nur verloren hat. Grimm, Gr. I. S. 215.

**) Grimm, Gr. I, S. 349 und 279.

bea-en für beaden (orare), knea-en für kneaden (depsere), frea-e für freade (pax). (Unter gleicher Bedingung verlängert sich das e im Ndl.; wie denn überhaupt im Niederd. bei Konsonantenausfall gern Verlängerung des Vokals eintritt, z. B. fîf hchd. fünf, gôs hchd. Gans.)

2. Vor einem einfachen r. Bsp. mear (equa), smear (linimentum), smearen (linere), hear (huc), beare (pirum), fertearen (consumere). — Aber nicht überall in westfälischer Mundart hat die Dehnung in diesen Fällen den Laut ea; namentlich kommt im Paderbornschen statt desselben ein ziemlich breit gesprochenes langes ä vor: fär, lär, mäken, bä-en u. s. f. und: mär, smär u. s. f.

Das kurze e kommt in westf Mundart vor: 1) bei Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten; immer bei Gemination z. B. helle, swelle, kelle, blerren, henne, stemme (vox), mekkern, lekken, setten, näppe, bäggen, leggen, bedde, käbbeln, hessen, kläffen — und auch wenn zwei ungleiche Konsonanten folgen, mit Ausnahme des Falles, wo der erste ein r ist; Bspl. helpen, selwer, hälse, henkel, häuseln, rempel, stempel. —

§. 5.

ëi. ê.

Das lange ê im nördlichen und nordöstlichen Theile Westfalens hat im südlichen (Herzogthum Westfalen, Grafschaft Mark) einen Laut, in dem man zuerst ein unklares e, das zwischen a und i schwebt, und darauf, doch sehr kurz und dem e sehr untergeordnet ein i wahrnimmt. Der Laut ëi ist diphthongisch, und wohl von dem Diphthong ei (ai) zu unterscheiden. Der Laut ëi entspricht dem altsächs. ê und kommt vor:

1. in Fällen, wo sowohl das Nhd. als das Mhd. ein a hat. Bspl. Hochd. heil, Seil, Theil, heim; mhd. leimen (argilla), ein, Bein, Stein, Seife, eigen, Teig, Eiche, weich, Zeichen, Eid, leid, Kleid, Arbeit, breit, heiß, Schweiß, weiß (novi), Meise, Fleisch, Geist, weißt, meist. Sdlwestf.: hëil, sëil, dëil, hëime, lëimen, ëin, bëin, stëin, sëipe, ëigen, dëig, ëike. wëik. tëiken, ëid, klëid. lëid, arbëit, brëit, hëit, swëit, wëit, mëise, flëish, gëist, wëist, mëist. — Es gibt nur wenige Ausnahmen, etwa: ei (ovum), ei!, klein, gemein, mangerlei, schrei, mei (majus), beide, geleise, reise,

meier (colonus), geil, reine, heide (sowohl campus als ethnicus), feige (mhd. veige, fato obnoxius), doch auch: fèige, keiser u. w. a.

2. in Wörtern, die neuhchd., mittelhd., althchd. ê, goth. ái haben; als hchd. Ehe, mhd. ê (lex), Klee, Reh, See, Schnee, weh, ewig, Seele, zwee (zwei), Schlehe, erste (cheste); sdlwestf.: ëi-e, klëi, vëi, sëi, snëi, wëi, ëiwig, sëile, slëi-e, ëiste.

3. bei der Bildung des Präteritums vieler Verben, wo neuhchd. ie für mhd. ei eingetreten ist, wie: schien, trieb, schrieb, mhd. grein (gannivi); sdlwestf. schëin, drëiw, schrëiw, grëin. (S. weiter unten die Konjugation.)

4. in allen fremden Wörtern, die hchd. ein langes e. und in Verben die hchd. die fremde Endung iren haben, z. B. Prophet, Komet, Planet — spazieren, amusiren, probiren. Sdlwestf. proféile, komëile, planëile, — spatsëiren, amüsëiren, probëiren.

Nur ausnahmsweise und selten tritt ëi in Wörtern auf, die mhd. und neuhd. ie haben; etwa in: Bier, vier, mhchd. dierne; sdlwestf.: bëier, fëier, dëiren. Uebrigens wird das ëi im Paderbornschen beinahe wie ei, und in einem Theile des Herzogthums Westfalen und der Mark (Rüthen, Soest) fast wie oü gesprochen.

Dem hochd. ei aus mhchd. î entspricht in westf. Mundart ein anderer Laut, dessen wir weiter unten gedenken werden.

Das süderländisch-westfälische ëi ist münsterländisch der Regel nach ein langes ê; und selten tritt dafür ei ein.

Es ergibt sich aus unserer Erörterung des E-Lautes, daß der süderländisch-westfälischen langen ê (â̈) nur wenige sein können. In den folgenden Wörtern mögen wohl die meisten enthalten sein. Bär, blären (hchd. blarren) êre, fläts (inurbanus), gêren, hêr (dominus), kêren, lêren (docere und discere), plêren, rêren (ejulare), schêr, stêrt (auch steart), wêren (fieri), wêrt (hospes), bäster (virga). In den meisten Fällen geht das ê einem r vorher; es ist ein lang gewordenes e.

§. 6.

ei.

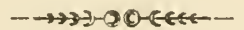
Dieser Laut, ein Diphthong, in der Aussprache ganz gleich dem hochd. ei, und überall in Westfalen in denselben Wörtern er-

scheinend steht an der Stelle des hochd. ie, sowohl wo dieser Laut organischer Diphthong ist, wie in: dienen, frieren, verlieren, lieb, Dieb, Lied, gießen, fließen — als auch, wo er an der Stelle des romanischen e steht, wie in: Brief, Spiegel, Fieber u. a. Westfäl.: deinen, freisen, ferleisen, leiw, deiw, leid, geiten, fleiten, und: breiw, speigel, feiber. — Als Ausnahmen haben wir schon oben unter ëi die Fälle bezeichnet, wo das westf. ei mit dem hochd. ei zusammentrifft: ei, klein, gemein etc.

Wo das hochd. ie für ein kurzes i an die Stelle getreten ist, hat die westf. Mundart den Laut, der dem kurzen i entspricht: ie (s. w. u.). — Des Falles, wo hochd. ie für mittelhchd. ei bei der Bildung des Präteritums süderl.-westf. ëi hat, haben wir auch schon oben gedacht. (§. 5. Nr. 3.)

(Schluß folgt.)

Büren. **F. E. Honcamp.**



Beiträge zur Shakspeare-Kritik.

Im dritten Bande dieses Archivs hat Hr. Hagena einige sehr beachtenswerthe Beiträge als Berichtigungen der Schlegel-Tiek'schen Uebersetzung des Shakspeare geliefert. Sie beziehen sich auf Heinrich VI. 1 — 3. Theil und Richard III. Da ich glaube, daß gerade durch die Mittheilung dieser Einzelnheiten das Studium des großen Dichters am allermeisten gefördert wird, will ich versuchen, ein Aehnliches in Bezug auf das Trauerspiel Macbeth zu thun. Wenige der dramatischen Stücke Shakspeare's sind so reich an zweifelhaften Stellen, wie das genannte; die vorhandenen Erklärungen und Uebersetzungen beweisen dies zur Genüge, wenn man sie unter einander und mit dem Text vergleicht. Ich werde indeß hier ebenfalls vorzugsweise nur solche Stellen vornehmen, in denen die Schlegel-Tiek'sche Uebersetzung fehlzugehen scheint, da diese gewiß am meisten der Aufklärung bedürfen.

Akt I. Scene 3.

I myself have all the other;
And the very points they blow,
All the quarters that they know
I' the shipman's card.

Die richtige Uebersetzung ist: „Ich selbst habe alle anderen (Winde); und sie wehen gerade auf die (rechten) Punkte hin, nach allen Himmelsgegenden, welche nach dem Kompaß bekannt (d. h. darauf angegeben) sind." Eine Schwierigkeit ist hier eigentlich nicht vorhanden; denn they blow the very points ist ein häufig vorkommender Accusativus directionis; dasselbe ist all the quarters. Das Einzige, was auf den ersten Blick zu einer unrichtigen Uebersetzung verleiten könnte, ist das „they know". das meiner Ueberzeugung nach hier das unbestimmte „man" ist. Die Inversion im

zweiten Vers für: they blow the very points kann keinem Zweifel unterliegen. Wenn nun die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung heißt:

„Wo sie weh'n, die Küsten kenn' ich,
Jeden Punkt und Cirkel nenn' ich
Auf des Seemann's Karte."

so ist dies mehr als dichterische Licenz; das Prädikat ist auf ein ganz anderes Subjekt übertragen und die ganze Stelle gibt der Vermuthung Raum, daß der Uebersetzer sie mißverstanden habe.

Akt I. Scene 5.

That no compunctious visitings of nature,
Shake my fell purpose, nor keep peace between
The effect, and it. Come to my woman's breast,
And take my milk for gall, you murd'ring ministers.

Die Uebersetzung heißt: „Damit kein reuevoller Anfall der Natur meinen grausamen Vorsatz erschüttere, noch Frieden halte zwischen ihm und der Ausführung. Kommt an meine Weiberbrust und nehmt meine Milch für (d. h. gegen) Galle, ihr Mordesdiener."

Das Pronomen it vertritt das Substantiv purpose, Vorsatz; es scheint überflüssig, von der gewöhnlichen Lesart — it — wieder abzugehen und hit dafür zu setzen, wie Tieck es haben will, zumal hit, streng grammatisch, den Artikel vor sich haben müßte. To keep no peace between the purpose and the effect heißt, zwischen dem Vorhaben und seiner Ausführung nicht Ruhe halten, nicht eher ruhen, als bis das Vorhaben ausgeführt ist. Lady Macbeth ruft die bösen Geister an, sie sollen ihr Blut verdicken (d. h. den ordentlichen Lauf der Natur hemmen), dem Erbarmen den Zugang versperren, damit keine Anfälle von Reue sie von ihrem Vorhaben abbringen, noch dulden, daß sie ruhe, ehe das Vorhaben ausgeführt.

Take my milk for gall — nehmt meine Milch und gebt mir Galle dafür. Die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung hat: „Trinkt Galle statt der Milch." In welchem Zusammenhange dies mit dem Uebrigen stehen soll, sieht man nicht ein; die Geister, an welche doch die Rede gerichtet, brauchen ja keine Galle, sie sollen nicht handeln, sondern die Lady Macbeth will selbst handeln und fordert die Hülfe der Geister nur in so fern, als dieselben sie anspornen sollen; sie also, die Lady Macbeth, bedarf der Galle und will sie

haben, um so teuflisch zu werden, wie nur Höllengeister es sein können.

Akt I. Scene 7.

If the assassination
Could trammel up the consequence, and catch,
With his surcease, success; that but this blow
Might be the be-all and the end-all here,
But here, upon this bank and shoal of time, —
We'd jump the life to come.

Wenn der Mord die Folgen beherrschen und mit seinem Tode des Erfolges sich versichern könnte; damit dieser Schlag nur hier das ganze Sein und das Ende von Allem wäre, nur hier, auf dieser Sandbank der Zeit, — über das künftige Leben wollten wir wegspringen.

Trammel war eine Vorrichtung, mittelst deren Paßgänger abgerichtet wurden; es wurden die beiden Füße jeder Seite so an einander gebunden, daß das Thier mit diesen zugleich schreiten mußte. To trammel up heißt daher binden, zu einer vorgeschriebenen Bewegung zwingen, also beherrschen; wenn der Mord auch den Folgen den Weg vorzeichnen, sie beherrschen könnte. — Surcease, das Aufhören, der Tod, von to cease, französ. cesser; his surcease, des König Dunkan's Tod; to catch success, den Erfolg festhalten, gleichsam erhaschen. Die Schlegel-Tiek'sche Uebersetzung macht in dieser Stelle schon darin ein Versehen, daß sie das Wort trammel nicht in der richtigen Bedeutung nimmt. Das Substantiv bezeichnet nämlich auch ein Netz, daher das Verbum „fangen" heißt; hier gibt dies keinen Sinn. — Bank und shoal sind hier sprengen, Sandbank. Der Dichter führt das irdische Leben unter dem Bilde einer Sandbank auf, seiner Unsicherheit, Wandelbarkeit und Kürze wegen; time, die Zeit, der Ewigkeit oder dem künftigen Leben nach dem Tode gegenübergestellt. Macbeth beschränkt seine Wünsche: wenn der Mord nur in dieser kurzen Spanne Zeit, nur in diesem Leben keine weiteren Folgen hätte, über das künftige Leben wollten wir schon wegkommen, darüber wollte ich mir dann keine Skrupel machen. Die Schlegel-Tiek'sche Uebersetzung lautet:

Wenn der Meuchelmord
Aussperren könnt' aus seinem Netz die Folgen,
Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge:
Daß mit dem Stoß, einmal für immer, Alles

Sich abgeschlossen hätte; — hier, nur hier, —
Auf dieser Schülerbank der Gegenwart, —
So setzt' ich weg mich über's künft'ge Leben.

Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß Tieck school für shoal liest und sich nun einbildet, bank heiße auch wohl eine Schulbank; über das Unlogische upon the school setzt er sich leicht weg und erklärt die Sache so: ein Schüler habe an irgend wen eine Kränkung, eine Beleidigung versucht, um die er sich nun Besorgnisse macht. — Hätte der Uebersetzer gewußt, daß bank nie so eine Bank, zum Daraufsitzen bestimmt, bedeutet hat, so wäre er höchst wahrscheinlich auf den sonderbaren Einfall gar nicht gekommen. Ich habe nichts dagegen, daß auch Uebersetzer ihr Bißchen Phantasie haben; wenn sie ihnen aber so arg mitspielt, wie hier geschehen, dann weiß man nicht, ob der Uebersetzer oder das Publikum, das seine Uebersetzungen lesen soll, schlimmer daran ist. Tautologien, wie hier bank und shoal, sind bei Shakspeare nichts Seltenes, besonders in Augenblicken, wo die sprechenden Personen vom größten Affekte hingerissen sind.

Möge der freundliche Leser dieses Wenige prüfen, ein andermal dürfte ich noch einige andere Stellen des großen Dichters aufzuklären versuchen.

Parchim.

Dr. **J. Heussi.**

Beurtheilungen und Anzeigen.

Deutsche Sprachlehre für Schulen. Von Josua Eiselein, Professor. Auszug und Umarbeitung seiner Grammatik nach Jakob Grimm. Constanz. Verlags-Buchhandlung Belle-Vue. 1847. (8. 230 S.)

Der Herr Verfasser will einen Sprachunterricht, „der auf festem Grunde ruht, und in sich die Merkmale des innigsten Zusammenhanges trägt"; denn er ertheilt der Sprachlehre die Aufgabe, „den Organismus oder die innerliche Beschaffenheit und Bildungskraft der Sprache zu erklären (,) und die Gründe oder Gesetze sonderbarer (? — besonderer?) Erscheinungen anzugeben." Diese Definition eines Organism der Sprache ist zwar nicht klar und scharf; denn sie fordert keineswegs, daß man die Sprache als den Ausdruck des Gedankens, also als ein selbstständiges Ganze betrachte, zu dem jede besondere Erscheinung in einer organischen Beziehung steht, wie jedes Glied eines lebendigen Naturdinges in der gesammten Lebenserscheinung des letzteren seine Bedeutung hat und seine Erklärung findet: wir erwarteten aber doch, man werde entweder den „festen Grund" auf dem der Herr Verfasser seinen Unterricht bauete, und die „Merkmale des innigsten Zusammenhangs" überall in dem Buche wahrnehmen können, oder der Verfasser werde in der Einleitung, den „allgemeinen Erklärungen", näher erörtern, was er eigentlich mit dem „festen Grunde" und dem „innigsten Zusammenhange" seines Unterrichts gemeint habe. Wir fanden weder das Eine, noch das Andere. Zu der vorliegenden „Sprachlehre" soll nun zwar die „größere deutsche Grammatik" des Herrn Verf. als Kommentar dienen; doch dürften die meisten Aussprüche der allgemeinen Einleitung, sie mögen kommentirt werden, wie sie wollen, schwerlich zu rechtfertigen sein. „Die hochdeutsche Sprache, welche (die) der niederdeutschen zur Seite geht, wird vorzugsweise die deutsche Sprache genannt, weil (?) sie geistig über jene empor ragt." Man muß die hochdeutsche Sprache — die Sprache der Gebildeten, die Büchersprache in ganz Deutschland – von der Volkssprache, von den Mundarten unterscheiden. Es gibt sowol eine oberdeutsche als eine niederdeutsche Volksmundart; beide sind sich gewissermaßen entgegengesetzt, beide haben dem Hochdeutschen gegenüber gleichen Werth und gleiche Berechtigung. „Die Gesetze, fährt der Herr Verf. fort, nach welchen ihre Wörter gebildet, verändert und zum Ausdruck der Gedanken verbunden werden, siud der Inbegriff der Sprachlehre." – „Ein oder mehrere Laute, die wir zumal aussprechen, sind eine Silbe. Eine oder mehrere

Silben, die eine Vorstellung im Gemüth erwecken, nennt man Wort. Stamm heißt der Theil eines Worts, an welchen sich vorn oder hinten noch Silben fügen lassen. Zusammengesetzt ist ein Wort, wenn sich mehrere zur Bezeichnung eines Begriffs verbunden haben."

Es kann in der That wol keine Erklärung unbestimmter, ungenügender und weniger anschaulich sein, als diese, der Herr Verf. hat überhaupt entschieden Mißgeschick mit seinen Begriffsbestimmungen, wie wir weiter unten öfter wahrzunehmen, Gelegenheit haben werden.

Von einem innern Zusammenhange aller Theile des Sprachgebäudes, von einer Einheit in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, von einem System in der Anordnung des Unterrichts haben wir in dem Buche nirgend eine Spur entdecken können. Die einzelnen Abschnitte desselben sind aneinander gereiht, und stehen nirgend in einer wahrnehmbaren Beziehung auf einander, sie gehen nicht als die Darstellung eines Besondern aus einem zu Grunde liegenden oder zu suchenden Allgemeinen hervor, und deuten auch nicht auf ein solches hin. Die ganze Anordnung des Buches widerstrebt daher einer organischen Anschauung der Sprache; was schon aus der Wahl, der Aufeinanderfolge und dem Umfange der Hauptabschnitte ersichtlich ist, die wir hier mittheilen wollen.

Von den Sprachlauten (6½ S.). Von der Rechtschreibung (19 S.). Von der Wortbildung (6½ S.). Von der Wortbiegung (30 S.). Von den Nebenwörtern (Adverbien), Vorwörtern (Präpositionen), Bindewörtern (Konjunktionen), Ausrufen (Interjektionen) (5½ S.). Von der Zusammensetzung (21 S.). Geschlecht der Wörter (3½ S.). Von der Steigerung und Minderung der Wörter (4 S.). Verneinung (1 S.). Von der Wortfügung (Syntax) im Allgemeinen und von dem einfachen Satze (84 S.). Vom mehrfachen Satze (4 S.). Von der Wortstellung (1½ S.).

Auffallend ist, daß die Lehre von der Zusammensetzung von der übrigen Wortbildung, die Komparation von der übrigen Wortbiegung getrennt ist, und daß die Orthographie (sammt der Interpunktion) der Wortbildung und der Syntax vorhergeht. Um die Sprache als einen „Organismus" darzustellen, wie es der Herr Verfasser zu thun verspricht, mußte er „die innere Beschaffenheit" der Sprache als den innern Zusammenhang der Spracherscheinungen und „die Bildungskraft" der Sprache als eine Entwickelung von Innen darstellen. Selbst eine enge Zusammenstellung des Gleichartigen in der Sprache gibt noch kein lebendiges Bild ihres inneren Wesens; aber vollends eine Auseinanderlegung des Gegenstandes in einige großen Gruppen, denen die besondern Erscheinungen angehören, ohne jedoch in ihnen ihre Lebensfunktionen zu offenbaren, ist keine Physiologie, ist nicht einmal Anatomie der Sprache, sondern der Hantirung des Metzgers zu vergleichen, der lebendige Leiber abschlachtet, und für seinen Zweck zurecht macht.

Die Sprache kann, wie jedes organische Ding, von ihrer äußern und von ihrer inneren Seite betrachtet werden. Ihre innere Seite ist der Gedanke, den sie darstellt, und ihre äußere Seite ist das gesprochene Wort, in welchem sie den Gedanken in die Erscheinung treten läßt. Wie sich der Gedanke nur in dem Worte offenbaren, äußern kann, so kann das Wort nur als Ausdruck des Gedankens seine Er-

klärung finden. Die Gedanken an sich betrachtet, ohne Rücksicht, wie sie sich in der Sprache offenbaren, waren lange der Gegenstand der Logik; das Wort und seine Formen an sich betrachtet, ohne nothwendige Rücksicht auf den Gedanken, waren lange der Gegenstand der Grammatik. Wie die Logik der Berücksichtigung der Grammatik, so kann die Grammatik der Berücksichtigung des Gedankens, der sich in dem Worte offenbart, nicht mehr entrathen, und eine Grammatik, die sich zunächst mit Silben und Wörtern und Formen beschäftigt, müssen wir nothwendig als eine antiquirte bezeichnen. Die Wörter und ihre Formen finden ihre Bedeutung nur in dem Ausdrucke des Gedankens, in dem Satze; die Bestandtheile des Wortes finden ihre Bedeutung nur in dem Begriffe des Wortes; man kann wol Sätze in Wörter, Wörter in Laute zerlegen, aber das Wort ist nicht aus der Zusammensetzung von Lauten, der Satz ist nicht aus der Vereinigung von Wörtern entstanden; sondern Gedanke und Wort sind als Einheiten als Naturdinge geboren. Darum behandelt eine Grammatik, die, wie die vorliegende, mit den Lauten beginnt, von ihnen zu den Wörtern, und von diesen zu den Sätzen fortschreitet den Gegenstand wenigstens nicht auf eine organische Weise. Die weitläufige Lehre von den Wortarten und von der Wortbiegung, welchen Werth, und was für ein Interesse lann sie für den Schüler haben, wenn ihm die Wörter und ihre unendlich vielen Flexionen nicht in ihrer lebendigen Bedeutung im Satze, sondern lediglich als Formen vorgeführt werden? Der Schüler stellt allerhand Exerzitien mit den Wörtern und ihren Formen an, weil der Lehrer es verlangt; aber er weiß nicht zu welchem Zwecke es geschieht, oder welchen Nutzen er irgend von diesen mühevollen Uebungen haben kann.

Wenn wir aber in dem vorliegenden Buche die Auffassung und methodische Behandlung der Grammatik im Allgemeinen als eine veraltete bezeichnen müssen, so darf uns das nicht abhalten, das Buch in seinen Theilen zu prüfen; denn es wäre möglich, daß es, was vereinzelte grammatische Anschauungen betrifft, Neues und besonders in praktischer Hinsicht Werthvolles enthielte.

Der Herr Verf. beginnt seinen Unterricht mit den Sprachlauten. Es ist auffallend, daß es in der Ueberschrift heißt: „von den Sprachlauten o d e r Buchstaben", und ferner: „Anlaut heißt der Buchstab, wenn er die Silbe anhebt" ꝛc. Es wird also nicht zwischen Lauten und Buchstaben unterschieden; die Buchstaben sind dem Verfasser nicht die Schriftzeichen für den Laut, sondern mit diesem identisch. Der hörbare Laut hat demnach zwei Namen, und das Schriftzeichen für denselben gar keinen. — Die Länge und Kürze der Vokale stellt der Herr Verf. nach der besondern oberdeutschen Mundart fest, in der er selbst spricht. In vielen Wörtern beansprucht er unbedingte Kürze der Vokale, und hält, daß sie im Hochdeutschen Länge erhalten haben, für eine Ausartung und ein Verderbniß. Folgende, in dem Hochdeutschen, wie es in den norddeutschen Gegenden gesprochen wird, offenbar langen Vokale, sollen im Oberdeutschen Kürzen sein, und deßhalb nach des Verfassers Ansicht, auch im Hochdeutschen überall als Kürzen zu sprechen sein: aber, Adel, Adler, Art, Bogen, gebogen, Bote, geboten, Buch, Buchstabe, Geburt, dar, dieser, dieses, edel, Vater, viel, vor, Frieden, gar, -giebig, gegen, Gegend, geben, haben, (ge=) hoben, (er=) haben, holen, jeder, klagen, laden, liegen, loben, Made, mager, mahnen, Namen, Nase, nieder, nur, oben, oder, Rede, (ge=) rieben, Riegel, sagen, (Schick=) sal, (Drang=) sal ꝛc., Schade, (ge=) schieden, Schlag, schlagen, schon, geschrieben, sehen, Sehne, Sieg, siegen, stehen,

Stifel, gestohlen, Stufe, Tag, Tugend, Ur (=heber, =sprung &c.), Wade, wedeln, wider, wohl, (ge=) zogen, zu, dieser, Frieden, liegen, spielen, Wiese, Glieder, ermahnen, gediegen, geschrieben, (Ein=) siedler, Kohle, Mühle ,Fohlen, Bibel, Biber, Bisam, Fibel, Igel, Fiedel, Flieder, Friedrich, Giebel, Ki (=bitz), Riegel, Riese, schmieden, Tiegel, Tiger, Wiesel, Zwiebel u. v. a. Dagegen sollen im Hochd. langen Vokal haben: gingen, hingen, nach, An (=dacht), (ge=) bracht u. a. — Offenbar sind jene Längen aus mittelhochdeutschen Kürzen hervorgegangen, neben vielen andern, die der Verfasser auch verzeichnet hat. Aber wir können einestheils die oberdeutsche Mundart nicht als ausschließlich gesetzgebend anerkennen in Rücksicht des Hochdeutschen, und anderntheils müssen wir, wenn wir die Reime der Dichter aus süddeutschen Gegenden befragen, in Zweifel ziehen, daß alle die angegebenen Wörter in dem Hochdeutschen der oberdeutschen Gegenden wirklich lange Vokale haben. Göthe, Uhland, Schwab, Rückert reimen die meisten der angegebenen Wörter mit offenbaren Längen, und nie mit entschiedenen Kürzen. — Als eine irrige Ansicht, die ebenfalls aus des Hrn. Verf. Bestrebung, seiner eigenen provinziellen Aussprache allgemeine Gültigkeit zu vindiziren, hervorgegangen ist, müssen wir die Aussprache des aus einem langen i entsprossenen Diphthongen ei bezeichnen, der in Reim, Leim, dein, lein wie ai zu sprechen sei; und ferner die Meinung, in gieng, fieng, hieng, Turnier, frisieren, lieb, Dieb, Lieb, verlieren u. a. müsse in der Aussprache ein leises e neben dem i vernommen werden. Auch, daß in faulenzen der Accent auf dem e der zweiten Silbe liege, ist der allgemein üblichen hochdeutschen Aussprache nicht gemäß. Für die „offenbarsten und gröbsten Fehler“ hält der Hr. Verf. den Schreibgebrauch: müssen, lassen, Loos, Fastnacht, Brod, ein Amt bekleiden, nicht ahnend, daß in dem größesten Theile von Deutschland diese Schreibung der Aussprache gemäß ist, und daß diese in etymologischer Rücksicht wenigstens eben so viele Gründe für sich hat, als die des Hrn. Verfassers. Namentlich Fasnacht für: Fastnacht, ein Amt begleiten für: ein Amt bekleiden sind anerkannt durch eine provinzielle und unreine Aussprache entstanden, und daher verwerflich.

Die Orthographie betreffend, hat der Herr Verf. keine allgemeinen Gesetze aufgestellt; und obwohl er sich nach Aussprache, Abstammung und Schriftgebrauch richten muß, so hat er doch die Lehre von der Rechtschreibung nicht nach diesen Theilen angeordnet, und dem Schriftgebrauch erkennt er keine Autorität zu. Er bedient sich der lateinischen (oder, wie er auffallender, und nicht zu billigender Weise schreibt: lateinen) Schrift und des Zirkumflexes als Dehnungszeichens. Fremde Wörter, „die bei uns einheimisch geworden sind“, schreibt er nach deutscher Weise; aber er rechnet zu den eingebürgerten Wörtern auch solche, die es nicht sind, und deren Lautverhältniß durch die deutsche Schrift offenbar verfälscht wird, und schreibt sie, wie sie in seiner besondern Mundart eben gesprochen werden z. B. Inschenier, Serschent. Der Herr Verf. spricht viele Wörter, die, weil sie gedehnt in der Aussprache sind, nicht mit verdoppelten Konsonanten geschrieben werden, seiner Mundart gemäß kurz aus; das führt ihn darauf viele verdoppelte Konsonanten für „unbegründete Verhärtungen“ zu halten, und: Muter, Retig, Dritel, Trit &c. zu schreiben. Die Verdoppelung des k (ck) und das tz verwirft der Verfasser; letzteres, weil „ein Doppelmitlauter nicht weiter verstärkt werden darf“, das ck aber wol, weil er alle mit k auslautenden

Wörter wahrscheinlich kurz ausspricht, indem er p, t, k für Verdoppelungen von b, d und g hält. Er schreibt somit bezen wie geizen, Hacke wie Haken. Der üblichen Aussprache entgegen, und die Bedeutung der Vorsilbe ent verkennend, hält der Herr Verf. für richtig, das t dieser Vorsilbe ausfallen zu lassen in den Wörtern: entzwei, entrüsten, entfernen, entschlafen, entgegen, entbieten rc. „Da sie mit demselben den irrigen Anschein der Beraubungspartikel ent — haben." Gegen allen Schriftgebrauch wendet der H. Verf. das Fragezeichen auch bei angeführten Fragen an z. B. „Sie schien zu fragen, ob wir ihrer eingedenk bleiben würden?" — Wiewol sich der Herr Verf. an den Schriftgebrauch wenig kehrt, so glaubt er demselben doch noch zu viele Rechte eingeräumt zu haben und gibt zum Schlusse — und gar in gereimten Versen — eine Orthographie „nach Grundsätzen", in der er sich der „lateinen" Schrift bedient, die großen Initialen bei den Substantiven vermeidet, und seiner Mundart gemäß ainzig, ainfach, kaine, Zaichen rc. schreibt. Ob der Herr Verf. eine besondere Orthographie für das Volk, und eine andere für die Gelehrten einzuführen beabsichtigt, können wir nicht wissen. Die Reimerei ist ein bloßes Spielwerk und scheint uns mit dem Ernst der Wissenschaft und des Unterrichts nicht vereinbar. Auffallend ist, daß der Herr Verf. seinen eigenen Grundsätzen zuwider reimt: fragen und schlagen, kamen und Namen, Süden und und geschieden, war und gar. Auch reimt er Tag aúf Geschmack, was in Rücksicht auf das Ohr des Norddeutschen eben so vermieden werden sollte, als dieser aus Rücksicht gegen die Süddeutschen nicht reimen darf: Tag und sprach. Die Lehre von der Wortbildung, bei der der Herr Verf. im Allgemeinen der Theorie J. Grimms gefolgt ist, müssen wir als das Werthvollste im ganzen Buche bezeichnen. Besonders enthält der Anhang, der sich meist auf Wortbildung bezieht, viel Beachtenswerthes und Brauchbares: 1. eine „Sammlung solcher Wörter, die zu einander im Verhältnisse des Lautes und Ablautes stehen". 2. „Beispiele des Buchstaben- (besser: Laut-) Wechsels und anderer besondern Erscheinungen" der Wortbildung. 3. „Alphabetisches Verzeichniß der Wörter, welche fast deutsche zu sein scheinen, aber dennoch fremde sind, und umgekehrt." 5. „Formeln," d. i. feststehende Formen des Ausdrucks, die, meist durch Allitteration, Reim und Ablautung unterstützt, die Bedeutung der Begriffe verstärken und hervorheben, oder auch nur den Ausdruck lebhafter machen, wie Bausch und Bogen, Dach und Fach u. s. —

In der Lehre von der Ableitung ist die Bedeutung der Formen zu wenig berücksichtigt, und namentlich der Unterschied zwischen den Endungen, die in bestimmter Weise die Begriffsform des Wortes verändern, und den bedeutungslosen Endungen gar nicht beachtet; so daß Jäg-er (wie Schneid-er, Fisch-er eine männliche Person) zusammensteht mit Ader, Fuder und sogar mit wacker finster rc. Die von der Wortbildung abgetrennte Zusammensetzung enthält viel Gutes, ist aber für die Schule zu weitläufig. Auch vermissen wir hier eine übersichtliche Anordnung, insbesondere wieder die Zusammenstellung nach der Bedeutung. Es hätte zunächst die Zusammensetzung der Substantiven, Adjektiven und Verben unter sich, und die Zusammensetzung derselben mit den nicht flexionsfähigen Wörtern (Partikeln, nach der ältern Grammatik) sollen auseinander gehalten werden. Wäre dann diejenige Zusammensetzung, durch welche ein neuer einfacher Begriff gebildet wird (z. B. Storchschnabel – die Pflanze) scharf von derjenigen

unterschieden, die zwei oder mehrere Begriffe bloß zusammenfügt (z. B. Pferdefuß = Fuß eines Pferdes) so hätte ferner die Bedeutung der Zusammensetzung nach der allgemeinen Bedeutung des ersten Wortes geordnet werden können, das einen Ort (Wasserhuhn), eine Zeit (Nachteule), eine Weise (Schnellläufer), einen Grund (Windmühle) ꝛc. bezeichnet.

Viele der Wörter, die der Herr Verf. als solche, die „fast deutsche zu sein scheinen, aber dennoch fremde sind" in ein Verzeichniß gebracht hat, geben sich schon durch ihre Form oder ihre Betonung als fremde Wörter kund z. B. rasiren, Juvel, Porzellan, benedeien, Faschine, Fiaker, frugal, Fayance u. a. Einen guten Theil der verzeichneten Wörter aber können wir nicht als fremde gelten lassen, sondern müssen sie als wurzelverwandt mit den entsprechenden fremden, und beide als Kinder Einer Mutter bezeichnen. Z. B. Achel und Angel (Sanskrit ac, anc durchstechen, stechen, goth. ahana, ahd. ah, mhd. agene, angs. egle, oberd. und niedd. angel, steht neben gr. ἄχυρον lat. acus;). Insbesondere müssen wir die ablautenden Verben und die ihnen entsprossenen Wörter als deutsche in Anspruch nehmen, und — J. Grimm und Graff folgend — folgende Wörter in dem Verzeichnisse des Hr. Verf. streichen: Anger, ären, Arm, Bart, betrüben, Bude (von bauen), Busch (von bauschen), Dorf, Eber, Egge (zu Achel), Egge, Engerling, Fell, Ferkel, Fladen, Füllen oder Fohlen, Gast, gestern, Glocke (ahd. chlochon klopfen, clocca ist mittellat.), impfen, Jammer, Joch, Katze, Knie, Kranich, Löwe, Maus, Meer, Mord, Mücke, Nase, Pfeife (von pfeifen, pfiff, gepfiffen), Pferg (zu: bergen, bairgan), piepen (ndd. pîpen, part. præt. piepen), platt, Rad, Rotte, Rübe, Sack, satt, schreiben (schrieb geschrieben), Tasche, trübe, Ulme, Weichbild, Wimpel. Als nicht verwandt mit den vom Herrn Verf. bezeichneten fremden Wörtern erscheinen uns: Flegel (ahd. flegil zu fluagan schlagen, engl. flog — nicht zu lat. flagellum), Galle (χολη?), Gurke ist aus gr. ἀγγούριον entstanden ndf. Angurke, dän. agurke, nicht aus lat. cucumis), Kirche (gr. κυριακή, nicht lat. circus), Laune ahd. luini — von ungefähr, lune Erscheinung, nicht vom lat. luna); Posse (ahd. giposi Possen, giposheiti, Nichtiges) u. m. a. Zweifelhaft, ob deutsch oder fremd, sind: Pfennig, pirschen, Rose, Schilf (angs. scylfan, bewegen, schwanken, schüttern) u. a. Das Verzeichniß der fremd erscheinenden deutschen Wörter, unter welchen auch fremde Wörter deutschen Ursprungs vorkommen, hätte noch durch viele vermehrt werden können, wie durch: bigot (bei Gott), flattiren (flattern, isl. fladra, wedeln), Ordalien (Urthel), Feudal, Feudum (feh-od), Truchseß (von Truhe und setzen), frz. breche (d. brechen), Park (bairgan, bergan), frz. leccage (d. lecken), Flanke (ndd. lanke, Seite), passatim (v. Gasse), Gas (Gischt), Galop (ndd. lopen), garniren (itl. guarnire d. wahren) u. v. a.

Die Wortbiegung ist nach der gewöhnlichen Weise behandelt. — Die nicht flexionsfähigen Wörter (Partikeln) sind nur aufgezählt, ohne auf ihre Bedeutung Rücksicht zu nehmen. Selbst die für das Verständniß der Rede und die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks so äußerst wichtigen Konjunktionen sind auf dem Raume von ½ Seite bloß zusammengestellt, wogegen später (in der Syntax!) der, ziemlich überflüssige historische Nachweis über die Einführung der üblichen Anredewörter Er, Sie, Ihr (für Du) ganze fünf Seiten einnimmt.

Die Wortfügung (Syntax) hat der Herr Verf. nach unserm Dafürhalten am ungenügendsten dargestellt. Eben nur in der Syntax konnte er das Or-

ganische in der Sprache, in der Entwickelung des Satzes die Einheit aller Satzverhältnisse nachweisen. Diese Einheit kann sich nur in der Beziehung des Prädikats (der Thätigkeit) zum Subjekt (dem Sinn), oder in der einfachsten Erscheinung des Gedankens darstellen, und der Gegensatz von Thätigkeit und Sinn muß sich in der ferneren Entwickelung der Satzglieder wiederholen, indem der Begriff des Sinns durch Thätigkeitsbegriffe, und der Begriff der Thätigkeit durch Begriffe des Sinns verengt wird. Alle Satzglieder und alle Arten der subordinirten Sätze lassen sich in aller Mannigfaltigkeit ihrer Formen auf diese einfache Darstellung der Satzverhältnisse mit Leichtigkeit zurückführen. Wie eine naturgemäße Gliederung der Erscheinungen, so vermissen wir auch den anschaulichen Nachweis ihrer Bedeutung. So wird der Infinitiv den Modusformen (Indikativ, Optativ und Imperativ) beigesellt, und die Arten der Sätze sind nach den Formen der Aussageweise geordnet. Daß sich die Aussageweise nach der natürlichen Anschauungsweise der sprechenden Person richtet, hat der Herr Verf. dem Schüler nicht zum Bewußtsein zu bringen gesucht. Der Unterschied zwischen der organischen Entwickelung und einer bloß nach den Formen geordneten Darstellung der Spracherscheinungen gibt sich hier in besonders auffallender Weise kund. Nach der organischen Anschauungsweise der Sprache kommen vor allen Dingen die Beziehungen auf die sprechende Person in Betracht. Der Sprechende urtheilt selbst, oder er verlangt das Urtheil eines Andern durch die Frage; er drückt sein Begehren aus als Wunsch oder Geheiß; danach sondern sich die Sätze in Urtheils-, Frage-, Wunsch- und Heischesätze. Das Urtheil und die Frage können aber wiederum ein Urtheil und eine Frage der Sprechenden selbst oder ein vom Sprechenden angeführtes Urtheil, eine von ihm angeführte Frage eines Andern sein. Die Modusformen finden bei dieser Betrachtung der Gedanken ihre naturgemäßeste Erklärung. Wir vermissen insbesondere in der vorliegenden Sprachlehre, in welchem Falle und zu welchem Zwecke die Arten und Formen der Sätze mit einander wechseln. Die Lehre von der Rektion der Verben ist, zumal was die Erklärungen betrifft ohne Klarheit und Bestimmtheit. S. 161 heißt es: Das Zeitwort „vermag zwei oder drei verschiedene Beugfälle" (richtiger Biegungsfälle) „hinter einander zu regieren z. B. er gab der Göttin den Apfel" — „er hieb dem Besiegten mit dem Schwerte das Haupt ab." Jedoch nur reine Abhängigkeit vom Zeitworte ist hier gemeint, nicht solche, wobei Nennwörter ins Spiel treten, wie im letzten Exempel die Worte mit dem Schwerte zeigen." Nennwörter ist wol verdruckt, für Vorwörter. Aber wozu führt denn der Verf. das mit an, was nicht dazu gehört? Wozu: x = a, b, c mit Ausnahme von c? — S. 168, „Der Wenfall zeigt die vollste, entschiedenste Bewältigung eines Gegenstandes durch den im Zeitworte des Satzsubjekts enthaltenen Begriff. Geringere Objektivität liegt im Wesfalle; die thätige Kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben nicht erschöpft. Der Wenfall drückt reine sichere Wirkungen aus, der Wesfall aber gehemmte oder beengte. Dem Werfalle sagen zielende, dem Wesfalle ziellose, oder zielende Zeitwörter mit sich zu; wenn dieselben Verba bald den einen, bald den andern dieser Beugfälle fordern, so erscheinen sie dort zielend hier ziellos. — Haben: „du mußt des Schletleins (?) haben" rc. Zu Beispielen der Verbalrektion wählt der Herr Verf. hauptsächlich solche Fälle, wo in besondern idiomatischen Ausdrücken das Substantiv mit dem Verb feststehend verbunden ist, und

mit demselben die Bedeutung eines einfachen Thätigkeitsbegriffes hat z. B. Trotz bieten, Spott treiben, zu Hülfe kommen. Es ist aber nicht der natürlichsten Anschauungsweise gemäß, diese Ausdrücke in ihre Faktoren aufzulösen, denn sie können nur in ihrer Verbindung, nur als ein einfacher Begriff aufgefaßt, und auch nur als solcher in eine fremde Sprache übersetzt werden. Aber nicht alle von dem Herrn Verf. als „formelhaft" aufgeführten Ausdrücke sind dieser Art (z. B. Vögel fangen), und andere sind als ungehörig zu bezeichnen, weil sie, einer fremden Sprache entnommen, dem deutschen Idiom zuwider sind z. B. Platz nehmen, kalt haben, warm haben u. a.

Die „mehrfachen" Sätze lehrt der Herr Verf. daran erkennen, daß sie mehr als Ein Subjekt oder Prädikat haben, und unterscheidet sie in beigeordnete und untergeordnete Sätze. „Der beigeordnete Satz fügt eine Aussage an eine vorhergegangene in der Weise, daß sie von der ersten nicht abhängig wird, sondern daß beide Sätze in gleicher Stufe und Geltung neben einander stehen." „Wenn Sätze nicht, wie in der Beiordnung, gleiche Wichtigkeit haben, so entspringt unter ihnen ein Verhältniß der Herrschaft und der Abhängigkeit, oder ein Satz ist selbstständig, und der oder die andern beziehen sich in der Art auf ihn, daß sie allein für sich keinen abgeschlossenen Sinn geben." Viel einfacher und richtiger würde die Erklärung sein: in der beiordnenden Form werden Sätze verbunden, deren jeder als ein Gedanke des Sprechenden dargestellt ist; in der unterordnenden Form treten verbundene Sätze auf, wenn nur Einer einen Gedanken des Sprechenden ausdrückt, und der andere einen Gedanken oder einen Begriff, der nicht als ein Gedanke des Sprechenden dargestellt ist, sondern mit einem Gliede des ersten Satzes in einem grammatischen Verhältnisse steht, und demnach selbst als ein Glied des ersten Satzes anzusehen ist. — Welche Arten von beigeordneten und untergeordneten Sätzen es gibt; welche untergeordneten Sätze in der Bedeutung mit beigeordneten übereinstimmen; warum und wann man jene — diese gebraucht; welchen Unterschied in der Bedeutung es bewirkt, wenn man den Hauptsatz, und wenn man den Nebensatz nachfolgen läßt; welche Satzverbindung zu tadeln ist; welche insbesondere einen mangelhaften Rhythmus herbeiführt: von allem diesen sagt der Herr Verf. nicht das Mindeste. Ihm „hängt es von der eigenthümlichen Art und Weise des Denkens und Fühlens einzelner Personen ab, entweder beigeordnete oder untergeordnete Sätze für den Ausdruck ihrer Gedanken zu wählen" und an die Möglichkeit der Lehre vom guten Stile scheint somit der Herr Verfasser nicht zu glauben.

Auffallend ist es uns gewesen, daß der Herr Verfasser allenthalben in seinem Buche provinzielle Wörter und Redeformen anwendet, ohne dieselben als nicht hochdeutsch zu bezeichnen. Um nur Einiges anzuführen, was uns eben beim Nachblättern auffällt: „der Tauf (für Taufwasser). Ebenmensch, Ebenchrist. Verschleuß. Es ist leicht sagen, aber schwer thun. Wen der Haber sticht, der ist schwer halten. Ihr müsset gestern früh zu Bette sein. Rom und Land wollten dem Pabste gehorsam sein gewesen. Ich habe mir (?) gefürchtet. Das gaben nichts als Krüppel. Nach Tisches ist Spiel. Der Bote wollte den nächsten (nämlich: Weg) wieder nach Z. Bring mir ein Wasser, gib mir ein Feuer (für: etwas W. ꝛc.) Er kam triefnasser gelaufen, ich kanns gedruckter vor die Augen weisen. Duckänte machen (?). Einen Speicher —, einen Keller stürzen." U. m. a. Barbarisch ist: „Wir rechnen es

dem Verfasser zum Verdienste an, nicht mehr bestimmen gewollt zu haben" — oder: „— wegwerfen gekonnt zu haben." — Nicht zu billigen ist: „das Begraben der Todten" ist Pflicht; „das Verbrennen der Häuser" — statt: es ist Pflicht, die Todten zu begraben ꝛc.

Der Herr Verf. hat das vorliegende Buch für Schulen, und, wie es scheint, auch für die Schüler bestimmt. Stoff und Anordnung aber sind wenig geeignet, die bewußte Selbstthätigkeit des Schülers in Anspruch zu nehmen, und die formelle Bildung desselben überall und in der rechten Weise zu fördern und zu unterstützen.

— c —

Franz. Lesebuch für untere und mittlere Klassen von Dr. Mager. I. Bd. 4. Aufl.

Daß das vorliegende Lesebuch trotz der unabsehbaren, fast täglich sich mehrenden Zahl ähnlicher Bücher für die untere Stufe des Unterrichts im Französischen, nach verhältnißmäßig kurzem Zwischenraume abermals und zwar bereits in der vierten Auflage erscheint, gibt den erfreulichen und unzweideutigen Beweis, daß die Grundsätze, welche der Herausgeber bei der Auswahl und Zusammenstellung der Lehrstücke befolgt hat, in einem weiteren Kreise Anerkennung und Geltung finden. Und in der That, man braucht nicht erst durch Benutzung beim Unterrichte sich von der Trefflichkeit dieses Lehrbuchs überzeugt zu haben; schon bei einem blos äußerlichen Vergleiche desselben mit der Anordnung und dem Stoffe, den viele andere gangbare Lesebücher ähnlicher Art bieten, springt der Vorzug deutlich in die Augen, der bei andern nur zu oft vermißt wird, daß hier nach einem auf den ganzen Schulunterricht berechneten Plane gearbeitet ist, der auch durch den folgenden Theil durch des Verf. Chrestomathie bis zu dem größeren Tableau anthologique hindurchgeht, und es möglich macht, daß auch die französische Lectüre in das ganze Unterrichtssystem eingreifen kann. Die Hauptsache ist eben, daß der Sprachunterricht nicht allein stehe, daß er nicht abgesondert vom realen seinen Weg für sich gehe, sondern daß alle Unterrichtsfächer in gegenseitiger Beziehung, und als ein ganzes allseitig bildend, erziehend wirken. Daher sind gute Lesebücher für die Schule so unendlich wichtig, und nach obigem Gesichtspunkte bearbeitet haben die französischen Lesebücher des Verf. vor vielen andern unbedingt den Vorzug. Hier wird der Jugend kein Zuckerbrod geboten, daß ihren Gaumen kitzeln oder sie blos „amüsiren" soll; hier soll mit und durch den Sprachunterricht auch Bildung des Herzens und Verstandes erreicht werden, was nur durch kräftigen, nahrungshaltigen Stoff geschehen kann. Die Mager'schen franz. Lesebücher erleichtern und fördern zudem durch den Parallelismus mit des Herausgebers deutschen Lesebüchern die erforderliche Einheit des Unterrichts wesentlich. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Herr Verf. selbst bald Muße fände, ein ähnliches diesen parallel laufendes englisches Lesebuch auszuarbeiten. Denn so verdienstlich auch manche englische Lesebücher an sich sein mögen, so sind sie doch in ihrer ganzen Anlage von der Magerschen zu verschieden, um neben diesen für den erwähnten beziehlichen Unterricht mit besonderm Erfolge benutzt werden zu können. —

Wir begnügen uns, mit diesen wenigen Bemerkungen das obige französische Lesebuch von neuem dringend zu empfehlen, und wollen nur noch erwähnen, daß

diese neue vierte Auflage des ersten Theils durch eine verhältnißmäßig bedeutende Vermehrung (sie ist um 30 Seiten stärker als die letzte) auch in gleichem Maße an Brauchbarkeit gewonnen hat. Diese Vermehrung und Verbesserung besteht namentlich darin, daß der Verf. die dritte Abtheilung, (mit der Ueberschrift: „Aus der sittlichen Welt“) welche in den früheren Auflagen allerdings zu dürftig ausgefallen war, durch eine Menge kleiner höchst anziehender und für den paränetischen Zweck höchst lehrreicher kleiner Erzählungen, meist der Geschichte entlehnt, erweitert hat. Ungern vermißt man diesmal die schöne Erzählung: die verlornen Schwestern, die für das jugendliche Gemüth so ungemein anziehend ist. War es um Raumersparniß zu thun, so hätte dafür im zweiten Buch dieses ersten Theils („Aus der natürlichen Welt“) die eine oder andere Nummer weggelassen oder durch eine entsprechende kürzere ersetzt werden können, zumal da Abschnitte, wie von Buffon und Le Vaillant in den folgenden Theilen noch vorkommen, und andere Nummern, wie z. B. 48 — 51 auf dieser Bildungsstufe des Schülers seinem Verständniß weniger nahe liegen. — Manche störende Druckfehler der früheren Auflage sind diesmal beseitigt. Doch möchte Ref. für die zu erwartende neue Auflage der folgenden Theile, namentlich der Chrestomathie, die er genau durchmustert hat, den Herrn Verf. bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß sie in Hinsicht auf Correctheit Einiges zu wünschen übrig läßt.

Dr. **Berglein.**



Programmenschau.

Leben des Georg Rollenhagen. Zweiter Theil. Vom Oberlehrer Dr. Lütcke. Progr. des Gymn. z. grauen Kloster in Berlin. 1847.

Dies die Fortsetzung vom Programm von 1846. S. Archiv II. S. 241. — Das Gedicht Rollenhagens war in seiner und der folgenden Zeit viel gelesen, wird von Moscherosch u. A. sehr gerühmt, der Verfasser aber nirgends erwähnt, und Herr L. vermuthet, erst Morhof habe in seinem Buche: Unterricht von der hochdeutschen Sprache und Poesie das Publikum mit dem Namen des Autors bekannt gemacht. — Der Froschmäusler hat bekanntlich eine epische Unterlage, hat aber wesentlich eine didaktische Richtung, wodurch er sich von der Batrachomyomachia unterscheidet. In dem Plane, der Ursache der Feindschaft, dem Kampf und der Niederlage der Mäuse und Frösche folgt R. dem griechischen Vorbilde so, daß er es fast wörtlich übersetzt hat, wie der Verf. durch die Zusammenstellung beweist, so namentlich den Kampf (βατραχ. 205 — 262.), freilich mit vielen Zusätzen. Als frommer Christ läßt R. die Scene mit Zeus aus, läßt Kobolde und Wassernixen statt der griechischen Götter den Bedrängten zu Hülfe kommen und endlich sich Gott selbst seiner Geschöpfe erbarmen, so daß zuerst Raphael erscheint, endlich der Herr seine Blitze schickt. Die eigentliche Niederlage der Mäuse wird aber durch die Krebse bewirkt, von dem R. statt der griechischen Adjectiva composita eine ergötzliche wahre Schilderung gibt.

Daß R. ein belesener und welterfahrener Mann war, zeigt sein Gedicht. Es finden sich Entlehnungen aus der Odyssee, Aesop (der Verf. handelt hiebei über die weitverzweigte Fabel von der Schlange und dem Bauern), Herodot, Ovid, aus neuern Büchern, besonders aus dem Croacus oder der lateinischen Bearbeitung der Batrachomyomachia von Elisius Calentius Amphratensis, die zuerst Rom 1503 erschien und R. nach seiner Vorrede wohl bekannt war, ferner aus Reineke Fuchs, aus dem Volksbuche von Salomon und Markolf. Für manche Märchen (z. B. von Aschenbrödel, die Bremer Stadtmusikanten, wie sie in Grimm's Hausmärchen I. 141. heißen, die Thierwallfahrt nach Rom) ist der Varianten wegen R. wichtig, andere Fabeln scheinen von ihm selbst erfunden zu sein; ebenso ist er von Wichtigkeit für die Feststellung des Volksglaubens und der Gebräuche seiner Zeit, für die Geschichte mancher Thiersagen, besonders aller Sagen von Mäusen. Glücklich war er in der Uebersetzung und Neubildung der Thiernamen. Das Metrum des Gedichts ist schwankend, die Reime sind bald

klingend, bald stumpf, jede stumpfe Reimweise besteht aus 8, jede klingende aus 9 Silben, die 4 unbestimmte Hebungen enthalten. — Eine Aufzählung der bekanntesten Ausgaben beschließt die Abhandlung. Eine Würdigung des Gedichts von ästhetischem Standpunkte hat der Verf. nicht gegeben. —

Hölscher.

Ueber die Bedeutung der Ortsnamen auf lar, insbesondere über die Entstehung und Bedeutung des Namens Wetzlar, von Dr. J. C. L. Hantschke, Progr. des Gymn. zu Wetzlar. 1847.

Die vorstehende Abhandlung ist ursprünglich ein in der Generalversammlung des Wetzlar'schen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde gehaltener Vortrag, mit gelehrten Anmerkungen versehen, welche dem größern Leserkreis eine anziehende und belehrende etymologische und historische Untersuchung vorlegt. Der gründliche Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit Laune und Scharfsinn und sagt gleich zu Anfang über dergleichen etymologische Forschungen, wie die Bedeutung der Ortsnamen: „Einige halten Untersuchungen der Art für eben so nothwendig und wesentlich, als die Ermittelung der historischen Wahrheit selbst; Andre dagegen betrachten sie, wo nicht als gänzlich unnütz und für die Geschichtsforschung unergiebig, doch zum Mindesten als höchst untergeordnete Nebensachen oder als erträgliches Beiwerk. Es mag auch hier das Richtige in der Mitte liegen." Nachdem er hierauf die Ableitung der Sylbe lar, (Umlaut lär) von leer (vacuus) als bleibende Stätte auf unbebautem Grunde geprüft, dann die andre von lar = lohr und dies wieder von Loh oder Lah als kleineres schmales Gehölz (lucus) als damit zusammenfallend dargestellt — im Wupperthal wohnen auch Leute in Loh d. i. im Geholz — sagt er ferner, daß die Sprachforscher auch den Laren unverkümmert ihre Stätten in heiligen Hainen oder Laren belassen und ihnen eine sichere Wohnung, eine feste Behausung, ein dauerndes Bleiben, ein gutes altes treues deutsches Lar verschaffen, also ein Fritzlar, (Fredeslar) eine Wohnung des Friedens, ein Goslar, eine Wohnung an der Gose und ein Wetzlar, eine wohnliche Lage an der Wetz oder Wetse. Dieses Gewässer erhält hierauf seinen Namen Wetse oder Wetzse als ein in schnellem Laufe dahinströmender weißer Bach; nun zieht der Verfasser den Schluß: daß unser Wetzlar, obwohl von rings lagernden Fluren reich genug umgeben, doch sein Wetz-lar mit Wet-flar d. i. Wetz-flur zu vertauschen schwerlich sich jemals gemüßigt sehen dürfte.

Kr.

„Zur Geschichte des Französischen Schauspiels," von Dr. Dengel. Programm der Löbenicht'schen höhern Bürgerschule. Königsberg 1847.

Der Verf. führt den Leser in die Zeit der Entwickelung des classischen Theaters ein, auf welches selbst nur am Schlusse Bezug genommen wird. Nach einem kurzen Vergleich des Theaters bei den alten und neuern Völkern zeigt der Verf., daß sich auch bei diesen das Schauspiel aus dem Cultus entwickelt und anfänglich einen Bestandtheil desselben ausgemacht habe und stellt dann in klaren

Umrissen die Wirksamkeit der confrères de la Passion sowie der clercs de la Basoche in ihren dramatischen Productionen, den Mystères, Moralités Soties oder farces dar, von denen er zur Veranschaulichung einzelne Mittheilungen macht. So gibt er den Inhalt des Mysteriums der heiligen Hostie und der Sotie vom Mißbrauch der Welt an und eine Erklärung der gewöhnlichen allegorischen Personen, wie des sot dissolu (Bruder Lüderlich) sot glorieux Bruder Prahlhans. Hierauf folgt die Einwirkung, welche das Wiederaufleben der Wissenschaften durch Jodelle auf die Bühne hatte und eine Charakteristik dieses Dichters, wie seiner Cleopatra, und seiner Comödien: Abbé Eugene und Didon, sowie die Darstellung der Leistungen seiner Nachfolger, unter denen der Verf. Robert Garnier, ohne Angabe des Grundes und Rotrou, den Corneille seinen Vater nannte, den Vorzug gibt. Wahrscheinlich hat der Verf. die Fortsetzung, welche die interessanteste Periode betrifft, für eine weitere Abhandlung zurückbehalten, welcher Ref., obwohl er grade nichts Neues findet, doch mit Vergnügen entgegen steht, da die Darstellung klar und anziehend ist.

Kr.

Die Ortsnamen des Fürstenthums Waldeck von Dr. L. Kurtze, Prorector am Gymnasium zu Corbach. (I.) Arolsen 1847.

Bekanntlich hat sich der Germanistenverein in seiner ersten Versammlung die Zusammenstellung sämmtlicher Ortsnamen Deutschlands zur Aufgabe gemacht. Es sollen sämmtliche Namen der Städte, Burgen, Klöster, Dörfer, der Berge, Felsen, Höhen, Wälder, Quellen, Flüsse, Bäche u. s. w. in der ältesten bekannten urkundlichen und jeder wesentlich abweichenden Namensform verzeichnet und die Angabe der Gau- und Diözesangränze nicht ausgeschlossen werden. Untersuchungen über etymologische Fragen will man besonderen Abschnitten des Werkes zuweisen, mit dankbarer Anerkennung aber alle Mittheilungen zu diesem Behufe aufnehmen, besonders in Bezug auf Namen, welche nicht der deutschen Sprache angehören. Der Herr Verfasser, gebührend anerkennend, welchen Werth und welche Bedeutung eine solche Unternehmung für Sprache und Geschichte, und welches Interesse sie für jeden Gebildeten hat, ist entschlossen, die Ortsnamen des Fürstenthums Waldeck in Betrachtung zu ziehen, und dieselben 1) in etymologischer, 2) in grammatischer, 3) in historischer Beziehung zu erklären. Er faßt den Begriff Ortsnamen in seiner weitesten Bedeutung, indem er nicht allein die Namen der bewohnten Oerter, sondern auch die Namen der Wälder, Berge und Hügel, der Flüsse, Bäche und Fluren berücksichtigt; er steckt demnach seine Aufgabe weiter, als es selbst die Germanistenversammlung gethan hat. „Geht man auf das ein, sagt der Herr Verfasser, was keine Geographie brauchen mag, und nicht einmal die speziellste Karte gewährt, so wird gerade dadurch nach allen Seiten hin der Gesichtskreis erweitert und somit der Blick in die innere Werkstätte der Namengebung unserer Altvordern immer mehr einzudringen nicht wenig geschärft. Dazu kommt, daß uns eben in den Namen von sonst echt urkundlich niemals genannten Bergen und Gewässern, wenn man sie etwas genauer ins Auge faßt, die merkwürdigsten urältesten Namen nicht selten entgegentreten, und auch ich habe es gefunden, was J. Grimm sagt: wenn die uralte Zeit noch

irgendwo haftet in der neuen, so ist dies in den Benennungen der Dorffluren; wer ihre Benennungen prüft, wird allenthalben auf Spuren des Alterthums und Heidenthums stoßen."

Der Herr Verfasser beginnt mit der etymologischen Erklärung, und theil in dem vorliegenden Programm seine alphabetisch geordnete Sammlung von Ortsnamen mit von Aa (aha) bis Bach (Wyggenbach). Die Etymologie mancher Ortsnamen wird sich späterhin noch aufklären, wenn in vielen oder in allen deutschen Landschaften dem Wunsche der Germanisten gemäß ähnliche Arbeiten, wie die vorliegende, unternommen werden. So dürfte die Ableitung des Flußnamens Eder, wenn man das Wort mit Eider, Oder, Atter, Etsch u. a. zusammenhält, eher ein Wurzelwort in der Bedeutung fließen, als die Bedeutung Ader ergeben. Die Fluß- resp. Ortsnamen: Aller, Almeke, Alrepe, Ellenbeck, Elmeke müssen mit Alme, Aller, Alrappen, Alster, Elster, Elbe, Elde, Ill, Iller, Ilm, Ilme u. v. a. verglichen werden (nord. elf Fluß, alda Welle). — Sollte Amesbicke wirklich Ameisenbach sein? Es deucht uns unwahrscheinlich; ames bedeutet bei den westfälischen Landleuten Mittagsessen. — Möchte der Herr Verfasser nicht zu lange auf die Fortsetzung der fleißigen und gründlichen Arbeit warten lassen.

— c —

Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache, das Hildebrands Lied, die Merseburger Zauberkünste, das Wessobrunner Gebet und Muspilli. Berichtigte Urschrift mit metrischer Uebersetzung in der ursprünglichen Versform und Anmerkungen von Dr. H. Feußner, ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Hanau. I. Abth. Text und Uebersetzung der Gedichte. Anmerkungen zum Hildebrands Lied. Hanau, 1845.

Da von den Dichtungen, die in der vorliegenden Abhandlung besprochen werden, nicht mehrere Handschriften zur Vergleichung vorhanden sind, so mußte die Kritik auf anderm Wege das Fehlerhafte zu erkennen, und das Richtige wieder herzustellen suchen. Es kam dabei 1) die alliterirende Versform, 2) die logisch gesetzliche Anordnung und die ebenmäßige Gliederung der Gedanken, 3) die genaue Erwägung des grammatischen Satzbaus und des Sprachgebrauchs allein zu Statten als die Hauptanhaltspunkte für die kritische Reinigung und Ergänzung dieser Sprachdenkmäler. Nachdem sich der Verfasser über das Alter, die historische und poetische Bedeutsamkeit, und den für Sprache und Literaturgeschichte unschätzbaren Werth der Denkmäler ausgesprochen, gibt er den berichtigten Text, und eine alliterirende und metrische Uebersetzung. Des Herrn Verfassers Ergänzungen – die er nach dem Beispiele W. Grimms im Grave Ruodolf hat roth drucken lassen — sind folgende.

1) Im Hildebrands Liede.

Ik gihôrta dhat seggen, || dhat sih urhettun
aenon dê tuênê man || aenon muotin —

|| tuo framchumft, quad her, dina
chûd mi, wellhhes chunnes || eddo wellhhes chnuosles dû sîs.

chûd was her duruh chôni || chônnêm mannum;
ni waniu ih, iu lîb habbê, || der was dâr leobêr fater mîn,
30. Hiltibrant, der reccheo hêr, || Heribrantes sunu.

Westtu, ...
dat dû nêo danahalt || dinc ni gileitôs
mit sus sippan man || sô ih selbo dir bim?

2. In dem zweiten der Merseburger Zaubersprüche: „Balderes volon.“

. . . .
7. sôse lidirenki: || sus gilîcho râmê nû
bên zi bêna, etc.

3. Im Wessobrunner Gebet.

Dat gafregin ih mit firahim || firiwizzô meistâ,
dat ere ni was noh ûfhimil || in anaginne;
noh paum noh pereg ni was; || noh plômo noh gafildi —

forgip . . . .
enti côtan willeon, || wîstôm enti spahida,
14. côterô tâteô tôhtî || enti craft etc.

4. In Muspilli.

Wola ist durft mihhil || allerô mannô welîhhemo,
der dâr hiar in weroltî || kiwerkôta upilo,
daz er kâhê zi kinesanne || duruh kotes kinâdâ
enti rettê sêla sîna || ar Satanâses hentî,
5. êr sîn tac biquemê || daz er tôwan scal.

25. Sô daz Nimilis kâ horn || kihlûtit wirdit,
enti sih der in den sind arhevit || der dâr suonnan scal,
enti arteillan scal || tôtên enti lepentên:
denne etc.

. . . . . .
100. ûzzan er iz mit alamûsanu || furgulti êr allaz
enti mit fastûn || diô virinâ kipuazti.
denne suntic nist, der kipuazit hap êt || denne er ze deru suonu quimit.

Im Hildebrandsliede vertheidigt der Herr Verf., Lachmann entgegen, die Handschrift, und lieset: unter heriun tuêm sunufatarungô. (Lachm. — untar heriun tuêm. sunufatarungos irô saro rintun etc.) — . . . helidôs ubar ringâ (Lachm. helidôs, ubar hringa,) Gegen die Handschrift und gegen Lachmann lieset der Verfasser welîhhes chnuos les dû sîs (Handsch. cnuosles). — . . dat sagêtun mî sus êr liuti, vorzeiten Leute (Handsch. dat sagêtun mi ûserê liuti). . . arbeolaosa her laet aftar sîna deot (Handsch. arbeolaosa heraet ostar hina det. W. Grimm barn unwahsan, arbeolaosa: her raet ostâr hina). . . . sîd Detrîhhe darbâ gistuontun fater êres mînes. (?) weiland meines Vaters (Handsch. fatereres Lachm. fateres). U. a.

Ueber die altdeutsche Versbildung wird sich der Herr Verf. in einem folgenden Programm aussprechen. Als sehr bemerkenswerth dürfen wir bezeich-

nen, daß er den Grundsatz, im Alt- und Mittelhochdeutschen seien zweisilbige Senkungen im Innern des epischen Verses unerlaubt, als unstatthaft verwirft, und seine Ueberzeugung durch viele Beispiele darthut. Für manches in metrischer Hinsicht Abgeänderte oder für ungehörig Erklärte, vindicirt der Herr Verf. die ursprüngliche Lesart.

Die Stellen:	übersetzt der Herr Verfasser:
doh maht dû nû aodlihho,	Dennoch magst du ohne Müh',
ibu dir dîn ellen taoc,	wenn dir deine Mannheit taugt,
in sus hêremo man	an so würdig-altem Mann
hrustî giwinnan,	nun Waffenpreis gewinnen,
raubâ bihrahanen,	Rüstungraub erringen,
ibu dû dâr ênîc reht habês.	wann du da einig Recht hast.
. . . .	
Do laettun sê aerist	Da ließen sie's zuvörderst
askim scrîtan	mit Lanzen drein schmettern
scarpên scûrim,	in scharfem Sturmesanbraus,
dat in dêm sciltim stônt.	daß es in Schilden starrte.

Die Uebersetzung hat der Herr Verf. beigegeben, um die Auffassung des Ganzen und manches Einzelnen zu erleichtern, besonders aber aus Rücksicht gegen die allgemeinere Bestimmung einer Schulschrift, wie dieser, die ihrem Gegenstande zugleich die Theilnahme eines größern gebildeten Leserkreises gewinnen soll.

Der Herr Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit vieler Liebe und gründlicher Sachkenntniß. Die Berichtigungen und Ergänzungen wird selbst Derjenige, welcher sie nicht alle genehmigen möchte, als scharfsinnig und geistreich anerkennen müssen. —

— c —

Deutsche Alterthümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Beiträge zur Erklärung des altsächsischen Heliand und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland. Von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor des kurfürstl. Gymnasiums zu Marburg. Marburg 1845.

Der Herr Verfasser sucht in dieser Abhandlung nachzuweisen, daß dem Heliand, dieser altsächsischen Messiade, eine durchaus eigenthümliche Auffassung des Christenthums zu Grunde liege. „Es ist das Christenthum im deutschen Gewande, sagt der Herr Verf., eingekleidet in die Poesie und Sitte eines edlen deutschen Stammes, mit unverkennbarer Liebe und treuer Hingebung geschildert, mit allem Großen und Schönen ausgestattet, was das deutsche Volk, das deutsche Herz und Leben zu geben hatte." Und so ist diese Abhandlung allerdings ein interessanter Beitrag zur innern Geschichte des Christenthums, indem der Verf. an dem schönen Sprachdenkmale nachweiset, wie die Glaubensboten das Evangelium dem deutschen Geiste und dem deutschen Herzen verständlich machten, und wie das Volk die große Botschaft mit gewohnten Anschauungen vereinbarte, und darum eben das Evangelium mit Liebe erfaßte und zu seinem Eigenthum machte.

„In unserm Gedichte ist weder von römischer Hierarchie noch von den Frankenschwertern eine Spur zu finden; und doch ist das Gedicht den falschen Decretalen gleichzeitig, und doch war die „mit dem Schwerte bekehrte“ Generation noch nicht ausgestorben, als unser Sänger sein Lied vom lieben Himmelskönige, Gottes Friedenskinde, sang.“ Der Herr Verf. hat seine Aufgabe mit einem Fleiße gelöset, der von seinem hohen Interesse für den Gegenstand Zeugniß gibt; es ist, wie er selbst sagt, seine eigene Freude an einem gesunden deutschen Volksleben, an der alten deutschen Königs- und Männertreue, und es ist vor Allem seine Freude an dem Heilande und dem Christenthume gewesen, was ihn bei seiner gründlichen und umfassenden Arbeit getrieben und beseelt hat. „Das Zeugniß des alten Sängers von seiner Freude, von seines, von meines Volkes Freude an dem Herrn habe ich weiter tragen wollen, auch zu denen, welche weder Kirchengeschichte noch altdeutsche Sprache treiben, wol aber an einem kräftigen und zugleich hochpoetischen deutschen Zeugnisse für Christus sich erfreuen wollen.“ Die deutsche Eigenthümlichkeit, welche im Heliand hervortritt, und zur Auffassung und Einkleidung der evangelischen Geschichte verwandt wird, bringt der Herr Verfasser unter folgende Rubriken:

1. Epische Form. Das Gedicht enthält alte volksmäßige Poesie; Haltung, Anschauungsweise und epische Formeln wie in ältern und jüngern angelsächsischen Gedichten, und in dem fast gleichzeitigen Hildebrands Liede. Die Anlehnung findet nicht bloß in gewissen epischen Wendungen, in Rücksicht der Form, sondern auch in Rücksicht der Sache Statt; indem die christlichen Anschauungen in den Ausdrucksweisen des alten Mythus und in den verständlichen Bildern der alten Sagen und Lieder lebendig werden.
2. Mythologie. Die Beziehungen des Heliand auf die deutsche Mythologie, von J. Grimm besprochen, werden aufgezählt, und in einzelnen Spuren weiter verfolgt, als: Gottesname, der Polytheismus, Schicksal und Weltgang (giscapu), Engel, der Tod, das Himmelreich (grôni godes wang und hebenes wang) und der dunkle Ausdruck wanum.
3. Naturanschauung. „Es ist das freudige Naturleben des deutschen Volkes, welches in aller Wahrheit und Stärke der evangelischen Geschichte geliehen wird, um diese Geschichte als eine eigene, eine deutsche Geschichte zu erkennen, sie zu empfinden, mit zu leben als ein Stück des eigenen Heimatlebens.“ So ist der Oelberg ên mâri berg, brêd endi hôh, grôni endi scôni. Bei der Transfiguration heißt es: wurdun imo is wangun liohte, blicandi so thiu berhte sunne: so skên that barn godes; liuhte is lîchamo, liomon stôdun wanamo fan themu waldandes barne. Das Antlitz des Engels im Grabe war bereht endi blidi, sein Gewand wintarcaldon snêwe gilicôst. Meereserscheinungen. Seesturm. Zacharias in der Gestalt eines alten, zum Kampfe unfähig gewordenen deutschen Kriegers; der neugeborene Johannes als ein deutsches Kind beschrieben 2c.
4. Gesinnung. „Ein kräftiger ungebrochener Sinn, ein starkes Herz — stark in Neigung und Abneigung, in Liebe und Haß — eine tiefe Empfindung, ein entschiedener Wille und ein mit sich selbst einiges Bewußtsein spricht sich überall in unserem Gedichte auf ungesuchte, man kann

sagen unwillkürliche Weise aus." Das deutsche Volk war seiner Gesinnung wegen vorzugsweise befähigt, das Evangelium in sich aufzunehmen. Liebe und Haß wie sie in dem Herzen des Volkes liegen, läßt der Dichter dem Evangelio zu gute kommen. Die den Charakter und die Gesinnung des Volkes scharf bezeichnenden volksmäßigen und altepischen Ausdrücke — der Verfasser zählt viele auf — werden im Dienste des Evangeliums verwendet.

5. Sitte, Hausleben, Besitz und Vermögen. Der Dichter setzt gleichsam voraus, daß Alles, was er erzählt, sich bei den Deutschen zugetragen habe. Zacharias sieht einem alten deutschen Helden, der neugeborne Johannes einem deutschen Kinde ähnlich; die Apostel gleichen deutschen Seefahrern; die Hirten auf dem Felde sind Pferdewärter (ehuscalcôs); die Hochzeit zu Kanaan ist ein deutsches Gastmal; der Hauptmann von Capernaum kehrt dahin zurück, wo er bû endi bodlos (Haus und Hof) hat ꝛc. Wo Sitten vorkommen, die dem deutschen Leben widerstrebten, wird das jedesmal bemerkt, wie der Herr Verf. in vielen Beispielen zeigt.

6. Verwandtschaft. Der Reichthum der deutschen Sprache an Bezeichnungen der Abstammung, der Stammes- und Familienverwandtschaft; die Stärke und Innigkeit des Familiengefühls, die Liebe zu Geschlecht und Namen — Werth guter Abstammung, Adel (?), Mutterliebe, Stammestreue ꝛc. kommen in Betracht.

7. Volk und König. Mannigfaltige Darstellung des Volkslebens und des Verhältnisses des Königs zum Volke. Christus ist als König dargestellt. Die Niedrigkeit seiner Erscheinung tritt in den Hintergrund (!). Die Apostel sind seine Mannen, seine gesithos, seine thegnos snelle, seine ertos ellanruofa etc.

8. Kriegerleben. Der Herr Verf. zählt eine reichliche Menge solcher Ausdrücke, Formeln und Schilderungen auf, durch die der Dichter das Evangelium der Anschauungsweise der kriegerischen Deutschen nahe brachte. Christus ist endlich der vornehmste Helfer vor dem Feind, der hêliand, der vor Wunden Schützende, die Wunden Heilende, den Hunger Stillende, der mächtige, milde, Sieg und Sicherheit verleihende Herr. Seine Verfolgung ist Krieg wider den Volkskönig und seine Getreuen. Der Teufel ist vorzugsweise the fiund, nîdhugdig fiund, unhiuri fiund, gêrfiund etc. — „Christi Tod ist zwar ein Sieg seiner Feinde, aber nur ein scheinbarer; er ist nur dazu da, um seinen Sieg über eben diese Feinde um so mehr zu vergewissern, daß ihm, und folglich auch denen, welche mit ihm ziehen, der Tod nichts anhaben könne; denn durch seine Auferstehung öffnet er das ewige Licht."

— c —

Die nordische Sage von den Vülsungen und Giukungen. Von Dr. J. K. G. Schütt, Rektor der Schule zu Husum 1845.

Der Herr Verfasser hat die nordische Sage von den Vülsungen und Giukungen als die älteste Gestalt der Sage, die auch den Nibelungenliedern zu Grunde liegt,

zunächst zu Schulzwecken zusammengefaßt, hält aber diesen Gesichtspunkt nicht fest, sondern behandelt den Gegenstand mehr wissenschaftlich, und knüpft zum Schlusse an denselben auch kritische Bemerkungen, insbesondere über das Ergebniß der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete der Literatur.

Zuerst gibt der Herr Verf. die Quellen der Sagen von den Vülsungen und Giukungen an, bedauernd, daß durch die Hand eifernder Priester die entsprechenden deutschen Gesänge zerstört wurden, in denen wir, wenn sie erhalten wären, „dieselben Sagen in einer noch mehr der unsrigen verwandten Sprache, und wol auch zum Theil in noch älterer Gestalt (?) lesen würden."

Der Herr Verf. theilt nun die nordischen Sagen von Sigurds Ahnen, dann die von Sigurd selbst (Sigurdhr Fafnisbani), den herrlichsten unter den Vülsungen mit, in kurzer Zusammenfassung und mit Hinweisungen auf die Literatur der nordischen Sprache und Mythologie. Dann gibt er die Hauptpunkte an, in denen sich die deutsche Sage im Nibelungenliede von der nordischen unterscheidet, und läßt zum Schlusse seine Bemerkungen folgen. 1. Nachweis, daß die nordische Darstellung mehr episch, die deutsche mehr lyrischer Natur ist. 2. Ueber die geographischen Angaben der Sage. In den alten Liedern ist Hunaland = Deutschland; man verwechselte später Hune und Hunne; beide werden als ein und dasselbe Volk angesehen, ja, die Giukungen werden Burgunder. Geographische Bestimmung von Valland (Wälschland) und dem Flusse Rhein. Etymologisch entscheidet sich der Herr Verfasser in der Erklärung des Namens Rhein mit J. Grimm für die Abstammung von hrinan (tangere) gegen die von rinan (fluere). Endlich Danmörk und Goththiod. 3. Geschichtliche Beziehungen. Angabe von W. Grimms und E. E. Müllers und dagegen K. Lachmanns Ansichten. Dem Herrn Verf. scheinen Lachmanns Gründe überwiegend. 4. Der Verfasser bekämpft die Ansicht von Gervinus in Rücksicht der historischen Bedeutung der nordischen Sagen, und die von Giesebrecht, der in Armin die Grundlage der Siegfriedsage sieht.

Die Abhandlung ist mit vielem Fleiße geschrieben und gibt Zeugniß von des Herrn Verfassers gründlicher Kenntniß der betreffenden nordischen und deutschen Literatur; doch dürfte sie eher den Freund und Kenner der alten Poesie befriedigen, als für die Schule von besonderer Bedeutung sein; denn es deucht uns unnöthig, dem deutschen Schüler eine so gründliche Einsicht in das Wesen der nordischen Sagenpoesie zu verschaffen; und was demselben zum besseren Verständnisse des Nibelungenliedes zu wissen noth thut, kann und muß kürzer zusammengefaßt, und mehr andeutend als ausführlich gegeben werden.

— c —

Ueber die freien Redeübungen in deutscher Sprache auf Gymnasien; von Conrector Dr. Döring. Progr. des Gym. in Freiberg. 1846.

Nach der bekannten Verordnung vom 6. März 1845 sind die Gymnasien in Sachsen angewiesen, dem Unterrichte in der Muttersprache, resp. den Redeübungen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, als dieses in früherer Zeit geschehen konnte, wo derselbe ziemlich allgemein auf nur zwei Stunden wöchentlich beschränkt war, und man findet deshalb in vielen der neuesten sächsischen Schulprogramme eine Uebung freudig begrüßt und nach den verschiedensten Seiten

besprochen, welche ganz eigentlich bestimmt ist, die Zöglinge zu eigner freier Selbstthätigkeit zu veranlassen. Der Verf. vorliegender Schrift glaubt, daß sich jene Uebungen ohne große Schwierigkeiten überall werden in's Werk setzen lassen und bald mit besonderm Erfolge gekrönt sein werden, und gibt nun ein Bild von seinen Bemühungen zur Erreichung seines Zieles.

Die Erfahrung, daß der Schüler, durch frühe Gewöhnung an Schrift und Buchstaben gleichsam gebannt, sich nur schwer und mit sichtbarem Widerstreben zum Gebrauch der freien Rede bequemte, konnte ihn nicht entmuthigen, und er räth, daß man vorerst in allen Lehrstunden mit aller Macht den Widerwillen der Schüler bekämpfen müsse, sich ausführlich und in vollständig gebildeten Sätzen auszusprechen; wichtig erscheint es sodann, daß der Zögling nach gewissen Abschnitten der Lectüre oder eines Lehrvortrages Veranlassung findet, in einer gedrängten Uebersicht durch die Rede kund zu thun, ob er auch das Gelesene oder Mitgetheilte sich zu eigen gemacht habe. — Nachdem der Verf. dieses noch weiter ausgeführt, faßt er die freien Redeübungen genauer in's Auge und theilt im Verlaufe der Abhandlung seine Ansicht über die Ausdehnung mit, welche ihnen der Lehrer der deutschen Sprache zu geben habe, so wie, was genau damit zusammenhängt, über den Stoff, welcher vorbereitet werden soll.

Die Vorbereitung soll spätestens in der Tertia beginnen; der Schüler muß hier lernen, auch im Zusammenhange vorzutragen, was er nicht eben dem Gedächtnisse Wort für Wort anvertraute; der einfachste Stoff ist hier zu wählen: Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben und aus der Geschichte, welche der Lehrer zu Anfange der Stunde vorlies't, — in der Einkleidung wird hier schon Manches nach einer eigenthümlichen Auffassungsweise ausgedrückt werden müssen. Die Schüchternheit wird überwunden werden. In der zweiten Klasse soll sich an das Selbsterlebte und unmittelbar Gehörte vor Allem das Selbstgelesene und Selbstgelernte anschließen. Die Historiker bieten hierzu guten Stoff. Der Verf. setzt hier hinzu: „Dann kann man ihm wohl auch zumuthen, eine Rede selbst zu entwerfen, wozu er im Klassiker zwar den Gedankenstoff, nicht aber die ausgeprägte Form findet. Zum Beweis für diese Behauptung berufen wir uns ohne große Auswahl auf die Erzählung des Livius von der Zerstörung Sagunts. Aus dem geringen Umfang vom Kap. 6 bis 16 im 21. Buch lassen sich folgende Redestoffe herausfinden: Zuvörderst Hanno's Rede Kap. 10 und Alorcus Rede Kap. 13, welche dort selbst vollständig mitgetheilt sind. Dann aus Kap. 6: Die Saguntiner suchen Hülfe im Senat zu Rom — Vortrag der Consuln ebenfalls — Aufforderung zum Kriege mit Carthago — Rede derer, die zu Vorsicht und Zögerung rathen. Aus Kap. 12. Alcon bittet den Hannibal um Schonung für Sagunt — Antwort Hannibals. Nach Kap. 16: Schilderung von Sagunts letzten Schicksalen im Senat zu Rom. Abwechseln mit solchen Uebungen dürfen biographische Bruchstücke, Charakterschilderungen, Beschreibungen fremder Länderstriche, alles Versuche, welche aber nur als Lesefrüchte der Schüler von einigermaßen günstigem Erfolge sein können; daher auch der Lehrer mit der Privatlektüre eines jeden Schüler sich in Rapport setzen sollte."

Mit den Gereifteren der Klasse will der Verf. Disputirübungen anstellen lassen, wodurch jene mit den Künsten und Hülfsmitteln der Dialektik sich einigermaßen vertraut machen, und einen Gegenstand tiefer erfassen und nach allen Be-

ziehungen beleuchten lernen. — In der ersten Klasse soll das Selbstgedachte hinzutreten und Veranlassung zu kleinern Gelegenheitsreden gegeben werden, mit möglichst concreten Fällen. Ref. glaubt, daß diese Uebungen über die Sphäre der Schüler hinausliege und wenn Hr. D. in seiner Prima, wie er vorschlägt, freie unvorbereitete Vorträge über Sentenzen einzelner Schriftsteller halten läßt, ohne daß das Ganze höchst seicht und oberflächlich gehalten, dann — erit mihi magnus Apollo! Der Verfasser gibt freilich einige gute Rathschläge, wie man bei diesem Wege sorgfältig Alles zu überwachen habe, um nicht unleidliche Schwätzer, sondern Redner zu bilden, aber wir fürchten, daß die Erfahrung ihn von der Unzweckmäßigkeit dieses letzten Theiles seiner Theorie nur zu bald überzeugen werde.

H.

Ueber die hauptsächlichsten Mittel, welche unseren Gymnasien dargeboten sind, ihre Zöglinge in der körperlichen Beredtsamkeit zu bilden. Von F. R. Schaarschmidt, Prog. des Gymn. in Budissiin. 1846.

Der Verf. setzt in der Einleitung auseinander, daß die Uebungen in der Beredtsamkeit gegenwärtig eine weit allgemeinere Wichtigkeit erlangt haben, als dies in früherer Zeit der Fall war und daß neben dem Hauptziele, der Fertigkeit, den Stoff sofort natürlich zu ordnen und in angemessener sprachlicher Einkleidung darzulegen — auch die äußere Beredtsamkeit als ein dankens- und strebenswerthes Accidenz zu betrachten sei. Man gehe zu weit, wenn man mit Aristoteles alle Unterweisung in Deklamation und Aktion aus der Rhetorik hinweglasse; und die innere Beredtsamkeit der äußeren zu entkleiden, wäre ein Versuch, den Zusammenhang zwischen Geist und Körper aufzuheben.

Der Verf. ergreift deshalb die Gelegenheit, sich über den beregten Gegenstand auszusprechen und die hauptsächlichsten Mittel anzudeuten, welche den Gymnasien geboten sind, ihre Zögling in der körperlichen Beredtsamkeit zu bilden.

In dem täglichen Unterrichte in den untern Klassen muß der Schüler vor Allem an Aufmerksamkeit auf seine Aussprache und auf seine Körperhaltung gewöhnt werden. Aber es genügt nicht, daß der Redner schön ausspreche, er soll auch sinngemäß und mit Ausdruck sprechen; es genügt nicht, daß er bei der Rede eine anständige Stellung annehme, er soll sie auch mit geeigneten Bewegungen seines Körpers begleiten und es ist deshalb nach des Verf. Ansicht den sogenannten Deklamirübungen besondere Beachtung zu widmen. Es werden hier die Befürchtungen widerlegt, daß die Deklamirübung der Eitelkeit und dem Dünkel Nahrung gäbe und daß sie leicht Affektation erzeugte; und der Verf. behandelt dann die Frage: „Was soll der Schüler deklamiren?" — wobei er sowohl die Form als auch den Inhalt der Uebungsstücke getrennt betrachtet. Ref. fand hier äußerst praktische Bemerkungen und eine Sammlung von wohl zu beachtenden Erfahrungssätzen. Schließlich weis't der Verf. noch darauf hin, wie äußerst wichtig für die Bildung des künftigen Redners eine tüchtige Uebung und Unterweisung im Gesange sei; und begründet in überzeugender Weise die Ansicht, daß gerade der Gesangunterricht der Stimme des künftigen Redners Stärke, Umfang, Biegsamkeit und Ausdauer verleihe.

H.

Ueber die Bedeutung und den Umfang des Sprachunterrichts auf höheren Bürgerschulen, von Fr. Kühn, Progr. der höheren Bürgerschule in Lübben 1846.

In der Einleitung dieser anziehenden Schrift vindicirt der Verfasser der höheren Bürgerschule, abgesehen von der moralischen und religiösen Erziehung und der Sorge für Leibesübung eine dreifache Aufgabe: sie soll 1) alle Geisteskräfte des Schülers harmonisch entwickeln, bilden und kräftigen; 2) ihm diejenigen Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen, welche durchschnittlich genommen das höhere gewerbliche Leben, sowie der Grad der allgemeinen Bildung, welchen die Gegenwart von dem Bürgerstande fordert, nothwendig voraussetzt; 3) durch reichliche und zweckmäßige Uebung in ihrem Kreise ihm die geistige Beweglichkeit, den praktischen Takt anbilden, sein geistiges Besitzthum in nützlicher Thätigkeit lebendig zu machen und zu verwerthen. Es entsteht nun die Frage nach dem Mittelpunkte des Unterrichts in der höheren Bürgerschule, nach dem Prinzipe, welches die Objekte desselben quantitativ und qualitativ mit Bewußtsein und Nothwendigkeit ordnet. Nach der Ansicht des Verf. ist hierzu die Mathematik nicht geeignet. „Die bloße Betrachtung der reinen Form, sagt er, die einseitige Uebung des Abstraktions- und Schlußvermögens ist nicht im Stande, den jugendlichen Geist allseitig und harmonisch zu bilden, noch auch dazu für die übrigen Lehrobjekte den Ton anzugeben. Der Geist, welcher, ohne tüchtigen Gedankeninhalt gewonnen zu haben, zu früher Abstraktion genöthigt wird, wird untüchtig zum Begreifen reicher konkreter Verhältnisse, zur Auffassung von Ideen. Der Mathematik entgegen stehen die Erfahrungswissenschaften; aber diese nehmen vorzugsweise das Gedächtniß in Anspruch, ohne der gesammten Denkkraft in gleichem Maße Nahrung und Uebung zu gewähren; unter der Masse des gegebenen Stoffes erlahmt die Kraft zu eigner Gedankenbildung und die Form tritt gegen das Material nothwendig in den Hintergrund. Also weder die aprioristischen noch die Erfahrungswissenschaft, wie nothwendig auch beide im Organismus des Unterrichts sind, können der naturgemäße Mittelpunkt desselben sein. Dies kann nur die Sprache." Denken und Sprechen ist eins; die Sprache ist der äußerlich gewordene Denkprozeß in seinen verschiedenen Aeußerungen; jede Kraft, jede Thätigkeit des Geistes findet ihren Ausdruck in der Sprache und muß eben so natürlich eine naturgemäße Erlernung der Sprache jede Geisteskraft in Anspruch nehmen, üben und bilden. Die Sprache ist dasjenige, wozu der Schüler das erste Material in der ihm unbewußt zu eigen gewordenen Muttersprache mitbringt, und dem Schulunterricht zu naturgemäßer Anknüpfnng darbietet. Sie ist nicht Gegenstand des Unterrichts allein, sie ist auch sein Organ. Daraus folgt von selbst, daß ein Knabe in früher Jugend eine verhältnißmäßig viel größere Sprachbildung erwerben kann, als dies unbeschadet seiner geistigen Tüchtigkeit in einer Wissenschaft möglich wäre. Sie ist endlich das einzige Unterrichtsobjekt, das zu gleicher Zeit im vollsten Sinne konkret ist, Anschauungen und Begriffe gibt und entwickelt, Gedankeninhalt mittheilt und doch eben so sehr die Nöthigung zur Abstraktion, zur Betrachtung der reinen Form in sich trägt; sie allein ist in jedem Augenblicke objektiv und subjektiv zugleich. Für die höhere Bürgerschule ist deshalb der Sprachunterricht, und zwar der gesammte in seiner Einheit ihr einziger natürlicher Mittelpunkt.

In dem weiteren Verlaufe der Abhandlung stellt nun zuvörderst der Verf. die Eigenthümlichkeit des Sprachunterrichts auf höheren Bürgenschulen in 4 Hauptpunkten auf, welche er ausführlich motivirt. Da er ein Mittel zu gründlicher Erregung, Bildung und Kräftigung der gesammten Geistesanlagen sein soll, so wird vor Allem der sogen. praktische Unterricht der ehemaligen maîtres de langue verworfen; andrerseits ist dagegen die eigentliche gelehrte Behandlung eben so wenig an ihrem Orte. Ferner ist tüchtige praktische Uebung zu fordern, und die modernen Sprachen müssen überwiegend Gegenstand des Unterrichts sein.

Nach diesen allgemeinen Umrissen werden nun die verschiedenen Seiten des Sprachunterrichts genauer betrachtet, namentlich die grammatische, die praktisch-plastische und die ästhetische. Von dem Satze ausgehend, daß nur durch die Erlernung einer fremden Sprache ein rechtes Bewußtsein grammatischer Verhältnisse, eine tiefere Kenntniß der Muttersprache erworben werden könne, gibt er in dieser Beziehung der lateinischen vor allen andern Sprachen den Vorzug. „Sie ist grammatisch und lexikalisch fest abgeschlossen, sie ist durch ihren überwiegenden Reichthum an scharf ausgeprägten Flexionsformen und Konstruktionen im Stande, jede wesentliche Nüaneirung des Gedankens in klar hervortretenden Unterschieden des Ausdrucks zu bezeichnen; in ihr ist die Willkühr des Sprachgebrauchs unvergleichlich mehr der Herrschaft der starren Regel unterworfen; kurz ihr vorzugsweise logischer Charakter macht sie sehr geeignet, die Funktionen eines noch ungeübten Denkens zu wecken, zu bilden, zu regeln."

An der praktisch-plastischen Seite des Sprachunterrichts entwickelt der Verf. die 3 Momente: a) das Uebertragen aus einer Sprache in die andere; b) der freie mündliche Gebrauch; c) die schriftliche Darstellung — und gibt hier äußerst lehrreiche Winke; Letzteres kann Ref. auch in Betreff des dritten Abschnittes sagen, welcher die ästhetische Seite des Unterrichtes behandelt, und so sehr man auch im Einzelnen von der Ansicht des Verf. abweichen möge, so wird doch jeder Leser mit Befriedigung den hohen Werth der Mittheilungen anerkennen, welchen eine reiche Erfahrung zu Grunde liegen muß.

H.

Die Entstehung der Futurformen in den romanischen Sprachen von J. Schraut. Progr. des Friedrich Wilhelms Gymnasiums in Köln 1847.

In Beziehung auf den Ursprung der Flexionsendungen gibt es bekanntlich 2 Haupttheorien, von denen die eine sie in mechanischer Weise aus Hülfswörtern hervorgehen läßt, welche als Suffixa an das Stammwort angehängt werden. Die andere Erklärung läßt den Stamm auf organischem Wege mit dem Aufwande von möglichst wenigen Kräften und durch Anwendung der einfachsten Elemente aus sich selbst neue Sprossen treiben, um die verschiedenen Beziehungen des Grundbegriffes auszudrücken. Der Verfasser erinnert daran, daß selten eine dieser beiden Erklärungsweisen konsequent durchgeführt ist und wendet sich dann zu der trefflichen Grammatik von Diez, in welcher die Erklärung des fraglichen Gegenstandes nicht grade gewaltsam, aber höchst auffallend erscheint, weil sie der sich durch das Ganze ziehenden Grundansicht geradezu widerspricht. Diez erklärt nämlich die „Futurform der romanischen Sprachen als entstanden aus dem In-

finitiv mit dem Hülfsverbum habeo und eine innere Nothwendigkeit wie sie sich aus den sonst" im Römischen geltenden sprachlichen und logischen Entwickelungsgesetzen ergeben mußte, findet sich nicht nachgewiesen. Nimmt man dazu, daß D. überall annerkennt, „daß die romanischen Zungen eine Fortentwickelung einer noch lebenden und lebensfrischen Sprache sind, daß zwar einzelne Bildungen der alten Redeweise absterben, die alten Stämme aber neue Keime und Sprossen in reicher Fülle ans Licht treten lassen", daß er die neuen Sprachen — freilich nur in lexicalischer Beziehung —, „wahrhaft schöpferisch" nennt, so wird man geneigt sein, der Ansicht des Herrn S. beizupflichten, daß diese schöpferische Kraft der neuen Sprache mehr oder weniger auch in der Formenlehre — wenngleich in beschränkterem Maße — zu erkennen sei.

Durch eine höchst gründliche Beweisführung vindizirt der Verf. dem Romanischen seine eigne, von der Muttersprache ihm überlieferte, von ihm selbstthätig ausgebildete, mit Liebe fortentwickelte Aussageform für die Darstellung im Hauptsatze, und seinen Konjunktiv-Optativ — und hat hierdurch zugleich den Satz begründet, auf welchem es hauptsächlich ankam:

„Was der lateinischen Sprache nicht gelungen war, auf dem ersten, naturgemäßen Wege, den einfachsten Denkgesetzen folgend, ein mit besonderem Tempus-Charakter ausgestattetes Futurum zu schaffen, das brachte die romanische zu Stande: in Uebereinstimmung mit dem Verfahren des Griechischen beim Fut., und des Lateinischen beim Fut. exactum, bildete sie sich ein organisches, kenntliches Futurum, indem sie aus dem canterèi „ich würde singen" der hypothetischen Aussage die faktische canterò „ich werde singen" mit indikativischer Flexion hervorgehen ließ."

Ueber die französische Wortnegation in (un) von Dr. Ahn, Progr. des Kollegiums in Neuß 1840.

Die Negation ist entweder Satznegation oder bloße Wortnegation; letztere wird entweder mit Anlehnung durch non oder mit wirklicher Komposition neuer positiver Wörter durch in gebildet. Von der Wortnegation non wird im Französischen bei Substantiven nur sehr wenig Gebrauch gemacht; bei den Adjektiven kann sie dagegen beliebig vorgesetzt werden. Der Bedeutung nach hat in zunächst nur negative Kraft, bei näherer Betrachtung stellt sich aber die Hauptfunktion der Form heraus, Gegensätze von Begriffen zu benennen, für welche die Sprache eigener Bezeichnungen entbehrt, z. B. zwischen fécond und stérile steht infécond als Mittelzustand. Es ist hierbei wohl zu beachten, daß alle Wörter jeder Art, bei denen kein Gegensatz denkbar ist (z. B. rond, vert,) der Komposition widerstreben und daß demnach nur Adjektive und adjektivische Adverbien, Participes passés und abstrakte Substantive, welche eine Beschaffenheit oder Qualität ausdrücken, der Komposition mit in fähig sind.

Der Verf. nimmt dieses mit Recht für einen Probirstein zur Prüfung neuer Bildungen mit der Form in an und geht nun in der Untersuchung weiter, wie weit die franz. Sprache sich auf diesem Gebiete bereits ausgedehnt hat und was ihr zur Bereicherung ihres Sprachschatzes noch zu thun übrig bleibe. Er bemerkt, daß im Altfranzösischen die Form in ganz erstarrt gewesen und daß man

sich außer einigen aus dem Lateinischen entnommenen Bildungen (impollu, inscient, inodore) stets der Komposition mit non und néant bedient habe. Erst nach der Zeit der franz. Revolution kam die Zusammensetzung mit in in rechte Aufnahme und Hr. A. liefert ein interessantes Verzeichniß von Bildungen, welche bei allen früheren Schriftstellern, bei Corneille, Racine, Voltaire, Rousseau gar nicht anzutreffen sind, und von welchem wir Beispiels halber nur hervorheben: incohérence, improbité, inactif, indélicat, imprévoyant, irréfléchi nebst den davon abgeleiteten Hauptwörtern; illisible, inoffensif, incorrect, inclément u. s. w. Man suchte den Begriff dieser Wörter früher durch Umschreibungen zu geben.

Die franz. Sprache hat ihre frühere Sprödigkeit in der Bildung neuer Formen aufgegeben, und es ist deshalb sehr angemessen und interessant, daß Hr. A. an einigen Beispielen (Substant. Part. und Adjekt.) noch zeigt, wie sie sich auf diesem Felde noch auszudehnen vermag. Um so begründeter erscheinen zugleich des Verfassers Hoffnungen, da er nur solche neue Zusammensetzungen versuchte, die in den mit der franz. zunächst verwandten Sprachen schon vorhanden sind. Möchte der Verf. die Zeit gewinnen, recht bald seine (am Schluß der Abhandlung versprochene) größere Arbeit über die „sämmtlichen Bereicherungen der franz. Sprache seit der Revolution" herauszugeben; die vorliegende Probe berechtigt zu den besten Erwartungen.

H.

Die Shakspeare-Studien auf dem oldenburgischen Gymnasium, nebst Berichtigungen der Schlegel'schen Shakspeare Uebersetzung, von Collab. Hagena, Pr. des Gymn. in Oldenburg 1847.

In der Einleitung erfahren wir, daß auf dem Gymnasio in O. das Englische als ordentlicher Unterrichtsgegenstand gelehrt wird und der Verf. nennt dies mit Recht etwas Eigenthümliches, da es wenigstens noch viele Gymnasien gibt, an denen (leider!) das Englische gar nicht, oder höchstens nur fakultativ gelehrt wird. Wir erfahren nun ferner, daß Hr. H. die englischen Stungen in Prima gänzlich auf Shakspeare beschränkt und „Englisch schreiben und sprechen, W. Scott, Bulwer" u. s. w. in dieser Klasse durchaus bei Seite läßt. Shakspeare hat allerdings, wie Hr. H. es ausspricht auf unsre literarische Entwickelungen einen so bedeutenden Einfluß gehabt, daß ohne tiefere Kenntniß desselben auch ein tieferes Verständniß dieser nicht möglich ist, — und die hohe Wichtigkeit, welche S. für den studierenden Jüngling hat, springt deshalb leicht in die Augen; aber Ref. kann deshalb dennoch nicht der Ansicht des Verf. beipflichten, daß man sich auf eine Behandlung anderer Dichter und Prosaiker nun gar nicht einlassen dürfe. Ist die Zeit (mit 2 Stunden wöchentlich) auch nur sehr knapp zugemessen, so ist doch der Kursus in der Prima ein mehrjähriger, ein Wechsel dürfte deshalb nicht ohne gute Früchte und so völlig zu verwerfen sein; auch begreift man nicht recht, wie nicht schon die bloße Lektüre des Shak. zu einzelnen Uebungen im Schreiben und Reden des Englischen Veranlassung geben sollte, zumal wenn der Elementarkursus so eingerichtet ist, wie dieses nach der Schilderung des Verf. in der Sekunda des Oldenb. Gymn. der Fall zu sein scheint. Hamlet und Romeo und Julie hat der Verf. mit Recht ausgeschlossen und dagegen die ersten histor. Stücke, König Johann, Richard II. und die beiden

Heinrich IV. mit den Schülern wiederholt gelesen; desgleichen Julius Cäsar, König Lear, Hamlet, den Sommernachtstraum, Viel Lärmen um nichts und den Kaufmann von Venedig.

Herr H. macht auf den hohen Werth der Schlegelschen Uebersetzung aufmerksam, die er einen „Nationalschatz" nennt, zu dessen Säuberung von kleinen Fehlern alle Shakspeareforscher berufen sind. N. Delius hat in seiner „Tieckschen Shakespearekritik" hierzu einen schönen Anfang gemacht und der Verf. ist auf der rühmlichst betretenen Bahn keineswegs hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben. Es gibt diese Sammlung von Berichtigungen zugleich eine Probe von den gründlichen Studien des Herrn H. und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß recht bald eine Fortsetzung folgen möge, die gewiß, gleich vorliegender Schrift, den Freunden der Shakspeare-Studien äußerst willkommen sein wird.

Die Schrift beschäftigt sich besonders mit König Johann und Heinrich IV., enthält aber zugleich auch Einzelnes über Richard II. und Heinrich V.

H.

An essay on the life and writings of Henry Kirke White, in connexion with the contemporary poets of Great Britain by Dr. A. Sommermeyer, Progr. der Realschule in Barmen 1847.

Die Literatur der Britten ist so umfassend und reichhaltig, daß ungeachtet des gegenwärtig tieferen Eindringens in den Reichthum der englischen Poesie, doch eine bedeutende Anzahl von Dichtern vorhanden ist, deren Werke durch die Masse und die Vortrefflichkeit der hervorragenden Koryphäen gewissermaßen in den Hintergrund gedrängt werden und ungekannt und ungenossen der Vergessenheit anheim fallen. Wenn schon ein bedeutender Fleiß und Aufwand an Zeit dazu erforderlich ist, um Shakspeare, Byron, Moore, Scott und so viele andere Dichter und ausgezeichnete Prosaiker, die uns unmittelbar angehen, gehörig zu studiren und zu genießen, so ist es um so weniger zu verwundern, daß viele ausgezeichnete Schriftsteller Englands nur oberflächlich oder kaum dem Namen nach Denjenigen bekannt sind, welche die Wissenschaft der englischen Sprache und Literatur nicht zum Hauptgegenstande ihrer Forschungen gemacht haben.

Um dieses zu beweisen, führt der Verfasser obiger Abhandlung uns von den englischen Dichtern mittleren Ranges einen Mann vor, dessen Leben und Werke in mehr als einer Hinsicht der Aufmerksamkeit würdig sind. Das q. Programm enthält die Biographie von Henry Kirke White, und stellt außerdem den Leser auf den Standpunkt, von welchem aus der Geist seiner Werke betrachtet und beurtheilt werden sollte. Zu einer Zeit geboren, in welcher W. Cowper den poetischen Horizont Englands beherrschte und in seinen Freund und Bewunderer Hagley Stütze und Anerkennung fand, dessen Werke aber darlegen, wie die alltäglichsten Gegenstände dem inkultivirten Geschmacke in gefälliger und poetischer Form vorgeführt werden können, nahm K. W. die moderne Richtung der Versifikation zum Muster und sein enthusiastischer Geist bemächtigte sich einfacher Themata, die zu großen Erwartungen berechtigten. Leider wurden die durch W's. ernstes Streben erregten Hoffnungen nicht ganz erfüllt, denn er starb als 21jähriger Jüngling, noch Student in Cambridge, ehe er seine Schwingen vollständig

entfalten konnte, aber doch schon der Anerkennung seiner Zeitgenossen und Ermuthigung urtheilsfähiger Männer sich erfreuen durfte.

Das Programm, welches sich durch einfachen Schmuck der Darstellung rühmlich auszeichnet, theilt zugleich einige charakteristische Proben aus W's. gesammelten Werken mit, aus denen seine Geistesrichtung und der Werth seiner Poesie wohl zu erkennen ist, und Ref. glaubt die begründete Hoffnung aussprechen zu müssen, daß die gegebene Anregung zum Studium der unbekannteren engl. Dichter bei den Lesern nicht ohne Erfolg bleiben werde.

H.

Von der Umstellung der Satzglieder in der englischen Sprache; von Dr. E. Kade. Progr. der höheren Bürgerschule in Neustadt — Dresden. 1847.

Diese Abhandlung macht uns mit einem Gelehrten bekannt, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, dahin mitzuwirken, daß der Unterricht in den neuern Sprachen eine neue Unterlage erhalte, da er auf der älteren Stütze nicht mehr allein ruhen kann. Er entwickelt in der Einleitung, daß die wichtigsten Resultate der sprachvergleichenden Philologie auch beim Lehren zu benutzen sein und daß sich aller Sprachunterricht um den deutschen Unterricht fortan gruppiren müsse. Für das Englische besonders sei der Vortheil einer steten Vergleichung mit dem Deutschen ganz augenfällig und statt der mechanischen Aufsuchung einzelner, rein äußerlicher Aehnlichkeiten müßte die durchgehende Verwandtschaft beider Sprachen in ihren gemeinsamen Wurzeln, müßten die Gesetze abweichender Erscheinungen nachgewiesen werden. Der Verf. verlangt, daß Systematik in die Vergleichung komme und daß die verwandten Erscheinungen zusammengestellt und ihr mehr oder minder durchgehendes Gesetz zur Anschauung gebracht werde.

Als eine Probe einer solchen Behandlung des Sprachunterrichts erhalten wir nun eine wohl durchgeführte Besprechung des in der Ueberschrift angedeuteten Gegenstandes, und wir fühlen uns für diese Arbeit gegen den Verf. um so mehr zum Danke verpflichtet, da es ein ziemlich dunkler und noch wenig bearbeiteter Punkt der englischen Grammatik ist. Die eigentliche Lehre von der Umstellung der Satzglieder ist in 23 Paragraphen auseinandergesetzt, und in den Anmerkungen findet sich das zur Begründung und näheren Erläuterung Erforderliche.

Ref. empfiehlt die kleine Schrift recht angelegentlich, und wird bei einer anderen Gelegenheit auf den gramm. Inhalt derselben weiter eingehen.

H.

Zur Etymologie des Namens Salzwedel.

Unter den etymologischen Versuchen über den Namen der Stadt Salzwedel sind nur zwei der Erwähnung werth, die Ableitung von Sol und die von Solt. Pohlmann in seiner Geschichte der Stadt Salzwedel (Halle 1811) gibt entschieden der letzteren den Vorzug, und wundert sich, wie man darüber bis dahin habe zweifelhaft sein können. Salzwedel, (in den ältesten Urkunden Soltwibeln und Soltwedeln geschrieben,) soll nämlich „offenbar“ von den Salzquellen — Solt = Salz und der salpetrigen Beschaffenheit des Wassers und des Erdreichs

den Namen haben, und den zweiten Theil der Zusammensetzung kombinirt der Verfasser mit dem nur noch in Fliegenwedel erhaltenen Subst. Wedel und dem Zeitw. wedeln, womit man „die springende oder hüpfende Bewegung des Hundeschweifes“ bezeichne, und nimmt an, daß man eine Quelle wegen dieser springenden Bewegung Wedel genannt habe.

Was nun den ersten Theil der Zusammensetzung betrifft, so ist zu bemerken, daß kaum der zehnte Einwohner Salzwedels von den Salzquellen, die hier sein sollen, Etwas weiß, und daß unter denen, die Etwas davon wissen, ein großer Theil, — unter Andern ich selbst, — dies nur von Hörensagen wissen, da diese Salzquellen eine halbe Stunde von der Stadt entfernt sind, und sich in einer Gegend des städtischen Gebietes befinden, wo nur Wenige zu thun haben. Ein Merkmal aber, das so wenig in die Augen fällt, ist kein rechtes Merkmal und kann daher unmöglich zu dem Namen die Veranlassung gegeben haben. Daß die Stadt auf einem salpetrigen Boden steht, ist wahr; aber Salpeter ist nicht Salz.

Sehen wir ferner auf den zweiten Theil der Zusammensetzung, so ist die obige Ableitung recht eigentlich eine verunglückte zu nennen. Das Verb wedeln kommt von dem altdeutschen Substantiv Wadel, d. i. Schwanz; und wedeln heißt daher ursprünglich nichts weiter als schwänzeln. Als Wadel außer Gebrauch kam, mußte sich natürlich bei wedeln das Sprachbewußtsein verlieren; man dachte bei dem Worte nur noch an die Bewegung des Hundeschweifs, nicht an das Glied selbst, wie aus dem Pleonasmus „mit dem Schwanze wedeln“ deutlich hervorgeht, und darnach hat man dann Fliegenwedel statt Fliegenfächer gebildet. Wedel in diesem Sinne hat wahrscheinlich damals, als der Name Salzwedel entstand, noch gar nicht existirt, und daher enthält obige Ableitung einen starken Anachronismus. Ueberdies bezeichnet ja auch wedeln eine dem Springen geradezu entgegengesetzte, nemlich horizontale, Bewegung.

Man wird also wohl zu der schon alten Ableitung von Sol zurückkehren müssen, einem Worte, welches in und um Salzwedel herum noch als Nomen proprium fortlebt. So werden nemlich gewisse unfruchtbare Niederungen von mäßigem Umfange genannt, welche rings von höher liegendem Ackerland oder Wiesen, oder von beiden, umgeben sind, während sie selber, auch im Sommer noch feucht, oben nur spärlich bewachsen sind, und unter der Oberfläche einen torfartigen, morrigen Grund enthalten. Aus dieser Beschaffenheit scheint zu folgen, daß das Wort Sol, als Appellativ gedacht, einen moorigen oder sumpfigen Boden bedeutet haben muß, und daß es wirklich Appellativ gewesen, geht nicht bloß aus der Wiederholung desselben Namens für verschiedene Distrikte, sondern auch daraus hervor, daß es immer nur mit dem Artikel — im Sol, auf dem Sol, nach dem Sol — vorkommt. Auf die Lage von Salzwedel paßt keine Ableitung besser als diese, da der erweislich ältere Theil der Stadt zum guten Theile auf solchem Boden erbaut ist.

Daß diese so einfache Ableitung weniger Anklang gefunden, hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß man mit dem t Nichts hat anzufangen gewußt, denn wedel hat nun einmal der zweite Theil der Zusammensetzung sein sollen. Es ist aber klar, daß, wenn Sol der erste Theil ist, der zweite nicht wedel sein kann, sondern twedel heißen muß. Dafür aber finde ich keinen passenderen Stamm als das alte tweln, und duellen, d. i. 1) zögern, säumen; 2) sich bei Etwas aufhalten, woran das Substantiv twâle, d. i. Verzug,

Säumniß, ein Wort, welches sich in dem plattdeutschen Zeitworte bevâlen bis jetzt erhalten hat. Wie nun von dem alten varn, und gevarn (d. i. sich bewegen, gehen, reisen, fahren,) verte, geverte und geverde (in der Bedeutung Weg) gebildet ist, so könnte wohl von tweln ein neues Substantiv twelde gebildet sein, und daraus ließe sich twedeln durch Buchstabenversetzung (vergl. das altdeutsche selde und gesedele, beides = Wohnsitz, Ort, wo man sich angesiedelt hat,) erklären. Beachtenswerth ist übrigens, daß im plattdeutschen Dialekte sowohl hier selbst, als in der ganzen Umgegend, der Name der Stadt nur Soltwel, ohne das de, lautet.

Hiernach würde die hochdeutsche Uebersetzung Moorweil der Sache am nächsten kommen. Daß man schon seit Jahrhunderten nicht Sol-twedel, sondern Solt-wedel abgetheilt, und demgemäß hochdeutsch Salzwedel übersetzt hat, befremdet mich gar nicht. Man findet dies öfter, daß Namen, wenn ihre Appellativbedeutung verloren geht, sich nach gangbaren Wörtern, an welche sie anklingen, allmälich umgestalten. So ist aus Brunonis vicus zuerst Bruns-vic geworden, und als man die Abstammung des Namens vergessen hatte, theilte man ab: Brun-svic, dachte bei brun an die Farbe, und bei svic an das Verb swigen, und so entstand: Braunschweig.

Candidus imparti, si quid scis rectius istis.

Salzwedel. **W. Gliemann.**



Miscellen.

Die neueste Zeit hat wiederum eine große Anzahl von Gespräch-Büchern sowohl für das Englische als auch für das Französische hervorgebracht und mehrere unter ihnen sind bereits zu verschiedenen Malen neu aufgelegt worden. Ref. zweifelt, daß der diesen Büchern gezollte Beifall auf Rechnung des Schulgebrauchs zu setzen sei; wenigstens scheint uns bei Weitem die Mehrzahl der Lehranstalten, die nicht gerade auf ein äußerliches Abrichten ausgehen, die Ansicht zu theilen, daß man die dem Französischen zugetheilten Lehrstunden zu etwas Besserm verwenden könne, als zum Hersagen eingeübter Gespräche und Redensarten. Einigen Gebrauch werden indeß immerhin auch höhere Unterrichtsanstalten, die nicht eine bloße Routine beabsichtigen, von dergleichen Sammlungen machen können; sie können dieselben z. B. mit Vortheil zu halbfreien schriftlichen Uebungen oder Nachbildungen in der Weise benutzen, daß man den Schülern ein Gespräch als Muster vorliest und nun von ihnen ein ähnliches als Stylübung verlangt.

Am Förderlichsten verweisen sich aber solche Sammlungen für den Privat- und den Selbstunterricht, namentlich wenn diese auf rasche Aneignung der Sprache und gewandte Handhabung derselben hinzielen; und für einen solchen Zweck müssen wir besonders die Gallicismes dialogués von Péschier als eine der besten ihrer Art bezeichnen, eine Sammlung franz. Gespräche, welche sich in Gallicismen und anderen Schwierigkeiten der franz. Sprache bewegen. Der Inhalt ist sehr reich und mannichfaltig, der Ausdruck rein und äußerst gewählt, nur für das Deutsche könnte man zuweilen eine etwas mehr wörtliche Uebersetzung wünschen. Nächst diesem wohl ausgestatteten und äußerst wohlfeilen Handbuche nennen wir die Sammlung von Julius Ponge (Hundert Gespräche in franz. und deutscher Sprache. Berlin 1847.) und von G. F. Burkhardt (a manual of conversation in english and germau) von denen es als ein besonderer Vorzug hervorzuheben ist, daß sie auch die Interessen der Gegenwart berücksichtigen — wie dieses in wahrhaft vollendeter Weise in den Causeries parisiennes zuerst geschehen — und nicht etwa bloß die althergebrachten Stoffe behandeln. Die beiden Bücher enthalten außerdem die im geselligen Umgange gebräuchlichsten Redensarten, die üblichsten Gallicismen resp. Anglicismen und die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten.

Ein anderes Werkchen, welches speziell für den Schulgebrauch geschrieben ist, führt den Titel: Vocabulaire systématique et guide de conversation

française von Dr. C. Plötz (Berlin 1847). Der Verf. ging von der Ueberzeugung aus, daß das Auswendiglernen von Wörtern und Redensarten, so hart dasselbe namentlich erwachsenen Schülern auch ankommen möge, eine unerläßliche Nothwendigkeit sei, um Geläufigkeit im Gebrauch der fremden Sprache zu erlangen; durch fortgesetzte Lectüre allein werde die zum Sprechen nöthige Vokabelkenntniß und Phraseologie nicht erworben, ebensowenig sei aber auch von dem Memoriren ganzer Dialoge Geläufigkeit im selbstständigen Ausdrucke zu erwarten. Herr P. klassifizirte nun in seiner Sammlung die Substantiva nach den Materien, die Adjektiva und Verba folgen dann in alphabetischer und die Gallicismen gewöhnlich ohne alle Anordnung hinterher; bei den Hauptwörtern sind die mit ihnen durch Ableitung zusammenhängenden und durch die gewöhnliche Verbindung dazu gehörigen Eigenschafts- und Zeitwörter hinzugekommen und es finden sich die sich anschließenden Redensarten mit besonderer Berücksichtigung und Hervorhebung der Gallicismen an den geeigneten Stellen gleich mit eingefügt. Statt der deutschen Wörter soll man soviel als thunlich die franz. Vokabeln als Antworten auf einzelne in franz. Sprache vorgelegte Fragen zu erhalten suchen, und es ist unzweifelhaft, daß man den Schüler dadurch gewöhnen wird, sich bei dem französischen Worte den Gegenstand, den es bezeichnet, ohne das Medium der deutschen Uebersetzung zu denken.

Origine du poisson d'avril.

Il y a diverses opinions sur cette origine.

Les uns prétendent que le nom et la chose viennent de ce qu'un prince de Lorraine, que Louis XIII faisait garder à vue dans le château de Nancy, se sauva en traversant la Meurthe à la nage le 1er avril; ce qui fit dire aux Lorrains:

"On a donné aux Français un singulier poisson à garder."

Mais la chose et le mot existaient avant le règne de Louis XIII.

Les autres les rapportent à la pêche qui commence le 1er avril, et comme celle-ci est presque toujours infructueuse, elle a donné lieu, suivant eux, à la coutume d'attraper les gens simples et crédules en leur offrant un appât qui leur échappe, comme le poisson en avril échappe aux pêcheurs.

Fleury de Bellingen pense que le poisson d'avril est une allusion aux courses que les juifs, par manière d'insulte et de dérision, firent faire à Jésus à l'époque de sa passion, arrivée vers le commencement d'avril, en le renvoyant d'Anne à Caïphe, de Caïphe à Pilate, de Pilate à Hérode et d'Hérode à Pilate.

Une telle origine paraît même assez vraisemblable, dans un temps où l'on traduisait en spectacles et en divertissements, dans les rues, dans les églises et plus tard dans des théâtres improvisés, dans des hôtelleries, les histoires de l'ancien et du nouveau Testament.

Mais est-il certain que cette institution soit d'une date si ancienne? aucun document ne le prouve; plusieurs même autorisent à penser le contraire. Gilbert Cousin ou Parent (Gilbertus Cognatus), le seul des savants du XVIe siècle qui ait rapporté l'expression de poisson d'avril (aprilis piscis), ne lui a consacré que quelques lignes qui constatent que

c'était une dénomination sous la quelle ses contemporains désignaient un proxénète ou entremetteur, parce que le nom du poisson, dont on se sert pour désigner dans le peuple ces infâmes individus, est délicieux au mois d'avril.

On est plutôt porté à croire que cette désignation ne fut établie, dans le sens où elle est employée aujourd'hui, que vers la fin du XVI$_e$ siècle, quand l'année cessa de commencer en avril par suite de l'ordonnance de Charles IX, rendue en 1564 et enregistrée par le parlement en 1567. Par ce changement, les étrennes qui se donnaient en avril ou en janvier indifféremment, ayant été réservées pour le jour initial de ce dernier mois, on ne fit plus le 1er avril que des félicitations de plaisanterie à ceux qui n'adoptaient qu'avec regret le nouveau régime; on s'amusa à les mystifier par des cadeaux simulés ou par des messages trompeurs, et comme au mois d'avril le soleil vient de quitter le signe zodiacal des poissons, on donna sans doute à ces simulacres le nom de poissons d'avril.

Ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte des englischen Theaters ist kürzlich von Alexander Dyce herausgegeben unter dem Titel: The Works of Beaumont and Fletcher; the text formed from a new collation of the early editions: with notes and a biographical Memoir. (Lond. 1843 — 46). Die Schauspiele von B. und F. waren bekanntlich sehr beliebt zu ihrer Zeit und als im J. 1647 die Theater geschlossen wurden, machte der Dramatiker Shirley eine Sammlung, welche 34 Stücke enthielt, und die er in seiner späteren Ausgabe auf 51 vermehrte. Sympson und Seward veröffentlichten im J. 1750 die erste kritische Ausgabe, aber diese wie auch eine spätere (1778) von George Colman lassen noch sehr viel zu wünschen übrig. Erst in der Weber'schen Ausgabe erschien der Text einigermaßen gesäubert (1812) obwohl die Kenner des Altenglischen nicht ohne Grund dem Ausländer den Vorwurf machten, daß ihn seine nicht vollständige Kenntniß des alten Idioms zu manchen Fehlgriffen veranlaßt habe. Der Ruf des neuesten Herausgebers, welcher durch seinen Webster, Peele, Middleton und die Remarks on Shakspeare wohl begründet ist, ließ das Beste erwarten; — und man findet sich keineswegs getäuscht. Viele Schwierigkeiten sind im Texte gehoben und Herr D. ist im Vorschlagen neuer Lesarten äußerst vorsichtig, sinnig und nicht unglücklich. Die Noten sind kurz und äußerst lehrreich und Niemand wird ohne Befriedigung diese neue Ausgabe aus der Hand legen.

Bei der Seltenheit billiger und doch correcter Ausgaben halten wir uns für doppelt verpflichtet, die Leser des Archivs auf das erste Heft von Körners Classical English Theatre. Edited by A. White. (Erfurt 1847) aufmerksam zu machen. Auf gutem Papier mit hinreichend großen Typen gedruckt kostet es nur 3 Sgr., enthält Addison's Cato und zeichnet sich aus durch Correctheit. Letzteres können wir auch von der bei Velhagen in Bielefeld erschienenen Ausgabe der Scribe'schen Komödie: Une Chaîne sagen, welche der Herausgeber, Hr. Franz Strathmann mit grammatikalischen und erklärenden Anmerkungen so reichlich und mit so viel pädagogischem Takte versehen hat, daß sie gewiß den Lehrern äußerst willkommen sein wird.

Eine Probe von dem Essex Dialect.

In a Trip to Tiptree, or a Lover's Triumph; humbly presented to the Philologist, as a Specimen of the Speech of the Peasantry of that County.

Youn' Simon ov Tiptree, a noice steady lad wos he,
The jouy ov his moather — the proide ov his dad wos he:
An', as a ploughmun, folks say, yow scace ever ded
Clap oyes upun one wot his wark hafe so clever ded.

To «come oup" to him, all his mates they bestirrers wor,
For straight—proper straight uns—they spied all his thurars wor;
But our Simon nut onny at ploughin' excel ded he,
If he sew, rep, or mew, stell the same, oh, so well ded he!

Stron' an' clunchy wos Simon, an' noice carlly hair he had,
With health's tint on his chakes, through the dale ov fresh air he had:
With a charritur gud, ne'er lack «dubs" in his puss ded he,
Ollis «bobbish" an' gay, long pass his loife thus ded he.

Howsomever, this genus—this lad ov ability—
Soon foun' a sad stup put to all his tranquillity;
For into his heart soon much fudder love's urrars went,
Thun into the mould e'er the teeth ov his hurrars went!

All the cause ov his troubles 'twas werry soon sin, they say,
He had so fell in love with one fair Dorcas Winn, they say;
Sitch a noice gal wos Doreas, the chaps all looked sloy at her,
An', poor Simon, he too had oft cast a ship's oye at her.

Quoite the pride ov oad Tiptree this naarbour's gud darter wos;
Whoile for some time our Simon's wesh her to «goo arter" wos;
An' that wot cud nut be at some oather places done,
Wos—an' nut so wusser—soon at Tiptree Races done!

Nation plased now wos Simon—his sithin' wos banish'd quoite:
To his gal he'd «struck oup," an' his fares they had wanished quoite:
His Dorcas's conduct, oh! now it wos such he ded
E'en begin to hev thotes ov the axin' at Chutch, he ded!

Our Simon an' Dorcas, stell yit on the Heath wor they—
Now sot down in some «Tavin," 'neath the floral wreath wor they,
Where there wos sitch guzzlin', an' sitch ham-an'-wealin' it,—
Whoile many loike blazes kept on toe-an'-heelin' it.

At Tiptree, the pair, oup an' down long parade ded they,
An' oyed all the «soights"—all the wonders display'd ded they;
'Ginst the shows, with mouth opun, our Simon long stan' ded he,
Tell, ov coas, into etch, with much grace, his lass han' ded he.

Who's on Tiptree's coas arly, sure, but a doull clown is he,
There no racers come oup tell the sun nare gone down is he,
Oh! there shud, sure, ov "bloods" be an arlier ridin' there:
Strange! to foind there's, no heat tell the sun is subsidin' there!

Howsomever, our pair, ov the hosses — at length — they had
Cotch a wiew some way oaf—when to so troy their strength they had;
Jes to roights run'd the fust—for, though git such a check ded he,
At las'—as some beauties hev — win by a neck ded he!

Though so spirity etch, all the tothers, 'twos plain they had
But bin "leathered" for nought—but strained each narve in wain they had;
An' when their cute backers twigg'd that behine range ded they—
(An' foun' hootch had bet)—think it "passin' strange" ded they!

Whoile at Tiptree, poor Dorcas, once or twoice rayther frown'd had she,
For somch ows, so dartied her best yellar gownd had she;
An' our Simon, some chaps there to bouy ded beset him so,
He at las' ded agree, when he foun'—they hat chet him so!

To be oaf frum their "Tavin" quoite toime it now gittin' wos,—
'Sides, there wos sitch a tarnation smudge where etch sittin' wos:
So when 'mong the stawls they had had a shote roam agin,
Frum the Heath they wor trapsin' to Dorcas's home agin.

When snug' frum the boustle, fond Simon, full oft ded he
"To her head" tell his love sitch a kit ov things "soft" ded he;
An' his Dorcas, she trusted—(but what lover do less ded he?)
That he'd soon come agin—for wot, Simon, guess ded he!

A few moanths arter this, our pair made but one wor they,
"Tied oup," one foine moarn, by some grave Levi's son wor they;
An' yow'd guess, by the smoile wot now plays on both faces stell,
That they've cause to remember with jouy Tiptree Races stell!

Hamlet und Othello.

Alle Shakspeareschen Gebilde sind Glieder eines großen Ganzen: die Weltansicht des Shakespeare, die mehr und vollendeter, als die irgend eines Dichtergenius, eines Menschen. Ueber allen selbstständigen Handlungen schwebt die schöpferische Kraft des einen Göttersohns, in dem die Welt, oder vielmehr der Mensch, denn das ist die Welt, sich entfaltete, und sein Dichten und Trachten sich aufrollte, wie die Annalen der Weltgeschichte vor dem Blicke des Allwissenden. Daher läßt sich ein Fortgang von einem Charakter zum andern, eine Ausführung einer Idee, die in dem einen Werke nur angedeutet, in einem andern nachweisen und bestimmen, wie mit der Schöpfung des einen, gleich seine Folie entstand. So ist der im Macbeth in die Wirklichkeit des Sinns getretene Begriff in unsrer Tragödie schon im Könige angedeutet. Macbeth, der geniale

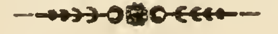
Usurpator, ist das Musterbild, welches unser König in seiner Gewöhnlichkeit nicht erreichen konnte und so kann Macbeth erst nach Hamlet entstanden sein, so wie auch Othello, der im Hauptcharakter mit Hamlet innig verwandt ist. Ein Faden reiht alle Charaktere und bringt die Entwickelung in Allen. Hamlet ist ein Mann der Reflexion, also des Gedankens und nicht des Handelns, und in dieser Beziehung so sehr der Gegensatz zu Othello, wie das phlegmatisch-melancholische Temperament des sanguinisch-cholerischen.

Beide Charaktere zusammengehalten geben den Gegensatz zwischen Kopf und Herz. Aus dem Herzen kommen Neigungen, Affekte, Leidenschaften, gute und böse. Sie treiben unmittelbar zur That; beim Aufschub zwischen Empfindung und Handlung. Der Kopf ist der Sitz des Gedankens, der nur mittelbar die That wirkt, und nicht eher bis er besonnen und überlegt, geprüft und verworfen, bis er die Handlung in allen Folgen und Möglichkeiten überdacht hat. Das Herz macht entschlossen, rasch, muthig, verwegen, unbesonnen, dumm; der Kopf bedenklich, zögernd, berechnend, klug, bedachtsam. Der Naturmensch hat mehr Herz, der Gebildete mehr Kopf, darum sagt Tell: wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell, während Wallenstein in dem Monolog: „Noch ist sie rein" seine That überlegt und in den Folgen absieht. Da trifft sich's denn oft, daß der Verstand zu kurz kommt. So auch Hamlet. Er hat studirt, nicht bloß wie ein Prinz; er hat in Deutschland, dem Lande der Studien, die Universität besucht; er lernt Grund-Folge bedenken, prüft scharf, ergründet, grübelt; Othello hat keine andre Studien gemacht, als mit bewaffneter Hand, er ist ein einfacher, kräftiger Mann, der glaubt, was man ihm berichtet, gleich aufgeregt ist und gleich handelt. Setzt Othello an die Stelle Hamlets. Auf den bloßen Verdacht hin würde er den König ermordet haben, nichts bedenkend, weder seine Sicherheit, noch die Folgen der That, blindlings seinen Arm leihend zum Werkzeug der Rache. Wie ganz anders Hamlet. Er kann nicht zur That kommen, wie scharfsinnig er sie berechnet; er weiß mit dem innigsten Bewußtsein was er will, und grübelt über die Mittel nach, aber was er scharfsinnig ersonnen, ist in seiner Wirkung ganz unpassend; auch will er nicht eher zur Ausführung schreiten, bis er Beweise hat, vollwichtige, und als er sie gefunden, nimmt er noch Anstand, so daß es zuletzt aussieht, als räche er nicht den Mord seines Vaters, sondern sich selbst. Das Mittel, was Othello ergreift, führt zum Ziel, denn das Herz macht praktisch, wo der Theoretiker nicht zum Handeln kommt. Und wahrlich, der Kopf d. i. die Erkenntniß wird nur bevorzugt auf Kosten des Herzens, der Unmittelbarkeit des Geistes: harmonische Ausbildung beider führt zum Ideal der Menschheit. Ideale gibt Shakspeare nirgends, denn seine Helden sollen wirklich sein; in den minder hervorstechenden Charakteren aus mittleren Lebenssphären deutet er sie an, wie im Kaufmann von Venedig. Muth und Entschlossenheit hat sich Hamlet wegstudirt und weggegrübelt, nicht den Begriff, sondern den Blitzstrahl des Geistes, der aus dunkeln Wolken zündet. Beide, Hamlet, dessen Kopf (Erkenntnißvermögen und Phantasie) und Othello, dessen Herz (Gefühl, Affekt) die Oberhand behauptet, beide, sage ich, wollen: Hamlet mit Bewußtsein, Othello ohne Bewußtsein; Hamlet entwirft ein künstliches auf die Tiefe seines Gemüths basirtes System, um zur Ausführung zu gelangen und führt sein Werk erst aus, als der Zufall ihn dazu zwingt; Othello kennt nur eins, er will und handelt frisch, überraschend, schrecklich. Es bedarf eines Geistes, um Hamlet Gewißheit zu geben, Othello

glaubt dem listigen Verläumder, der mehr errathen läßt, als enrdeckt; und selbst als der Geist gezeugt, zweifelt Hamlet noch an der Strafbarkeit eines Mannes, den er haßt, verabscheut, verdächtigt und ersinnt ein Spiel, um Gewißheit zu erlangen, die kein Verstandesgrund wegdisputiren kann, wogegen Othello auf den Schein hin die Untreue eines Weibes erwiesen sieht, das er anbetet und das zu vernichten eine Vernichtung seines eignen Wesens ist. Und doch ist er rasch zur That, denn was weiß der glühende Afrikaner von den Folgen? Sind seine Affekte aufgeregt, so stürzt er sich zu ihrer Befriedigung in den Pful der Hölle. Unser grübelnder Nordländer grollt seinem Pflegma: „o schmölze doch dies allzufeste Fleisch," er will handeln, denn er kann nicht anders, er hat alle Regungen der Natur, Liebe, Ehrgeiz, Hoffnung auf Glück mit Vorsatz und grausamer Selbsttödtung erstickt, nur eins in's Auge gefaßt, bei Tag und bei Nacht und — wie viel muß geschehen, ehe er handelt? So stehen sich in ihrem Verhältniß zur Außenwelt Kopf und Herz, Erkenntniß und Affekt gegenüber. So auch in ihrer Erscheinung der Beurtheilung, die sie erleiden.

Othello ist durch sich groß geworden, durch Thaten, Hamlet ist Hochgeboren: er gilt nicht durch das, was er that, sondern durch das, was er ist; und wer die Menschen wägt nach ihren Handlungen, dem wird die Wahl zwischen dem Kriegshelden und dem thatlosen Prinzen nicht lange zweifelhaft sein. Deckte uns der Dichter nicht mit selbst bei ihm seltner Absichtlichkeit dies reiche innre Leben auf, diese Tiefe des Gemüths, diese Tiefe der Beschaulichkeit: wir würden seinen Ehrgeiz anmaßlich finden, seine Bedeutung conventionell. Um wie viel höher aber die innre Welt der Gedanken steht, als die Herrschaft der unbezwungenen Natur, um so viel höher steht Hamlet, als Othello; aber wir haben es bloß dem Reize des Geheimnißvollen, das in der Ergründung des menschlichen Gemüths liegt, zuzuschreiben, wenn wir Othello vom psychologischen Standpunkte für minder groß gezeichnet halten.

Dr. Kruse.



Bibliographischer Anzeiger.

Perreymond Physiologie des langues indo-européennes, ou Introduction à l'etude comparative et raisonnée des mots sancrits, grecs, latins, français, allemands, anglais etc. (Librairie sociétaire).

Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark nebst einem Glossar., von J. F. L. Woeste.

Lexicographie.

J. G. Schweizer's Fremdwörterbuch. 6. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

H. Hattemer. Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes Teutsch. 6 Sgr.

Dictionnaire français-breton de Le Godinec, enrichi d'additions et d'un essai sur l'histoire de la langue bretonne par Th. Hersart de la Villemarqué (A. Franck. Paris) 16 fr.

Boiste, Dict. universel de la langue française Lief. 1 — 12 à $2\frac{1}{2}$ Sgr. (Paris F. Didot.)

A. Waldow. Die wichtigsten Synonymen der franz. Sprache. $\frac{1}{3}$ Thlr.

M.'Alpine's Pronouncing Gaelic Dictionary 3ed. — 9s.

J. G. Flügel. Prakt. Engl.-Deutsch und Deutsch-Engl. Wörterbuch 2 Thlr.

Literatur.

R. E. Prutz. Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart 2 Thlr.

H. Th. Rötscher. Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 5. Abtheilung. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Th. Arndt. Theorie und Geschichte der dramat. Kunst. 1. Lfg. $\frac{1}{3}$ Thlr.

J. von Eichendorff. Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren Poesie in Deutschland. 1 Thlr. 6 Sgr.

K. Müllenhoff commentationis de antiquissima Germanorum poesi chorica particula I. (Kiel). $\frac{1}{3}$ Thlr.

Denkmahle des Mittelalters. St. Gallens Sprachschätze. Hrsg. v. H. Hattemer 3 Bd. 2. 3. Lfg. à 1 Thlr.

Göthe's Leben v. H. Viehoff. 2 Thl. 1 Thlr.

A. Kuhn. Sammlung norddeutscher Sagen.

A. Koberstein. Zu und über Göthe's Gedicht: Hans Sachsens poetisch. Sendung (Naumburg O. Cursch) 5 Sgr.

Ulfilas. Urschrift. Sprachlehre. Wörterbuch von J. Gaugengigl. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Zimmermann. Das Epos, eine Abhandlung (Leske Darmstadt) 20 Sgr.

J. Hub. Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter 1. Abthl. von Bürger bis Uhland. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

H. I. Moke. Hist. de la litérat. fr. I. tome 1 Thlr. (Bruxelles, Muquardt).

Protonopeus und Melior. Altfranz. Gedicht des 13. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. F. Maßmann $1\frac{1}{2}$ Thlr.

The life of P. B, Shelley by Th. Medvin 2 vols. 21s.

Coleridge's Biographia Literaria 3 vols. 18s.

Spenser and his poetry. By G. L. Craik (C. box. Lond.) 4s.

Bacon and his writings by G. L. Craik (C. box. Lond.) 4s.

Pictures of english life from Chaucer by John Saunders (C. box Lond.) 4s.

A. Schmidt essay on the life and writings of Ben Jonson (Danzig. Gerhard.) 10 Sgr.

An Inquiry into the authorship of the letters of Junius by D. Trevena Coulton (Longman. Lond.)

The female poets of Great Britain by F. Rowton 14s (Longman, Lond.)

Grammatik.

F. G. Gesenius de lingua Chauceri. commentatio grammatica. $\frac{2}{3}$ Thlr.

H. Bauer. Lehrbuch der neuhochdeutschen Sprache $1\frac{5}{6}$ Thlr.

F. Buschbeck, Grammatik der roman. Sprachen I. Thl. franz. Gram. 2 Thlr.

B. Schmitz. Franz. Grammatik $\frac{5}{6}$ Thlr.

Hülfsbücher.

Dr. G. A. Riecke. Sprach-Musterstücke als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache in der Volksschule. 2. Aufl. 3 Sgr.

Dr. G. A. Riecke. Anleitung zur methodischen Behandlung der Sprachmusterstücke u. s. w. 1 Thlr. 14 Sgr.

J. W. Straub. Deutsch. Lese- und Sprachbuch für höhere Unterrichtsanstalten. I. Bd. $\frac{2}{3}$ Thlr.

J. A. Ditscheiner. Die deutsche Sprachkunde.

II. Bd. Hand- und Hülfswörterbuch der deutschen Sprache. 1 Thlr. 6 Sgr.

III. Bd. Aufsatzlehre. $1\frac{5}{6}$ Thlr.

J. M. Jost. Die Elemente des Satzes und Periodenbaues der deutschen Sprache. I. und II. Lehrstufe 10 Sgr.

Neues deutsches Lesebuch von E. Oltrogge $\frac{2}{3}$ Thlr.

K. Schwartz. Auswahl mittelhochdeutscher Dichtungen. Zunächst für höhere Lehranstalten 28 Sgr.

K. Schwartz. Wörterbuch zu der Auswahl u. s. w. 6 Sgr.

A manual of conversation in english and german by G. F. Burckhardt. 1 Thlr. 6 Sgr.

G. van den Berg. Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der engl. Spr. I und II Cursus à 9 Sgr.

Englische Sprachlehre für Deutsche v. L. A. Spearman. 1 Thlr.

Rothwell. Grammatik der engl. Sprache. 2 Auflage 1½ Thlr.

H. Flindt. Leichte engl. und deutsche Gespräche. ⅓ Thlr.

English; or the art of composition explained in a series of instructions and exemples by G. F. Graham (Longman.) 6s.

Sardanapalus by L. Byron mit deutsch. und engl. Noten von Dr. Mellord. 10 Sgr.

Wahlert. Engl. Schulgrammatik. 4 Aufl. 17½ Sgr.

Schottky. Anweisung zur Aussprache des Englischen. Mit einer Wandtafel 7½ Sgr.

Schottky. Englisches Lesebuch 10 Sgr.

Schottky. Engl. Schulgrammatik. 7½ Sgr.

F. W. Ebeling, angelsæchsisches Lesebuch. 2 Thlr.

H. Barbieux. Prakt. Elementarbuch der franz. Sprache. I. Curs. 12 Sgr.

Gebicke's franz. Sprachlehre. Neu bearbeitet von L. A. Beauvais 10 Sgr.

Gebicke's franz. Lesebuch, herausgegeben von Beauvais 10 Sgr.

Th. Braun. Cours de langue maternelle considéré sous le double rapport de l'expression orale et de l'expression écrite. Manuel de l'élève 15 Sgr. M. de l'instituteur 10 Sgr. (Bruxelles Muquardt.)

J. Ponge. Hundert Gespräche in franz. und deutsch. Sprache. ⅚ Thlr.

N. Caillot. Guide de la correspondance. 1 Thlr.

E. Henrion. Handb. der franz. Sprache. 18 Sgr.

E. Faulhaber. Anleit. zum Erlernen der franz. Conjugation ⅙ Thlr.

Drei Comödien von Florian. Zum Wiederübersetzen in's Franz., eingerichtet von W. Schüssler ⅓ Thlr.

Louis Simon. Die franz. Grammatik in Beispielen. I. Curs. 7½ Sgr.

A. Plisnier. Prakt. franz. Gram. 1 Lfg. 1⅓ Thlr.

Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, von L. A. Beauvais ⅔ Thlr.

J. B. Hofstetter. Wörterbuch der Gallicismen, Proverbien, und façons de parler. 1 Thlr. 10 Sgr.

F. Bourier Leichtfaßliche Stufenleiter zum Erlernen der franz. Sprache 27 Sgr.

Comte (Mme) sagesse et bon coeur 4 parties. 1 Thlr.

Grangier, Anthologie classique. 1 Thlr.

Schnabel, Comédies et proverbes dramatiques. 22½ Sgr.

Péschier Causeries parisiennes. 3 Auflage. 12 Sgr.

Wünsche für das Studium der neueren Sprachen.

Das Studium des Alterthums, welches seine Bedeutung zuerst durch den Gegensatz gegen die Bildung des Mittelalters erhielt und von vielen Seiten bis auf die jüngste Zeit als das hauptsächlichste, ja einzige Mittel wahrer Bildung betrachtet wurde, hat gegenwärtig in dem Studium der neueren Sprachen einen Nebenbuhler erhalten, dessen Bedeutung selbst die Philologen stricter Observanz nicht mehr zu verkennen vermögen, wenn gleich sie oft noch etwas vornehm auf die jüngere Schwester herabzublicken scheinen.

Bei den neu-europäischen Völkern entstand eine eigne reiche Literatur, und das moderne Leben erschuf eine bedeutende Wissenschaft, die ihrem Inhalte und Umfange nach die Leistungen des Alterthums weit überragt. Dazu kam, daß das politische Leben zu der Kenntniß und dem Erfassen des wahrhaft Volksthümlichen gewaltig drängte, und ein Abschließen gegen die moderne Bildung wäre deshalb Unsinn. Es muß folglich dem antiken Leben das moderne gegenübergestellt werden, und wie könnte man dies besser, als gerade durch die Sprache, dem Hauptbildungsmittel des Menschen, deren Kenntniß den Schüler in dem Leben und Geiste des Volkes heimisch werden läßt?

Die Wichtigkeit der neueren Sprachen, besonders der germanischen und romanischen, für unsere Gymnasien sowohl, als ganz besonders für die Realschulen, scheint hiermit genügend angedeutet und es ist unerklärlich, wie es einerseits die Behörden bis jetzt ruhig ansehen, daß der Unterricht in so vielen Anstalten noch so ganz jämmerlich und handwerksmäßig betrieben wird, andererseits aber wenig oder fast gar nichts thaten, um tüchtige Lehrer für diesen Unterrichtszweig zu gewinnen und sie gründlich für ihren Beruf vorzubereiten.

Die Universitäten in ihrer geschichtlichen Entwickelung haben nach und nach die Zweige des menschlichen Wissens und menschlicher Forschung in ihren Kreis gezogen und durch die Berührung mit andern Wissenschaften auf einen höheren Standpunkt erhoben, welche in der fortschreitenden Ausdehnung der allgemeinen Menschenbildung mit besonderer Berechtigung wegen besonderen Einflusses und besonderer Wichtigkeit hervorgetreten sind. Wissenschaften, die früher nur Zugabe und Anhängsel von anderen waren, haben sich allmählig von dieser Vormundschaft befreit und sind als gleichberechtigte Glieder in die Reihen des academischen Chorus eingetreten. Die Philologie selbst war früher nur ein Lieblingsstudium der Juristen oder ein Mündel der Theologie; sie hat sich emancipirt, aber willkürlich hat sie die Grenzen des Sprachstudiums um diejenigen Sprachen gezogen, welche zu der Zeit, da ihre Entwickelung vor sich ging, den fast alleinigen Stoff für Bildung der Jugend hergaben. Jetzt befindet sich die Wissenschaft in einer ganz ähnlichen Lage. Die nothwendige Entwickelung hat eine bis dahin verborgene Blüthe ans Licht getrieben; die neueren Sprachen sind Bildungsmittel geworden für einen großen und immer größer werdenden Kreis unserer Jugend, und sie stützen sich hierauf wie auf ihr gutes Recht und fordern in wissenschaftlicher Ausbildung neben die anderen gestellt zu werden.

Das Recht kann man von zwei Seiten aus geltend machen. Wenn man anerkennt, wie man es muß, daß der Einfluß der neueren Sprachen auf die Erziehung schon ein gewaltiger ist und immer gewaltiger wird, so ist auch die Verpflichtung anzuerkennen, dieses Bildungsmittel so zu vervollkommnen, wie es den Bedürfnissen des Unterrichts nothwendig ist. Von der anderen Seite werfe man nicht ein, daß eine Vervollkommnung der Wissenschaft der neueren Sprachen eine unmögliche sei, die in ihrem Wesen und in ihrer Natur liegt; man stütze sich nicht auf eine angenommene Vollkommenheit der classischen Sprachen und Literaturen, als welche zur nothwendigen Folge haben müßte, die ganze moderne Bildung in das Reich des Barbarismus zu verweisen — die neuere Bildung ist nicht blos eine mechanische. Die Widerlegung einer solchen Ansicht ist von solchen Männern zu führen, welche sich nicht einseitig in den Grenzen dieser classischen Abgeschlossenheit gehalten, sondern den Anfang gemacht haben, den Geist der modernen Bildung gründlich zu erfassen.

Es ist überraschend, wenn man bei einer Durchsicht der Universitätskataloge nur einzelne wenige Professoren für germanische Philologie, für die romanische dagegen fast nur sogenannte Lectoren antrifft, denen großentheils ihre Qualification und ihre ganze Stellung eine nur sehr untergeordnete Wirksamkeit anweis't. An einigen Orten findet sich freilich auch wohl in der philosophischen Facultät irgend ein Professor, der zufällig einmal in England oder Frankreich gewesen und für den Lectoratsgehalt neben seinen Fachstudien sich bereit findet, irgend ein franz. oder engl. Colleg anzukündigen. Wie man bei vielen der Obengenannten die wissenschaftliche Durchbildung vermißt, so fehlt den Letzteren großentheils nicht nur die praktische Tüchtigkeit sondern auch überhaupt eine gründliche Kenntniß der Sprache und ihrer Literatur. Außer Diez und Huber haben wir an den preußischen Universitäten für die romanischen Sprachen nur Lectoren, die einen Jahresgehalt von 60—80 Thlrn. genießen, während z. B. ein Professor für slavische Sprache und Literatur in Breslau ein 20mal größeres Gehalt bezieht und sogar mirabile dictu! — einem neu eingerichteten „Philologischen Seminare für die Slavische Literatur" vorsteht.

Wir erwähnen dieses letzteren Umstandes nicht etwa um zu tadeln, sondern vielmehr zur Unterstützung der gewiß gerechten Forderung um fernere mit den Bedürfnissen der Zeit fortschreitend sich erweiternde Fürsorge. Nur dem gänzlichen Mangel an Gelegenheit, bei wirklich tüchtigen und anregenden Lehrern der neueren Sprachen und Literaturen sich fortzubilden, ist es zuzuschreiben, wenn unter unsern Studirenden auf den Hochschulen, selbst unter denjenigen, die sonst ein reges Streben nach allgemeiner wissenschaftlicher Durchbildung verrathen, im Ganzen so wenig Sinn für diesen Zweig des menschlichen Wissens angetroffen wird. Daher kommt es denn auch, daß der Theologe, Jurist, Mediciner u. s. w. die Universität gewöhnlich verläßt mit einer erstaunlichen Ignoranz in Dingen, die mit unseren modernen Culturverhältnissen in der engsten Beziehung stehen. Sie sprechen und urtheilen z. B. über englische und französische Cultur, Weltanschauung, Politik, Literatur u. s. w. etwa wie der Blinde über die Farben; sie haben eben ihr Wissen (wenn

*) Siehe Friedeman. Der mod. Phil. wird fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen. Archiv II. 257.

es überhaupt so zu nennen ist) nicht daher, woher es — einen zeitweiligen Aufenthalt im Lande selbst etwa ausgenommen — allein zu schöpfen ist, — aus der betr. Literatur. Zu dieser aber wird sich Niemand hingezogen fühlen, der nicht auch den Werth der fremden Sprache an sich durch guten Unterricht zu schätzen gelernt hat. Daß solches aber von unseren Studirenden bis jetzt nicht zu erwarten war, hat wiederum seinen Grund in dem kümmerlichen Unterrichte, den sie als Gymnasiasten in den modernen Sprachen genossen haben, und es liegt somit auch für unsere Behörden die Aufforderung nahe, dem in Rede stehenden Universitätsstudium auch durch einen soliden Unterbau auf der Schule aufzuhelfen.

Steht es so mit einem großen Theile unserer Studirenden überhaupt, was soll man alsdann von denen sagen, die nach ihrem Abgange von der Universität einen Wirkungskreis als Lehrer der neueren Sprachen und Literaturen suchen und finden, ohne dazu weder theoretisch noch praktisch vorgebildet zu sein?

Die Realschule gewährt mehr oder weniger die Vorbildung für das bürgerliche, gewerbliche Leben, das Gymnasium bereitet dagegen seine Zöglinge durch das Studium des Alterthums, als des Anfangs aller Wissenschaft, zu denjenigen Beschäftigungen vor, welche eine rein wissenschaftliche Bildung erfordern. Hierauf gründet sich unsere erste Forderung, daß die Lehrer der neuern Sprachen ihre Schulbildung auf dem Gymnasio erhalten und nicht etwa auf der Realschule, wie dieses von mehreren Seiten vorgeschlagen ist.

Es ist durchaus nöthig, daß die Lehrer der neueren Sprachen das altclassische Element in sich aufnehmen oder wenigstens sich mit ihm befreunden und in Bekanntschaft erhalten und wir erinnern hier an den oft citirten Ausspruch Mager's: „Wir lassen der classischen Philologie, welche Hellas und Latium bewohnt, den Vorrang; ihr, als der Erstgebornen, ist das schönste Erbtheil zugefallen. Auch sei Keinem, der sich Philologe nennen will, der Zugang zu einem andern Volke gestattet, er habe denn seinen Weg dahin über Rom genommen."

Findet diese Ansicht allgemeine Anerkennung, so wird auch damit das Unwesen der sogenannten Sprachmeister überall aufhören, und es werden schon dadurch Lehrer für die neueren Sprache völlig unmöglich werden, die einen wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt nicht erreicht haben.

Dreierlei ist es nun aber, was man bei der Staatsbehörde beanspruchen muß: einmal, daß den künftigen Lehrern der neuern Sprachen und Literaturen auf den Universitäten die Möglichkeit geboten werde, eine gründliche philologische Kenntniß dieser Sprachen und Literaturen zu gewinnen; daß sie ferner dort nicht blos Gelegenheit und Anleitung finden, jene Sprachen schriftlich und mündlich zu üben, sondern auch in der schulmäßigen Behandlung dieses ganzen Unterrichtszweiges unterwiesen werden;*) endlich aber, daß man die Tüchtigeren unter den Studiosen der neueren Sprachen durch eine Gewährung von besonderen Reisestipendien kräftig unterstützen möge.

Daß man nicht schon längst an allen Universitäten Professuren der modernen Philologie gegründet hat (wie dies z. B. in Würtemberg geschehen), erscheint, auch abgesehen von dem außerordentlichen Bedürfniß der höheren Schulen, beinahe unbegreiflich, wenn man vergleicht, welch ein Aufwand von Geld, Zeit und Lehrkräften auf die Pflege der classischen Alterthumswissenschaft verwandt wird, deren hohe Bedeutung auch noch für unsere Zeit wir nicht verkennen, aber die wir doch unmöglich höher anschlagen können, als die Kenntniß des Schriftenthums und der ganzen Cultur unseres eigenen Volkes und der übrigen am weitesten fortgeschrittenen Völker der Neuzeit. Ohne Zweifel wurzelt die moderne Bildung mit sehr vielen ihrer Elemente in dem classischen Alterthum, und so wird auch die Gegenwart, wenn sie sich ganz begreifen will, noch fort und fort auf die Griechen und Römer zurückgehen müssen, ja vielleicht für alle Folgezeit wird der geistige Zusammenhang mit dem Alterthum zu erhalten sein. Aber es gibt auch unzählige Elemente unserer jetzigen Bildung, die nicht ins Alterthum zurückreichen, und unsere Zeit wird sich nur halb, oder vielmehr wird sich gar nicht begreifen, wenn sie nicht ein gleich sorgfältiges Studium den von den neuern Culturvölkern errungenen Geistesschätzen

---

*) So wenig die bisherigen philologischen Seminare für künftige praktische Berufstüchtigkeit genügen, eben so wenig darf der moderne Philologe auf der Universität bei einer nur theoretischen Ausbildung zum modernen Sprachgelehrten stehen bleiben. Treten aber einmal über kurz oder lang für jene wirklich pädagogische Seminare ins Leben, so wäre nichts leichter als durch Gründung einer einzigen Anstalt der Art den Bedürfnissen beider Classen von künftigen Lehrern Genüge zu leisten, wobei natürlich eine theilweise Sonderung der Zöglinge erforderlich wäre.

widmet. Vergleichen wir nun aber, was für alte und moderne Philologie bisher geleistet worden, so sehen wir das Feld der classischen schon seit Jahrhunderten von unzähligen fleißigen Händen angebaut, während ganze Gebiete der neuern noch der ersten Urbarmachung harren. Erst in der jüngern Zeit hat ein Theil der Philologen seine Kräfte der Pflege der modernen Philologie zuzuwenden begonnen; aber noch immer ist die Vertheilung der Kräfte eine höchst ungleiche, und den Hauptgrund dieser ungleichen Vertheilung sehen wir darin, daß der Staat es versäumt hat, der modernen Philologie die ihr gebührende Pflegestätten zu bereiten.

Noch unbegreiflicher wird diese Verabsäumung, wenn wir finden, daß er dem Studium von Sprachen und Literaturen der uns ungleich ferner stehenden orientalischen Völker, dem Studium des Indischen, Arabischen, Syrischen u. s. w. keinen geringen Schutz hat angedeihen lassen. Wie reiche Schätze der Weisheit und Kunst in diesen Literaturen verborgen sein mögen, wie förderlich das Studium dieser Sprachen auf ein tieferes Erfassen der alten classischen Sprachen und der unsrigen rückwirken mag: immer bleibt es doch für uns ein unendlich dringenderes Bedürfniß, unsere eigene Cultur und die der gleichzeitigen Völker, welche mit uns in der regsten und vielseitigsten geistigen Wechselwirkung stehen, uns zu möglichst vollem Verständniß zu bringen.

Dazu kommt nun noch, daß eine ganze Reihe in neuerer Zeit entstandener Lehranstalten, deren Zahl voraussichtlich mit jedem Jahre wachsen muß, und die bald die Hauptmasse der Jugend unserer Mittelstände, also des den Geist der Nation bestimmenden Kerns der Bevölkerung, in sich aufnehmen werden, sich an das Studium der neuern Sprachen und Literaturen als eine Hauptquelle ihrer Bildung angewiesen sieht. Hat der Staat bisher mit Recht, im Interesse der Gymnasien, dem Studium des classischen Alterthums auf den Hochschulen eine eifrige Pflege angedeihen lassen, so wird er fortan, um gegen Alle gerecht zu sein, zu Gunsten der Realschulen dem Studium der modernen Philologie auf den Universitäten eine gleiche Förderung zuwenden müssen. Damit dieses Studium ein wahrhaft bildendes, ein Humanitätsstudium werde, ist zunächst erforderlich, daß die Lehrer vorher selbst ihr Studium mit wissenschaftlichem Sinne betrieben haben, und weiter, daß sie ihr Unterrichts-Gebiet wenigstens bis zu einem gewissen Grade der Meisterschaft be-

herrschen. Wie sollen aber, einzelne vorzüglich begabte und strebende Köpfe, die sich durch eigene Kraft vorwärts bringen, abgerechnet, die Lehrer im Allgemeinen diese Vorbildung gewinnen, so lange unsere Hochschulen so wenig für die neuern Sprachen, namentlich für die fremden, leisten? An den Gymnasien dürfen wir, mit Rücksicht auf die Aufgabe, die sie mit Recht als ihre wichtigste betrachten, höchstens die Forderung stellen, daß sie die Schüler bis zum Verständniß nicht allzu schwerer französischer Prosaiker und Dichter und zu einiger Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache führen. Für das Studium der franz. Literatur können sie, wie auch für engl. Sprache und Literatur nur sehr wenig leisten. Einen mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich und England, der freilich für die künftigen Lehrer der betreffenden Sprachen äußerst förderlich sein würde, obwohl auch er nicht Alles ersetzt, was ihnen die Universität bieten könnte, dürfen wir nicht Jedem derselben zur unerläßlichen Pflicht machen, wenn nicht der Weg, der zu einem der uneinträglichsten höhern Aemter führt, gerade zu einem der kostspieligsten werden soll. So finden wir uns denn immer wieder an die Hochschulen, als an diejenigen Stätten zurückgewiesen, wo die Lehrer der modernen Sprachen ihre eigentliche Vorbildung finden sollten, aber leider bisher nicht finden konnten.

Ganz leer ist allerdings die moderne Philologie auch bisher schon an den Universitäten nicht ausgegangen. Aber welchen Rang man ihr unter den übrigen Disciplinen einräumte, erhellt, wie oben schon gezeigt ist, daraus, daß sie meist Lectoren überwiesen wurde. Und wenn sich die deutsche Philologie insbesondere einer etwas sorgfältigern Pflege erfreute, so galt dies doch nur von einem Zweige derselben, der altdeutschen Sprache und Literatur, also gerade nur von dem Zweige, der nicht in der nächsten Beziehung zu den Bedürfnissen der Gegenwart steht.

Unser Wunsch geht nun nicht dahin, daß sogleich schon für alle einzelnen Zweige der modernen Philologie ordentliche Lehrstühle errichtet würden, sondern zunächst nur für denjenigen kleinern Kreis derselben, der zu unsern Mittelschulen, wie zum gesammten Leben den engsten und mannigfachsten Bezug hat, für die germanischen und romanischen Sprachen und Literaturen. Und selbst aus diesen beiden Gebietstheilen wird man wieder einzelne Abschnitte zunächst ins Auge zu fassen haben, und zwar aus dem erstern die deutsche und englische, aus dem zweiten die

französische Philologie. Andererseits versteht es sich, daß an eine durchaus scharfe Begränzung auf die zuletzt genannten Zweige der modernen Philologie auch für die nächste Zukunft nicht gedacht werden kann, indem der französische Philolog seinen Namen nicht verdient, wenn er nicht überhaupt Romanist ist, und der deutsche und der englische Philolog eben so wenig Anspruch auf ihren Namen haben könnten, wenn sie nicht Germanisten im weiten Sinne des Worts sind, d. h. wenn sie nicht ihr Studium historisch und comparativ zu betreiben im Stande sind. Verlangen wir also auch für jetzt noch keine eigenen Professuren für die skandinavischen Sprachen, für das Holländische, Italienische, Spanische, Portugiesische u. s. w., so werden diese Sprachen doch auch schon ihre Pflege auf den Universitäten finden, wenn erst dort ordentliche Lehrstühle für das Deutsche, Englische und Französische gegründet sind. Was das Deutsche insbesondere betrifft, so genügt es keineswegs, daß Alt- und Mittelhochdeutsch mit Eifer betrieben, über die deutsche Literatur von Zeit zu Zeit allgemeine Vorträge gehalten und außerdem etwa noch ein ästhetisches Colleg über Goethe's Faust gelesen werde, sondern wir verlangen, daß der durch Grimm aufgebauten, historisch-vergleichenden Grammatik, auch die durch Becker, Herling u. A. ausgebildete philosophische Betrachtungsweise der Sprache zur Seite gestellt, daß Poetik, Prosaik und Metrik in eigenen Vorlesungen behandelt und vor Allem, daß die seit Haller und Hagedorn ans Licht geförderten Geistesschätze unserer Nation durch eine gründliche sprachliche, sachliche und ästhetische Erklärung zu völligem Bewußtsein des Volkes gebracht werden. Hat es eine Zeit gegeben, wo die italienischen Universitäten ihre eigenen Lehrstühle für die Erklärung Dante's besaßen, so ist es keine unbescheidene Forderung, wenn wir für die Interpretation eines Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe zusammengenommen, eine volle Lehrkraft in Anspruch nehmen. Ebenso verlangen wir, daß die Studirenden der romanischen Sprachen auf den Universitäten Gelegenheit finden, sich außer einer allgemeinen philosophischen Bildung und einer genauen Kenntniß deutscher und romanischer Culturgeschichte und des Lateinischen, ein gründliches Wissen von romanischer Grammatik in ihren Hauptsprachen und Dialecten, von Metrik, comparativer Grammatik und Geschichte der Sprache zu erwerben; sie müssen eine Gelegenheit finden zum gründlichen Studium der Literaturgeschichte, Stylistik, Hermeneutik und Kritik und zugleich

eine tüchtige praktische Uebung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der fremden Idiome.

Haben wir erst ordentliche Professuren für die neueren Sprachen, so werden auch Seminarien für die Studirenden dieses Faches ohne Zweifel bald ins Leben treten; da wünschten wir denn doch, daß sie eine andere Gestaltung als die bis jetzt bestehende, gewinnen möchten, um wirkliche Pflanzschulen gründlich gebildeter Lehrer zu werden.

Das Ministerium Altenstein hat im Jahre 1837 öffentlich anerkannt, daß die philologischen Seminarien Vieles zu wünschen übrig ließen, und demgemäß im Interesse der Schulen einer Reform entgegensähen, aber es ist seitdem nichts Wesentliches geändert worden. Die philologischen Seminarien sind gegenwärtig großentheils noch eben so beschaffen, wie die erste Schöpfung dieser Art, welche der alte J. M. Geßner im Jahre 1738 in Göttingen ins Leben rief. Der Ruf nach einer Reform dieser Institute wird immer lauter und es läßt sich erwarten, daß auch die Behörde den vielfach ausgesprochenen Wünschen endlich entgegen kommen werde.

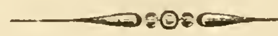
Die Aufgabe dieser Seminarien scheint uns eine doppelte zu sein: Einmal sollen sie dazu dienen, die Studirenden in dem mündlichen und schriftlichen Gebrauch der modernen Sprachen zu üben, und mit Rücksicht auf diesen Zweck würde auch andern Studirenden, als solchen, die einst Lehrer dieser Sprachen zu werden beabsichtigen, der Besuch dieser Seminarien zu empfehlen sein. An den Stylübungen, den Vorträgen poetischer und prosaischer Musterstücke und eigener stylistischer Versuche, an den Uebungen im freien mündlichen Vortrage könnten sich überhaupt die Studirenden betheiligen, denen es um eine gründliche Kenntniß moderner Sprachen zu thun ist. Dann aber wäre die andere Aufgabe und zwar die Hauptaufgabe des Seminars rein pädagogisch-didaktischer Art. Die künftigen Lehrer der neuern Sprachen an Mittelschulen sollen im Seminar eine specielle mit praktischen Uebungen verbundene Anleitung erhalten, wie sie die Grammatik und Onomatik, die Lectüre und Interpretation, die Stylübungen und mündlichen Vorträge, den literar-historischen Unterricht dereinst an der Schule zu behandeln haben. Es leuchtet von selbst ein, daß zur Lösung einer solchen Aufgabe Seminarlehrer erfordert werden, die nicht blos theoretisch vorgebildet sind, sondern selbst eine Reihe von Jahren hindurch die Kunst des Unterrichts in Mittelschulen geübt haben. Sonst

würden auch hier wieder Seminarien entstehen, die nicht sowohl die schulmäßige Behandlung eines Lehrzweiges, als vielmehr nur die Ausbildung eines Zweiges der Wissenschaft machten.

Ist dann das Triennium absolvirt, so gewähre man, wie schon oben angedeutet worden, alljährlich einigen der tüchtigsten unter den Studirenden der neuern Sprachen, welche in ihren bisherigen Leistungen eine Bürgschaft dafür geben, daß ihnen dereinst auch in den obersten Klassen der Unterricht werde anvertraut werden können, eine Art von Reisestipendium, damit sie im Auslande besonders ihre praktische Bildung weiter fördern. Die Nothwendigkeit für den Lehrer des Englischen und Französischen eines längeren Aufenthalts in England und Frankreich ist ziemlich allgemein anerkannt, eben so die Schwierigkeit sich ohne alle Mittel daselbst ein Unterkommen zu verschaffen; darum eröffne man, etwa wie bei den Künstlern, besondere Preisbewerbungen, und gewähre den Siegern im wissenschaftlichen Kampfe die Staatsunterstützung, welche ohne Zweifel dem Ganzen reichliche Zinsen tragen wird.

Alle unsere Wünsche und Forderungen sind übrigens nicht etwa das Product der neuerungssüchtigen Gegenwart, welche in stürmischem Drange Alles besseren möchte und dabei oft gegen die frühere Zeit undankbar ist, nein, schon im Jahre 1806 sprachen Lobeck und Pölitz in Wittenberg (cf. Erziehungswissenschaft) ähnliche Ansichten mit der größten Entschiedenheit aus und suchten sie in ihrem Wirkungskreise zu realisiren.

L. Herrig. H. Viehoff.



Das westgermanische Element in der englischen Sprache.

England, das eigentliche England, ward von Westgermanen gegründet, nämlich von den Frisen und Saxen, den Frisen und Saxen der jetzigen Herzogthümer Schleswig und Holstein. Die Frisen landeten am ersten um die Mitte des 5. Jahrhunderts und hatten wahrscheinlich, denn der Gründer Englands drang westwärts bis nach Winchester vor, nordwärts bis ins heutige Yorkshire, schon manche Strecken bevölkert, als die Saxen im 1. Viertel des 6. Jahrhunderts, beinahe 70 Jahre später, zum ersten Mal am heutigen Strande Südenglands festen Fuß faßten. Ungefähr 100 Jahre nach den Frisen unter Hengst landeten die Angeln in Northumberland, dem Lande nördlich vom Humber, den jetzigen Landschaften Yorkshire, Durhamshire und Northumberland, und bevölkerten diese. Die Gründungszeit der Bezirke Essex und Middlesex durch Saxen ist sehr dunkel, auch die Landungszeit der Jüten in Brittanien, welche sich in Kent und der Insel Wight niederließen, ist eben so dunkel. Diese Jüten waren keine Dänen. Von den Frisen zu beiden Seiten der Thames, den ersten Ansiedlungen in dem neuen Lande England, welches erst lange hernach diesen Namen erhielt, siedelten sich wieder Colonien auf der Ostseite Schottlands an, deren Geschichte aber in Vergessenheit und tiefem Dunkel begraben liegt. Diese Ansiedlungen werden geschichtlich nur durch ein Wörtchen angedeutet, und in der Sprache der schottischen Flachlande, welche größtentheils westgermanischer Natur ist, erkennt man den weit und tiefgreifenden Einfluß jener zur Gründungszeit Englands nach Schottland gekommenen Colonien. Im 9. Jahrhundert eroberten die Dänen den ganzen nördlichen Theil von England, das alte Northumberland, nebst großen Strecken

von Mittel=England, und nahmen den besten Boden von England in Besitz. Erst nachdem dies geschehen und nun das dänische Angelnland in England das mächtigste englische Landgebiet geworden war, entstand der Gesammtname Angelland oder Engelland (England). Der frisische Name ging auf keine Landschaft Englands über, die Frisen hatten sich in Kent, in Norfolk und Suffolk und in dem später sogenannten Lincolnshire niedergelassen, und überall, wo sich die Ortsnamen auf ham und thorp finden, darf man mit Sicherheit auf frisische Ansiedelung schließen. Kent ist der keltische Urname, Lincoln der römische und heißt die Colonie Lindum, Norfolk bezeichnet das nördlicher, Suffolk das südlicher wohnende Frisenvolk. In diesen Landschaften auf der Ostseite Englands lebten die Frisen, die eigentlichen Gründer Englands, weil die ersten Siedler in Brittanien, welche die meisten Siege über die Urbewohner bestanden und dieselben weit westwärts nach den Bergen gedrängt hatten, in Stille, benutzten, wie heut zu Tage die Americaner die schönen Landstrecken des faulen und abgelebten Volks von Mexico, ihr erorbertes Gebiet, bebauten und cultivirten ihre Marsch= und Inlandflächen, und genossen nach blutigen Kämpfen die Früchte ihres Heldenmuths und ihrer Kraft in Frieden, während die Saxen von Wessex oder die Westsaxen Englands vom Jahre 517 an noch Jahrhunderte lang mit den Kelten von Cornwall und am Severn, welche nach dürren Landzungen und in die Berge von Wales verjagt worden waren, um Dasein, Sicherheit und Landgebiet stritten. So wurden sie kriegerisch, mächtig, berühmt, und die Landschaften, welche Saxen bewohnten, erhielten den Namen Saxen — Südsaxen, Westsaxen, Mittelsaxen und Ostsaxen, oder Sussex, Wessex, Middlesex und Essex. Aber dennoch, nachdem die Dänen im 9. Jahrhundert auch in Norfolk und Suffolk, welches hierauf Ostangeln genannt ward, sich niedergelassen hatten, siegte der Angelnname Nordenglands über den säxischen und ward der Gesammtname des ganzen Landgebiets westgermanischer Stämme, welche das einst römisch gewesene Brittanien südlich von Cheviot erobert hatten. Das Ansehen, das sich die Angeln und Saxen Englands, das heißt die westgermanischen Bewohner Nordenglands und Südenglands, durch ihre langwierigen Kriege mit den Kelten im Westen erworben hatten, war die Ursache, daß die englische Sprache alter Zeit ganz mit Unrecht die angelsäxische genannt ward, und daß man noch immer von der angelsäxischen Wanderung nach Brittanien

spricht. Auch so kommen die Irrthümer in die Welt. Die reine Ursprache der Angeln Nordenglands und der Saxen Südenglands kennen wir nicht mehr, denn in dieser Sprache ist nichts Geschriebenes auf die Nachwelt gekommen. Und dennoch lernt man Angelsäxisch und hat den Wahn, daß das die Sprache der Gründer Englands und ihrer nächsten Nachkommen gewesen, obgleich diese Sprache eine starke dänische Beimischung erfahren hat, und zwar in Folge der dänischen Siedelungen in der Nordhälfte Englands und manchen andern Strecken Mittel-Englands. Von Schriften, welche vor dem 9. Jahrhundert in England in vaterländischer Sprache verfaßt worden wären, ist nichts auf unsere Zeit gekommen, und im sogenannten Angelsäxisch, welches Angeldänisch heißen muß, haben manche von den ältesten Nationalschriftstellern Englands geschrieben. Daher ist es kein Wunder, daß in diesem Angelsäxisch so viele dänische und ostgermanische Bestandtheile vorhanden sind, die nicht westgermanisch sind, nicht frisisch, nicht plattdeutsch, nicht deutsch, nicht den Gründern Englands angehören. Daß es mit dem sogenannten Angelsäxischen so steht, das hat bisher kein Sprachforscher gesehen, die hergebrachte Meinung — und so ist es ja am gemächlichsten — hat der eine von dem andern empfangen und willig angenommen, und viele, die sich einer großen Kenntniß im Angelsäxischen rühmen, haben weder über diese Meinung, noch über den verwirrten Begriff Angelsäxisch nachgedacht. Die frisische Sprache ist das Hauptelement des germanischen Bestandtheils der Sprache Englands, und das Wesen des reingermanischen Menschen in England steht dem frisischen am nächsten. Das wird die folgende Forschung zeigen, und zugleich, wie großen Antheil der Frise an der Gründung Englands gehabt, wenn auch sein Name weder auf irgend eine englische Landschaft, noch auf das gesammte England übergegangen ist.

In der jetzigen englischen Sprache zeigen sich nur sehr wenige keltische Spuren, denn keine Gründung germanischer Völker alter Zeit auf keltischem und römischem Boden war so durchgreifend und so ausschließlich vaterländisch, wie die Gründung Englands. Ein ziemlich großer Theil der englischen Sprache ist normannisch-französischen Ursprunges, ein andrer sehr beträchtlicher Theil derselben, doch nur vom äußern Gerippe, ist römisch, und gehört späteren Zeiten an, doch der westgermanische Geist hat den ganzen englischen Sprachkörper in allen seinen fremden Bestandtheilen durchdrungen.

Wenn die englische Sprache in ihrer Ungereimtheit geblieben und nicht durch normannische, römische und dänische Zuthaten entstellt worden wäre, so ließe sich noch besser als jetzt auf die Culturstuffe schließen, worauf die Gründer Englands standen, indessen kann man schon aus dem Vielen, was von der Ursprache Englands übrig geblieben ist, mit Sicherheit folgern, daß diese Culturstuffe keine niedrige gewesen sein kann.

Der Gründer Englands, von der Westseite der heutigen Herzogthümer Schleswig und Holstein ausgegangen, baute sich, als die Wogenreiter (Hengst und Hors) ihr glänzendes Werk vollbracht, sein Haus und Heim (house und home, ham schott. hame, fris. ham, deutsch heim und ham) auf dem Boden der vertilgten und verjagten Britten, nämlich in den Flachlandstrecken der Ostseite Englands. Seine Wohnplätze waren nun seine Heimen, d. h. offene ländliche Wohnstätten eines freien Volks, wie im Mutterlande der Frisen und Franken, ganz das Gegentheil von Burgen, wo man sich durch Wall und Graben vom Volke trennt und verächtlich auf dasselbe herabblickt. Bald entstanden eine unzählige Menge von Heimen oder Hamen (die Ortsnamen auf ham) in dem neuen Lande, und alle waren Dörfer (das frisische Tharp und das englische thorp, so wie das spätere plattdeutsche Dorp oder Dörp und das noch spätere deutsche Dorf, gehört ursprünglich der Frisenebne an), denn Städte hatte man bisher nicht gekannt, und knüpfte sich der Dorfsname an viele Ortsnamen an. Erst nachdem die Saxen oder Holsteiner, welche eine Neigung hatten, vereinzelt zu wohnen und hinter Verzäunungen (Tuns — u lang — oder Zäunen), den größten Theil Südenglands und Strecken Mittelenglands in Besitz genommen, konnte der Stadtname town oder toun gebräuchlich werden, denn auch die Städte waren nie von Tuns umschlossen. Durch die Normannen kam der Name city (franz. cité, entstanden aus dem römischen civitat — von civitas) für eine große Stadt auf, und auch das fransche hamel, ein germanischer Ueberrest der franschen Sprache, woraus später hameau entstand, ward erst nach der normannischen Eroberung in England, und zwar mit einer doppelten Diminutivwendung, gebräuchlich, denn die Form hamlet (Weiler) ward aus hamel, woran die fransche Verkleinerungssilbe et sich anschloß. Neben dem Namen house oder hus (Haus, fris. Hûs, plattd. Hus) erhielten sich auch die Benennungen hut (Hütte, fris. Hot) und cot (Kote oder Kate, welches Wort fälschlich Kothe und Kathe geschrieben wird, fris.

Kat — a lang und dumpf) und booth (Bude, Hütte, fris. Buth — u lang und th mit dem Urlaut. Die neuen Wohnungen baute man nach altheimischer Weise mit Wällen (denn Mauer, röm. murus, heißt auf engl. wall, und vielleicht sind Mauern aus späterer Zeit), Balken (engl. balk, fris. Bualk), Sparren (engl. spar, fris. Spear), Latten (engl. lath, fris. Lat), oder überhaupt Zimmerholz (engl. timber, fris. Temmer), als Brettern (engl. board, fris. Burd), Planken (engl. plank und planche, fris. Plank), Dielen (engl. deal, Tannenholz, fris. Deal, Brett aus Tannen — oder Förenholz) u. s. w. Sie hatten althergebrachte Fenster (engl. window, fris. Wönnang), Thüren (engl. door, fris. Dör), Stuben oder Zimmer (engl. room, fris. Rûm), Giebel (engl. gable, fris. Guwel, das ist der eigenthümliche ausschließlich frisische Giebel oben an der Fronte des Hauses über der Hausthür, wie er noch an vielen Orten in England zu sehen ist), Strohdach (engl. thatch, entstanden aus thak, fris. Thagh), dessen unterste Enden oder Traufe eaves (fris. Öghsen) heißen, Küchen (engl. kitchen, entstanden aus kiken, fris. Kögham, plattd. Kök — ö lang) mit dem Heerd (hearth) darin, wo das Feuer (fire), plattd. Für, welches Wort wohl mit fir, d. i. Före oder Fichte, und mit fören, fris. fjûren, d. i. von Förenholz, eng zusammenhängt) unter dem Kessel (engl. kettle, fris. Seddel, plattd. Ketel) oder Grapen (engl. crock, fris. Krach — a lang und dumpf) oder Topf (engl. pot, fris. Pot) brennt (to burn, fris. bran, tu branen) und alles gekocht wird (engl. to cook, fris. tu köghin, plattd. kaken — a lang und dumpf), und dem Backofen (engl. oven, fris. Aan) daran oder darunter, wie noch bei den Frisen der Fall ist, worin die Hausfrau selbst ihr eigen Brod buk (engl. to bake, fris. baghan — Imperf. buch, breitschott. buke, engl. baked). Sie hatten in ihrem Hintertheil den Viehstall (engl. boose, fris. Busham (u kurz), plattd. Bos — o lang) und unter dem Raum neben der Küche den Keller (engl. cellar, fris. Kealar). Auch Feurung (engl. firing) und Asche (engl. ashes, fris. Eask), Rauch (engl. reek, fris. Riak) und Schmauch (engl. smoke) hatten schon damals ihre uralten Namen. Im Zimmer war die Bank (engl. bank und bench, fris. Benk — e lang) wohl der gewöhnlichste Sitz (engl. seat), worauf man zu sitzen (engl. to sit, fris. sat, tu sat-an, plattd. sitten) pflegte, wenn man aß (engl. to eat, fris. tu idjan, plattd. eten) und trank (engl. to drink, fris. tu drankan, plattd. drinken) arbeitete (engl. to work, fris. tu werkin, der Form

nach das deutsche wirken). Man braute (engl. to brew, fris. tu brauen) selbst sein Bier (engl. beer, fris. Bir — i lang) aus Gärste (engl. barley, fris. Berri, breischott. ber und bear), nannte das junge Bier wort (fris. Wurt) und kannte Malz (engl. malt, fris. Malt) und Hopf (engl. hop, fris. Hop, Hap — a lang und dumpf), buk sein eigen (engl. own, fris. ain) Brod (engl. bread, fris. Broad) in Laiben (engl. loaf, fris. Liaf), knetete (engl. to knead, fris. kned — e lang —, knedan) selbst den Teig (engl. dough, fris. Di) im Trog (engl. trough, fris. Traach), mahlte (engl. to grind, fris. grinjan) selbst sein Korn (engl. corn, fris. Kurn), nämlich Roggen (engl. rye und rie, fris. Ragh — a lang und dumpf), Gärste (barley), Waizen (engl. wheat, fris. Wiaten) und Buchwaizen (engl. buckwheat, fris. Bokwiat) zu Mehl (engl. meal, fris. Mel — e lang) und Grütze (engl. grit und groats, fris. Grat — a lang und dumpf) in der Handmühle (engl. quern und kern, fris. Kwern), kärnte (engl. to churn, fris. sarnin, plattd. karnen) seine Butter (engl. butter, fris. Bother — o kurz) im Kern oder Butterfaß (engl. churn. fris. Sarn), nachdem man den Flot (fris. Fliatang) von der Milch (engl. milk, fris. Moalk, plattd. Melk) abgerahmt (engl. to fleet und to flote, fris. flet, tu flet-en). Geronnene (courdled, fris. kjoarld) Milch und Buttermilch (buttermilk) und und Käse (cheese, fris. Ses — e lang) waren dann schon eben so bekannt als jetzt. Auch die erste Milch der Kuh (engl. cow, plur. cows und kee und kine, fris. Kü, plur. Ki), wenn sie gekalbt (engl. to calve, fris. kualwin), das ist die Biest (engl. biestings, breitschott. beist, A. S. beost, fris. Bjüst), ward eben so genannt. Das uralte Wandbett war das gebräuchliche Bett (engl. bed, fris. Bad), und sein Platz hieß, wie noch immer bei den Frisen, Bettstätte (engl. bed-stead, fris. Badsted — a und e lang). Zur Unterlage brauchte man Bettstroh (engl. bed-straw, fris. Badstre — e wie in Hecht), und die Betten waren Federbetten (engl. feather-bed, fris. Fetherbad). Der Tisch war ein Brett (engl. board, Tisch, fris. Baardsel, Tisch), welches seit der normannischen Eroberung table (das fransche table und das undeutsche Tafel, von römischer tabul-a) hieß. Das Gefäß, worin die Speisen auf den Tisch gebracht wurden, ward dish (fris. Dask) geheißen, woraus das deutsche Wort Tisch entstand, man kannte Pfanne (engl. pan, fris. Pan — a lang und dumpf) und Pfannkuchen (engl. pan-cake, fris. Pankuk), Tassen (engl. cup, fris. Kop), welches Wort die Deut=

schen von den Franzosen geborgt, Kannen (engl. can, fris. Kan — a lang und dumpf), irdene Töpfe (engl. pot, fris. Pot), Schalen (engl. scale, fris. Skel — e lang), aß, auf Bank oder Stuhl (engl. stool, fris. Stul — u lang) sitzend, mit Messer (engl. knife, fris. Knif) und Gabel (engl. fork, fris. Furk) und Löffel (engl. spoon, plattd. Spon — o lang —, fris. Skai), was der Koch (engl. cook, fris. Kaak) aufgetragen. Man hatte in Kisten (engl. chest, fris. Kast) seine Kleider (engl. cloth, fris. Kluath) von eigengemachtem Zeuch, welches noch auf frisisch Weab (engl. web) heißt, kleiden ward to clothe (fris. kluathin) genannt, ein Kleidersaum hem (engl. hem, fris. Heam) und säumen, den Rand einfassen, einschließen, welche Bedeutung vielleicht auch das deutsche Wort hemmen ursprünglich gehabt, to hem (fris. heamen), ein Flicklappen clout (fris. Klütj) und Kleider to clout (fris. klütjin). Noch sind im Englischen und Frisischen die uralten Benennungen vorhanden für Strumpf (engl. hose, fris. Hös — ö lang), Hose und Hosen (fris. Brek und Brekken, engl. breech und breeches, breitschott. breek und breeks, A. S. brec), Socken oder Halbstrümpfe (engl. sock, Saak), Aermel (engl. sleeve, fris. Sliaw), Tuchsaum (engl. list, fris. Last), Lappen (engl. lap, fris. Lap — a lang), Kittel (engl. kirtle, eigentlich das weibliche Außen-Wams, das frisische Kortel), Tasche (engl. scrip, fris. Skreap), Kleidernaht (engl. seam, fris. Sum — u lang), Mannshemd (engl. shirt, fris. Schürt), Frauenshemd (engl. smock, fris. Smaak), Kleider wechseln, (engl. to shift, fris. skaften, woher das engl. shift, Frauenshemd, und das fris. Skaft, d. i. ein Kleidungsstück oder Werkzeug, womit man wechselt), zerschneiden oder schneidern (engl. to shred, zerschneiden, und shred, etwas Abgeschnittenes, welcher Ausdruck sich auch in dem frisischen Skroader, d. i. Schneider, findet, so wie, der Form nach, in dem deutschen Schrot und schroten), Leinen oder Linnen (engl. linen, fris. Lannen), Gurt und Gürtel (engl. girth und girdle, fris. Görd und Gördel), Frauensgürtel, (engl. belt, fris. Bealt) zum Gürten des kirtle (engl. to gird und girt, fris. görten), Schuh (engl. shoe, fris. Skuch), Hut (engl. hat und hood, fris. Hud) u. s. w. Der Deckel der Kiste und anderer ähnlichen Sachen hieß Lid (engl. lid, fris. Lad), auch der Augendeckel oder das Augenlied (engl. eye-lid, fris. Ughlad), welches fälschlich Augenlied geschrieben wird, und man kannte schon Schloß (engl. lock, Schloß, und to lock, zu schließen, fris. lük-an, zumachen, oder slot, Schloß,

fris. Slaat), Schlüssel (engl. key, fris. Kai) und Schraube (engl. screw, fris. Skrüw — ü lang). Ferner kannte man Krippen für das Viehfutter auf dem Stall und zum Schlafen für Kinder (engl. crib, fris. Krab), Korn= oder Heubehälter (engl. hutch — entstanden aus huk —, fris. Hok), Schweinställe (engl. sty, fris. Stei) und die einzelnen Räume, wo Pferde und Kühe stehen (engl. stall, fris. Stal — das deutsche Wort Stall hat eine allgemeinere Bedeutung), Tonnen (engl. ton, fris. Tan) und Halbtonnen oder Fässer (engl. vat, fris. Feat), Schaufeln mit langem Stiel shovel, fris. Skoffel), womit der Mist (muck, fris. Mioks und Nioks) aus der Vertiefung (grupe, fris. Grup) am Viehstall geschafft wird, und Schaufeln ohne solchen Stiel (engl. scoop, fris. Skup), Mangelzeug (engl. mangle, fris. Mangel), Beile (engl. ax, fris. Eaks), Matten (engl. mat, fris. Mat), Bürsten (engl. brush, fris. Barsel, von Bars, breitschott. birs, Borste), das Hausmaß die Elle (engl. ell und auln, fris. Ealn), die Art Leiter oder Treppe, um auf den Boden zu steigen (engl. ladder, fris. Leather), Kämme (engl. comb, fris. Kum), womit man sich kämmte (engl. to comb und kemb, fris. kjimmen), Nadel (engl. needle, fris. Neadel) und Drath (engl. thread und thrid, fris. Thriad) zum nähen (engl. to sew, fris. seien), Stricknadeln — ein armseliges Wort — (engl. knitting pin, ebenfalls kein ursprünglicher Ausdruck, denn to knit heißt eigentlich knüpfen, zum Knoten machen, fris. knat-en, und pin Pflock, Stecknadel, ursprünglicher ist der frisische Name Preggel, Stricknadel; das englische prickle, der Form nach) zum stricken, d. i. Maschen (engl. mash und mesh, fris. Meask) machen oder bilden, Spinnräder (engl. spinning-wheel, wheel heißt Rad —, fris. Spanruth — u kurz und th wie das englische), um Flachs (engl. flax, fris. Flaks), welcher auf der Breche (engl. brake und break) gebrochen und auf der Hechel (engl. hatchel — corrumpirt aus hackle — hitchel und heckle, fris. Hegel) gehechelt (engl. to hatchel und to heckle, fris. heglin) worden, und Hanf (engl. hemp, fris. Henp) und Wolle (engl. wool, fris. Ol) zu spinnen (engl. to spin, fris. span-an) und das gesponnene Garn (engl. yarn, fris. juarn) zu zwirnen (fris. twin-in, engl. to twine), Wollkämpeln oder Karden (engl. card, fris. Kuard)zum Wolle kratzen oder kämmen (engl. to card, fris. kuardin) Alle diese Werkzeuge sind uralt, auch die Haspel oder Weife (engl. reel, fris. Rail) und vor allem das des Webers (engl. weaver und webster, fris. Wewster, d. i. Weberin,

weil bei den Frisen gewöhnlich die Frauenzimmer weben), sammt der Spuhle (engl. spool, fris. Spul — u lang), dem Webschiffchen (engl. shuttle, fris. Skidjl), dem Baum (engl. beam, fris. Bum — u lang) und dem Zettel (engl. warp, fris. Warp). In Frankreich behielt nur die Katze ihren Urnamen bei, in England aber hieß nach wie vor die Katze cat (fris. Kat — a lang), der Hund hound — eigentlich jetzt Jagdhund, nachdem der spätere Namen dog den altenglischen hunt, der noch in to hunt, d. i. jagen, auf der Jagd sein, erscheint, verdrängt hat — (fris. hünj), die Henne hen (fris. Han), das Huhn chick und chicken (das deutsche Küch in Küchlein, das frisische Kik), die Gans goose — plur. geese — (fris. Gus — plur. Ges), das Pferd horse (fris. Hingst), die Stute oder Märe mare (fris. Hors oder Haars), das Füllen foal (fris. Föl — ö lang) das Schaf sheep — plur. sheep (fris. Schep — plur. Schep), das Lamm lamb (fris. Lum), das Lämmchen lambkin (fris. Lamki), der Schafbock ram (fris. Ram — a lang und dumpf), die Schafmutter ewe (fris. Joa), die Ziege oder Geis goat (fris. Geit), die Kuh cow und ku — plur. cows, kus, ki und kine — (fris. Kü, die Kuh, plur. Ki), das Kalb calf (fris. Kualw), der Bull bull, das Schwein, swine (fris. Swin — i kurz), die Sau sow — entstanden aus sog — (fris. Sög – ö kurz), das Ferkel (richtiger Färkel, plattd. Farken) farrow — entstanden aus farg — (fris. und breitschott. Gris, d. i. Färkel, das engl. pig), der Haksch hog, und wenn verschnitten, guelded oder gelt (das deutsche gölt und das frisische Galt, d. i. ein Borg). Die Familienverwandschaftsnamen blieben dieselben. Ein Freund (fris. frinj, breitschott. frend und friend) war ursprünglich ein Blutsverwandter, ein kinsman ein Verwandter, d. i. ein solcher, der zum Kin oder Kun (Geschlecht) gehört, auch kining und kuning bezeichnete anfänglich nur einen dem Kin Angehörigen, und selbst das deutsche Wort Kind (aus Kinned geworden), welches in England (kind) Natur und Art bedeutet, heißt nach seinem ältesten Begriff von derselben Art und Natur, demselben Geschlecht entsprossen. Kinbot, die Kin-Buße, war die Blutsühne der Verwandtschaft. Die alte Benennung kild, woraus sich das englische Wort children als Particip (childring, childrin — aus kildring) gebildet, welches das frisische Kealtring ist (d. i. Kinder, wenn man mit gewisser Geringachtung spricht), hat mit dem Kind nichts gemein. Der gewöhnlichere Ausdruck für Kind und kild war bairn (von to bear, tragen, bringen,

(ge)båren, wovon auch birth, Geburt, das frisische Biarn und das altenglische bearn. Vater hieß father (fris. Fether und Atj), auch dad und daddy (fris. Dade und Dede) Vorväter forefathers (fris. Förfethers), Mutter mother (fris. Muther — u kurz und th wie im Englischen), der Ohm — entstanden aus Oem und verstümmelt zu Oheim — eam (fris. Ame, d. i. Großmutter), Bruder brother (fris. Bruther), Schwester — entstanden aus Suester — sister (fris. Saster), Brüder (brothers) brethren und brether (fris. Brether — e kurz und th wie im Englischen), Tochter daughter (fris. Daoghter), Sohn son (fris. Sön), Braut bride (fris. Brid und Bridj), Bräutigam bridegroom (fris. Bradgum), Stiefvater stepfather (fris. Stjipfether), Mutter (gewöhnlich) mam und mammie (fris. Mam, Mammi und Mamke), Mann man (fris. Man — a lang), Weib wife (fris. Wüf), Herr oder Meister master (fris. Measter), Genoß, Gehülfe mate (fris. Mat — a lang), Knabe boy (das fris. Boi, ein männlicher Eigenname), Mädchen (maid) girl (das frisische Giarl in dem weiblichen Eigennamen Giarlag, welcher ursprünglich ein Adjectiv gewesen und jungfräulich bedeutet), ein Frauenzimmer überhaupt woman (der Form nach das frisische Foman oder Faman, Mädchen). Das breitschottische auldfather (fris. Oalatj), d. i. Großvater, ist viel älter, als das jetzige englische halbnormannische grandfather, und die englische nurse (Amme) ist ein französisches Product, dessen Name (nourrice) sich aus dem römischen nutrire (franz. nourrir) zurechtgeschickt hat, aber die deutsche Amme hat den ehrwürdigen Namen der altgermanischen Großmutter (Ame) geschändet. Sehr armselige Sprachgeschöpf sind die beiden modernen englischen wet nurse (Säugamme) und dry nurse (Kinderwärterin), denn diese Wörter heißen eigentlich nasse Amme und treuge oder trockne Amme. Das Wort carle oder churl (breitschott. carl, A. S. carl und ceorl braucht man grade nicht vom Scandinavischen oder Ostgermanischen abzuleiten, weil die Deutschen (Karl und Kerl) und Frisen (Kiarl) dieses Wort eben so gut kennen.

Salzwerke sind bei den Frisen und Deutschen uralt, nämlich bei jenen das Seesalz, bei diesen die Salinen. Die Kunst, Salz (engl. salt, fris. Salt) zu machen (Tac. Ann. 13, 57.), haben sie nicht von den Römern gelernt. Schon die englischen Wörter saltpan, salpit zeigen ihr hohes Alter an, und auch den Pökel nennen die Engländer pickle, die Frisen Pekel. Das Wort beer (Bier), welches diesen Namen sicherlich von

der Gårste (ber, barley, fris. Berri) erhalten, woraus es gemacht wird, gehört den Gründern Englands an, aber das angeldänische ale (dänisch Oel, Bier) späteren Zeiten. Ein Garten am Hause war uralte Sitte. Die jetzige englische Wortform garden ist viel jünger, als yard (fris. Guard), welches den zu einem Hause gehörigen Platz bezeichnet, sei er eingeschlossen oder nicht. Ebenfalls ist das alte to won, wohnen (fris. wen-in) viel älter als das später gebräuchlich gewordene to live (leben für wohnen) und to dwell (wohnen, verweilen), welcher letztere Ausdruck mehr als der Form nach das dänische dvåle (verzögern) und das frisische devalin ist. Der Garten-Kohl, dessen jetziger Name cabbage ein fremder ist, während sogar der Franzose noch seinen althergebrachten (chou — entstanden aus chol und col) gebraucht, hieß früher in England cole (fris. Koal) und heißt auf breitschottisch kail. Die Gründer Englands und der westgermanischen Colonien in den schottischen Niederlanden brachten nicht allein diesen Namen mit sich in die neue Heimath, sondern auch das Wort coal (Kohle, fris. Kôl — ô lang) und benannten damit wegen Aehnlichkeit mit einer Holzkohle die hernach entdeckte Steinkohle. Kamine sind weder westgermanischen, noch ostgermanischen Ursprunges, sie kamen aus Frankreich nach England, und das aus der römischen Sprache gebildete fransche cheminée ward das englische chimney. Heerd und Ofen waren westgermanische Sitte, skandinavische oder ostgermanische das Centralfeuer mitten im Hause ohne Schornstein und voll von Rauch, wie man solches noch heute in den skandinavischen Siedelungen, z. B. in Orkney und Shetland, auf Island, in Nordschottland, in Irland und auf den Hebriden sehen kann. Zur allerältesten Feurung gehört Torf (engl. turf, fris. Türw, fransch tourbe — ein ursprünglich westgermanisches Wort, welches morige Grasschwarte bezeichnet). Den eigentlichen schieren Moortorf nennt der Frise Jad (i und a nicht zusammen ausgesprochen), und von diesem Moortorf hat das Eiland Eday in Orkney, welches die benachbarten Eilande damit versieht, seinen Namen. Merkwürdig ist es, daß selbst der Rus im Schornstein weder in Frankreich (suie), noch in England (soot) den westgermanischen Urnamen Sut (fris. Sut) nicht verlor. Auch der aus feinen leinenen Lumpen gebrannte Zunder wird noch in England tinder (fris. Tenner) genannt und zünden (anzünden) to tind und to tine (fris. ten und ten-an). Nicht allein kochen heißt in England to cook, sondern auch sieden,

d. i. wallend kochen, to seeth (fris. sith tu sithan — i lang und th wie im Englischen. Das englische th und dessen Aussprache stammt von den Frisen her. Das skandinavische oder ostgermanische Sprachorgan, was ich nicht nur in den ostgermanischen Stammländern, sondern auch in deren Colonien in Westeuropa gemerkt, ist nicht geschaffen für diesen Laut). Das englische toft bedeutet den Platz, wo ein Haus gestanden, es ist das frisische Taft, welches noch den Begriff des höher liegenden Bodens einschließt. In der Germania (cap. 45.) heißt Bernstein, welchen die Frisen Reaf nennen, glesum, natürlich wegen seiner Aehnlichkeit mit Glas, und wenn auch das undeutsche Wort Fenster das römische fenestra ist und keinesweges das Alter hat, welches das englische window und das frisische Wönning (Fenster), so ist doch sehr viel Grund, anzunehmen, daß die Gründer Englands mit dem Namen auch die Sache, kannten, nämlich Fenstern mit kleinen in Loth oder Blei gefaßten Scheiben, wie ich in den frisischen Bezirken Englands genug gesehen habe, und deren Form und Beschaffenheit mit unsern frisischen eine auffallende Gleichheit hat. Unsere Völker sind keine solche Barbaren gewesen in jener uralten Zeit, als wofür sie bisher gehalten worden sind. Das Dach (engl. thatch, d. i. Stroh- oder Rohrdach, fris. Thagh) der frisischen Häuser sowohl in und an den Marschen der alten Heimath hier diesseits der See, als auch in den Marschen von Lincoln und andern Strecken Englands war von jeher gewöhnlich von Schilfrohr, welchen der Engländer reed und der Frise Raid nennt, seltner von Stroh (engl. straw, fris. Stre — e wie in Hecht). Das frisische pil-in ist ein uraltes Wort und heißt das zu Mehl oder Grütze bestimmte Korn (Gärste oder Hafer oder Waizen) in der Mühle schälen. Einen andern Sinn hat es nicht. Es ist das englische to pill und to peel. Der Franzose sagt peler (schälen) und der Deutsche pellen (schälen), z. B. der Holsteiner (Kartoffeln schälen). Die gewöhnliche Mühle war die Hausmühle (Kwern). Die ursprüngliche Bedeutung des englischen Wortes post (fris. Paast) ist Pfoste, z. B. Thürpfoste, Fensterpfoste. Ein in der Erde befestigter Pfahl (engl. pale und pole) heißt auf Frisisch Poal, ist dieser verstümmelt oder abgestumpft, Stob, ein Hauspfahl innerhalb der Mauer, um die Queerbalken, Sparren und Latten zu tragen, Stolp oder Staalp, und das ist das breitschottische aus stolp entstandene stoupe, das ist ein Pfahl in der Erde. Ursitte der Frisen an der See war es bisher, ihre

Häuser auf solchen Pfählen zu bauen, damit das Haus nicht einstürze, wenn die Sturmfluth die Mauern durchbrochen. Wolken= oder Käsewasser nennt natürlich der Engländer eben so wie der Frise (jener sagt whey und dieser Wai), denn solche Dinge in dem ländlichen Hauswesen konnten nicht leicht ihre gewohnten Namen verlieren. Darum auch heißt füttern (das Vieh füttern) noch jetzt in England to fodder (fris. tu fudder-in), während man dort für weiden, mästen (fett machen) to feed (fris. fed-en) sagt, Rinde und Kruste (fris. Rinj) rind und crust (plattd. Köst — entstanden aus Körst), Krume crum (fris. Kram — a lang), brüten to brood und to breed (fris. bred, tu bred-an) und Brut brood (fris. Brud), Spindel spindle, Waffel (fris. Waffel) wafer, welches sich jedoch nach dem fransch= germanischen gaufre, Waffel gemodelt hat. Das englische wafer bezeichnet einen sehr dünnen Kuchen, Waffelkuchen, und nach einer später entstandenen Bedeutung auch Oblate. Waffelkuchen sind unstreitig bei den Frisen uralt. Das germanische Wort kackeln (engl. to cackle, fris. kakel-in) konnte sich schwer verlieren, da alle Hausthiere, auch das Hühnervolk, mit Ausnahme seines Anführers, welcher zur normannischen Zeit seinen rechten Namen Hahn (fris. Hòn — ò lang) verlor und nach franscher Weise, in Folge seiner Stimme, cock genannt ward, in England so heißen blieben wie früher. Die Thranlampe (fris. Kwiak, der Form nach das breitschottisch queych und eben so der Form nach das englische queck) war das gewöhnliche Stubenlicht, und der Docht (fris. Pit, welches Wort sonst das Mark, das Kernigste eines Dinges bedeutet, das englische pith) eine mit einem feinen Kamm, wie noch jetzt auf den nordfrisischen Eilanden geschieht, abgeschälte auf Englisch rush und auf Frisisch Rosk genannte lange Binse, oder vielmehr deren weißes Mark, welches auf Frisisch auch Drail heißt. Ein solches Licht nennt der Engländer rush-light. Thran nennt der Frise Tran, der Engländer train, das Wort stammt von unsern Küsten. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst kannten unsre Völker auch Bücher. Das Wort Buch (engl. book, fris. Buk) ist, wie sich von selbst versteht, viel älter als die Gründung Englands, das Wort Klocke (engl. clock, fris. Klaak) ebenfalls. Die deutsche Form Glocke ist nicht so richtig. Uhren sind viel spätere Erfindungen als Klocken. Die Klocke an der Wanduhr, worauf der Hammer die Stunden schlägt, gab der englischen und frisischen Uhr den Namen clock, Klaak. Die römischen und franschen Namen

konnten solche nicht verdrängen. Die Bienenzucht ist eine der alleraltesten Beschäftigungen der westgermanischen Völkerschaften. Der frisische Name der Biene ist Im (plur. Immen), der älteste deutsch Bi (engl. bee — das ee ist das lange i), an welchen die in sehr vielen deutschen Wörtern vorkommende Schleppendung en gehängt ward, die sich hernach noch durch das überflüssige säxisch=thüringsche End-e vermehrte. Der hergebrachte Platz für die Bienen war der Garten am Hause. Auch Honig (engl. honey, fris. Hönning, Hönnang) und Wachs (engl. wax, fris. Waks — a lang) behielten immer ihre alten Benennungen bei, welche die Gründer Englands mit hinübergenommen hatten. Was die Deutschen Stube nennen (ein später sehr wunderlicher Ausdruck für Zimmer, dieses eben so ärmliche Wort, welches eigentlich eine Masse Bauholz bezeichnet), ist in England (stove) ein Ofen und ein Treibhaus, in Frisland (Stuw — u lang) ein Fußwärmer. Der Wärmer, denk' ich, ist der Grundbegriff. Bei der Bienenzucht kannten die Gründer Englands auch den Meth (engl. mead, fris. Med — e lang). Das Alter beider geht in die unbekanntesten Zeiten zurück. Man trank ihn aus dem Becher (engl. rummer, fris. Römerk — ein Verkleinerungswort), welcher auf Deutsch Römer heißt, aber nicht von Römern seinen Ursprung hat. Talg (engl. tallow, fris. Tualg), Schmeer (smear, fris. Smer — e lang), Eier (engl. egg, fris. Ai), Fleisch (engl. flesh — beef ist ein viel jüngeres normannisches Wort —, fris. Fleask), welches der Engländer auch mit dem norddeutschen Namen (Met) meat nennt, Hamme oder Schinken (engl. ham), Kuchen (engl. cake, fris. Kagh und Kuk — u lang) und die meisten Bedürfnisse in der Haushaltung (engl. house-hold) konnten ihre heimathlichen Namen nicht verlieren. Selbst die Pforte oder das Schlagthor daheim oder auf dem Felde (fris. Jat, welches Wort auch Gasse heißt) wird noch in England gate (yate) genannt und der Mist neben dem Hause muck (fris. Mjoks und Njoks) und dung (fris. Thong, d. i. Seegras, welches man von den ältesten Zeiten an zu Dung oder Dünger gebrauchte und daher vorzugsweise Dung nannte). Auch der Besen (richtiger Besem) heißt in England noch immer besom (fris. Besam). Denn dieses heimische Wort konnten die Engländer, die von dem reinlichsten Volk auf Erden stammen, eben so wenig vergessen, als das Wort bleichen (engl. to bleach, fris. blik-en).

Zunächst nun ziehen die in England gebräuchlichen, von dessen Gründern, die von westgermanischen Küsten ausgingen, herstammenden

Seeausdrücke,

und was damit in nächster Verbindung steht, die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich.

Das Schiff heißt nach urheimathlicher Weise ship (fris. Skap, plattd. Schip), der Schiffsführer shipper (fris. Skapper, plattd. Schipper), Slup (u lang) sloop — oo ist das lange u — (fris. Slup — u lang), die Jacht yacht (fris. jacht), das Boot boat (fris. Boat), die Jolle yawl (fris. Jol), die Prame, ein langes Binnenwasserboot mit plattem Boden, prame (fris. Pram — a lang).

Die See hat ihren uralten westgermanischen Namen See (fris. Sia, engl. sea) gewiß nicht von den Bewohnern der deutschen Binnenlandsstrecken erhalten, sondern von den Seeanwohnern zwischen Frankreich und Jütland. Diesen Namen See für Meer, Außensee, nahmen die Gründer Englands mit hinüber nach dem keltischen Brittenland, wo man denselben nie gekannt hat. Auch die Ostgermanen oder Skandinavier kannten ihn nicht, so lange sie das große Meer nicht betreten hatten und auf ihr binnenliegendes Haf (die Ostsee mit ihren Buchten) beschränkt waren. Dieses Wort Haf ist ebenfalls von Anbeginn ein westgermanisches, aus Westgermanien zu den Skandinaviern gebracht worden und bezeichnet eine binnenliegende Bucht oder Wasserstrecke, welche durch eine Oeffnung mit dem Meere zusammenhängt. Die Dänen sagen Hav (Meer), die Bewohner von Orkney und Shetland, skandinavischen Ursprunges, haaf (die offene See), und auch die breitschottische Sprache kennt das Wort heawe (See).

Der Engländer nennt den Mast des Schiffs mast (fris. Meast), Segel sail (fris. Sail), Deck deck (fris. Deck), Bug bow (fris. Bug), Bugsprit bowsprit (fris. Bukspret), Steuerruder rudder (fris. Rudder) und helm (plattd. Hem), Helmholz rudder-pin (fris. Rudderpen), Kiel keel (fris. Kil), die Kielschwinne (solche deutsch gewordene Ausdrücke stammen natürlich von den frisischen Küsten) keel-son (fris. Kolswin), den Boden des Schiffs bottom (fris. Butham — u kurz und th wie im Englischen), die Planken des Schiffs (Planken sind dicker und länger als Dielen), sei es auf dem Deck oder an den Seiten des Schiffs, planks (fris. Planken, den Vormast fore-mast

(fris. Formeast), den aus uralter Zeit stammenden von der unteren am Mast kleinerer Fahrzeuge befestigten Ecke des Segels bis zur obersten äußeren Ecke desselben ausgespannten Stock sprit (fris. Spret, — welches Wort mit spreaten, d. i. ausdehnen, ausbreiten, engl. to spread und to sprout, sprießen (und sproßen) und spreizen, genau zusammenhängt, das Spritsegel sprit-sail (fris. Spreatsail), das Anker (den Anker zu schreiben, ist nach den Urmundarten falsch) anchor — nach der älteren Schreibart anker — (fris. Anker — a lang), Ankertau cable (fris. Ankertaag und Kabel), ankern to anchor (fris. ankrin), die Boi (das ist ein zum Merkmal ausgelegtes schwimmendes Holz oder Tönnchen) buoy (fris. Bui), Ankerboi anchor-buoy (fris. Ankerbui), die Bake beacon (fris. Bagh), Flagge flag (fris. Flag), rudern, d. i. mit Ruderstangen das Fahrzeug fortbewegen, to row (fris. ru, ru'n — u kurz), Ruderpflock (das sind die beiden Pflöcke an jeder Seite einer jeden Ruderbank, zwischen welchen sich die Ruderstange — fris. Riam galisch ramh — bewegt) thowl (fris. Thaal und Dol), segeln to sail (fris. sil — i lang — und tu silen), einschiffen to ship (fris. skeb-in), kreuzen, d. i. bei widrigem Winde segeln, to cruise (fris. krûsgin), die Seite unter dem Winde lee (fris. Lei), die Windseite luof (fris. Luf — u lang), nach der Windseite hin das Ruder drehen to loof und to luff (fris. luwin), nach der Leeseite hin leeward (fris. un Lei), die Logge log (fris. Log), der Bord board (fris. Burd — u lang), Steuerbord, d. i. die rechte Seite des Schiffs, starboard (fris. Stjûrburd), Bakbord, d. i. die linke Seite, larboard (fris. Bakburd, breitschott. bawburd, franz. bâbord), Schiffslast last (fris. Least), Ballast ballast (fris. Baleast), kielholen, d. i. das Schiff, um den Boden auszubessern, auf die Seite legen, so daß der Kiel heraussteht, to keelhale (fris. kilhalin), welches auch die höchst barbarische und himmelschreiende Strafe bezeichnet, wenn ein Seemann auf der Flotte für ein Versehen, oft nur gegen einen brutalen und tyrannischen Officier, von einem Masttau herab ins Wasser und unter den Kiel des Schiffs durch nach der ander Seite desselben gezogen und geschleppt wird, den Stewen, das ist der schräg stehende Hauptbalken am Bug und am Hintertheil des Schiffs, besonders jenen, stem (sehr corrumpirt, breitschott. steuin, fris. Stiawen — Förstiawen und Beaftstiawen, d. h. Vorstewen und Hinterstewen —), Strom oder Strömung der Meere und Reviere stream — gewöhnlicher current, Stromlauf, vom römischen

currere, laufen — (fris. Strum — u lang), Ladung lading — gewöhnlich cargo — (fris. Lethang), laden to lade und load (fris. leth — e lang und th wie im Englischen — und lethan, Imperf. luth — u kurz), Fracht freight (fris. Fracht), befrachten to freight (fris. bifrachten, bifracht — die letztere kürzere frisische Infinitivform steht immer nach einem vorhergegangenen Hülfszeitwort), Hafen haven — gewöhnlich harbour, d. i. eigentlich Herberge, nämlich Schiffsherberge — (fris. Huwen), Flotte fleet (fris. Flöd — ö lang), Ebbe — natürlich ein an der Frisenküste entstandenes Wort — ebb (fris. Eab), Fluth, d. i. sowohl der Fluthstrom, als die Ueberschwemmung, flood (fris. Flud — u kurz), Sturzsee breaker (fris. Bregher und Störtsia), Brandung mit Steingrund (oder Riff) reef und riff (fris. Rif), die Segel verkleinern bei zunehmendem Winde to reef (fris. rewin — das frisische Rif (engl. reef), plur. Rewen, bezeichnet hier die kurzen Tau-Endchen in den Segeln, an welchen sie auf beiden Seiten reihenweise angebracht sind, etwa 1½ Fuß von einander, und die man, je zwei und zwei, bei wachsendem Winde zusammenknüpft, wodurch dann die Segel kleiner werden), Pumpe, pump (fris. Pomp), Ankerstock, d. i. das Queerholz am Anker, anchorstock (fris. Ankerstaak), Theer und Pech tar und pitch — aus pick verstümmelt, welche Verstümmelung mit t im Englischen sehr häufig ist — (fris. Pak, breitschott. pick), die Ladung sorgfältig zurechtpacken to stow (fris. stauen), Schiffstrümmer wreck (fris. Wrak), Werft wharf (fris. Werw), an Land, an Strand on shore (welches Wort shore eigentlich den steilen äußersten Rand des Landes bedeutet, von dem frisischen skor, skar, d. i. steil), reiten (vor Anker liegend bei hohler See, d. i. bei hohem Seegang (to ride (fris. ridjan, Imperf. read), rollen — von den Wogen — to roll (fris. rollin), Seemann seaman (fris. Siaman), Seefahrer seafarer (fris. Siafarer), fahren (ursprünglich ein Seeausdruck) to fare (fris. far-an), lebe wohl farewell — ursprünglich ein Abschiedsgruß für Seeleute (fris. farwel), Vorland, vorspringendes Hochland, foreland (fris. Förlun), hissen, d. h. an einem Tau oder Seil in die Höhe ziehen, to hoise und hoist (fris. hissin, breitschott. to heeze), das steile Felsgestad cliff (fris. Klaf), den günstigen und stark genug wehenden Wind breeze (fris. Bis — i lang), eine Leck leak (fris. Leakens), leck leaky (fris. leak) und lecken, d. i. einen Leck haben, to leak (fris. laken), landen to land (fris. lun'gin), Landlümmel oder Landmenschen oder Landkrabbe (zum Unterschied

von Seemann) landlubber und landloper (fris. Laanluper), Klafter oder Fadem fathom (fris. Fiatham — th wie im Englischen), Loths loadsman, d. i. ursprünglich der Mann, der das Loth oder Senkblei führt — jetzt gewöhnlich pilot — (fris. Loads), Segelmacher sailmaker (fris. Sailmagher), Bootsmann boatsman (fris. Boatsman), Steuermann steersman — gewöhnlich mate — (fris. Stjürman), steuern to steer (fris. stjüren).

Viele andere uralte Ausdrücke, die sich auf das Seewesen beziehen, sind im Laufe der Zeit in England untergegangen, z. B. Wanten, das sind die großen dicken Taue, welche an beiden Borden den Mast stützen, welche der Engländer jetzt shrouds of the mast nennt. Solche Umschreibungen sind immer armselige Nothbehelfe und zeugen, wenn sie häufig werden, von dem Verfall einer Sprache. Dieses shroud (breitschott. schroud, A. S. scrud) heißt ursprünglich Bekleidung, Beschützung. Auch den Namen Besan, d. i. der Hintermast, welches ein frisisches Wort ist, braucht der Engländer nicht mehr, sondern dafür mizzen. Für das frisische Rua, d. i. Ra oder Querstange am Mast (breitschatt. ra) sagt er yard, was auch eine Elle ist, für Stenge (fris. Steng) topmast (von top, fris. Top und Taap, d. i. Spitze, Gipfel, Scheitel), für das frisische Püttangs, das sind die Eisen an den Seiten des Schiffsrumpfs, an welchen die Wanten befestigt sind, chains (also Ketten — ausgedrückt), u. s. w. Das englische Wort roof heißt Dach und Decke, das frisische Ruf (u lang) aber bezeichnet die viereckige Hütte hinten auf dem Schiffsdeck. Die Spitze der Ra heißt auf Frisisch Naak, auf Breitschottesch nok, und die Ruderbank auf Frisisch Thaaft, auf Breitschottisch thaft. Der Engländer kennt diese Ausdrücke nicht mehr.

Benennungen, welche

Körperliches

bezeichnen, nämlich Theile, Beschaffenheiten, Zustände, Mängel und Krankheiten des Körpers, ließen sich am schwersten aus der Sprache der Gründer Englands verdrängen, in Folge der Macht der Gewohnheit, welche besonders das festhält, was durch beständige Anschauung immer gegenwärtig bleibt. Und darum haben sich auch so viele dieser Benennungen in der englischen Sprache erhalten.

Kopf heißt auf Englisch head (fris. Haad, A. S. heafod, deutsch Haupt, richtiger Haubt), Hirn brain das norddeutsche

Bregen (fris. Brain, d. i. Stirn), Hirnschale brainpan (plattd. Bregenpan), Haar hair (fris. Hiar), Ohr ear (fris Oar), Aug eye (fris. Ugh), Augenbraue eyebrow, Augenlid — Augenlied ist unrichtig — eyelid (fris. Ughlad), Vorderkopf forehead (fris. Fôrhaad) Nacken oder Genick neck — eigentlich Hals — (fris. Neak), Schedel, Hirnschale, scull, Nase nose (fris. Nôs — ô lang), Nasenloch nostril (fris. Naaster), Schnabel — ein Verkleinerungswort, welches aus Snab, Nab entstanden — neb und nib (fris. Neab), Lippe lip (fris. Lap), Backe cheek (fris. Tsjuk — u lang), Kinn chin (fris. Kan), Zahn tooth — plur. teeth — (fris. Tuth — plur. Teth — u und e kurz und th wie im Englischen), Zähre tear (fris. Toar), Mund mouth (fris. Můth — ů kurz und th wie das englische), Zunge tong nnd tongue (fris. Tong), Gaum oder Gaumen gums — d. i. Zahnfleisch — (fris. Hul), schmecken to smack — gewöhnlich to taste, welche Form das deutsche tasten ist, mit den Fingerspitzen berühren — (fris. smeaken), Schmack oder Geschmack smatch (verstümmelt aus smack) — gewöhnlich taste — (fris. Smagh), niesen to sneeze (fris. nesin), Roz oder Nasenschleim snot (fris. Snaat), rozig snotty (fris. snotag oder snaatag), Schnauze snout (fris. Snůtj, plattd. Snut — u lang), sehen to look — d. i. das deutsche liken in blicken, welches aus beliken entstanden (fris. luck-in), Sicht oder Gesicht sight (fris. Sicht, breitschottisch sicht), bei sich murmeln, mummeln to mumble (fris. momlin), nagen, mummeln, betteln to mump (fris. mompin, d. h. von Zahnlosen gemeiniglich gebraucht, wenn sie schnell kauen mit geschlossenen Lippen, breitschottisch to mump, d. h. zielen auf, anspielen auf, einen Wink geben), lachen to laugh (fris. lachin — a lang), wiehern to neigh (fris. maghrin, d. h. wiehern, auch zuweilen überlaut und unanständig lachen, und in diesen beiden Bedeutungen wird auch das breitschottische to nicher und to neigher gebraucht), Mähne mane (fris. Mônang), Haut hide (fris. Hidj), Fell skin, das deutsche Schin in Schinden, d. i. das Fell abziehen, und Schinder (fris. Sken und Skan), Horn horn (fris. Hurn), Kehle, Schlund throat (fris. Strôd — ô lang), schwelgen, richtiger schwälgen, d. h. ursprünglich verschlingen, to swallow (fris. swalgin), die Luftröhre weasand und wezand — gewöhnlich windpipe — (fris. Wias), Hunger hunger (fris. Honger), hungrig hungry (fris. hongrag), schlafen to sleep (fris. sliapon, Imperf. slep.) Schlaf sleep (fris. Sliap), Schlummer slumber, sund — gewöhnlich gesund — sound — gewöhnlich

healthy — (fris. sûnj), stark stark — gewöhnlich strong — (fris. stark — a kurz), sprechen to speak — das r ist ausgefallen — (fris. spreghan, Imperf. spreagh) und to talk, d. h. ursprünglich dolmätschen — richtiger tolmätschen, von Tol, Tal, Sprache —, denn das Sprechen der Gründer Englands mit den Eingebornen war nur ein Dolmätschen, (fris. tolkin, d. i. dolmätschen, von Tolk, Dolmätsch), eine gemeiniglich ans Wundersame grenzende Erzählung tale (fris. Teel), Schweiß sweat (fris. Sweat), schwitzen to sweat (fris. sweaten), süß sweet (fris. swet — e kurz), baden to bathe (fris. bathin — th wie das englische), kauen to chaw und to chew (fris. kauin), Vorderzah foretoth (fris. Förtuth), Bart beard (fris. Biard), hager und häßlich haggard und hag, das deutsche Hexe, richtiger Häx, von Hags, genau zusammenhängt, Schulter shoulder (fris. Skoller), Schulterblatt shoulderblade (fris. Skollerblead), Rücken back, das heißt eigentlich das Hintere (das frisische Beak in Beakthiarm, Mastdarm), sonst rig und ridge — aus rig verstümmelt — (fris. Ragh — a kurz) Kropf crop (fris. Kraap), der Hintere (Arsch) arse (fris. Ers — e lang), Furz fart (fris. Fört — ö kurz), furzen to fart (fris. förten), das Lendenstück, der Steis, rump (fris. Romp) — das deutsche Rumpf —, Stank, Gestank, stench (fris. Stönk — gesprochen Söngk und ö lang), stinken to stink (fris. stjonkan), der Flügel wing, das deutsche Schwinge (fris. Wjûg), winken — mit den Augen — to wink (fris. winkin), Arm arm (fris. Jarm — i und a getrennt gesprochen), Elbogen elbow (fris. Ealmbögh), Hand hand (fris. Hun), Handgelenk wrist (fris. Haanwrastlang), Finger finger (fris. Fanger), Daum thumb (fris. Thûm — th wie das englische und û kurz), Faust, plattd. Fust, fist (fris. Fist), Nagel — am Finger nail (fris. Nail), Klaue claw (fris. Klaw), schön handsome — ein wunderliches Wort, welches ursprünglich bequem bedeutet und das was sich händigen, handhaben läßt, von hand ist ebenfalls to handle gebildet, d. h. etwas unter Händen haben, mit etwas umgehen, die Hände zwischen etwas haben, das deutsche handeln, ein von Herkunft sehr materielles Wort —, Brust breast (fris. Brast), Busen — aus Busem verstümmelt — bosom (fris. Bösam), Nabel navel (fris. Nawer), Nabelschnur navelstring (fris. Nawerstring), Hüfte hip, Schenkel — ein Diminutiv von Schenk, Schink(en) — oder Bein shank (breitschott. schank, fris. Skink), Knie knee (fris. Knö-bian), das Schin oder Schienbein shin (fris. Sken), Knöchel, Fußknöchel knuckle (frit. Knaakel),

ankle (fris. Anklaw, altengl. ancleow), wovon das deutsche Wort Enkel, richtiger Aenkel, seinen Namen hat, Fuß foot, plur. feet (fris. Fut, plur. Fet), Zehe, richtiger Zähe toe (fris. Toan, nordengl. und breitschott. tae), Ferse heel (fris. Hail), Huf hoof, Klaue clutch — verstümmelt aus cluk — (fris. Klöksk), Seite side (fris. Sidj — i kurz), Ribbe rib (fris. Rab), Geripp rip, Knochen bone (fris. Knaak, Bian), Mark marrow (fris. Mörg, altengl. merg, breitschott. mergh), Blut blood (fris. Blud), Fleisch flesh (Fleask), Sehne sinew (fris. Sen), Knorpel gristle (fris. Grastel, Grassel), Ziz teat (fris. Tetj), Warze wart (fris. Uuart), Euter udder (fris. Jidder), blutig bloody (fris. bludag — u kurz), bluten to bleed (fris. bled-an), sinken oder kraftlos werden to droop (fris. drub-in), greinen to grin, Floßfeder fin (fris. Fin), nackt naked (fris. nagelt), Name name (fris. Nöm — ö lang), Schwarte sward (fris. Swörd), Leben life — die deutsche Form Leib (fris. Lif, d. i. Leib, aber lifloas heißt verloren, ums Leben gekommen), Galle gall (fris. Gal — a lang) Herz heart (fris. Hart), Leber liver (fris. Liwer — i kurz), Lunge lungs (fris. Long), Milz milt (fris. Melt), Darm tharm (fris. Thiarm), Magen (d. i. Thiermagen) maw (fris. Mag — a lang), Mutterleib womb (fris. Wom, d. i. Viehmagen, breitschott. wambe und wame, d. i. Magen und Mutterleib — die deutschen Formen Wamme und Wampe).

Der Engländer nennt die Wunde wound, Weh woe, weh oder wund oder schmerzhaft sore (fris. siar, breitschott. sair und sare — der Form nach das deutsche sehr), Mangel want (fris. Want — a lang), krank sick (fris. sük, das deutsche siech), Ueberbein oder Kropf wen (fris. Wean), Krätze itch (aus ik entstanden, ist das Juck in jucken) und juck (fris. jök — ö lang, d. i. Jucken), Schorf scurf und scruf (fris. Skürw), schorfig scurvy (fris. skürwag), den Pfipps pip (fris. Pip — i lang), Beule beal und boil (fris. Baal), schwären to beal (fris. baalnin), Husten cough (fris. Koks), taub deaf (fris. duf — u lang), todt dead (fris. doad), Tod death (fris. Doath), alt old (fris. oal), älter elder (fris. ealer), Uebel evil (fris. Öwel) Noth need (fris. Noad), eine kleine Beule blain (fris. Blain), blind (fris. blinj), triefäugig bleareyed (fris. blarughat), Krüppel cripple (fris. Krebbel), seine Krücke crutch — entstanden aus cruk — (fris. Krak), lahm lame, hinkend halt (fris. halt — a lang), heilen to heal (fris. hialin), heisch hoarse (fris. hoask), mager

meager fris. mager), Masern measles (fris. Mesel), Durst thirst (fris. Tharst), in Ohnmacht fallen to swoon (fris. swûm-in) — das deutsche schweimen —, stönen, ächsen — ächzen ist falsch — to groan (fris. gren-en), halb schlafen to doze (fris. dusin), Mangel und Gebrech brack (fris. Brek), Bruch breach und break (fris. Bregh).

Was die Namen der

Farben

betrifft, so sind auch diese meistentheils den Engländern als die urheimathlichen immer seit der Gründung Englands geblieben.

Weiß heißt auf Englisch white (fris. witj) und blank (fris. blank — ist das deutsche blank), bleich bleak (fris. bliak), schwarz black (fris. Blok, d. i. Dinte) und swart (fris. suart), roth red (fris. ruard), weiß machen und weiß werden to whiten (fris. witjin), bleichen to bleach (fris. blik-en), blinken to blink (fris. blinken), klar clear (fris. klar), blau blue (fris. ble — e wie in Hecht), braun brown (fris. brûn), trüb und dunkel gloomy (fris. glumag, d. i. trüb, vom Wasser gesagt), Düsterkeit gloom (fris. Glum, d. i. trübes Wasser mit viel Bodensatz darin), schimmern und glimmern to glimmer (fris. glimrin), grau grey und gray (fris. gre — e wie in Hecht), etwas grau grizzly (fris. greslag), gelb yellow (fris. gûl — û lang), grün green (fris. gren — e lang), sommerfleckig freckly (fris. friaknag).

Auch die

Metalle und die Münzen

der ältesten Zeit tragen westgermanische Namen, welche die Gründer Englands mit von unsern Küsten hinübernahmen. Beide sind so uralt, wie die in unsern frisischen Grabhügeln gefundenen kupfernen und mischmetallenen Schwerdter und Dolche und viele andere aus andern Metallen, Gold, Silber u. s. w., gefertigten Sachen.

Selbst das Wort Kupfer (engl. copper, fris. Köber) halte ich, ungeachtet des griechischen und römischen Namens, in Westgermanien für uralt. Gold nennt der Engländer gold (fris. Gul), Silber silver (fris. Salwer), Blei oder Loth lead (fris. Load), Eisen iron — das Wort ist danisirt worden — (fris. Isen), Stahl steel (fris. Stial), Zinn tin (fris. Tan). Das Mort Messing hat anscheinlich mit Mischung einerlei Ursprung. Die Münznamen Schilling und Pfenning (engl. shilling und penny — aus pennig entstanden, so wie pence aus pennys -- fris. Pannang und Skallang) sind ebenfalls uralt, aber nicht

groat und dollar (Groot — norddeutsch — und Thaler — süddeutsch). Alle diese uralten Ausdrücke wären keine englischen, wenn sie nicht schon von den Gründern Englands stammten.

Geistiges und geistige Zustände

betreffend, sind bei den Engländern die Benennungen aus der Urheimath die vorherrschenden geblieben, als Gott (engl. god, fris. God — das G in beiden sehr hart), gut (engl. good, fris. gud), Geist (engl. ghost, fris. Geast), Seele (engl. soul, fris. Sial), Sünde (engl. sin, fris. San), göttlich (engl. godlike, — die Endsilbe lik, deutsch lich, zeigt die Aehnlichkeit an), Meinung (engl. meaning, fris. Menang), meinen (engl. to mean, fris. men, men-en), Wille (engl. will, fris. Wal), wollen (engl. to will, fris. wel, wel-an), Gedanke (engl. thought, fris. Thaacht und Thaocht), Verstand, Witz (engl. wit, fris. Wat), Weisheit (engl. wisdom, fris. Wisdum), Lust und Wollust (engl. lust, fris. Last), plötzliche und starke Furcht (engl. fright, fris. Frücht), fröhlich (engl. blithe, fris. blith — i lang), Haß (engl. hate, Had — a lang), Hoffnung (engl. hope, fris. Höb — ö lang), Schaam (engl. shame, fris. Skömath — th wie das englische), schämen (engl. to shame, fris. skömin), Sorge (engl. sorrow, fris. Surg), Wunder (engl. wonder, fris. Wonner), zornig (engl. wroth, fris. wriath — th wie im Englischen), sehnen (engl. to yearn und yern, dem das deutsche gern am verwandtesten ist, aber gewöhnlich to long, fris. ling, lingen, d. h. sich sehnen), seuffen — seufzen ist falsch — (engl. to sigh, fris. sik-in), grimmig (engl. grim, fris. grimmag), sanft (engl. meek, fris. meak, d. i. zahm, sanft), Gemüthsstimmung (engl. mood, die deutsche Form Muth und das frisische Mud, d. i. Muth und Liebe), schauern (engl. to shiver), träumen (engl. to dream, fris. drem, drem-en), Alp oder Nachtmahr (engl. nightmare, fris. Nachtmear), Meerweib (engl. mermaid, fris. Mearwüf), Groll, Trotz und Kränkung (engl. spite, fris. Spit — i lang —, d. i. Hohn), lieben (engl. to love), lieb, theuer (engl. leef oder lief, dear, fris. lef, djûr — e kurz und û lang), glauben — entstanden aus gelauben (engl. to believe, fris. liaw, liawen).

Sehr viele englische

Thiernamen,

und was damit in näherem Verhältniß steht, sind in England so alt wie seine Gründungszeit, und wie viele andere sind seit-

dem von fremden verdrängt, in Vergessenheit gesunken. Der Engländer nennt Pferd überhaupt horse (fris. Hors, Haars, d. i. Mutterpferd), Stute oder Mähre mare, Kuh cow — plur. cows, kee oder ki und kine — (fris. Kû — plur. Ki), Stier steer (fris. Stjir), Hund hound und dog (fris. Hûnj), Schwein swine fris. Swin), Sau sow (fris. Sôg — ô kurz), Färkel — entstanden aus Fark — farrow, welches ursprünglich farg geheißen, Schaf sheep (fris. Schep), Lamm lamb (fris. Lum), Lämmchen lambkin (fris. Lamki — a lang), Schafmutter ewe (fris. Joa), das Borgschwein hog (das deutsche Hakſch), Bull bull, Bock buck, Schafbock ram (fris. Ram — a lang und dumpf), Hammel wether (fris. Wether — das erste e lang — d. i. der verschnittene Schafbock, die deutsche Form Widder), Rindvieh neat (fris. Noat), Ochs ox (fris. Oks), Vieh, Bestie, Beest beast (fris. Best — e lang — Hausthier, besonders Vieh), Kalb calf (fris. Kualw), kalben to calve (fris. kualwin), Katze cat (fris. Kat — a lang), Fuchs fox (fris. Faas), Hase hare (danisirt. Der Frise sagt Has — a lang), Geiß oder Ziege goat (fris. Geit), Bär bear (fris. Bear), Biber beaver, Hühnchen chick (das deutsche Küch in Küchlein), Henne hen (fris. Han), Gans goose — plur. geese — (fris. Gus — plur. Ges), Vogel — richtiger Fogel — fowl (fris. Fôgl), Habicht hawk und goshawk (fris. Gusiarn, die große Art Habichte, der Aar), Ente duck von ducken, tauchen — (fris. An), Kaninchen cony — gewöhnlich rabbit — (fris. Kanin), Füllen foal (fris. Fôl — ô lang), Färkel grice (fris. Gris), Ratze rat (fris. Rat a lang), Lärche lark (fris. Larsk), Mewe mew (fris. Mev — e lang), Kibitz lapwing, pewet — alles Benennung nach dem Laut der Stimme dieses Vogels oder seiner Flügel — (fris. Liap — manchmal auch in der Kindersprache Piwitj), Nest nest (fris. Neast), nisten to nestle (fris. neastlin), Rabe raven (fris. Raw — a lang), Saatkrähe rook (fris. Ruk), Krähe crow (fris. Kriak), Taube dove (fris. Dûw — û lang), Turteltaube turtledove, Wiesel weasel und wesil, Walfisch whale (fris. Wealfask), Fisch fish (fris. Fask), Wolf wolf (fris. Wulw), Wurm worm (fris. Wirm), Wespe wasp, Schwalbe swallow (fris. Swalk — a lang), Schwan (fris. Swan — a lang), Storch stork (fris. Arebar), Drossel throstle und thrush, Finke finch (fris. Fink), Thier der Form nach das englische deer, d. i. Thier vom Hirschgeschlecht (fris. Thier), Aal eel (fris. Jal — i und a getrennt ausgesprochen), Ameise, vielleicht richtiger Ameiß, emmet und mire (fris. Mir

— i lang), Krebs und Krabbe crab (fris. Krab — a lang), Karpfen carp, Barbe barbel, Floh flea und lop — das letztere (dänisch (Loppe) wohl von to leap hüpfen, springen — (fris. Nop und Naap), Laus louse (fris. Lûs — û kurz), Lausei oder Niß nit (fris. Ned), Seehund seal (breitschott. selch und selchie, fris. Selg), Sperling — verstümmelt aus Spårling — sparrow fris. Sparg), Schnepfe snipe, Specht speight und speckt, Staar, Sprehe stare (fris. Sprian), Mücke midge — verstümmelt aus mig — (fris. Mag — a sehr kurz), Maus mouse (fris. Mûs — û kurz), Motte moth, Auster oyster (fris. Oastrang), Roche ray, roach (fris. Roch), Schnacke (kleine Schlange, Stechfliege) snake, d. i. Schlange, (fris. Snak — a lang), Häring herring (fris. Hiarang), Wiedehopf hoopoe, Schaflaus oder Zecke tick und tike (fris. Tegh — e kurz), Rind, junge Kuh, sturk (plattd. Stark).

Die englische Sprache hat eine bedeutende Menge auf
feldwirthschaftliche Gegenstände

sich beziehende Namen nachbehalten, welche nur im Mutterlande der Gründer Englands urheimisch sind und im Allgemeinen ein untrügliches Zeugniß von der nicht geringen Culturstuffe liefern, worauf das Volk stand, welches England sein Dasein gab. Dergleichen sind folgende:

plough (fris. Pluch, deutsch Pflug), wain und wagon (fris. Wain, d. Wagen), harrow (fris. Harw, d. Egge), furrow (fris. Forg, d. Furche), to furrow (fris. forgin, d. furchen), to harrow (fris. harwin, d. eggen), to plough (fris. plughin, d. pflügen), ploughland (fris. Pluchlun, d. Ackerland), acre (fris. Eaker, d. Acker, Morgen), field (fris. Fial, d. Feld), to sow (fris. se — e wie in Hecht — und se'n, d. säen), seed (fris. Siad d. Saat, Saame), corn (fris. Kurn, d. Korn), seedcorn (fris. Siadkurn, d. Saatkorn, d. i. das Korn zur Aussaat), seedlop (fris. Siadlup, d. Saatkorb), wheel (fris. Wel, Wagenrad), spoke (fris. Spuk — u lang —, d. i. Speiche), felloe (fris. Fellang, d. Felge), to fallow (fris. fialgin, d. brachen, falgen), to ear (fris. erin, d. pflügen), ripe (fris. rip, d. reif), to ripe (fris. rip-in, d. reifen), sickle (fris. Sakel — a kurz —, d. Sichel), sheaf (fris. Skuf — u lang —, d. Garbe), to kern (fris. kernin, d. körnen), shock (Haufe von Garben, fris. 42 Garben 1 Skaak), share (Pflugschaar, von scheren, d. i. schneiden), rick (fris. Ruk — u lang —, d. Heuschober), sluice (fris. Slûs — ü lang —,

d. Schleuse — natürlich ein ursprünglich frisisches Wort), spade (fris. Spad — a lang —, d. i. ein lanzenförmiges Eisen an einem langen Holzstiel, welches Werkzeug auf den nordfrisischen Eilanden zum Torfgraben gebraucht wird —, deutsch Spathen. Das Urwort, wovon diese Ausdrücke stammen, ist die alte Waffe Spad, aus welchem Namen sich das fransche Wort épée, Degen, gebildet hat, und diese Waffe war die frisische und fränkische.), dam (fris. Dam — a lang und dumpf —, d. Damm), to dam (fris. damin, d. dämmen), dike, Graben und Erdwall oder Damm, und das aus dik verstümmelte ditch, Graben, welche beiden Ausdrücke ursprünglich nur Erdwall, Deich, Seedeich geheißen (fris. Dik, d. i. Wall, um die Felder und Wohnungen oder gegen die See, breitschott. dike, Wall, altengl. dic, Wall, Deich), to dig, graben, ursprünglich deichen, d. i. mit einem Erdwall umschließen (fris. dik-in, breitschott. to dyk, beides: mit einem Wall einschließen), fen, Sumpfland (fris. Fean, d. i. ein mit Gräben eingefriedigtes Stück Marschland), beam und boom (fris. Bum — u lang —, d. Baum), beech (fris. Böki, d. Buche), beechen (fris. bökin, d. buchen, von Buchenholz), birch, Birke, asp, Espe oder Aespe oder Aspe, ash (fris. Easki, d. Esche), ashen (fris. easkin, d. von Aeschenholz), alder, Erle oder Eller, wohl richtiger Aerle und Aeller, aldern, ellern, von Erlenholz, fir, Fore — Före — oder Fichte, wovon das frisische fjüren, d. i. von Förenholz, acron, Eichel oder Ecker, welches letztere Wort viel älter ist als Eichel, bark (fris. Boark, d. Borke, Baumrinde), blade — gewöhnlich leaf, d. i. das deutsche Laub — (fris. Bled — e lang —, d. Blatt), blossom (fris. Blaas, d. Blüthe), to blossom (fris. blaasmin, d. blühen), bloom, Blüthe, Blume (fris. Blum — u lang), bloomy (fris. blumag, d. blumig), bush (fris. Boff, d. Busch), bosky, buschig, waldig (fris. boskag), cumin (fris. Kömen, d. Kümmel), anes und awns (fris. Agen, d. i. die abgedroschenen Agen oder Aehrengrammen), beet (fris. Bet — e lang —, d. Beet, rothe Rübe), bean (fris. Boan, d. Bohne), berry, Beere, boor, (fris. Bür — ü lang —, d. Bauer, Ackersmann), chaff (fris. Kaf, d. i. die Spreu beim Dreschen), claver und clover (fris. Kliawer, d. Klee), clay (fris. Klei, d. i. blauer Lehm, wie in Marschländern), bourn, Grenze, Bach, Born, bramble (fris. Brommel, d. i. Brombeerstrauch), brigde — verstümmelt aus brig — (fris. Brag, d. Brücke), fitch und vetch — verstümmelt aus fik und veck, und diese aus wik nnd wek —, das deutsche

Wicke, fern, Farnkraut, ford (fris. Furd — u lang —, d. Furth und Förde), clod, Kloß, Erdkloß, clump (fris. Klomp, d. Klumpen), to gise, d. i. fremdes Vieh auf seiner Weide mästen (fris. gesin, d. i. überhaupt Vieh auf seiner Weide mästen), pear (fris. Per — e lang —, d. Birne), plum (fris. Plum, d. Pflaume), apple (fris. Apel, d. Apfel), root (fris. Rut, d. Wurzel), shepherd (fris. Schephörd), shrub (fris. Skrob, d. Staude, Strauch), sloe, Schlehe, sod (fris. Suad, d. Rasen, Erdscholle), quick und das verstümmelte quitch (fris. Kweg, d. Quecke), nut (fris. Nöd — ö kurz —, d. Nuß), nettle (fris. Nedelk, d. Nessel), d. Nessel), oak (fris. Jaki — i und a getrennt gesprochen —, d. Eiche), moos, Moos, Sumpf (fris. Mösk — ö lang —, d. i. Moos), mud, Moorschlamm (fris. Möd — ö kurz —), mead und meadow, Wiese (fris. Miad, d. i. Marschwiese), marsh (fris. Marsk — a lang —, d. Marsch, Marschland), marl, Märgel, linseed (fris. Linsiad — das erste i lang —, d. Leinsaame), leek, Lauch, lay, Lage, d. i. Schicht (fris. Lag — a lang), hedge — verstümmelt aus keg — (fris. Heg — e lang —, d. Hecke), heath (fris. Hiath — th wie das englische —, d. Haide), heap (fris. Haup — u lang —, d. Hauf, Haufe), to heap (fris. hupin, d. häufen), grass (fris. Gears, d. Gras), to graze (fris. gresin, d. grasen), ground (fris. Grünj, d. Grund), to grow (fris. gruien, grui, d. wachsen, keimen), halm und haum (fris. (fris. Halm, d. Halm), hawthorn (fris. Hagithurn, d. Hagedorn), hay, Heu, richtiger Häu, to mow, mähen, harvest, Erndtezeit (fris. Harwst, d. i. Herbst), kazel, Hasel(staude), to hack (fris. hak-in, d. hacken), græff und groove (fris. Gruw — u lang —, d. Graben, Grube), halter, Halfter, herd, Heerde, hole (fris. Haal, d. die Höhle), spot, Fleck, Stück Landes (fris. Spaat), swath (fris. Sweath, d. Schwad oder Schwaden), sprout (fris. Spraat, d. Sproß), stead (fris. Sted — e lang —, d. Stelle, Stätte), sting, Stachel (fris. Sting, die scharfe Granne an Aehren), stubble (fris. Stöbel, d. Stoppel), tedder und tether (fris. Tjidder, d. i. Weideseil), thistle (fris. Fissel, d. Distel), thorn, Dorn, thrave, ein Doppeldutzend (fris Thraw — a lang —, breitschott. thraif, thrave, threave, 24 Garben Korn, im Frisischen aber nicht von Korn gebraucht, sondern vom Dachrohr, d. i. Schilfrohr zum Dachdecken), thrash und thresh (fris. tharskan — Imperf. thorsk —, d. dreschen, to winnow, wannen, sichten, sieve (fris. Sew — e kurz —, d. Sieb), rake, Rechen, Harke, spur (fris. Spör — ö lang —, d. der Sporn, entstan-

den aus Spor mit der mitteldeutschen Schleppendung en), hoe, Haue, Hacke, flail (fris. Flail, d. Flegel, d. i. Dreschflegel, richtiger Flägel), to cast, werfen, (fris. kastin, Korn auswerfen mit der Handschaufel in der Tenne beim Kornreinigen).

Auch viele

Handwerks- und Gewerbsgegenstände

tragen in England die uralten vom Mutterlande entstammten Namen, und diese zeigen unwiderleglich, wie weit schon vor 1400 Jahren das Volk von unsern Küsten in den mechanischen Künsten gewesen. Viele davon sind nach und nach aus der englischen Sprache verschwunden. Von den übrig gebliebenen hebe ich die nachstehenden heraus:
cooper (fris. Küper, d. i. Bötticher oder Küfer), coop, Kufe, awme, Ahm, butt, Butte, Faß, hammer, Hammer (fris. Hömerk), hoop (fris. Hup, d. Reif, Tannenband), nail, Nagel, spike, (fris. Spiker — i kurz — d. Nagel), staff, Stab eines Fasses (fris. Steaf), staves, Stäbe (fris. Stewer), fisher (fris. Fasker, d. Fischer), net (fris. Neat, d. Netz), hook (fris. Huk, d. Angel), crock (fris. Kraach, d. Grapen), crook (fris. Kruk, d. Haken), cruise (fris. Kruas, d. Krug), to clench und to clinch, d. h. den eingeschlagenen Nägeln, z. B. in Schiffsplanken, die Spitze platt hämmern, zur besseren Befestigung, oder den eingeschlagenen Nagel an beiden Enden mit einem kleinen runden oder viereckigen Plättchen versehen (fris. klenkin — e lang), smith (fris. Smath — th wie das englische —, d. Schmid), smithy (fris. Smeth — e kurz und th wie das englische, d. Schmide), bolt (fris. Baalt, d. Bolzen), wire (fris. Wir — i lang —, d. Eisen- oder Messingdrath), string, Saite, Strang eines Seils (fris. String), rope, Seil, Tau (fris. Riap), saw (fris. Seg — e lang —, d. Säge), scate und skate, Schlittschuh (westfris. Skate, nordfris. Skor), sled und sledge (fris. Sled, d. Schlitten), sheath (fris. Schuath, d. Scheide, d. i. Messer- oder Schwertfutteral), shield, Schild, spear, Speer, snare (fris. Snar — a lang —, d. Schlinge), saddle (fris. Sadel, d. Sattel — Satteln bei unsern Völkern uralt), rafter (fris. Reaftrang, d. Querholz), plate, Platte, daher auch Teller (fris. Plad — a lang), starch (fris. Starkels, d. Stärke nämlich zum Steifmachen der Wäsche), to starch (fris. stark, stärken, d. stärken, d. i. Steifmachen), stock und stick (fris. Staak, d. Stock und Stecken), strap (fris. Strop, d. Riemen), sword

(fris. Swörd, d. Schwerd), wedge — verstümmelt aus weg — (fris. Weag, d. Keil, d. i. zum Spalten), bottle — ein uraltes germanisches Wort, auch die fransche Form ist eine uralte germanische — (fris. Buttel, d. Bottel, Flasche), flask (fris. Flask — a lang —, d. Flasche), ein ebenfalls uraltes germanisches Wort, bore (fris. Bör — ö lang — d. Bohre, Bohrer), to bore (fris. börin, d. bohren), box, Büchse, to build, bauen, der Form nach das deutsche bilden (fris. bag, bag-en, breitschott. to big), car (fris. Kar — a lang und dumpf —, d. Karre, Karren), to carve, graben, stechen, schnitzen, kerben (fris. kiarwin), clamp, Klammer, Leiste, (fris. Klamp — a lang), clapper, Klöppel (fris. Klebber), drill (fris. Dril, d. Drillbohrer), to drill (fris. drillin, d. drillen), to gild (fris. galt, galten, d. vergolden), die goldenen Ringe und Geräthschaften in unsern Todtenhügeln sind uralt, haft (fris. Heaft, d. Heft), hackle, Hechel, richtiger Hächel (fris. Hegel), aus to walk (fris. woikin, d. walken) ist, wahrscheinlich in Folge der Hin- und Herbewegung beim Walken, der englische Ausdruck für gehen geworden und der ursprünglich römische, to full, an die Stelle getreten, barrow (fris. Bear, d. Bahre), bier, Bahre, Todtenbahre (fris. Likbear, d. h. Leichenbahre) — von diesem bier, stammt to bury begraben, —, bin, Behälter, plattd. Bün, d. i. Fischbehälter in Blankeneser Fischfahrzeugen, awl, Ahle, d. i. Schusterpfrieme, leather (fris. Lether, d. Leder), link, Glied einer Kette (fris. Lenk — e lang), last (fris. Least, d. Leisten, d. i. Schusterleisten), to make (fris. maghin, d. machen), maund, Mand, d. i. Handkorb, mill (fris. Maln, d. Mühle), miller (fris. Maller, d. i. Müller), to grind (fris. grinjan, d. mahlen), lime (fris. Lim, d. Leim), line (fris. Lin — i lang —, d. Leine), loam (fris. Liam, d. Lehm), to melt, smelt und smilt (fris. smolt, smolten, d. schmelzen), mood (fris Mut, d. Form, d. i. worin man etwas formt, gießt), mug, Gefäß, (fris. Muk), pack (fris. Pak, d. Pack, Ballen), pitch — verstümmelt aus pik — (fris. Pak, d. Pech), lye, Lauge, to sheer und shear (fris. skeran, d. schneiden, scheren, als Korn, Schafe, to ring (fris. ring, ringen, d. läuten), to stamp (fris. steampen, stämpeln), stamp (fris. Steamp, d. Stämpel), street (fris. Stroat, d. Straße), to whet (fris. weatin, d. wetzen). Viele andere hieher gehörende Ausdrücke sind bereits in den obigen Abschnitten vorgekommen.

Außer den schon angeführten auf

Maaß, Zahl und Gewicht

sich beziehenden Benennungen mögen hier noch einen Platz einnehmen: great (fris. grat, d. groß), little (fris. letj, d. klein, d. i. das fris. klian, welches dünn, schmächtig heißt) less (fris. letjer, d. kleiner), least (fris. letjst, d. kleinst), height (fris. Höchte — ö lang —, d. Höhe), high (fris. huch — u lang —, d. hoch), flock, Haufen, Anzahl (fris. flaak, flaaken, d. h. manche, mehrere), last (fris. letst — e lang —, d. letzt), length (fris. Lengte, d. Länge), long (fris. lung, von Raum, und laang, von der Zeit, d. lang), many (fris. mannang, d. manche, viele), ell (fris. Ealn, d. Elle), dicher, 10 Stück, Decher, low (fris. liach, d. niedrig), lower (fris. liager, d. niedriger), breadth (fris. Brete, d. Breite), broad (fris. briad, d. breit), curt und short (fris. kurt, d. kurz), depth (fris. Djipte, d. Tiefe), deep (fris djip, d. tief), near und nigh — das erstere dänisch — (fris. nai, d. nahe), next (fris. naist, d. nächst), narrow (fris. nar — a lang —, d. eng), more (fris. moar, d. mehr), most (fris. miast, d. meist), far (fris. fir — i lang —, d. weit, fern — entstanden aus fer und der Schleppe en), farther (fris. farther, farrer, fither, firer, d. weiter), double (fris. dobbelt, d. doppelt), das englische to double heißt auch wie das frisische doblin, falten, nämlich ein Blatt in einem Buch, ein Ohr darin machen, edge — verstümmelt aus eg — (fris. Eag, das heißt, wie das englische, Kante, Rand, Messerschneide), end (fris. Anj — a lang —, d. Ende), fathom, 6 Fuß, Fadem (fris. Fiatham), rod und rood (fris. Road, 16 bis 18 Fuß, Ruthe), mark, die Feldmark (fris. Mark, d. h. nicht die Grenze, sondern der gesammte Feld- oder Marschbezirk), span (fris. Spaan, d. Spanne, ½ Fuß), stound (fris. Stünj, d. Stunde), step, Schritt, das deutsche Stapf in Fußstapf (fris. Stap — a lang), to step (fris. stapen, d. schreiten), shoal (fris. Sköl — ö lang —, d. Haufe, Schaar), swarm (fris. Swarm, d. Schwarm), wide (fris. widj, d. weit), to wide (fris. widjin, d. weiter machen), last, Last — ein gewisses Maaß — (fris. Least), shive (fris. Skiw — i lang —, d. Scheibe, d. i. Schnitt, z. B. Brod).

Eine Menge

Naturgegenstände und Naturerscheinungen

werden ebenfalls noch jetzt in England mit Namen genannt, welche die Gründer dieses Landes mit hinüber brachten, als

frost (fries. Fraast, d. Frost), heat (fries. hatj — a kurz — d. Hitze, plattd. Hit), hail (fries. Hail, d. Hagel), snow (fries. Sne — e wie in Hecht —, d. Schnee), rain (fries. Rin — i kurz —, d. Regen), shower (fries. Skůr — ů lang —, d. Schauer), shade und shadow (fries. Skad — a lang —, d. Schatten), cold (fries. kul — u kurz —, d. kalt), cool, kühl (fries. kelag), day (fries. Dai, d. Tag), night (fries. Nacht — a lang —, d. Nacht), morn und morning (fries. Maren, d. Morgen), even und evening (fries. Inj, britschott. een, d. Abend), to dawn (fries. dagin, d. tagen), heaven, norddeutsch Hewen, d. i. Himmel, star (fries. Stear, d. Stern — entstanden aus Ster und der Schleppe en), wind (fries. Winj, d. Wind), storm fries. Sturm, d. Sturm), stormy (fries. sturmag, d. stürmisch), summer (fries. Sommer, d. Sommer), weather (fries. Wether — — e kurz und th wie das englische —, d. Wetter), wither, verwelken (ursprünglich heißt es durchs Wetter vergehen, verwittern), wave (fries. Wag — a lang —, d. Woge), thunder (fries. Thonner, d. Donner), twilight, Zwielicht, water (fries. Wether — e lang —, d. Wasser), well, Quell, earth (fries. Erd — e lang und wie in Ehre —, d. Erde), world (fries. Werelt, breitschott. warld, d. Welt — ein verstümmeltes Wort. Das Kreisende ist Grundbegriff), sun (fries. San, d. Sonne), moon (fries. Mun — u lang —, d. Mond), light (fries. Lacht — a lang —, d. Licht), strand und strond (fries. Strun, d. Strand), south (fries. Sůth, d. Süden), west (fries. Wast — a lang —, d. West), north (fries. Nurth — oft ausgesprochen Nuth, mit kurzem u und dem ursprünglichen th-Laut), east (fries. Oast, d. Osten), to freeze (fries. frisan, Imperf. fraas, d. frieren), foam (fries. fum — u lang —, d. Schaum), scum (fries. Skům, ů kurz, Schaum), stone und steam (fries. Stian, d. Stein), dale (fries. Deal, d. Thal), cop, Kuppe, peak, Gipfel, Spitze (fries. Pik), sand (fries. Sun und in Zusammensetzungen Saan, d. Sand), hot (fries. hiat, d. heiß), hill ist der Form nach das deutsche Hügel, ice (fries. Is, d. Eis), froth — ein danisirtes Wort (fries. Fraab, d. Schaum), gleam, Lichtschimmer, Lichtglanz (fries. Pem), dry (fries. drůg, d. treug, trocken), wet (fries. wiat, d. naß), twig (fries Twig — i lang —, d. Zweig), willow (fries. Wilg-Bum, u lag, d. Weidenbaum), withy, Weide, tide, die Zeit, nämlich die Wasserzeit oder Stromzeit, d. h. Ebbe und Fluth, (fries. Tidj), to thaw, thauen, vom Thauwetter, (fries. thoaien und thoai — th wie das englische), to dew, Thau, (fries

Daag), flaw, Sturmschauer, norddeutsch Flaag, hurlwind, Wirbelwind, heftiger Stoßwind (fris. Horl und Horlwinj), land, Land, (fris. Lun, häufig in Zusammensetzungen Laan), landscape und landskip (fris. Lunskap, d. Landschaft), landward (fris. lunwart, d. dem Lande zu), mist (fris. Mist, d. Nebel), damp, Nebel, Dunst, Dampf (fris. Damp), shell, Schale, Muschel, (fris. Skal, d. i. Muschelschale), drought, Dürre, Mangel an Regen, (fris. Dröcht ö lang), to welk, umwölken, welked, wolkig, inland, inländisch (fris. Inlun, d. i. Inland.

Unter den

Neben- und Beiwörtern

der englischen Sprache sind eine große Anzahl so alt in England, als seine Gründungszeit. Solche sind:
forth (fris. furth, d. fort), all (fris. al, d. all), always, allewege, immer, although, obgleich, though ist das deutsche doch, and (fris. an, d. und), as (fris. ûs und as, d. als), at (fris. eat, at, d. bei, in, an), before (fris. bifôr — ô lang, d. bevor), better (fris. bether, d. besser), best (fris. bast — a lang —, d. best), fresh (fris. frisk, d. frisch), foul (fris. fûl, d. schmutzig, der Form nach das deutsche faul), for (fris. fôr — ô lang —, d. vor, für), ere (fris. iar, d. eh, eher), fast (fris. feast, d. fest), enough (fris. naach, d. genug), where (fris. huar, d. wo), wherefore, warum, weswegen, (fris. huarfôr), fat (fris. feat, d. fett), even, eben, gleichförmig, ruhig (fris. ewen, d. i. eben, gleichförmig, landsam), fine (fris. fin — i lang —, d. fein), each — welches sein r oder l verloren, eben so wie speak sein r — (fris. ark und arken, breitschott. ilk, deutsch jeder), each other (fris. arkôther, d. einander), either (fris. ether — das erste e kurz —, jeder von beiden, einer von beiden), bitter (fris. batter, d. bitter), beyond, jenseits, plattd. günt, both (fris. biath, d. beide), by (fris. bi, d. bei), but (fris. bûtjen, d. aber, außer, nur), behind, hind, hinder, hinter free (fris. fri, d. frei), frank (fris. fank, d. frank), frolick, frölich, full (fris. fol, d. voll), half (fris. hualw, d. halb), hasty (fris. heastag, d. hastig), here (fris. hir — i kurz —, d. hier), he (fris. hi, d. er), her (fris. hôr — ô kurz —, d. ihr, sie — weiblichen Geschlechts), himself (fris. hamsalw, d. er selbst, ihn selbst, ihm selbst), harsh (fris. harsk, d. herb, bitter), hey — ein Ausruf (fris. hei, d. ei), hight (fris. het, d. hieß, geheißen), nempt (fris. neamd, d. genannt), holy (fris. halg, d. heilig), late (fris. led — e lang

—, d. spät), leef und lief (fris. lef, d. lieb), loud, laut, mid (fris. mad, d. mitten), ugly (fris. ongelk — entstanden aus onglik —, d. häßlich), true (fris. trau, d. treu und wahr), tough (fris. tuch und tai, d. zäh), up (fris. ap, d. auf), weak, schwächlich (fris. wok, d. i. weich), well (fris. wel, d. wohl) us, uns, unser (fris. ůs — ů kurz —, d. h. uns, ůs — ů lang —, d. h. unser), what (fris. wat, d. was, richtiger waß, denn was ist aus waz und dieses aus wat entstanden), whether (fris. wether — e kurz —, d. ob, wer von beiden, das ältere deutsche weder, das fris. wether und das englische whether haben ganz gleiche Bedeutungen), which (fris. hok, hokker, hög — ö kurz —, d. welch, welcher), un — in Zusammensetzungen — (fris. ůn, d. un), yet (fris. jit, jet, d. noch, bisher, richtiger bißher, denn das deutsche bis heißt auf Frisisch bet. Die deutsche verstümmelte Sprachform jetzt ist dieselbe Form), yon ist das deutsche jen in jenseit, jener u. s. w., young (fris. jong, d. d. jung), youth und youngth (fris. Jöchd — ö lang —, d. Jugend), yea — älter als yes — (fris. ja — a hell und kurz —, d. ja), ye (fris. jam, d. ihr, euch), warm (fris. warm, d. warm), whose (fris. hoans, d. wessen), whole (fris. hial, d. ganz, der Form nach das deutsche heil), wild (fris. wilj, d. wild), wise (fris. wis — i kurz —, d. weise), wont (fris. wen, d. gewohnt), witty, witzig, ready (fris. reddag, d. bereit), soft, sanft, sacht, some (fris. som, sommen, d. einige, gewisse), sober (fris. sůwer, d. nüchtern, der Form nach das deutsche sauber), stiff (fris. stif — i kurz —, d. steif), tame (fris. tam — a lang —, d. zahm), right (fris. rocht, d. recht), round (fris. trinj — hängt mit dem breitschott. to trincle, fris. tranlin, engl. to trundle, d. h. im Kreise herumgehen, innig zusammen —, d. rund), siker, sicker (fris. seker, d. sicher), sike (fris. sok, d. solch), since — entstanden aus sithence — und sith (fris. sant, seit und sint z. B. in sintemal), slight, unbedeutend, gering, (fris. slacht, d. schlicht und schlecht), sly, schlau, smug, geputzt, hübsch, sauber (fris. smok — o kurz —), thick (fris. thjok, d. dick), thin (fris. than, d. dünn), that (fris. that und thet, d. das und daß), still (fris. stal, d. still), sour (fris. sůr – ü kurz —, d. sauer), ever und never, immer und nimmer, how (fris. hů, d. wie), hollow (fris. haal, d. hohl), if (fris. jif und of, d. ob, wenn), inward (fris. inwart — i lang und der Ton auf in —, d. einwärts, innerlich), it (fris. hat, holländ. het, d. es, richtiger eß), irksome (fris. irg, d. ärgerlich), I (fris. ik, jůtsch a, d. ich), light (fris.

lacht, d. leicht), like (fris. lik, d. ähnlich, gleich — entstanden aus geleich — und die deutsche Endsilbe lich, welche die Aehnlichkeit ausdrückt), lickerish (fris. laker — a kurz —, d. lecker), looss (fris. loas, d. los oder loos — looß ist falsch —), lousy (fris. lûsag, d. lausig), mis — in Zusammensetzungen — (fris. mas, d. mis), neat und nett (fris. net, d. nett), once (fris. ians, iansis, d. einmal, einst), new (fris. nei, d. neu), news (fris. Neis, d. Neues, Neuigkeit), none (fris. nean, nian, d. kein), not, nicht, nothing (fris. nanthang und nant, d. nichts), now (fris. nû, d. nun), on (fris. un — u lang —, d. an), open (fris. eben, d. offen), over (fris. auer, d. über), over night (fris. auer Nacht, d. künftige Nacht), other (fris. ôther, d. ander), out (fris. ûtj, d. aus, richtiger auß), nesh (fris. neask, d. sanft, weich), wither (fr. nether — das erste e auch kurz —, weder), of und off (fris. uf, d. von, ab), oft (fris. aaft, d. oft), quit (fris. kwitj, d. quitt), rash, rasch, raw (fris. re — e wie in Hecht —, d. roh, d. i. ungekocht), quick, schnell, der Form nach das deutsche keck und Queck in Quecksilber und andern Ausdrücken), such (fris. sok, d. solch), through (fris. throch, d. durch), to und too (fris. d. zu), tofore (fris. tufôren, d. vorhin, zuvor), there (fris. thiar, d. da), the (fris. thi, d. der), then, dann, than, denn, d. i. als), tho (fris. tho — o wie in doch —, d. dann), thwart (fris. thweарth, d. quer), so (fris. so — o wie in doch —, d. so), strong, stark, (fris. string, d. i. stark und streng), seld und seldom, selten, self (salw, d. selb), sheer (fris. skir, d. schier), sheen, hell (fris. skian, von einer hellen Stimme gebraucht, d. schön, der Form nach), shal (fris. skal, d. soll, wird), sharp (fris. skarp, d. scharf), shy, scheu, rich (fris. rik, d. reich), shallow, seicht, das deutsche schal, she — entstanden aus dem viel älteren heo mit angefügtem s (fris. hjû, d. i. sie — weiblichen Geschlechts singul. —), skue (fris. skiaf, d. schief), back in aback, zurück, ist das frisische beak in Beakthiarm, d. i. Mastdarm, baft in abaft, nach hinten, das frisische beaft, d. i. hinten, und bare, bloß, nackt, welches auch in abare, entblößen, vorkommt, das frisische ber — e lang — und das deutsche bar oder baar. Das häufig im Englischen vorkommende Präfix a ist frisischen Ursprunges. Auch die Frisen kennen es noch, z. B. in afurth, d. i. draußen, alik, das englische alike u. s. w.

Der aus der Urzeit vom westgermanischen Tieflande an der Nordsee stammenden englischen

Zeitwörter
gibt es eine ungewöhnliche Menge. Der hier folgende Abschnitt hat es meistentheils mit solchen zu thun.
to guess (fris. gassin, d. muthmaßen), to grumble (fris. gromlin, d. murmeln, brummen), to hale und haul (fris. halin, d. ziehen, der Form nach das deutsche holen), to run (fris. rean, reanen, d. rennen), to sag (fris. sak-in, d. sich senken), to sink (fris. sank, sankan, Imperf. saank, d. sinken), to say (fris. sai, saian, Imp. skaaw, d. schieben), to speak — das r ausgefallen — (fris. spreghan, d. sprechen), speech — r ausgefallen — (fris. Spriak, d. Sprache, Rede), to speed (fris. spuden, d. eilen, norddeutsch sputen), to turn, wenden, drehen, (fris. törnin), twinling, twin (fris. Twanlang, d. Zwilling), to twitch — verstümmelt aus twick —, zwicken, to twitter, zwitschern, to wash, waschen, to wake (fris. wagin, d. wachen), to utter (fris. üttrin, äußern), to veer, auslassen, sich wenden, (fris. firen, d. h. nachgeben, etwas gehen lassen, nachlassen), to twirl, schnell im Wirbel umgehen, (fris. tirlin, twirlin), to wade (fris. waden, d. waten), to wander (fris. wanrin — a lang — d. wandern), to wed, heirathen, (fris. weien, d. i. Hochzeit machen, und weadin, d. i. wetten), to welter (fris. wealtrin, d. sich wälzen), to waft, leicht und schnell fortbewegen, winken, (fris. wiaftin, d. i. mit der Hand winken), to watch — verstümmelt aus wak —, wachen, d. i. Wache halten). to win (fris. wan, wan-an, Imperf. waan, d. gewinnen), wight, Wicht, while (fris. wiltj, d. während daß), to whine, wimmern, wehklagen, das deutsche weinen, to wheeze (fris. hissin, d. schwer athmen, to weep (fris. wöp, wöp-en, d. weinen), widow (fris. Wedwüf, d. Wittwe, Wittib), week (fris. Weg — e kurz — Woche), to weet (fris. wed-nn, Imperf. wost, d. wissen), to weigh (fris. wegan, Imp. wuch, d. wiegen, nämlich mit dem Gewicht), word (fris. Wurd — u kurz —, d. Wort), worth (fris. wearth und Wearth, d. werth und Werth), to wreak (fris. wregan, Imp. wreag, d. rächen), to wend, gehen, wenden (fris. wen, wen-an, Imp. weand), welfare (fris. Welfard, d. Wohlfahrt), welcome (fris. welkimmen, d. willkommen — sehr verstümmelt), weren, werne, were (fris. wiar, d. waren), to warble, wirbeln, warder, Wächter, das deutsche Wärter, to wean (fris. wen-in, d. wöhnen, entwöhnen, nämlich das Kind von der Brust), to ween, wähnen, weal (fris. d. Wohl), wealth (fris. Welt — e lang —, d. Ueberfluß an Vermögen), to warn, warnen, to ware (fris. warin,

d. sich wahren, in Acht nehmen), to wind (fris. winjan, Imp. waan, d. winden), to wish (fris. wanskin, d. wünschen), to wite, Vorwürfe machen, (fris. ferwed-an, Imp. fermead), to wring (fris. wringen, d. drehen, pressen, ringen, nämlich nasse Wäsche) would (fris. wul, d. wollte), to write, schreiben ist das frisische wret-an (Imp. wreat), d. i. mit dem Rüssel wühlen, to writhe, drehen, ringen und so pressen (fris. writh, writhan — i lang und th wie das englische —, d. i. auspressen, z. B. das Wasser aus der Wäsche, indem man sie stark dreht), to yawn, gähnen, year (fris. Juar, d. Jahr), to yell, stark schreien, (fris. jollin), yest, Gäscht oder Gischt — im süddeutschen Munde sehr verstümmelt —, yester (fris. jister —, d. i. gestrig, gestern), yeven (fris. jiwen — i kurz —, d. gegeben), yule (fris. Jul — u kurz —, Weihnacht), to scold (fris. skel-en, Imp. skeld, d. schelten), to scour (fris. skürin, d. scheuern), to scrape (fris. skrabin, d. kratzen, mit einem Werkzeug, mit dem Fuß u. s. w.), to scrub, stark reiben oder scheuern, (fris. skrob-in), screak (fris. skrik, skrik-en, d. quicken, knarren), to screech (fris. skrik-en, d. schreien), to see (fris. se — e wie in Hecht — und se'n, d. sehen), to seek (fris. sjük, sjükan, Imp. saacht, d. suchen), to scrabble (fris. skrablin, d. rasseln, scharren), to settle (fris. siatlin, d. siedeln, sich ansetzen, nämlich am Grunde oder Boden), to set (fris. sat — a lang — und saten, d. setzen), to sing (fris. sjong, sjongan, Imperf. saang, d. singen), to sit (fris. sat — a kurz —, sat-an, Imp. siad, d. sitzen), to skim (fris. sküm-in, d. abschäumen), to skink (feis. skenk — e lang —, skenken, d. einschenken, der Form nach das deutsche schenken), to skirt, den Rand oder Saum machen, einfassen, (fris. skörten, d. schürzen, der Form nach), to slay, erschlagen (fris. slauan, Imp. sluch, d. schlagen), to slaughter (fris. slaghtin, d. schlachten), to sling (fris. slingan, d. schlingen), to slide, gleiten, z. B. auf dem Eise, (fris. slidjrin), to slip, schlüpfen, schlupfen lassen, fahren lassen (aus den Händen), das frisische slip, slipen — i kurz —, to spew (fris. spei, speien, d. speien), to spill, verschütten, z. B. flüssige Sachen, (fr. spiljen), to spirt und to spurt (fris. sputrin, d. spritzen), to splice, spleissen, d. i. zwei Enden Tau durch Zusammenflechten der drei Stränge eines jeden mit einander verknüpfen, (fris. spassin), to split, spleißen, oder splitzen, d. i. spalten (fris. splitjan, Imp. splead), to spit (fris. spütjin, d. spucken), to spring (fris. spring, springan, Imp. spraang, d. springen), to spread (fris. spriad, d. sich

ausdehnen, spreiten), sprinkle (fris. sprenkin — e lang —, d. sprenkeln), to spy (fris. speien, ůtjspeien, d. ausspähen), to sputter (fris. sputrin, d. spitzen), to stand fris. stun, stun-an, Imp. sted, d. stehen), to send (fris. sen, sen-an, Imp. seand, d. senden), shale (fris. Skel — e kurz —, d. Schale, Hülse), to sheal (fris. skel-in, d. schälen), to slit (fris. slitjan, Imp. slead, d. schlitzen, schleißen), to slur, leicht über etwas hingehen, nachlässig behandeln (fris. slurin), to smear (fris. smer-in — e lang —, d. schmieren), smeary (fris. smerag — e wie in Sech —, d. schmierig), to slubber, sudeln (fris. slobbrin, slobber, Geifer, (fris. Slobber, d. ist nasser Schmutz), slobbery, begeifert, schmutzig (fris. slobbrag, d. i. beschmutzt mit Straßenkoth), to smite (fris. smitjan, Imp. smead, d. schmeißen), to smut, beschmutzen, smut, Schmutz, to tell, erzählen, (fris. fertel-en), to thank (fris. thaankin, d. danken), to teaze, karden, zupfen, (fris. (fris. tiasin), to think (fris. thenkan — e lang — Imp. thaagt —, d. denken), to thrive (fris. thriwan, d. treiben, d. i. gedeihen), to tickle, kitzeln, (fris. tik-in), to throng, drängen, tip, Spitze, (fris. Tip), to tip, ausspitzen, eine Spitze an etwas machen, (fris. tipin), token, Zeichen, (fris. Tiaken), to toot, blasen, (fris. tutin, blasen, nämlich im Horn), top, der oberste Theil, der Gipfel, (fris. Taap, d. i. Scheitel, Maststpitze u. s. w.), to touze, towze und toze, zausen, zerren, (fris. tůsin, nämlich beim Haar), trot, das alte Weib, (fris. Trut), to tread (fris. tredan, Imp. tread, d. treten), to trample, trampeln, to trap, einfangen in der Falle, (fris. bitrap-en, d. i. ertappen, auch in dem frisischen dörtrapt, d. i. durchtrieben, eigentlich der der Falle entgangen, durch die Falle gekommen ist, findet sich das Wort Trap), to trip, trippeln, to troll, herumgehen, rollen, (fris. traluin, das deutsche trollen), to trow, denken, glauben, trauen, das fransche trouver — ein germanischer Ausdruck —, welches ein bloßes finden geworden, to tumble (fris. tůmlin, d. taumeln), trust, Vertrauen, Anvertrautschaft, (fris. Treast, d. i. Vertrauen, Trost), to stop, einhalten, oder inne halten, hemmen, (fris. stop-in), to stoop (fris. stip-in, d. sich bücken), streak, Strich, (fris. Streg — e kurz), to streak, Striche, Streifen machen, (fris. streg-in — e kurz), to streak, strecken, ausstrecken, (fris. streghin — e lang —, d. i. strecken, ausstrecken, z. B. die Beine), to stretch — verstümmelt aus strek — (fris. streaken, d. strecken, d. i. ausreichen, d. h. sich erstrecken), to strike, streichen, schlagen, wozu auch Strich, d. i. Schlag, gehört, to

stir, erregen, die deutsche Form stören, (fris. stiaren), to strew und strow (fris. strei und streien, d. streuen), to strip, abstreifen, stripe (fris. Stripel — i kurz —, d. Streifen), to stripe (fris. striplin, d. h. streifig machen), to strive (fris. strewin, d. streben), to strut, strotzen, to stumble, im Gehen anstoßen, stolpern, (fris. stoplin), to suck (fris. süg-an, Imp. saag, d. saugen), suck, Muttermilch, (fris. Süg — ü kurz —, d. i. Muttermilch), to sunder, trennen, sondern, (fris. sanrin), to sup. in kleinen Zügen trinken (fris. söpkin — ö lang —, dieselbige Form ist das frisische süpan — ü kurz —, Imp. saab, das deutsche saufen), to sweal, wegschmelzen und (von Lichtern) laufen ist die deutsche Form schwelen, to swear (fris. swearan, Imp. swur — u lang —, d. schwören), to swell, schwellen, to swerve, herumstreichen (fris. swerwin), to swim (fris. sweamen, d. schwimmen), to swing (fris. swingan, d. schwingen), to swoop, schnell erhaschen (fris. swup-in), sweop, plötzlicher Griff, (fris. Swup), to tear, reißen, zerreißen, die deutsche Form zerren, to snap (fris. snap-en, d. schnappen), slime (fris. Slim — i kurz —, d. Schleim), to sneak, auf verstohlene Art schleichen, (fris. snek-en), to sneap und nip, kneipen oder kneifen, (fris. napin), to sniff, schnauben, schnüffeln, (fris. snüwan), Imp. snaaw, snöwlin — ö kurz —), songster, Sänger, (fris. (Sjongster), to snuff, schnauben, schnaufen, (fris. snüwan), to snuffle, schnüffeln, (fris. snöwlin), to spatter, spritzen, bespritzen, (fris. spadrin — a lang —), to spare (fris. sparin, d. sparen), scath (fris. Skath — a lang und th wie das englische —, d. Schade), rust, Rost), to rust (fris. rostin, d. rosten), sap (fris. Sap, d. Saft), to shave, schaben, (den Bart) scheeren, to shake, schütteln, schüttern, (fris. skakin, d. i. von der Stelle bewegen), sharpen (fris. skarpin, d. schärfen), to shend (fris. sken-an, Imp. skeand, d. schänden), to shine (fris. skinen, d. scheinen), to show und shew, zeigen, schauen lassen, to shriek, hell ausschreien, (skriken — i kurz), to shorten (fris. kerten, d. kürzen), to shoot (fris. schit-an, schießen), to shut, schließen, zumachen, (fris. sködin), shot (fris. Skaat, der Schuß), to shudder, schauder, to squeak, quieken, to steal (fris. stelan, Imp. steal, d. stehlen), to steep, eintauchen, das plattdeutsche stüppen, to stay, stehen bleiben, (fris. stag-in, d. i. plötzlich stehen bleiben), to stew, dämpfen, plattd. stowen, to stitch — aus stik verstümmelt —, stechen, heften, das deutsche sticken der Form nach, to starve, umkommen, fris. sterwan, Imp. staarw,

das deutsche sterben), to starve, große Noth leiden, Hungers sterben, stander, Ständer, (fris. Stonner), to ride, reiten, fahren, (fris. ridjan, Imp. read, d. i. reiten), to rid, befreien, erlösen, das deutsche retten, (fris. red-in), rind, (fris. Rinj, d. Rinde), riddle (fris. Riadlis, d. Räthsel), to rive, spalten, sich spalten, (fris. riwan, Imp. reaw, d. i. reißen), to reave, wegnehmen, das deutsche rauben, (fris. ruwin), to read, lesen, das deutsche reden, to reckon (fris. regnin — e lang, d. rechnen), to ranch, renken, verrenken, to rattle (fris. rötlin, d. rasseln), to prate, schwatzen, (fris. pratjin — a lang), to prick, stechen, (fris. prak-in), to nim, nehmen, stehlen, (fris. nem-an, Imp. nam — a lang), to pluck (fris. plaakin, d. pflücken), room, Raum, Zimmer, (fris. Rûm), to rub, reiben (fris. rof-in), to rue, bereuen, (rauen), methinks (fris. mithankt, d. mich däucht), to mingle (fris. minglin, d. mengen, mischen), to miss, verfehlen, (fris. massin, das deutsche missen), might und mought, d. i. mochte, (fris. mad — a lang) von I may (fris. mai, maian, d. mögen), to pinch, kneipen, kneifen, (fris. pingin), to plump, plumpen, (fris. plompen), to retch — aus rek verstümmelt — sich erbrechen, (fris. reak, reaken, d. i. sich erbrechen), to rot, faulen, (fris. rödin), to reach, reichen, to quail, niederdrücken, vergehen, (fris. kwealen, das deutsche quälen), rand, Rand, (fris. Rant — a lang), pique, Groll, heimlicher Haß, (fris. Pik), to pick, picken, stechen, (fris. pik-in), to meet, begegnen, (fris. met-an, Imp. meat), to lull, in Schlaf singen, das deutsche lullen, (fris. laalin), to leese und lose, verlieren, (fris. ferlesan, Imp. ferlus — u kurz), lere und lore, Lehre (fris. Liar), to learn, lernen, lehren), to lift (fris. laften, d. heben, aufheben, das deutsche lüften), to lie, liegen, (fris. leian, Imp. lai), to lay, legen, (fris. leien, Imp. leid), lie, Lüge, (fris. Lain oder Lanj — a lang), to lie, lügen, (fris. legan, Imp. laag), to leak, leck sein, lecken, (fris. leaken), to lend, leihen, (fris. lianen), to let, lassen, (fris. leat, leaten), to let, unterlassen, sich enthalten, (fris. liat, liaten), to lech und to lick, lecken, (fris. slak-in), to lead, leiten, (fris. liad, liaden), to lean, anlehnen, (fris. lön-in), to leap, springen, sich schnell bewegen, (fris. lupan, Imp. lep, das deutsche laufen), luck, Glück, to lurk, lauern, (fris. lurin), to knack, knacken, (fris. knak-en), to knit, knüpfen, stricken, (fris. knat-en, d. i. knüpfen), knot, Knoten, (fris. Knaat), leave, Erlaubniß, Abschied, es ist der Form nach das deutsche lauben in erlauben,

das Laub in Urlaub, u. s. w., gallow, Galgen, (fris. Gualg — das Aufhängen bei den Westgermanen ist uralte Strafe, German. cap. 12.), folk, Volk, (fris. Fulk), to live, leben, (fris. lew-in — e kurz —), thief, Dieb, (fris. Thif — th wie — das englische und i lang), to thieve, stehlen, (fris. thiwin), market, (fris. Marketh, d. Markt), to bawl, laut schreien, (fris. (bol-in), brawl, Lärm, Geschrei, (fris. Brol, ein starker Schrei, und Brual, d. i. Gebrüll der Kühe), to bring (fris. bringan, Imp. braacht, d. bringen), I can (fris. kön-an, Imp. küd, d. können), to bear, tragen bringen, das deutsche bären in gebären und das plattd. bören, aufheben, to become, werden, geziemen, die deutsche Form bekommen, d. i. erlangen und von Wirkung sein auf, so wie die frisische Form bikem, bekem-an, von Wirkung sein auf, to babble, schwatzen, plappern, (fris. bablin), to belong, zugehören, belangen, anbelangen, beloved, geliebt, beliebt (fris. biliawd, d. i. freundlich und artig), to befriend, Gunst und Wohlwollen bezeigen, (fris. befrinjgin, d. i. befreunden), ban, Bann, banner, Banner, to bid, bieten und bitten, (fris. bad, bad-an, Imp. bead, bieten und bitten), barefooted, barfuß, (berfettad — das erste e lang), to begin, beginnen, (fris. bigan, bigan-en), to befall, widerfahren, (fris. bifalan — das erste e lang —, Imp. bifaal, das deutsche befallen), to begnaw, benagen, (fris. bignaw, bignawen), to belay, belegen, (fris. bileien), to belie, belügen, (fris. bilegan), to bereave, berauben, (fris. biruwin), to beset, besetzen, (fris. bisaten), to besmear, beschmieren, (fris. bismer-in), to bestride, das deutsche bestreiten, (fris. bistridjan, Imp. bistread), to bespeak, besprechen, (fris. bispregan), to bespit, bespeien, (fris. bespütjin), to bethink, nachdenken, bedenken, (fris. bithenken — das erste e lang), to betray, verrathen, das deutsche betrügen, (fris. bidregan), to beware, sich hüten, das deutsche bewahren, (fris. biwarin), to beweep, beweinen, (fris. biwöp-en), to bestrew, bestreuen, (fris. bestreien), to bewet, benetzen, (fris. biwiatin), to behave, sich benehmen, betragen, das deutsche sich gehaben, dieses have, welches heew gesprochen wird, erscheint auch in dem frisischen Eathew — e lang —, d. i. äußeres Benehmen, to cheapen, feilschen, die deutsche Form kaufen und die frisische kupin, dance, franz. danse, fris. Dans — a lang — und das ganz falsche geschriebene Tanz, ein ursprünglich germanisches Wort, ferry, Fähre, (fris. Fer — e lang), fiend, Feind, das ist der alte böse Feind (fris. Fint — i lang), der

Teufel, den die Engländer devil und Old Nick, die Frisen aber Diwel und Dal Knecht nennen, grave, Grab, (fris. Greaf), neighbour, Nachbar, (fris. Naiber), oath, Eid, (fris. Jath — i und a getrennt gesprochen), murder, Mord, (fris. Murd — u lang), mote, Zusammenkunft, Volksversammlung, eigentlich Begegnung, (fris. Mut — u kurz —, d. i. Begegnung), scot, Schoß, d. i. Steuer, Abgabe, (fris. Skat — a lang), pawn, Pfand, (fris. Poan), purse, Beutel, Säckchen, Börse, (fris. Pös — ö lang —, richtiger Pörs), slave, Sklaw, (fris. Slaw — a lang — ein uraltes germanisches Wort), rack, Folter, (fris. Rak — für Hühner zum Sitzen, ferner an der Kornsense u. s. w.), whore, Hure, (fris. Hur — u lang), wergild, Wergeld, rede, Rath, (fris. Riad), to rede, rathen, (fris. riaden, Imp. reat), font (fris. Funt), to bind, binden, (fris. binjan, Imp. baan), to bite, beißen, (fris. bitjan, Imp. bead), to borrow, borgen, (fris. burgin), bunch, Beule, Buckel, Bündel, (fris. Bonk, d. i. Haufen), bundle, Bündel, burden, Bürde, to burst, bersten, (fris. barsten — a lang —, Imp. borst), to buzz, summen, (fris. büs-in), to chip und to chop, hauen, zerhacken, (fris. kap-in), to choose und to chuse, wählen, das deutsche kiesen, to clamber und to clammer, klettern, (fris. klemrin), to clung, eintrocknen, zusammenschrumpfen, (fris. klongin), to come, kommen, (fris. kem-an, Imp. kam — a lang —, partic. kimmen), to cram, vollstopfen, (fris. kramin, das deutsche kramen), to crave, ernstlich forbern, (fris. krawin), to crawl, sich fortbewegen oder fortkriechen wie ein Wurm, (fris. krealen), to creep, kriechen, (fris. krep-an, Imp. kreab), to crinkle, sich winden, krumme Linien bilden, (fris. krinklin), to crumple, runzelich machen, (fris. kromplin), to dangle, nachlässig hangen, müssig einherschlendern, (fris. danglin), to dare, dürfen, wagen, (fris. dearan, Imp. dorst), knight, Ritter, (fris. Knecht, das deutsche Knecht), kerf, Kerbe, (fris. Kerw), to jump, einen starken Sprung thun, (fris. jompen), to inship, einschiffen, (fris. inskeb-in), insight. Blick hinein, Einsicht, (fris. Insicht), to howl, heulen, (fris. hülin), to hop, hüpfen, (fris. hop-in), to hold, halten, (fris. hoal-an, Imp. hel), to hinder, hindern, (fris. hanrin), to hide, verstecken, (fris. hidjlin), heathen, Heide, eigentlich der Mann von der Haide, vom Lande, im Gegentheil zu den schon Christen gewordenen Stadtmenschen, hell, Hölle, (fris. Heal — ein uraltes germanisches Wort aus der Heidenzeit), gruff. mürrisch, rauh, (gröw — ö lang —, das deutsche

grob), hard, hart, (fris. hard), to hang, hangen und hängen, (fris. hingin, d. i. hangen, und hingen, d. i. hängen), to hallow, heiligen, (fris. halgin), hark, hör, horch, (fris. harki), to hearken, zuhören, horchen, (fris. harkin, d. i. horchen und gehorchen), to hear, hören, (fris. hiaren), to have, haben, (fris. ha oder hewe und ha'an, Imp. hed), to haste, eilen, (fris. heastin), to hatch — verstümmelt aus hak —, brüten, hecken, to heave, heben, mit Schwierigkeit in die Höhe bringen, z. B. das Schiffsanker u. s. w., (fris. hiwen), help, Hülfe, (fris. Halp), to help, (fris. halp-an, holp), deal, Theil, (fris. Dial), to deal, zutheilen, (fris. dialen), deed, That, (fris. Dead), to dip, eintunken, (fris. dipin), to dive, tauchen, eintauchen, (fris. (fris. divin), ding, dong, kling, klang, (fris. ding, dang), to do, thun, (fris. du — u kurz — und dun, Imp. ded), dot, Punkt, Tüpfel, plattd. Dut, to dribble, tröpfeln, (fris. drebbelin), to drive, treiben, (fris. driwan, Imp. dreaw), drift, Trieb, Antrieb, (fris. Drift), to drip, triefen, (fris drip-in), drop, Tropfen, (fris. Dröb — ö lang), driver, Treiber, (fris. Driwer), to earn, erwerben, (fris earnin, d. i. Gewerbe bestellen), to fall, fallen, (fris. falan), to fang, fangen, (fris. fangen), to feel, fühlen, (fris. felan, Imp. feld — e kurz), to fill, füllen, (fris. fol-in), to fight, fechten, (fris. fechten), flap, etwas Loshangendes, z. B. Lappen, auch ein Schlag, (fris. Flap — in beiden Bedeutungen), to flay, die Haut abziehen, schinden, d. h. das Schin (engl. skin, fris. Skan) oder Fell abstreifen, (fris. floaien), to fledge — verstümmelt aus fleg —, flück oder flügg werden, to fleck, fleckig machen, (fris. plak-in), fleak, Flocke, to flee, fliehen, (fris. fle'n), to fly, fliegen, (fris. fle'n, Imp. flaag), to flicker, flattern, (fris. flikr-in), flight, Flucht, Flug, (fris. Flacht), fleece, Flies, grisly, gräslich, (fris. gres'lk), to greet, grüßen (fris. grötin), flint, Feuer-, Kieselstein, (fris. Flantstian), float, Flooß, to fold, falten, (fris. foalgin), to forbid, verbieten, verwünschen, verhüten, (fris. ferbad-an), to forebode, vorbedeuten, (fris. förbödigen), foreshorten, abkürzen (ferkerten), foreman, Vormann, (fris. Förman — ö und a lang), forewaste, verwüsten, (fris. verwöstin), foresight, Vorhersicht, Vorsicht, (fris. Förficht), to forget, vergessen, (fris. ferjidan, Imp. ferjaad), to forgive, vergeben, (fris. ferjiw, ferjiw-an, Imp. ferjeaw), to forswear, verschwören, (fris. ferfweran), freedom, Freiheit, (fris. Fridum), to give, geben, (fris. jiw, jiw-an), gift, Gabe, (fris. Gift),

to go, gehen, richtiger geen (das h ist überflüssig und unnöthiger Weise eingeschoben in thausend deutschen Wörtern), (fris. gung-an, Imp. ging), to glide, gleiten, (fris. glidjan, Imp. glost), to glow, glühen, (fris. gleuen), to grabble, grabbeln, (fris. grablin — a lang), to gripe, zugreifen, packen, (fris. grip-an, Imp. greab), to grunt, grunzen, gap, Oeffnung, Bruch, Lücke, (fris. Gap — a lang).

Namen der englischen Wochentage: sunday, monday, tuesday, wednesday, thursday, friday, saturday.

Namen der frisischen Wochentage: Sönnendai, Munnendai, Teisdai, Weadensdai, Thürsdai, Freidai, Söninj.

Die englischen Zahlen.	Die frisischen Zahlen.
one	ian
two	tau
three	thri
four	fjaur
five	fiw — i lang
six	seachs
seven	söwen
eight	acht — a lang
nine	njüggen
ten	tjin — i lang
eleven	elwen
twelve	twalw — a lang
thirteen	thrattain
fourteen	fjaurtain
fifteen	fiftain
sixteen	seachstain
seventeen	söwentain
eighteen	agitain
nineteen	njnggentain
twenty	twontag
thirty	thörtag
fourty	fiartag
fifty	föftag
sixty	söstag
seventy	söwentag
eighty	tachentag
ninety	negentag
hundred	hunnert
thousand.	thüsen.

Dänische Zuthaten

gibt es in der sogenannten angelsächsischen Sprache eine weit größere Menge, als in der jetzigen englischen. Von den letzteren hebe ich die nachstehenden heraus:

to awe, in Furcht halten, dänisch ave, firth, Seebucht, dän. Fjord, to bang, schlagen, dän. banke, billow, Welle, dän. Bölge, to bide, bleiben, dän. bie, to call, rufen, nennen, dän. kalde, to die, sterben, dän. döe, to bethral, unterwerfen, beknechten, von thrall, Sklaw, Leibeigner, dän. Träl, thraldom, Knechtschaft, Sklawerei, dän. Träldom, swain, junger Bursch, dän. Svend, tree, Baum, Holz, dän. Trä, till, bis, bis zu, dän. til, time, Zeit, dän. Time, d. i. Stunde, to take, nehmen, dän. tage, law, Gesetz, dän. Lov, altnordisch Lag, bane, Gift, Verderben, dän. Bane, z. B. in Banesaar, d. i. Todeswunde, worse und warre, schlimmer, schlechter, dän. värre, das meiste vom praesens von to be ist dänisch, to dwell, wohnen, weilen, dän. dväle, d. i. verzögern, fair, schön, eigentlich hellfarbig, skandinavisch fagr, few, wenige, dän. faa, to foster, nähren, pflegen, erziehen, überhaupt nach skandinavischer Weise erziehen, dän. fostre, fro und from, von, dän. fra, to gar, veranlassen, dän. gjöre, d. i. thun, glad, froh, dän. glad, hare, Hase, dän. Hare, holm, Eiländchen, dän. Holm, hobby, Pferd in Irland, dän. Hoppe, iron, Eisen, dän. Jern, larboard, fris. Bakburd, limb, dän. Lem, leg, Bein, Keule, dän. Låg, Wade, leech, Blutigel, Arzt, dän. Läge, much, viel, dän. meget, mickle, muckle, groß, altnordisch mikill, murk, Finsterniß, Dunkel, dän. Mörken, mirk, dunkel, dän. mörk, neaf und neif, Faust, dän. Näve, loft, oberster Boden, dän. Loft, lord, Herr, dän. Lavard, lowe, Hügel, law, in Fife in Schottland, our, unser, dän. vor, to sell, verkaufen, dän. sälge, to smile, lächeln, dän. smile, shaw, Gehölz, dän. Skov, sark, Hemd, dän. Särk, to rinse, waschen, spülen, dän. rense, nithing, Tagedieb, feige Memme, dän. Niding, husband, Ehemann, Landwirth, Bauer, ist das dänische Husbonde, und das dän. Bonde (Bauer) war ursprünglich der gebundene, leibeigene Bauer, das englische puck, Kobold, ist der dänische Nis Puk der Sage, das englische Wort queen, Königin, heißt eigentlich das Weib ausnahmsweise, und das englische quean eine liederliche Frauensperson. Diese beiden Ausdrücke und die beiden dänischen Quinde und Kone sind anfangs nur ein und dasselbe Wort gewesen.

Kiel. **Dr. J. C. Clement.**

Zur Lehre von der Zusammensetzung der Wörter im Deutschen.

Von A. Nodnagel.

Es gibt wenig Abschnitte der deutschen Grammatik von solcher Schwierigkeit und zugleich von solcher Bedeutung für den Unterricht wie die Lehre von der Zusammensetzung (compositio und decompositio) der Wörter. Man kann dabei nicht allein die glänzendsten Eigenschaften unserer Muttersprache: Reichthum, Tiefe, Schärfe, Bestimmtheit, Anmuth und Gewandtheit vortrefflich nachweisen, sondern auch das lehrreichste Stück der Geschichte dieser Sprache vor dem Geistesauge vorübergehen lassen. Es wundert mich sehr, daß man noch nicht diesem Theil der Grammatik durch ein besonderes Werk die Aufmerksamkeit bewiesen hat, die ihm gebührt. Ein Hauptgrund mag darin liegen, daß sich der Schwierigkeiten sehr viele häufen, wenn man neue Gesichtspunkte aufsucht, daß aber von den bisherigen aus der Stoff wenigstens einigermaßen schon geordnet ist. Wie dem nun auch sei, ich widme in einer der untern Gymnasialklassen — bei Schülern von 12 und 13 Jahren — diesem Gegenstande ein Semester hindurch wöchentlich eine Stunde; ich verfahre etwa in ähnlicher Weise, wie ich es früher bei den Präpositionen im Archiv angegeben habe, — nur mit dem Unterschiede, daß es mir hier auf Erweiterung des Wortschatzes zunächst ankommt, während dies bei den Präpositionen nur untergeordneter Zweck sein kann. Nachdem ich eine Reihe von Jahren hindurch denselben Stoff wiederholt mit solchen Schülern bearbeitet, scheint es mir nöthig, hier Einiges aus dieser Lehre von der Zusammensetzung mitzutheilen, was in den Grammatiken öfters übersehen wird. Es fällt mir also nicht

ein, die Zusammensetzung der deutschen Wörter jetzt neu zu beleuchten, oder die von den gewöhnlichen Sprachlehren abweichenden Ansichten darüber — deren ich allerdings einige gewonnen habe — im Archiv niederzulegen; es soll nur ein ganz bescheidener Beitrag, oder nenne man es eine Nachlese sein, die nicht zu überschlagen ich die Lehrer der deutschen Sprache gebeten haben will.

1. Es gibt eine große Anzahl von Zusammensetzungen im Deutschen, bei denen das Grund- oder das Bestimmungswort veraltet ist, die daher auch für den geborenen Deutschen einer besonderen Erklärung bedürfen. Ein solcher wesentlicher Theil der Zusammensetzung wird aber unkenntlich:

a) durch Abschleifung, zumal als Grundwort oder am Ende, wozu die Volkssprache noch immer zahlreiche Beispiele liefern kann;

b) durch ausgestorbene Stämme oder so, daß sich die ursprüngliche Bedeutung längst aus dem Bewußtsein der lebendigen Sprache verloren.

Zu diesen gehören unter Andern folgende: Drittel, (Drittheil) Urtel, (Urtheil) Adler (aus: edler Aar, ahd. adelare, wofür aber schon im Ahd. Aar, doch nicht als Zusammenziehung gebraucht wird; Schwenk vergleicht hierzu auch Sperber ahd. sparwâri und Mauser ahd. musâri, ein Vogel, der Mäuse fängt) Nachbar (der nahe baut, nahe anwohnt), Kirmeß (Kirchmesse oder Kirchweihe, welches letztere die Volksmundart wieder in Kirwe, Kerwe, Kirb verkürzt, wie unter Andern Weigand Synonymen II. S. 201 nachgewiesen hat), Sündflut ahd. sintvluot oder sinvluot, die große Flut, aus sint als Partikel der Verstärkung. Richtig bemerkt Schmitthenner zu dem Worte: „Seitdem der Sprachgeist das Verständniß des Wortes sint verlor, lehnte er merkwürdig genug Sintflut an Sünde an.“ Allerdings merkwürdig! denn eine Sündflut ist eigentlich eine Flut von Sünden, nicht aber eine Flut, welche die Menschen ihrer Sünden wegen betrifft. Auch Luther hatte, wie mehrmals erinnert wurde, in den ältesten Ausgaben der Bibelübersetzung noch Sintflut. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde diese Schreibart, weil man einen Fehler bei Luther voraussetzte, „im Dünkel der Berichtigung und aus Unverstand“ umgeändert. Singrün (Immergrün, die Vinca minor der Botaniker, hängt genau damit zusammen. Vgl. Schmitthenner.) Aehnliche Mißdeutungen

fanden sich bei Armbrust, (lat. arcuta lista, Wurfbogen; ahd. arnbrust, mhd. arbrost; daraus bildete man endlich das jetzige Wort, welches zwar aus ächt deutschen zusammengesetzt scheint, allein in dieser Zusammensetzung durchaus keinen Sinn gibt), Beifuß (bekannte Pflanze Artemisia; im Ahd. pipôz, d. h. was dabei gestoßen wird = Gewürz. Schmitthenner sagt: „Nachdem der Sprachgeist das Bewußtsein des alten pozan, stoßen, verloren, lehnte er das Wort an Fuß an. Gerade bei diesem Wort hat man die albernsten Ableitungen versucht, weil man nicht wußte, wie seltsam oft der Sprachgeist verfährt, so z. B. soll es nach Adelung wirklich von bei und Fuß kommen, weil man glaubt, wer diese Pflanze bei sich trage, könnte so leicht nicht müde werden. Nach Andern ist Fuß als eine Benennung der weiblichen Schaam entstellt, weil schon Plinius der Artemisia Heilkräfte in Krankheiten des weiblichen Geschlechtsorgans zuschrieb. Aehnliche, eben so abgeschmackte Ableitungen hat man wohl noch einige." Die von Schmitthenner angeführte gehört eigentlich dem J. Grimm zu.) Rohrdommel, (ahd. horotumpil, der Kothtaucher, der Vogel Ardea stellaris; von hor, Schmutz, Schlamm — und dumb, dumm, „weil dieser Vogel gern im Schlamme bohrt, und als besonders dumm erscheint." Schwenck. So wäre es aus Hordommel entstanden und daß dies nicht unwahrscheinlich ist, zeigt horgans, womit fulica, das Wasserhuhn übersetzt wird; vgl. Gloss. anonym. Anzeiger von Mone, 1835. p. 96. Das angehängte tumpil lehnt sich wohl eher an ahd. dumphilo, jetzt Dümpfel oder Tümpel, eine große Wasserpfütze, ein stehendes Wasser von nicht großem Umfang, weil sich diese Vögel, wie bekannt, gerne in solchen Wassern aufhalten, dann ist nur Rohr verderbt. Eimer, (ahd. der eimpar, bei Notker eimberi, von ein und par, tragen, also Gefäß mit einer Handhabe. Vgl. Schmitthenner Wörterbuch zu d. W. — eben so Zuber, (ahd. zuipar im Gegensatz zu dem Eimer, das Gefäß mit einer (zwî) Handhaben.) Wimper (ahd. wintprawa, die Windbraue, der Rand des obern Augenlids.) Zwiebel, (wohl nicht vom lat. cepula, cepulla, sondern zusammenhängend mit Bolle, d. h. etwas Rundes oder Zwiebel, so im Griech. βόλβος.) Ballast, (d. h. barlast, Traglast, die Last im untersten Schiffsraume. Die von Schwenck angeführten andern Ableitungen entbehren der Zuverlässigkeit; er sagt: „daß das Wort Last darin enthalten sei, kann nicht bezweifelt werden; doch über die Anfangssylbe ist

man nicht einer Meinung gewesen. Frisch meint, sie sei das französische bas unten, Adelung, auf das dänische gestützt, glaubt, sie komme von Bak, Rücken, hinten = Hinterlast; schwerlich dürfte diese Ableitung falsch sein, denn Bak heißt dänisch bag, die Zusammenziehung von Baglast in Ballast hat nichts Befremdendes, und der Ballast kommt in den hintern Theil des Schiffes." So Schwenck im Wörterbuch S. 40 allein diese Erklärungen gehen offenbar neben der Sache her.) Leichnam, (ahd. lîhhâmo, die fleischliche Hülle des Körpers; von lîh Leib und himan, decken, hüllen; man vergleiche auch Leichdorn = ein Dorn im Fleische, wofür man in einigen Gegenden am Rhein noch jetzt, gewiß nicht eingedenk des alten Namens, in der Volksmundart, Lichdorn sagt.) Krammtsvogel, (nach Schmitthenner ist Krammets aus chranewitu, Krahnen- oder Dornenholz entstanden, welche Verkürzung erst eintrat, als man die Bedeutung von witu, Holz, Baum verlernte; nach Schwenck soll kranawitu Holz mit Kernen, Beeren bedeuten, oder ein undeutsches — vielleicht slavisches — Wort sein.) Wiedehopf, (ahd. wituhopfo, kann eben so von witu, Holz, herkommen und Holzhüfer bedeuten, wiewohl auch noch andere Ableitungen möglich sind.) Hollunder, wofür Hohlunder, Holder gefunden wird, könnte wohl mit hohl zusammenhängen, aber die Erläuterung bei Schmitthenner S. 128 hat mehr für sich. Er sagt: „ahd. holluntra ist der Baum der Holle. Der Geisterglaube früherer Zeit setzte ihn in besonderer Beziehung zu den Elfen und Elementargeistern. Die mhd. Holla — Frau Holle — scheint übrigens dieselbe mit der Hella zu sein." Das triu, Baum, begegnet uns auch noch als verhärtet in Wachholdes und Maßholder.) Grummet, (ah. kruoнmât, Grünmahd; die Form Grunmat findet sich noch im Volksbuch von Dr. Faustus I., 333., es ist mithin eigentlich: Mähen des Grünen; man sagt auch Namad, d. h. Nachmad, oder Omet, das nach Schwenck von O hinten nach und Mad, das Mähen herkommen soll.) Osterluzei, (bekannte Pflanze, lat. Aristolochia, aus welchem der Name, den sie jetzt führt, verderbt ist; ahd. astrenza.) Marstall, (Pferdestall, von mar oder marah, Pferde, was sich noch in Mähre erhalten hat.) Marschall, (Pferdeknecht, Aufseher über die Pferde, ist aus Mar und scalh, Bedienter oder Knecht gebildet.) Meerrettig, (eigentlich Mährrettig bedeutend; wie auch im Englischen horse-radish, Roßrettig; vgl. Schwenck. Die Anlehnung an den Stamm

Meer ist daher wieder durch einen Irrthum entstanden, weil die eigentliche Ableitung vergessen war.) Schalksknecht, (eigentlich Knechtsknecht, von dem vorhin erwähnten Schalk; schon zu Luthers Zeit mußte die Ableitung unbekannt sein, weshalb er Matth. 18, 32. die seltsame Zusammensetzung gebraucht.) Antlitz, (Gesicht im höhern Sinn, kommt nach Schwenck von ant, gegen, wofür wir jetzt meist ent setzen und liz, Gesicht. Die nähere Ableitung und die zu vergleichenden Formen finden sich in E. Diefenbach Wörterbuch der goth. Sprache, S. 242.)

Es wäre leicht die Zahl dieser Wörter noch zu vermehren. Ich will dafür einige Verkürzungen und Entstellungen aus der Volkssprache fortsetzen, in welchen ebenfalls entweder die Stämme ganz abgeschliffen oder durch lässige und bequeme Aussprache nun ganz unkenntlich geworden sind, ähnlich wie in den auch schriftgemäßen Wörtern Jungfer, Junker und Andern. Es sind: Händsche (Handschuhe), Blumål (blaues Mal), Wingert (Weingarten), Bangart (Baumgarten), Mumbel oder Muffel (Mundvoll), Hampel (Handvoll — sonderbar dient dies Wort zur Bezeichnung von physischer oder moralischer Schwäche, nämlich ein Hampel-Mann = ein schwacher, einfältiger Mensch, wofür auch blos Hampel steht. Der Hampelmann des Frankfurter Volkswitzes ist zu Ansehen gelangt, wohlfel (wohlfeil) u. v. a., die den Weg noch heute durch die verschiedenen Dialekte machen und meistens nach der Eigenthümlichkeit des Dialektes sich formen.

2. Manche Zusammensetzungen zeigen noch jetzt veraltete Bindevokale, Sylben u. s. w., die der Sprachgeist ebenfalls vergaß, die aber gleich ehrwürdigen Trümmern uralter Sprachgesetze unangetastet stehen bleiben. Früher war nämlich (im Goth. und Alth.) bei eigentlichen Zusammensetzungen der Compositionsvokal vorhanden, der aber nach und nach ganz verschwand.

3. Kehrein sagt in seiner „Grammatik der ahd. Sprache" (1. Thl. 2. Abth. §. 152.): „Das Mittel, dessen sich unsere Sprache bedient, um eine Beziehung des Substantivs auf ein zweites Wort auszudrücken, gewährt ihr der Vokal a. Dieser wird an das von seiner Flexion entblößte Wort gefügt und dann verbindet es sich mit dem zweiten, z. B. vein-a-gards (Weingarten). Dieses a verdünnt sich später in e z. B. spinn-e-wëppi. Im Mhd. hat sich dieses verdünnte e hinter einigen kurzsylbigen Wörtern erhalten, z. B. gol-e-heit, bot-e-schaft.

Nhd. hören seit Verlängerung jener Sylben, welche den Compositionsvokal noch zulängst bewahrten, die meisten Fälle auf, d. h. wir sagen: Gottheit, Hofmann. Gleichwohl hat sich in den einzelnen Zusammensetzungen und gerne nach d, g, s das e erhalten: Badegast, Hundeloch, Hagestolz, Reisekleid. Ableitende i sind schon früher nicht zahlreich. Ableitendes -e und selbst verhärtetes -i dauert noch in Mäusefalle, Nachtigall, Bräutigam." Dies der allgemeine Vorgang. Besondere Erklärung verdient: Bräutigam (ahd. prûtikomo, d. h. Verlobter, Brautmann; das Wort komo (lat. homo) Mann, woraus gam, ist längst nicht mehr üblich.

Hagestolz (wofür nach Schwenck eigentlich Hagestalt stehen mußte, ist aus Hag, Wohnplatz mit dem Gute — weil es umfriedigt, umhegt war — und stalt verbunden, wohl also ein junger Soldalt, Diener oder Kämpfer, der noch ledig war. Ahd. hagastalt, denn stalt ist Vorgesetzter, Wächter, (von stellan) wie auch die Longobarden den Vorgesetzten galstadio nannten. Ausführlich erläutert das Wort auch aus den deutschen Rechtsalterthümern: Weigand Synonymen II. S. 11 f. Er versteht hauptsächlich darunter die unbegüterten Diener an den Herrenhöfen, nämlich die Hörigen und Knechte, welche den angesessenen und begüterten Freien entgegenstehen, aber dann auch diejenigen Hörigen und Knechte, welche nicht den freien Leuten, sondern den verheiratheten und angesessenen Hörigen und Knechten entgegen gesetzt sind u. s. w.

Nachtigall (ahd. nahtikala, Nachtsängerin, vom ahd. kellan, tönen, singen — nachher: gellen.)

3. Eine kleine Gruppe eigenthümlicher Zusammensetzungen bemächtigte sich des Ablauts, um mit dessen Hülfe denselben Stamm durch innere Umlautung zu verwandeln und so eine Art von Composition zu bilden. Beispiele sind:
Klingklang, Mischmasch (Gemische), Rischrasch (vermuthlich ist hier risch nur eine Nebenform von rasch und hilft demselben eine Verstärkung bilden), Schnickschnack (Geschwätz, von Schnack = Scherz), Singsang, Wirrwarr (auch hier steht warr im Ablaut), Wischwasch (Gewische, wofür auch wohl Wischiwaschi gebraucht wird), Zickzack (das Zackige). Wie man darauf verfiel, diese Formen zu bilden, weiß ich übrigens eben so wenig zu sagen, als ich darüber im Reinen bin, ob sie mit Recht zu den Compositionen gerechnet werden, oder nicht vielleicht lieber wo anders angereiht werden müßten. — Letzteres z. B. wenn

sie nur aus Gewohnheit zusammengeschrieben würden, da sie doch eigentlich zwei Wörter bilden sollten, wie etwa bim, bam, bum, piff, paff, puff; schnipp, schnapp, schnurr — deren drei bleiben. Auch Fischarts: Nubel- Nibel- Nebelland gehört dahin.

4. Zwittterwörter, wozu wir hier alle rechnen, deren Stammwort nicht der Muttersprache angehört, in denen Deutsches und Fremdes, oder gar Fremdes und Fremdes — allein nach deutscher Art — zusammengesetzt wird. In Nr. 6. des Archivs findet sich eine schätzbare Sammlung „Fremdwörter, die bei ihrer Aufnahme Bedeutung und Form ändern." Dort ist in den Vorbemerkungen, S. 305 gesagt: „Den fremden Sprachstoff, den wir bei uns aufnehmen, lassen wir selten unangetastet, sondern pflegen ihn zu modificiren und zwar erstens der Wortform nach, zweitens der Aussprache nach, um ihn unseren Organen mehr anzupassen, d. h. ihn uns mundgerechter zu machen; drittens dem grammatischen Geschlechte und viertens der Bedeutung nach." Ich bin damit vollkommen einverstanden, füge aber noch hinzu, daß wir mit derselben Willkür auch bei der Zusammensetzung verfahren, so daß entweder das deutsche Wort mit einem Fremdwort zusammentritt, gleichviel ob als Grund- oder Bestimmungswort, oder daß wir mit Fremdwörtern nach Belieben schalten und sie zusammensetzen, wie es uns gefällt. Die Zahl dieser auf die beiden Arten gebildeten Wörter ist unendlich und vergrößert sich mit jedem Jahre, wie man denn in der letzten Zeit dem fremden Sprachstoffe wieder eine weit größere Geltung bei uns zugestand, als er der Natur der Sache nach haben dürfte. Solche Wörter nenne ich Zwitterwörter. Ich zähle sie zu den unglücklichen Kindern, die der Sprachgeist in einer auffallenden Selbstvergessenheit annahm, die man aber nach und nach mit aller Beharrlichkeit ausmerzen sollte, damit nicht wieder das buntscheckige Wesen zum Vorschein kommt, was die deutsche Sprache nach den kläglichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges so ganz entstellte. Will man auch dem Purismus an sich nicht das Wort reden, weil er gar leicht in das Lächerliche überschweifen kann, so darf man sich doch immerhin gegen die Masse solcher Wörter mit Bestimmtheit erklären. Ich gebe, um zu zeigen, wie sehr dieselben überhandnehmen, eine Auslese aus einem einzigen Zeitungsblatt nebst seinen Beilagen:

a) deutscher Stamm und Fremdwort verbunden: Baumwollenmanufaktur, Bundestruppen, Armeebefehl, Ehrenlegion,

Freicorps, Gesammtmonarchie, Generalversammlung, Kanonenboot, Kaperbrief, Lokalblatt, Mißcredit, Nationaltracht, Preßgesetz, Privathülfe, Proletariergestalt, Sicherheitsgarde, Studentenhaufe, Vertrauensadresse, Tilgungsfonds, Zeitungspolitiker, Landwehrbataillon u. a.

b) Fremdwort und Fremdwort: Gardegrenadiere, Finanzminister, Polizeidirektor, Möbelfabrikant, Militärexcesse, Militärparade, Nationalcomite, Propositionsdekret, Organisationscommission.

Sehr viele dieser in das Alberne und Lächerliche greifenden Wörter sind — — Titel!

5. Einer besonderen Berücksichtigung müssen wir auch diejenigen Wörter empfehlen, bei welchen in der Mitte ein Stammwort ausgefallen ist. Die Sprache strebt nämlich, außer der Klarheit und Schönheit der Formen, auch nach möglichster Kürze; sie erlaubt daher Alles das wegzulassen, was sich von selber versteht und ohne alle Mißdeutung aus dem Zusammenhang erkannt werden mag. Gerne versucht sie nur dies bei den Zusammensetzungen, weil es ihr schwerfällig vorkommen muß, wenn hier noch mehr als zwei Stämme zusammentreten — ein Grund, weshalb sie schon den Einen Stamm (das Bestimmungswort) mehr betont, als den Andern, (das Grundwort) ja den letztern, wie unter 1. gezeigt wurde, wenigstens in der bequemern Volksmundart zu einer bloßen Endung abzuschleifen versucht. Hier freilich haben wir der Beispiele nicht gar viele. Einige werden den Vorgang deutlich machen:

Oelgemälde, statt Oelfarbengemälde, weil es klar ist, daß man mit Oel allein kein Bild malen kann; Oelzweig = Oelbaumzweig; Kalbsbrühe = Kalbfleischbrühe; Bittererde = Bittersalzerde; Rüböl = Rübsaamenöl; Kohlenwerk = Steinkohlenbergwerk; hier sind gar zwei Stämme als überflüssig ausgeschieden, weil in der Verbindung der noch bleibenden keine Zweideutigkeit liegt. Andere Beispiele bilden sich mit dem Fortschreiten der Sprache überhaupt.

6. Unter den eigentlichen Zusammensetzungen finden sich viele, deren beide Bestandtheile sich ohne Veränderung gerade umdrehen lassen, so daß das bisherige Grundwort alsdann zum Bestimmungswort wird, und umgekehrt. Auf diese Art entsteht natürlich ein ganz anderes Wort, das der Bedeutung nach mit dem Vorigen nichts gemein hat. Die Zusammensetzungen dieser Art werfen gar kein neues Licht auf den Vorgang in der Sprache

selbst, allein es ist im Unterricht immer bildend, eine Reihe derselben aufsuchen und sogleich unterscheiden zu lassen.

Beispiele sind:

Bierkrug	und	Krugbier.
Bauland	—	Landbau.
Baumöl	—	Oelbaum.
Baumstamm	—	Stammbaum.
Baumschlag	—	Schlagbaum.
Weinland	—	Landwein.
Gewehrfeuer	—	Feuergewehr.
Glasfenster	—	Fensterglas.
Hasenstall	—	Stallhasen.
Hausrath	—	Rathhaus.
Hausvater	—	Vaterhaus.
Viehzucht	—	Zuchtvieh.

Die Schüler werden leicht noch mehr anführen, mitunter auch manche, die fehlerhaft gebildet oder gar ohne Sinn sind. Dann läßt sich eine oder die andere Bemerkung einstreuen, wie der Sprachgeist bei diesen Wörtern sich regt. Fähigen Schülern zieht man Aufgaben zu leichten Räthseln, Charaden u. s. w. aus diesen Wortformen; an Stoff wird es dazu nicht fehlen, weshalb ich mich jeder weitern Andeutung darüber enthalte.

7. Neue, besonders von den Dichtern der Gegenwart gebrauchte Compositionen dürfen durchaus nicht übersehen, oder als gewagt, vielleicht gar als ganz unbrauchbar zurückgewiesen werden. Der Lehrer muß sich bei seiner Lectüre neuester Dichtungen eine Sammlung derselben anlegen, wie er denn überhaupt Allem, was in den Schriften der Gegenwart vom bisherigen Sprachgebrauch abweicht oder ihn festigen hilft, die größte Aufmerksamkeit zuwenden soll. Jenen Zusammensetzungen widmet er im Ganzen nur eine oder zwei Stunden, führt die wichtigsten an und läßt sie von den Schülern selbst prüfen und erklären. Beispiele findet er in Menge unter Andern bei F. Rückert, der in seinem „Nal und Damajanti" allein eine große Zahl darbietet, auch A. Grün und Freiligrath enthalten viele derselben. Statt auf diese Dichter einzugehen, die in Jedermanns Händen sind, ziehe ich vor, aus dem alten Fischart, dessen Schriften gar selten sind, der aber ungemein reich und kühn in Zusammensetzungen ist, ein paar Beispiele einzuschalten, die mir gerade aufstoßen.

Hinnewihelen (sagt er vom Pferd),
Feldsichenhaus statt Lazareth,
orenspitzige und offenmaulvergessene Zuhörer,
würmwiebelnde Käse,
nachtseufzende Witwe,
Vilochsenfuß (komisch für Philosophus),
Reichpöblicheit statt Republik,
Seelwechselig (vom Pythagoras),
geladsandet (vom Ballast des Schiffes),
Meutmacher für Empörer, Rebellen,
Mauthengkolische statt Melancholische,
verspanischpfeffert, himmelgaffende Sterngaukler u. s. w.

Nicht minder begegnen uns solche Beispiele im Fischart, wo er die tollsten Sprünge in Zusammensetzungen versucht, wie sie weder vor, noch nach ihm in der deutschen Sprache erhört waren, z. B.

schrapherbscharffschärgharpische Herren,
suavischwaifigschwazige schwäbische froschgoschige breite schwätzmäuler

und Aehnliches, woraus man erkennen mag, wie weit sich unsere Sprache zum komischen Gebrauch noch ausbeuten läßt, und daß sie hierin selbst der feinsten Sprache des Alterthums, dem Griechischen, nicht nachsteht. (Ich brauche übrigens wohl kaum zu erinnern, daß die Beispiele aus Fischart erst bei Schülern der obern Klassen angeführt werden dürfen, etwa wenn in der Literaturgeschichte von diesem Schriftsteller die Rede davon war.)

8. Ganze Redensarten, so wie Vor- und Familiennamen, die zum großen Theil als Compositionen gelten, lassen sich hier auch anreihen. Redensarten: Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, Springinsfeld, Luginsland, (die Warte auf den alten Ritterburgen, eigentlich lug (schau) ins Land!) Thunichtgut, Taugenichts, Kehraus, Kehrein, Garaus, Gottseibeiuns (Name, wenn man den Teufel nicht nennen will), Störefried, Packan, Saufaus, Rührmichnichtan (Pflanze), Nimmersatt (Geizhals), Wendehals (Vogel).

Unter den Tauf- oder Vornamen gehören zunächst hierher, welche deutschen Ursprunges sind, z. B. Adelheid, Adelbert (adai, Geschlecht), Brunhild (ahd. pruni, Harnisch), Friedrich (ahd. vridu), Gertrud, Gerhard, Gerlinde (ahd. kêr, Ger, Wurfgeschoß), Rüdiger, Rupert (ahd. hrnod, Lob), Rudolf,

Kunibert, Kunigunde (ahd. chunni, Geschlecht, Adel), Wilhelm, Willibald (ahd. wili, Wille, Muth), Siegmund, Sigibert, Sigfried, Siglinde (ahd. sigu, Sieg) u. v. A., die in den meisten bessern Wörterbüchern der deutschen Sprache nach ihrer Ableitung erklärt werden. — Die unermeßliche Zahl der Familiennamen ist zum guten Theil auch aus Zusammensetzungen entstanden, die sich noch dazu häufig erkennen lassen; z. B. Günderode, Hagedorn, Eberhard, Meinhard, Deinhard (Deginhard), Walram, Wolfram, Wolbot, Ortlieb, Engelschall (scalh, Diener, Knecht), Siegwart, Marquart (Martwart), Gebhard (Geppert, Gebert), Tieftrunk, Gutmann, Weißhaupt, Weißmann, Wißmann, Kleinschmied, Kleinpaul, Liebmann, Reichmann, Süßmilch, Neubauer, (plattd. Niebuhr. Vgl. Kehrein, I, S. 83.) Schönfeld, Schönwolf, Schönthal, Schönberg, Gutberg, Wehrberg, Kraushaar, Langmantel, Eichenthal, Birkforst, Holzapfel, Wehsarg, Dornberg, Stockheim, Blumenthal, Rosenhain, Bergmann u. v. A. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß außer den Familiennamen, welche sich von löblichen Eigenschaften des Menschen oder von Thieren, Pflanzennamen, oder von Beschäftigungen der bürgerlichen Gewerbe und was dahin einschlägt, herleiten lassen, die meisten noch kenntliche Zusammensetzungen sein werden. Der Grund dieser Erscheinung liegt am Tag, es bedarf keiner Angabe desselben.

Wie voraus bemerkt, sollte dieser Beitrag nicht das wichtige Kapitel erschöpfen; es bleiben noch bedeutende Punkte der Untersuchung übrig, z. B. die eigentliche und uneigentliche Composition, die verschiedenen Wortarten in ihrem Verhalten zur Composition, die Decomposita u. s. w. Mir genügt es, wenn der Lehrer, welcher den Gegenstand gerade vorträgt, einiges Brauchbare oder zur weiteren Forschung und Vergleichung Anregende aus meinem Aufsatze entnimmt. Im Unterrichte selbst aber versäume er ja nicht, der Zusammensetzung die gebührende Rücksicht zu widmen, ich weiß aus Erfahrung, wie sehr dadurch der Wortschatz der Schüler gewinnt und wie sie immer mehr sich bestreben, in die geheimnißvolle Münzstätte einzudringen, worin der Volksgeist seine blanken Geldsorten ausprägt. Rückert sagt mit Recht:

Wenn du deinen Ausdruck willst beleben,
So daß er nie todtgeboren sei,
Mußt auf des Wortes Ursprung Achtung geben,
Wie auch fern er ihm verloren sei.
Nur der Wurzel kann die Blüt' entstreben;
Glaube nicht, daß dies nur eben
Für *gelehrte Thoren* sei.

Was heißt „romantisch?“

Es gibt in der Sprache manche Wörter, die Jedermann geläufig sind und allverständlich erscheinen, während sie doch jeder Erklärung durch Worte oder sinnliche Zeichen hartnäckig Trotz bieten oder sie wenigstens sehr erschweren. Bei ursprünglich deutschen Wörtern ist dies weniger der Fall, wenn wir die höchsten philosophischen Begriffe, wie Gott, Leben, Natur und Andere ausnehmen, desto häufiger aber bei ausländischen, die auch gerade deshalb ein Bürgerrecht in der deutschen Sprache erlangt haben, weil sich in ihr kein völlig entsprechendes fand — wenn sie nicht anders einer gelehrten Albernheit ihren Ursprung verdanken. Unter diesen Wörtern, die so im Sprachverkehr als gangbare Münze umlaufen, gehört auch das Wort „romantisch,“ das Jeder schon selbst häufig gebraucht und auch aus dem Munde Anderer gehört haben wird selbst da, wo die Bildungsstufe keine Bekanntschaft mit diesem Worte erwarten ließ. Wenn wir aufgefordert werden zu sagen was es ist, so werden wir sicherlich stocken und es nicht anzugeben wissen, am Ende wohl gar erklären, das Romantische sei eben das Romantische und deshalb gerade sei das Romantische romantisch, weil es romantisch sei, in seiner Unfaßbarkeit liege gerade sein Reiz. Ein Gebildeter aber soll sich so weit es angeht, Rechenschaft geben können über die Bedeutung der Wörter deren er sich bedient: denn nichts fällt uns unangenehmer auf als der Gebrauch halb- oder ganz mißverstandener Wörter, besonders wenn sie aus der Fremde entlehnt sind. Gewöhnlich sind es oberflächliche, eitle und einfältige Menschen, die mit diesem Flitterscheine des Wissens sich bekleiden, um ihre Armuth an wirklichem Wissen zu verdecken. Beherrschung der Sprache hat aber noch immer und überall als Zeichen der vollendeten Bildung gegolten.

Woher das Wort romantisch stammt, ist für unsere Untersuchung gleichgültig, weil sein Ursprung uns über seine jetzige Bedeutung keinen Aufschluß gibt. Gehen wir bei der Erklärung von derjenigen Seite aus, in der es im gewöhnlichen Leben am häufigsten gebraucht wird. Dies findet statt bei der Characteristik eines Landes oder einer Gegend. Romantische Oerter werden jährlich von tausend Reisenden besucht, und vorzüglich sind es Gebirgsgegenden, die als solche gelten. Eine flache Gegend wird aber Niemand versucht sein romantisch zu nennen, wenn er nicht etwa von der Küste seine Augen in die geheimnißvolle Tiefe des Meeres versenkt. Nun liegt aber doch das Unterscheidende gewiß nicht darin, daß die eine Gegend Berge hat, die andere nicht, wornach also romantisch mit „gebirgig" gleichbedeutend wäre. Denn auch die See kann romantisch sein und ist doch flach, und manche Gebirgspartieen sind nicht romantisch, sondern haben einen andern Character. Wir müssen also den Unterschied anderswo suchen. Dieser aber besteht darin, daß bei einer flachen Gegend, blos oder vorzugsweise unsere sinnliche Anschauung in Thätigkeit kommt, während eine Gebirgsgegend vermittelst der Anschauung unser Empfindungsvermögen in eine erhöhte Spannung versetzt und das Leben des Geistes in größerem Maße reizt. In einer flachen Gegend kann unser Auge so weit reichen als seine Sehkraft reicht, kein natürliches Hinderniß tritt hemmend in den Weg. Alles liegt klar und deutlich vor uns, und aus unserm Innern haben wir nichts hinzuzunehmen als nur was wir überhaupt zum Sehen nöthig haben. Hier eine Wiese, dort ein Feld, dann ein Haus, dann wieder Wiese, Feld, Haus, so geht es stetig fort, ewig dieselbe geringe Abwechselung. Dies wissen wir, wir ahnen und erwarten nichts Verborgenes und unser Auge blickt gleichgültig vorwärts, weil es sicher ist, nichts Neues zu finden. Der Character einer solchen Gegend ist mit einem Worte einfach. Anders ist es schon, wenn ein Wald die Aussicht unterbricht. Gerade diese Unterbrechung, diese Schranke reizt uns und ruft die Thätigkeit der Seele hervor. Denn der Erkenntnißtrieb rostet nie im Menschen und belebt sich stets von neuem, wenn wir eine Schranke empfinden. Nun tritt uns der Wald entgegen und läßt uns nur halb sehen, was er in sich verbirgt. Weil aber unsere Erkenntniß stets nach einem Ganzen strebt, dieses Ganze sich uns aber entzieht, so wird unsere Phantasie enge und geschäftig das Ganze herzustellen. So denken wir an

das geheimnißvolle Leben des Waldes, seine Einsamkeit, seine Wildheit,

Wo grüne Bäume singen
Uralte Melodein
Die Lüfte heimlich klingen
Und Vögel schmettern drein
Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorstein
Und seltsam in den Bächen
Fortstrahlt der Widerschein.

(Heine.)

Eine ganze Masse von Vorstellungen wird in uns wach. Knüpft sich nun gar an den Wald eine historischr oder sagenhafte Erinnerung, etwa daß hier die heilige Eiche stand, welche von der Hand des christlichen Priesters fiel, oder daß Genoveva hier verstoßen umherirrte, so bekommt er ein ganz verändertes Aussehen. Alle diese Gedanken sind durch die halbe Kenntniß bedingt. Der Wald ist ein Gegenstand „der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und zugleich entzieht und so das Bestreben zur Vorstellung weckt ohne daß es vollständige Befriedigung hoffen kann.“ Diese tritt auch dann noch nicht ein, wenn wir den Wald betreten, denn jeder Baum ist uns nun das, was früher der ganze Wald war, er benimmt uns das Vorwärtssehen. Hinter jedem können wir daher auf etwas Unerwartetes stoßen, weil es sich unsern Augen nicht vorher darbietet. Ist der Wald aber, den wir vermutheten, nur eine Baumgruppe gewesen, die den Blick durch ihn hin freiläßt, oder ist er von Spaziergängen durchschnitten, ist eine verständige Ordnung in dem vermeintlichen Durcheinander erkennbar, zeigt er überall Spuren menschlicher Thätigkeit, so wird die Thätigkeit der Phantasie gehemmt. Ein französischer Garten mit seinen geraden Gängen, seinen abgezirkelten Beeten, seinen zugestutzten Bäumen beschäftigt nicht mehr unsere Phantasie, sondern nur unsern Verstand. Ist aber die Thätigkeit des Menschen nur mäßig sichtbar, wie im englischen Park mit seinem wenigstens scheinbar freien Wachsthum, so wird die Phantasie noch freien Stoff zur Bearbeitung haben. Wird ihr aber die Freiheit der Bewegung benommen, so hört der Wald, um wieder auf das erste Beispiel zurückzukommen, auf romantisch zu sein. Denn ich habe schon im Vorhergehenden das Hauptmerkmal des Romantischen genannt. Es faßt nämlich Alles was wir mit den

Sinnen nicht fassen können, mit der Phantasie auf. Darum ist auch das Meer romantisch, denn unsere Phantasie strebt noch über das hinaus, was wir wirklich mit den Augen wahrnehmen. Es weckt in uns die Vorstellung grausenvoller Tiefe, wo unbekannte Ungeheuer lauern, wo ganze Länder versunken liegen,

Wo anfangs dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigen
Und endlich sonnenklar eine ganze Stadt.
(Heine.)

Wir denken an die Gefahr in Stürmen und andere Schrecknisse, an die sich stolz blähenden Segel der Schiffe, die rauschend fortschießen, an emportauchende Delphine. Ebenso ist eine Gebirgsgegend romantisch, die uns dunkle Wälder darbietet, Abgründe zeigt, in denen

Drachen ihre giftgeschwollenen Bäuche blähn,

Felsenspalten eröffnet, wo unsichtbare Ströme rauschen, kurz indem sie uns etwas vor Augen führt, was wir nur halb sehen können, halb ahnen müssen. Ein romantischer Gegenstand muß uns stets etwas bieten, was eine Mannigfaltigkeit von Vorstellungen zu erwecken im Stande ist, die wir durch die Phantasie zu einer Einheit zu verbinden suchen, da unsere Sinne es nicht können. So überschreiten der Wald, die See, das Gebirge unsere sinnliche Fassungskraft ohne sie zu erlahmen und völlig zu unterdrücken. Dies ist eine nothwendige Beschränkung. Denn wäre dies der Fall, so würde der Gegenstand aufhören romantisch zu sein, er würde anfangen erhaben zu werden. Bei einem romantischen Gegenstande müssen wir noch stets glauben ihn durch unsere Vorstellungen überwältigen und faßbar machen zu können, wenn es auch nie gelingt, während ein erhabener nimmer überwunden werden kann. Das Erhabene hat nicht nöthig mannigfaltig zu sein, denn das Einfache kann zu groß und gewaltig für unsere Phantasie sein. So ist das Meer, von einer andern Seite betrachtet, auch erhaben, wenn wir blos die Vorstellung der Unendlichkeit, die es in uns erregt, auf uns wirken lassen. Gerade auch in der Wirkung ist die Verschiedenheit des Erhabenen und Romantischen sichtbar. Das Erstere nöthigt uns zu einem feierlichen, ja verdächtigen Stillschweigen, zu einer Versunkenheit in uns selbst, zu einer Demüthigung vor seiner Größe, während das Romantische, wenn es hoch kommt, in uns geheimnißvollen Schauder erweckt, meistentheils uns aber

zu lauter Bewunderung, zu einem Staunen der Ueberraschung hinreißt. Ferner, während das Romantische aufhört, romantisch zu sein, sobald unsere Anschauung vollkommen Herr desselben geworden ist, bleibt der erhabene Gegenstand immer erhaben, weil wir nie dessen Herr werden können. Ein auf dem Meere grau gewordener Schiffer, der alle Gefahren desselben hat kennen lernen, der seine Phantasie mit seiner Anschauung ausgeglichen hat, wird die See nicht mehr romantisch finden, wie vielleicht damals, als er seine erste Seereise machte. Ein Gebirgsbewohner bleibt gleichgültig, wo ein Fremder in Entzücken ausbricht, weil seine Heimath, die er als Knabe überall durchspäht hat, seiner Phantasie keine Nahrung mehr gibt und kein Geheimniß mehr für ihn ist, wie auch die Romantik der Jugend vor dem verständigen Alter, welches das Leben kennt, weicht.

Es fragt sich, ob diese Erklärung des Romantischen auch dann noch paßt, wenn wir es in seiner andern, wohl ursprünglichen Bedeutung gebrauchen, um damit die Literatur zu characterisiren. Romantische Literatur ist ein Ausdruck, der uns ganz geläufig ist und der besonders dann gebraucht wird, wenn wir die neuere Literatur mit der alten vergleichen. Diese bekommt im Gegensatz zu ihr den Namen der classischen, ein Name, der ursprünglich nur die Vortrefflichkeit bezeichnet, im Verlaufe der Zeit aber sich zu einem bestimmteren Character gestaltet hat. Der alten Literatur rühmt man es nach, und ich bestätige es aus Ueberzeugung, daß sie klar und durchsichtig ist und mit den Gedanken kein Verstecken spielt. Sie heißt deswegen auch plastisch, weil die Gedanken, wie in der Bildhauerkunst die äußerlichen Formen, bestimmt und sicher hervortreten, fest und scharf ausgeprägt sind. Sie ist wesentlich einfach. Dieser Vorzug geht aber der neueren Literatur ab, wenn sie nicht etwa zur Classicität zurückkehrt. Sie läßt ahnen, wo die erstere bestimmt redet, sie ist dunkel und voll Schatten, wo die alte licht und hell ist, sie ist verschwommen, zerflossen, wo die alte sicher ist; sie liebt mit einem Worte das Seltsame, Wunderbare, während die alte sich von dieser Region fernhält und wenn sie genöthigt wird in diese Region hinab- oder hinaufzusteigen, sucht sie diese unbekannte der bekannten gleich zu machen. Die Götter treten in den Kreis der Menschen ein und theilen ihre Neigungen und Leidenschaften. Darum sind ihre Gestalten bei den Alten viel faßbarer, als wenn wir Engel vom Himmel herab bemühen oder

sonstige Himmelsbewohner zur Erde herabsteigen lassen, was wir sehr selten thun, weil sie dadurch an Wunderbarkeit verlieren würden. Wir lassen lieber durch die Wirkung, die Ursache errathen, als daß wir die Ursache in lebendiger Persönlichkeit erscheinen lassen. So wirkt die Jungfrau Marie in der Jungfrau von Orleans von Schiller, ohne daß sie gesehen wird. Die Verknüpfung der Johanna mit der jenseitigen Welt tritt uns nicht klar entgegen, sondern wir erschließen sie nur aus ihrer Erscheinung und Wirksamkeit, und unsere Phantasie wird gereizt, den dunkeln Boden des Wunderbaren irgendwie vorstellig zu machen. Ich wähle hier ein Beispiel aus der neueren Zeit, wer aber die mittelalterliche Poesie auch nur die der Deutschen kennt, geschweige die spanische und englische, der wird gestehen müssen, daß sie die Phantasie auf eine Weise in Anspruch nimmt, daß der feste Boden der Wirklichkeit unter den Füßen bricht. Da ist von Kämpfen mit Schlangen, Lindwürmern, Drachen, Riesen und Zwergen die Rede, Menschen werden durch Greife entführt, Schiffe gerathen auf den Magnetberg oder ins Lebermeer, Zauberer, wunderthätige Salben und Steine spielen eine große Rolle, ein seltsames Ereigniß nach dem andern begibt sich, Unbegreiflichkeiten überstürzen sich, psychologische, physische wie geschichtliche Möglichkeit wird außer Acht gelassen. Personen, die im verschiedenen Zeitalter lebten, sind gleichzeitig, Begebenheiten, die Jahrhunderte auseinander liegen, rücken nachbarlich aneinander. Die Phantasie wühlt mit Vergnügen in dieser Masse herum, schaltet mit freier Willkühr und führt das Widersprechendste zusammen und bringt doch stets uns den Schein der Einheit hervor. Unsere neuere Romantik, die seit Schlegel und Tieck bis auf unsern Tag geherrscht und noch nicht den Thron ganz verlassen hat, handelt um nichts besser. Auch sie führt uns aus der Helle des Tages in die Dämmerung der Nacht, liebt das Wunderbare, Ahnungsvolle, Geheimnißreiche, Mystische, Abenteuerliche, das Zufällige, der alte Phantasus hanthiert nach Herzenslust.

Aus Glas und Krystallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln,
Unten gehen Fontainen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft.
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe,

Läßt Geistergestalten heranschreiten,
Zieht die kleinen Morionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer erscheinen.
Tummeln sich Reiter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondschein gehn durcheinander,
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Heer von Kobolden lärmt und tanzt.

(Tieck.)

Elfen eilen im thaubeperlten Grün,
In silbergrauem Spinnwebkranz,
Umflimmert von des Glühwurmsglanz,
Zum Mondscheintanz.

(Mathisson.)

Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weise Nestor, versammeln sich zum Spiel
Und entzweien sich wie Knaben.

(Tieck.)

Sie leitet uns in die dunkle Ferne der Vergangenheit, deren entschwundene Herrlichkeit noch matt in die Gegenwart herüberschimmert und weilt mit sehnsüchtigem Verlangen auf dem vermeintlichen Glanze. Und es ist gar nicht zu verwundern, daß so viele Romantiker katholisch geworden sind; sie folgten dem Zuge ihrer Natur, denn der Katholicismus ist die Religion der Romantik. Oder sie führt uns in die ebenfalls dunkle Ferne der Zukunft, deren anbrechende Herrlichkeit in die Gegenwart hineinragt und deren Anschauen nur einigen Begünstigten im Schlafe zu Theil wird, den Somnambülen, den Hellsehenden, den Schwimmer von Prevorst und andern würtembergischen Oertern. Die Gegenwart meidet die Romantik immer, weil diese zu sehr von der Helle des Tages beschienen wird.

Die romantische Literatur gibt uns demnach auch einen Gegenstand, der sich der sinnlichen Anschauung entzieht und unsere sinnliche Fassungskraft überschreitet, dafür aber der Phantasie die ergiebigsten Minen öffnet. Bei den Alten dagegen wurzelt die Literatur in dem festen Boden der Wirklichkeit, läßt sie keine wilden Sprünge machen, sondern erlaubt ihr nur so zu sagen, eine Möglichkeit, nämlich die Möglichkeit der Wirklichkeit. Darum ist ihr Genuß reiner, stärkender und erhält uns nüchtern; der Genuß der romantischen ist dagegen erschlaffend, versetzt uns

in eine Art von Traumseligkeit und wirkt wie ein berauschendes Getränk, das in unserer Seele die lieblichsten Phantasien und Visionen erweckt, aber unser Blut verdirbt, den Kopf wüst macht und uns den Geschmack an einfacher Kost benimmt. Man kann es daher in der deutschen Literatur Göthe und Schiller nur Dank wissen, daß sie der romantischen Literatur den Rücken kehrten und durch Wort und That der Classicität wieder den bedrohten Vorrang eroberten. So theilt sich die Kunst der Poesie zwischen diesen beiden Richtungen. Es gibt aber zwei andere Künste, welche sich in dieser Rücksicht betrachtet, einander gerade gegenüberstehen Denn während die Plastik nichts mit dem romantischen Wesen zu thun hat, ist die Musik durch und durch romantisch und kann nicht anders sein. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß die Plastik bei den Alten eine so wunderbare Höhe der Vollendung erreicht hat, die Musik dagegen nicht zu der Würde und Selbstständigkeit gekommen ist, in der wie sie bei den Neueren finden; denn sie erweckt in uns vermittelst der sinnlichen Thätigkeit des Hörens Vorstellungen, die wir nicht zur bewußten Klarheit gestalten können. Hinter diesen Tönen steckt eine geheimnißvolle Kraft, etwas Zauberhaftes, das unsere sinnliche Fassungskraft überschreitet und das wir nur mit der Phantasie beherrschen können. Nur sehr selten wird sie erhaben und meist nur dann, wenn sie einfach wird wie im Choral.

So findet sich bei allen der Grundcharacter des romantischen wieder. Es ist daraus klar, daß es keine romantischen Wissenschaften geben kann, oder die es sein könnten, wie Alchymie, Nekromantie, Chiromantie werden h. z. T. nicht mehr zu den Wissenschaften gerechnet, sondern als Ausgeburten des Aberwitzes angesehen.

Oldenburg.

A. Lübben.

Anciens écrivains comiques français.

Cyrano de Bergerai. — Larivey.

Parmi les écrivains français qui ont précédé Molière dans la carrière dramatique et auxquels l'immortel comiqe a fait de notables emprunts, il faut nommer Cyrano de Bergerai, né sur les bords de la Garonne, et non moins célèbre par son humeur fanfaronne que par les écarts de sa burlesque imagination. La manie des duels était passée chez lui à l'état de maladie chronique, et quand il ne se battait pas pour son propre compte, il servait de second à tous ceux qui avaient des affaires d'honneur. Son nez d'une ampleur excessive et par dessus le marché, étrangement difforme, lui offrait des occasions fréquentes de mesurer son épée avec celle d'autrui, car quiconque s'arrêtait pour contempler" cette saillie de son visage, fût-ce même sans intention narquoise, lui en devait à l'instant même une éclatante séparation. Mais ce n'est pas du spadassin plus ou moins habile que nous avons à nous occuper aujourd'hui; ce qui nous importe, c'est de mettre quelque peu en lumière un écrivain de talent et d'esprit, dont le nom, grâce à Boileau, n'est parvenu jusques á nous qu'avec une teinte de ridicule assez forte pour faire naître, en le prononcant, le sourire sur toutes les lèvres.

La tragédie d'Agrippine que Cyrano fit représenter avec un grand succès, renferme des passages d'une haute èloquence, mais en même temps, d'une hardiesse excessive. Quoique l'auteur les place dans la bouche d'un scélérat, Séjan, il ne put complétement échapper au reproche d'athéisme et d'impiété. De naifs spectateurs entendent le favori de Tibère, au moment d'immoler ce prince, s'écrier:

„Frappons, voilà l'hostie (la victime)!"

crurent voir dans ces mots une insulte au Saint-Sacrement, et accusèrent le poéte d'avoir tenu un langage sacrilège. Comme

échantillon du talent poétique de Cyrano nous citerons le passage suivant d'*Aggrippine*, que Corneille n'aurait pas désavoué.

Térentius.

Ces dieux renverseront tout ce que tu proposes.

Séjanus.

Un peu d'encens brûlé rajuste bien des choses.

Térentius.

Qui les craint . . . .

Séjanus.

Ne craint rien. Ces enfans de l'effroi,
Ces beaux riens qu'on adore, et sans savoir pourquoi,
Ces altérés du sang des bêtes qu'on assomme,
Ces dieux que l'homme a faits, et qui n'ont point fait l'homme,
Des plus fermes états ce burlesque soutien,
Va, va, Térentius, qui les craint ne craint rien.

Térentius.

Mais, s'il n'en était point, cette machine ronde ....

Séjanus.

Qui, mais, s'il en était, serais-je encore au monde?

Ce dernier vers est d'une grand beauté et montre á quelle hauteur Cyrano aurait pu atteindre, si, moins préoccupé de panser les blessures faites à son amour propre, il eût consacré à l'art dramatique les facultés éminentes dont la nature l'avait doué. Toutefois, s'il n'a pas su tenir toujours d'une main ferme le poignard de Melpomène, sur une scène moins élevée l'inspiration, la verve comique l'ont servi plus d'une fois avec bonheur. L'écrivain à qui, non seulement Molière, mais Fontenelle dans les *Mondes*, Voltaire dans *Micromégas*, et Swift dans les *Voyages de Gulliver*, ont emprunté mainte idée originale, mainte scène humoristique, maint dialogue buffon, n'était pas un homme ordinaire; il y avait en lui l'étoffe d'un excellent poète comique s'il eût voulu.

Molière a emprunté à Cyrano de Bergerai deux des meilleures scénes de ses *Fourberies de Scapin*. C'était, disait-il, son habitude de reprendre son bien partout où il le trouvait. En agissant de la sorte avec son ancien camarade (l'auteur d'*Agrippine* et lui avaient été condisciples) peut-être s'imaginait-il obéir encore à cet usage des collégiens qui, au jeu, font bourse commune. Au surplus, ces larcins n'ont rien qui doive surprendre, et la république des lettres y est trop in-

téressée pour se les interdire. En effet, combien d'heureuses idées, de pensées utiles, nobles, éléves, qui fussent demeurées à jamais enfouies dans les catacombes littéraires où dorment tant d'écrivains obscurs et d'où personne n'aurait voulu les exhumer, et qui recueillies par un homme supérieur, brillent, embellies et perfectionnées, à tous les yeux! Molière, fidèle à sa coutume, embellit tout ce qu'il emprunte et rajeunit tout ce qu'il n'a pas créé, et dans tout ce qu'il ajoute, il se montre toujours supérieur à ceux dont il a suivi les traces.

Chacun connaît la scène où Scapin extorque à Géronte les deux cents pistoles qu'il a promises au fils de ce vieil avare; mais ce qu'on ne sait pas généralement, c'est que cette scène est imitée d'un bout à l'autre (imitation originale, il est vrai) de la comédie du Pédant joué de Cyrano. Nous allons mettre sous les yeux de nos lecteurs un fragment de l'oeuvre du poète burlesque tombé dans l'oubli, mais dont les heureuses inspirations revivent dans la comédie immortelle de son brillant successeur.

Granger pédant, Corbinelli, son valet.

Corbinelli.

Hélas! tout est fini, votre fils est mort.

Granger.

Mon fils est mort! es-tu hors de sens?

Corbinelli.

Non, je parle sérieusement, votre fils, à la vérité, n'est pas mort; mais il est entre les mains des Turcs.

Granger.

Entre les mains des Turcs! soutiens-moi, je suis mort —.

Corbinelli.

A peine-étions nous entrés en bateau pour passer de la porte de Nêle au quai de l'École....

Granger.

Eh! qu'allais-tu faire à l'école, baudet? *)

Corbinelli.

Mon maître s'étant souvenu du commandement que vous lui aviez fait, **) d'acheter quelque bagatelle qui fût rare à

*) Baudet, imbécille, nigaud.
**) De l'ordre que vous aviez lui donné.

Venise et de peu de valeur à Paris, pour en régaler son oncle, s'était imaginé qu'une douzaine de coterets *) n'étant pas chère et ne s'en trouvant point par toute l'Europe de mignons, comme en cette ville, il devoit en porter là: c'est pourquoi nous passions vers l'École pour en acheter; mais, à peine avions-nous quitté la côte, que nous avons été pris par une galère turque.

Granger.

Eh! de par la conque reccourbée de Triton, dieu marin qui a jamais oui parler, que la mer fût à Saint-Cloud, qu'il y eût des pirates, des galères et des écueils —?

Corbinelli.

C'est en cela, que la chose est bien plus merveilleuse; et quoi qu'on ne les ait point vus en France que là, que sait-on s'ils ne sont point venus de Constantinople jusqu'ici entre deux eaux? Mais ils ne se sont pas contentés de ceci, ils ont voulu poignarder votre fils. . . . .

Granger.

Quoi, sans confession?

Corbinelli.

S'il ne se rachetait pas de l'argent.

Granger.

Ah! les misérables! c'était pour infiger la peur **) dans cette jeune poitrine. —

Corbinelli.

Mon maître n'a pu dire autre chose, si non: Va-t'-en trouver mon père et dis lui . . . . ses larmes aussitôt suffoquant ses paroles, m'ont bien mieux expliqué qu'il n'eût su le faire, les tendresses qu'il a pour vous. —

Granger.

Que diable aller faire aussi dans la galère d'un Turc? d'un Turc? perge puer, pede quo cepisti.

Corbinelli.

Ces écumeurs ***) impitoyables ne me voulaient pas accorder la liberté de vous venir trouver, si je ne me fusse jeté aux genoux du plus apparent d'entre eux. — Eh! Monsieur le Turc, lui ai-je dit, permettez-moi d'aller avertir son père qui vous enverra tout à l'heure sa rançon.

---

*) Coterets, petits fagots liés par les deux bouts.
**) Infiger, attacher, annexer, fixer.
***) Écumeurs, corsaires, forbans.

Granger.

Tu ne devais parler de rançon; ils se seront moqués de toi.

Corbinelli.

Au contraire, à ce mot, il a un peu rasséréné sa face. Va, me dit-il, mais si tu n'es ici de retour dans un moment, j'irai prendre ton maître dans son collège et vous étranglerai tous trois en vous pendant aux vergues de notre vaisseau. J'avais si peur d'entendre encore quelque chose de plus fâcheux, ou que le diable ne vint à m'emporter étant en la compagnie de ces excommuniés, que je me suis promptement jeté dans un esquif, pour vous avertir des funestes particularités de cette rencontre.

Granger.

Que diable aller faire dans la galère d'un Turc — ?

Corbinelli.

Qui n'a peut-être pas été à confesse depuis dix ans.

Granger.

Mais, penses-tu qu'il soit bien résolu d'aller à Venise?

Corbinelli.

Il ne respire autre chose.

Granger.

Le mal n'est pas sans remède — donne-moi le réceptacle des instruments de l'immortalité, je veux dire, l'écritoire. *)

Corbinelli.

Qu'en désirez-vous faire?

Granger.

Écrire une lettre à ces Turcs.

Corbinelli.

A propos de quoi?

Granger.

Afin qu'ils me renvoyent mon fils, parceque j'en ai besoin; qu'au reste ils doivent excuser sa jeunesse, est sujette à beaucoup de fautes; et que, s'il lui arrive une autre fois de se laisser prendre, je leur promets, foi de docteur, de ne plus leur en fatiguer la faculté auditive.

Corbinelli.

Ils se moqueront, ma foi, de vous et ils auront raison.

---

*) On reconnait dans le pédant Granger le digne aieul de ces précieuses qui appelaient un miroir le conseiller des grâces et à la locution trop bourgeoise de „se peigner" avaient substitué celle plus nette de se délabyrinther les cheveux.

Granger.

Va-t'-en leur dire de ma part que je suis tout prêt à leur répondre par devant notaire, que le premier des leurs qui me tombera entre les mains, je le leur renverrai pour rien. (Ha! que diable aller faire en cette galère!) Ou dis-leur, qu'autrement je vais m'en plaindre à la justice. Sitôt qu'ils l'auront remis en liberté, ne vous amusez ni l'un ni l'autre; car j'ai affaire de vous.

Corbinelli.

Tout cela s'appelle dormir les yeux ouverts.

Granger.

Mon dieu! faut-il être ruiné à l'âge où je suis? Va-t'-en, mon ami, prends le reste du teston*) que je lui donnai pour sa dépense, il n'y a que huit jours (Aller sans dessein dans une galère!); prends tout le reliquat de cette pièce (Hà malheureuse progéniture, tu me coûtes plus d'or que tu n'es pesante!); paie la rançon et ce qui restera, emploie le en oeuvres pies**) (dans la galère d'un Turc!). Bien, va-t'-en (mais, misérable, dis-moi, que diable allais-tu faire en cette galère!) va prendre dans mes armoires ce pourpoint***) découpé, que quitta feu mon père, l'année du grand hiver.

Corbinelli.

A quoi bon ces fariboles?†) Vous n'y êtes pas: il faut tout au moins cent pistoles pour sa rançon.

Granger.

Cent pistoles; ha! mon fils? ne tînt-il qu'à ma vie pour conserver la tienne, mais cent pistoles! Corbinelli, va-t'-en lui dire qu'il se laisse prendre sans dire mot; cependant, qu'il ne s'afflige point, car je les en ferai bien repentir. (Il lui jette une bourse); tiens, va-t'-en, emporte tout mon bien!

Voici maintenant l'imitation de Molière. Il a pris à Cyrano le conte de la galère turque, le stratagème dont use un valet fripon pour faire passer dans la poche d'un fils libertin et dissipateur les espèces qu'un vieillard sans entrailles dérobe à tous les yeux. L'exclamation si comique de Géronte que

*) Teston, ancienne monnaie d'argent frappée sous Louis XII.
**) Oeuvres pies, oeuvres de charité faites en vue de Dieu.
***) Pourpoint vêtement qui couvrait le corps depuis le cou jusqu'à la ceinture.
†) Fariboles, choses frivoles et vaines.

diable allait-il faire dans cette galère? est empruntée textuellement à Cyrano. Mais pour tout le reste, surtout pour style si vif, si rapide, si animé, Molière n'a pris conseil que de son génie; de là vient la supériorité de l'imitation sur l'original; c'est au lecteur à en juger.

Scapin, Géronte.

Scapin, faisant semblant de ne pas voir Géronte.

O ciel! ô disgrâce! ô misérable père! pauvre Géronte, que feras-tu?

Géronte, à part.

Que dit-il là de moi, avec ce visage affligé?

Scapin.

N'y a-t-il personne qui puisse me dire où est le seigneur Géronte?

Géronte.

Qu'y a-t-il, Scapin?

Scapin, courant sur le théâtre, sans vouloir entendre ni voir Géronte.

Où pourrai-je le rencontrer pour lui dire cette infortune?

Géronte, courant après Scapin.

Qu'est-ce que c'est donc?

Scapin.

En vain je cours de tous côtés pour le pouvoir trouver.

Géronte.

Me voici.

Scapin.

Il faut qu'il soit couché dans quelque endroit qu'on ne puisse point deviner.

Géronte, arrêtant Scapin.

Holà. Es-tu aveugle, que tu ne me vois pas?

Scapin.

Ah! monsieur, il n'y a pas moyen de vous rencontrer.

Géronte.

Il y a une heure que je suis devant toi. Qu'est-ce que c'est donc qu'il y a?

Scapin.

Monsieur. . . . . . .

Géronte.

Quoi?

Scapin.

Monsieur votre fils. . . . . .

Géronte.

Hé bien? mon fils. . . . . .

Scapin.

Est tombé dans une disgrâce la plus étrange du monde.

Géronte.

Et quelle?

Scapin.

Je l'ai trouvé tantôt tout triste de je ne sais quoi que vous lui avez dit, où vous m'avez mêlé assez mal à propos; et cherchant à dissiper cette tristesse, nous sommes allés promener sur le port. Là, entre autres plusieurs choses, nous avons arrêté nos yeux sur une galère turque assez bien équipée. Un jeune Turc de bonne mine nous a invités d'y entrer, et nous a présenté la main. Nous y avons passé, il nous a fait mille civilités, nous a donné la collation, où nous avons mangé des fruits les plus excellents qui se puissent voir, et bu du bon vin que nous avons trouvé le meilleur du monde.

Géronte.

Qu'y a-t-il de si affligeant à tout cela?

Scapin.

Attendez, monsieur, nous y voici. Pendant que nous mangions, il a fait mettre la galère en mer; et se voyant éloigné du port, il m'a fait mettre dans un esquif, et m'envoie vous dire que, si vous ne lui envoyez par moi tout à l'heure cinq cents écus, il va vous emmener votre fils en Alger.

Géronte.

Comment diantre! cinq cents écus!

Scapin.

Oui, monsieur, et de plus, il ne m'a donné pour cela que deux heures.

Géronte.

Ah! le pendard de Turc! m'assassiner de la façon! *)

Scapin.

C'est à vous, monsieur, d'aviser promptement aux moyens de sauver des fers un fils que vous aimez avec tant de tendresse.

Géronte.

Que diable allait-il faire dens cette galère?

Scapin.

Il ne songeait pas à ce qui est arrivé.

---

*) De cette façon.

Géronte.

Va-t'-en, Scapin, va-t'-en vite dire à ce Turc que je vais envoyer la justice après lui.

Scapin.

La justice en pleine mer! vous vous moquez des gens.

Géronte.

Que diable allait-il faire dans cette galère?

Scapin.

Une méchante destinée conduit quelquefois les personnes.

Géronte.

Il faut, Scapin, il faut que tu fasses ici l'action d'un serviteur fidèle.

Scapin.

Quoi, monsieur?

Géronte.

Que tu ailles dire à ce Turc qu'il me renvoie mon fils, et que tu te mettes à sa place, jusqu'à ce que j'aie amassé la somme qu'il me demande.

Scapin.

Hé! monsieur, songez-vous à ce que vous dites? et vous figurez-vous que ce Turc ait si peu de sens, que d'aller recevoir un misérable comme moi à la place de votre fils?

Géronte.

Que diable allait-il faire dans cette galère?

Scapin.

Il ne devinait pas ce malheur. Songez, monsieur, qu'il ne m'a donné que deux heures.

Géronte.

Tu dis qu'il demande . . .

Scapin.

Cinq cents écus.

Géronte.

Cinq cents écus! N'a-t-il point de conscience?

Scapin.

Vraiment, oui, de la conscience à un Turc!

Géronte.

Sait-il bien ce que c'est que cinq cents écus?

Scapin.

Oui, monsieur, il sait que c'est mille cinq cents livres.

Géronte.

Croit-il, le traître, que mille cinq cents livres se trouvent dans le pas d'un cheval?

Scapin.

Ce sont des gens qui n'entendent point raison.

Géronte.

Mais que diable allait-il faire dans cette galère?

Scapin.

Il est vrai; mais quoi! on ne prévoyait pas les choses. De grâce, monsieur, dépêchez.

Géronte.

Tiens, voilà la clef de mon armoire.

Scapin.

Bon!

Géronte.

Tu l'ouvriras.

Scapin.

Fort bien!

Géronte.

Tu trouveras une grosse clef du côté gauche, qui est celle de mon grenier.

Scapin.

Oui.

Géronte.

Tu iras prendre toutes les bardes qui sont dans cette grande manne, et tu les vendras aux fripiers; pour aller racheter mon fils.

Scapin, en lui rendant la clef.

Eh, monsieur, rêvez-vous? je n'aurais pas cents francs de tout ce que vous dites et, de plus, vous savez le peu de temps qu'on m'a donné.

Géronte.

Mais, que diable allait-il faire dans cette galère?

Scapin.

Oh! que de paroles perdues! Laissez là cette galère, et songez que le temps presse, et que vous courez risque de perdre votre fils. Hélas! mon pauvre maître, peut-être que je ne te verrai de ma vie, et qu'à l'heure que je parle on t'emmène esclave en Alger! Mais le ciel me sera témoin, que j'ai fait

pour toi tout ce que j'ai pu, et que, si tu manques à être racheté, *) il ne faut accuser que le peu d'amitié d'un père.

Géronte.

Attends, Scapin, je m'en vais quérir cette somme.

Scapin.

Dépêchez donc vite, monsieur; je tremble que l'heure ne sonne.

Géronte.

N'est-ce pas quatre cents écus que tu dis?

Scapin.

Non, cinq cents écus!

Géronte.

Cinq cents écus!

Scapin.

Oui.

Géronte.

Que diable allait-il faire dans cette galère?

Scapin.

Vous avez raison: mais hâtez-vous.

Géronte.

N'y avait-il point d'autre promenade?

Scapin.

Cela est vrai: mais faites promptement.

Géronte.

Ah! maudite galère!

Scapin, à part.

Cette galère lui tient au coeur.

Géronte.

Tiens, Scapin, je ne me souvenais pas que je viens justement de recevoir cette somme en or; et je ne croyais pas qu'elle dût m'être si tôt ravie. (Tirant sa bourse de sa poche, et la présentant à Scapin.) Tiens, va-t'-en racheter mon fils.

Scapin, tendant la main.

Oui, monsieur.

Géronte, retenant sa bourse qu'il fait semblant de vouloir donner à Scapin.

Mais, dis à ce Turc que c'est un scélérat.

Scapin, tendant toujours la main.

Oui.

*) Si tu n'es pas racheté.

Géronte, de même.

Un homme sans foi, un voleur.

Scapin.

Laissez-moi faire.

Géronte.

Qu'il me tire cinq cents écus contre toute sorte de droit.

Scapin.

Oui.

Géronte, de même.

Que je ne les lui donne ni à la mort, ni à la vie.

Scapin.

Fort bien.

Géronte, de même.

Et que, si jamais je l'attrape, je saurai me venger de lui.

Scapin.

Oui.

Géronte, remettant sa bourse dans sa poche et s'en allant.

Va, va vite réquérir mon fils.

Scapin, courant après Géronte.

Holà, monsieur!

Géronte.

Quoi?

Scapin.

Qu'est donc cet argent?

Géronte.

Ne te l'ai-je pas donné?

Scapin.

Non, vraiment, vous avez remis dans votre poche.

Géronte.

C'est la douleur qui me trouble l'esprit.

Scapin.

Je le vois bien.

Géronte.

Que diable allait-il faire dans cette galère? Ah! maudite galère! traître de Turc! à tous les diables!

Scapin, seul.

Il ne peut digérer les cinq cents écus que je lui arrache; mais il n'est pas quitte envers moi; et je veux qu'il me paie en une autre monnaie l'imposture qu'il m'a faite auprès de son fils.

Si Molière doit à Cyrano de Bergérai l'idée d'une des meilleurs scènes des Fourberies de Scapin, il a fait des emprunts non moins notables, dans son Avare, à la pièce des Esprits de Larivey, écrivain du seizième siècle, et qui aprés le père de la force immortelle de Pathelin, est l'écrivain comique le plus facétieux et le plus spirituel de l'ancien théâtre français. Les comédies d'alors n'étaient que des tissus d'aventures singulières, où l'on n'avait guère songé à peindre les moeurs; le théâtre n'était point, comme il doit l'être l'image fidèle de la vie humaine. Le butuni que de ces sortes de pièces était d'amuser les spectateurs par le développement d'une intrigue romanesque: on ne voyait au théâtre que déguisements, quiproquos, enlèvements, erreurs de noms, rendez-vous nocturnes: la véritable comédie, celle qui châtie les moeurs en riant, était encore inconnue. Il était donné à Molière d'ouvrir cette carrière glorieuse. Cependant les tentatives de Larivey pour corriger le siècle et ses travers, ne sauraient être passées sous silence, d'autant que l'auteur de l'Avare et beaucoup d'autres écrivains comiques, ont puisé sans scrupule à cette source d'inspirations originales et de franche gaieté.

Comme pendant à la scène de Cyrano que nous avons citée, nous mettrons en regard le portrait de l'avare, tel que Larivey l'a tracé dans sa comédie des Esprits, et le même type conçu par Molière et réalisé avec tant de bonheur dans le personnage d'Harpagon.

Séverin vieillard rusé et cupide, défiant de tous ceux qui l'environnent, a enfoui, son argent dans la terre. Désiré, amoureux de sa fille, et qui ne peut l'épouser faute d'une dot, sort d'un coin d'où il a tout vu, vide la bourse et la remet à la même place après l'avoir remplie de cailloux. Le vieillard accourt pour palper de rechef ses bien-aimes écus. Les regards furtifs qu'il leur lance, son empressement marqué à roder alentour, sa malodroite affectation à en éconduire ceux qui s'en approchent de trop près, la manière fâcheuse dont il interprète les propos et les gestes de tous les siens, tant de soins, de démarches, d'angoisses pour une bourse qui n'est plus là, sont d'un excellent ridicule et d'un comique achevé. Voici la scène en question.

Séverin.

Mon dieu, qu'il me tardait que je fusse dépêché *) de ce gaillard, afin de reprendre ma bourse! j'ai faim, cependant, je veux encore épargner ce morceau de pain que j'avais apporté; il me servira bien pour mon souper, ou pour demain à mon dîner avec un ou deux navets cuits entre les cendres. Mais à quoi est-ce j'emploie mon temps; que ne prends-je ma bourse, puisque je ne vois personne qui me regarde. O m'amour, t'es-tu bien portée?

Jésus, qu'elle est légère! Vierge Marie, qu'est-ce qu'on a mis dedans? Hélas, je suis détruit, **) je suis perdu, je suis ruiné! au vouleur, au vouleur, prenez-le, arrêtez tous ceux qui passent, fermez les portes, les fenêtres! misérable que je suis, où cours-je? á qui le dis-je? Je ne sais où je suis, ce que je fais, où je vais. Hélas! mes amis, je me recommande à vous tous, secourez-moi, je vous prie, je suis mort, je suis perdu. — Enseignez-moi qui ma dérobé mon âme, ma vie, mon coeur et toute mon espérance. — Que n'ai-je un licol ***) pour me pendre? Cer j'aime mieux mourir que vivre ainsi. Hélas! elle est toute vuide. Vrai dieu! qui est ce cruel qui m'a tout à coup ravi mes biens, mon honneur et ma vie? Ah! chétif †) que je suis, que ce jour m'a été malencontreux — ! — Pourquoi voudrais-je vivre maintenant, puisque j'ai perdu mes écus que j'avais si soigneusement amassés, et que j'aimais plus que mes propres yeux.

(Frontin, le domestiques arrivant.)

Quelle lamentation entends-je là?

Séverin.

Que je ne suis-je auprès de la rivière pour me noyer!

Frontin.

Je me doute de ce que c'est.

Séverin.

Si j'avais un couteau, je me le planterais dans l'estomac.

Frontin.

Je veux voir s'il le dit à bon escient: ††) Que voulez-vous faire d'un couteau, Seigneur Séverin? tenez, en voilà un!

---

*) Dépêche, délivré.

**) Détruit, mort.

***) Licol, lien pour attacher les bêtes au ratelier, à l'auge etc.

†) Chétif, misérable.

††) A bon escient, tout de bon, sans feinte, sérieusement.

Séverin.

Qui es-tu?

Frontin.

Je suis Frontin, ne voyez-vous pas?

Séverin.

Tu m'as dérobé mes écus, larron que tu es; çà *) rends-les-moi, rends-les-moi, ou je t'étranglerai.

Frontin.

Je ne sais ce que vous voulez dire.

Séverin.

Tu ne les as donc pas?

Frontin.

Je vous dis que je ne sais ce que c'est.

Séverin.

Je sais bien qu'on me les a dérobés.

Frontin.

Et qui les a pris?

Séverin.

Si je ne les retrouve, je veux me tuer moi-même.

Frontin.

Eh! Seigneur Séverin, modérez votre courroux.

Séverin.

Comment, mon courroux! j'ai perdu 2,000 écus.

Frontin.

Peut-être que vous les retrouverez, mais, vous disiez toujours que vous n'aviez pas un liard, et maintenant vous dites que vous aves perdu 2,000 écus.

Séverin.

Tu te railles de moi, méchant que tu es!

Frontin.

Pardonnez-moi.

Séverin.

Pourquoi donc ne pleures-tu pas?

Frontin.

Parceque j'espère que vous les retrouverez.

Séverin.

Dieu le veuille! à la charge *) de te donner cinq bons sous.

---

*) A la charge de à condition de.

Frontin.

Venez dîner; dimanche vous les ferez publier au prône,*) quelqu'un nous les rapportera.

Séverin.

Je ne veux plus boire ni manger: je veux mourir ou les trouver.

Frontin.

Allons, vous ne les trouvez pas, et il faut dîner cependant.

Séverin.

Où veux-tu que j'aille? au**) lieutenant criminel?

Frontin.

Bon!

Séverin.

Afin d'avoir commission de faire emprisonner tout le monde.

Frontin.

Encore mieux, vous les retrouverez; allons, aussi bien ne faisons nous rien ici.

Séverin.

Il est vrai; car, encore que***) quelqu'un de ceux-là les eût, il ne les rendrait jamais — Jésus! qu'il y a de larrons en Paris!

Frontin.

N'ayez pas peur de ceux qui sont ici, j'en réponds, je les connais tous.

Séverin.

Hélas! je ne puis mettre un pied devant l'autre.... O ma bourse!

Frontin.

Mais, mon dieu! vous l'avez, est-ce que vous voulez vous moquer de moi?

Séverin.

Sans doute que je l'ai; mais elle est vuide et elle était pleine.

Frontin.

Si vous ne voulez pas faire autre chose, nous resterons ici jusqu'à demain.

---

*) Prône, instruction chrétienne faite par le prêtre à la messe paroissiale.

**) Au, chez le.

***) Encore que, quoique.

Séverin.

Frontin, aide-moi, je n'en puis; ô ma bourse, ma bourse, hélas! ma pauvre bourse!

Hilaire, frère de Séverin, arrivant.

Mon frère, bonnes nouvelles, vos écus sont retrouvés.

Séverin.

Vous dites que mes écus sont retrouvés.

Hilaire.

Mais avant de les avoir, il faut que vous me promettiez deux choses; l'une, de donner Laurence à celui qu'elle aime, l'autre de consentir qu'Urbain prenne une femme avec 15,000 livres.

Séverin.

Je vous le promets.

Hilaire.

Si vous manquez à votre promesse, nous vous les ôterons. Tenez, les voilà!

Séverin.

O dieu! ce sont les mêmes.

Hélas! mon frère, que je vous aime! je ne pourrai jamais vous rendre le bien que vous me faites, dussé-je vivre mille ans. — Et qui me les avait dérobés?

Hilaire.

Vous le saurez après; répondez à ce que je demande.

Séverin.

Je veux avant tout les compter.

Hilaire.

Qu'en est-il besoin?

Séverin.

Ha! s'il y manquait quelque pièce?

Hilaire.

Il n'y en manque point, je vous l'assure.

Séverin.

Mettez-le-mot par écrit.

Frontin.

O quel avaricieux!

Hilaire.

Voyez, il ne le croit pas!

Séverin.

Mais que dites-vous de 15,000 francs —?

Hilaire.

Je dis qu'il faut que vous consentiez qu'Urbain épouse celle qu'il aime avec 15,000 francs.

Séverin.

Halte-là, je vous en prie, 15,000 francs! Il sera donc plus riche, que moi!

Les transports de Séverin en retrouvant sa cassette, ces exclamations: Oh! Dieu ce sont les mêmes. Mettez-le-moi par écrit. Il sera donc plus riche que moi, tout cela est d'un excellent comique, c'est la nature prise sur le fait. Écoutons maintenant Molière.

Harpagon accourt tout hors d'haleine, criant au voleur dès le jardin:

Au voleur! au voleur! à l'assassin! au meurtrier! Justice, juste ciel! je suis perdu, je suis assassiné; on m'a coupé la gorge, on m'a dérobé mon argent. Qui peut-ce être? Qu'est-il devenu? Où est-il? Où se cache-t-il? Que ferai-je pour le trouver? Où courir? Où ne pas courir? N'est-il point là? N'est-il point ici? Qui est-ce? Arrête! (à lui même, se prenant par le bras.) Rends-moi mon argent, coquin.... Ah? c'est moi.... Mon esprit est troublé, et j'ignore où je suis, qui je suis, et ce que je fais. Hélas! mon pauvre argent, mon pauvre argent, mon cher ami, on m'a privé de toi! et puisque tu m'es enlevé, j'ai perdu mon support, ma consolation, ma joie; tout est fini pour moi, et je n'ai plus que faire au monde? Sans toi il m'est impossible de vivre. C'en est fait; je n'en puis plus, je me meurs, je suis mort, je suis enterré. N'y a-t-il personne qui veut me ressusciter, en me rendant mon cher argent, ou en m'apprenant qui l'a pris? Euh! que dites-vous? Ce n'est personne. Il faut, qui que ce soit qui ait fait le coup, qu'avec beaucoup de soin on ait épié l'heure; et l'on a choisi justement le temps que je parlais à mon traître de fils. Sortons! Je veux aller quérir la justice, et faire donner la question à toute ma maison, à servantes, à valets, à fils, à fille, et à moi aussi. Que de gens assemblés! Je ne jette mes regards sur personne qui ne me donne des soupçons, et tout me semble mon voleur. He! de quoi est-ce qu'on parle là? de celui qui m'a dérobé? Quel bruit fait-on là haut? est-ce mon voleur qui y est? De grâce, si l'on sait des nouvelles de mon voleur, je supplie que l'on m'en dise. Ne'st-il point caché là parmis vous? Ils me regardent tous,

et se mettent à rire. Vous verrez qu'ils ont part, sans doute, au vol que l'on m'a fait. Allons vite, des commissaires, des archers, des prévôts, des juges, des gênes, des potences et des bourreaux! Je veux faire pendre tout le monde; et, si je ne retrouve mon argent, je me pendrai moi-même après.

Scène dernière.

Cléante.

Ne vous tourmentez point, mon père n'accusez personne. J'ai découvert des nouvelles de votre affaire; et je viens ici pour vous dire que, si vous voulez vous résoudre à me laisser épouser Marianne, votre argent vous sera rendu.

Harpagon.

Qu'est-il?

Cléante.

Ne vous en mettez point en peine. Il est en lieu dont je réponds, et tout ne dépend que de moi. C'est à vous de me dire à quoi vous vous déterminez; et vous pouvez choisir, ou de me donner Marianne, ou de perdre votre cassette.

Harpagon.

N'en a-t-on rien ôté?

Cléante.

Rien du tout. Voyez si c'est votre dessein de souscrire à ce mariage, et de joindre votre consentement á celui de sa mère, qui lui laisse la liberté de faire un choix entre deux.

Anselme.

Allons, ne vous faites point dire ce qu'il n'est point nécessaire d'entendre; et consentez ainsi que moi à ce double hyménée.

Harpagon.

Il faut pour me donner conseil que je voie ma cassette.

Cléante.

Vous la verrez saine et entière.

Harpagon.

Je n'ai point d'argent à donner en mariage à mes enfants.

Anselme.

Hé bien! j'en ai pour deux; que cela ne vous inquiète point.

Harpagon.

Vous obligerez-vous à faire tous les frais de ces deux mariages?

Anselme.

Oui, je m'y oblige. Êtes-vous satisfait?

Harpagon.

Oui, pourvu que pour les noces vous me fassiez faire un habit.

Anselme.

D'accord. Allons jouir de l'allégresse que cet heureux jour nous présente.

Le commissaire.

Holà! messieurs, holà! Tout doucement, s'il vous plaît. Qui me paiera mes écritures?

Harpagon.

Nous n'avons que faire de vos écritures.

Le commissaire.

Oui! mais je ne prétends pas, moi, les avoir faites pour rien.

Harpagon, montrant maître Jacques.

Pour votre paiement, voilà un homme que je vous donne à pendre.

Maître Jacques.

Hélas! comment faut-il donc faire? On me donne des coups de bâton pour dire vrai, et on me veut pendre pour mentir.

Anselme.

Seigneur Harpagon, il faut lui pardonner cette imposture.

Harpagon.

Vous paierez donc le commissaire?

Anselme.

Soit! Allons vîte faire part de notre joie à votre mère.

Harpagon.

Et moi, voir ma chère cassette.

Tubingue. **Péschier.**

Erklärung einer Stelle in Shakspeare's Macbeth.

(Act. I. Sc. VII.) Mit besonderer Beziehung auf Tiecks Uebersetzung und Anmerkungen.

Bei Gelegenheit der Anzeige des trefflichen Hiecke'schen Werkes über Shakspeares Macbeth im Archiv (cf. II. B. I. H.) wird Macbeth als eins derjenigen Stücke Shakspeare's bezeichnet, welches sich vorzugsweise zur Lectüre in der Schule eigne. Gewiß mit Recht; wie denn auch erfahrungsmäßig unter den auf Schulen gelesenen Shakspeare'schen Stücken der Macbeth oben an zu stehen pflegt. Hat demnach dieses Stück für den Schulmann ein besonderes Interesse, so müssen ihm auch Erörterungen, wie die im Archiv Band II., Heft I. gegebenen, überhaupt aber solche Beiträge willkommen sein, welche sich die Lösung von Schwierigkeiten, deren gerade diese Tragödie nicht wenige bietet, zur Aufgabe machen. Eine dieser Schwierigkeiten liegt nun auch in der oben citirten Stelle vor, einer Stelle, bei welcher der Text in der Folio und in den Ausgaben abweicht, und die um so mehr der Erläuterung zu bedürfen scheint, als sie in Tiecks Uebersetzung und Anmerkungen eine gar wunderliche Auslegung sich hat gefallen lassen müssen.

Die betreffende Stelle, Act. I. Sc. VII., wie sie in den gewöhnlichen Ausgaben vorliegt ist diese:

If it were done, when 'tis done, then 'twere well
It were done quickly: If the assassination
Could trammel up the consequence, and catch
With his surcease, success; that but this blow
Might be the be-all and the end-all here,
But here, upon this bank and shoal of time, —
We 'd jump the life to come. —

Die eigentliche Schwierigkeit in dieser Stelle liegt in den Worten:

„But here, upon this bank and shoal of time.“

Statt ihrer glaubt Tieck mit der Folio:

„But here, upon this bank and school of time“

lassen zu müssen, indem er der von uns citirten Lesart der Editoren Unhaltbarkeit vorwirft. Da dieser Vorwurf aber, wie die folgende Untersuchung darthun wird, lediglich die Lesart der Folio trifft, so sei uns gestattet, die Stelle zunächst nach der gewöhnlichen Lesart in ihrem Zusammenhange zu erklären, und sodann die Tieckschen Einwürfe, sowie seine eigene seltsame Erklärung der von ihm recipirten Folio zu beleuchten.

Zuvor ein paar einleitende Worte zur Orientirung.

Der Monolog, aus dem das obige Citat genommen ist, enthüllt uns den Hergang in der Seele Macbeths unmittelbar vor Ausführung der That, zu der sein ungemessener Ehrgeiz ihn spornt. Dunkan, der greise König, weilt jetzt unter seinem Dache, ein Stoß, und die Krone, die von ihm und seinem Weibe mit brennender Leidenschaft begehrte, ist sein. Soll er den Stoß wagen?! Das ist es, worüber er im Monolog mit sich zu Rathe geht. Die Momente, die sich als der Niederschlag dieser natürlich sehr aufgeregten Selbstberathung unterscheiden lassen, sind folgende: 1) Es ist möglich, sagt er sich, daß die Ermordung Dunkans den gehofften Preis nicht sichert, ja es ist ihm wahrscheinlich, daß die Hand der vergeltenden Gerechtigkeit ihn hier schon treffe. 2) Seine Pflicht als Lehnsmann und Vetter, vollends seine Pflicht als Wirth gegen den Gastfreund verbiete ihm die That. 3) Die Tugenden des Königs würden das allgemeine Mitleid eben so für jenen, wie den allgemeinen Abscheu gegen ihn selber erregen. Wodurch er denn 4) zu dem Resultate gelangt, er müsse den Mordplan aufgeben, um sich durch seine Ausführung nicht in sicheres Verderben zu stürzen.

Wir haben es für unseren Zweck unmittelbar jedoch nur mit der Gedankenreihe unter Nr. 1. zu thun, da hier die Worte selbst und namentlich das schon hervorgehobene „upon this bank and shoal of time“ der eingehenden Erklärung bedürfen, um sie durch Feststellung ihres wahren Sinnes vor Mißdeutungen, wie sie bei Tieck begegnen, zu schützen.

Der Monolog beginnt mit dem doppelsinnigen Wort: „If it were done, when 'tis done, then 'twere well, it were done quickly“ — „wär es gethan, wenn es gethan ist, dann wär's

gut, es würde rasch gethan." Daß das erste „done" prägnant steht für „done and ended without bad consequences," was Tieck treffend durch „abgethan" giebt, zeigen gleich die folgenden Worte, die das in diesem ersten Satze nur erst dunkel Angedeutete bestimmt aussprechen. — „In the assasination, heißt es weiter, could trammel up the consequence, and catch with his surcease, success;" — „wenn der Meuchelmord die Folgen mit in sein Netz ziehen und mit seinem Vollzuge Gelingen fangen könnte." Die Mordthat wird in diesen Worten also einem ausgeworfenen Netze verglichen; daß Macbeth durch dieses Mordnetz das Leben des Königs fängt, ist freilich gewiß, aber ob er damit auch die Folgen der That in sein Netz hineinzieht, so daß er sie ebenfalls in seiner Gewalt hat, (to trammel up bezeichnet nämlich nicht, wie Tieck will „aus dem Netz aussperren," sondern „in das Netz hineinziehen") das ist ihm fraglich. — Wenn also das Gelingen so sicher wäre, sagt Macbeth weiter:

„That but this blow might be the be-all and the end-all here,
But here, upon this bank and shoal of time, —
We'd jump the life to come" —

„daß nur dieser Stoß das Ein und Alles wäre und Alles endete hier, nur hier, — auf dieser Sandbank und Untiefe der Zeit, — so würd' ich mich wegsetzen über's künftige Leben." Ueber den Sinn dieser Worte im Allgemeinen kann kein Zweifel sein. Denken wir nämlich das „upon this bank and shoal" einmal hinweg, so ist der Gedanke einfach dieser: „wenn ich mit dem Morde nur hier Alles abgemacht hätte, so setzte ich mich über das zukünftige Leben leicht hinweg." Die Schwierigkeit darin bildet allein die nähere Bezeichnung des „here" durch „upon this bank and shoal." Es frägt sich, was soll dieser Zusatz, welchen Sinn hat er in diesem Zusammenhang? Um das mit Sicherheit zu beantworten, ist es durchaus nöthig, von der Worterklärung auszugehen.

Das Wort „bank" bedeutet im Allgemeinen jede Erhöhung, daher das Ufer eines Flusses, einen Damm, wird dann aber besonders häufig von Sandbänken im Meere gebraucht. Ebenso bezeichnet „shoal" eine seichte Stelle, eine Sandbank, eine Untiefe. Finden wir nun die beiden Worte „bank and shoal" unmittelbar zusammengestellt, so entsprechen sie ganz unserm „Untiefe und Sandbank." Ist das aber unzweifelhaft die lexikalische Bedeutung des Ausdruckes, so frägt sich weiter, was hat der Dichter in diesem Zusammenhange damit sagen wollen? Sand-

bänke und Untiefen im Meere sind — das ist offenbar das Nächste, woran wir denken — die Orte, die dem Schiffer Gefahr drohen, die er als Scheiterplätze für die Schiffe fürchtet. Es ist mithin das Gefährliche, Mißliche, Unsichere, worauf wir bei der Erwähnung von Sandbänken und Untiefen sofort hingewiesen werden. Ist das aber der Fall, so bleibt uns nur noch die eine Frage zu beantworten übrig: ob Macbeth in dem Zusammenhange unserer Stelle das Leben auf der Erde als ein sehr gefahrvolles ansehen könne, daß er es schlechthin eine Sandbank und Untiefe, oder kürzer, eine Scheiterbank nennt? Und das ist entschieden zu bejahen. Der Augenblick nämlich, in welchem er diese Worte spricht, ist durchaus ein solcher, in welchem ihm die Bezeichnung des irdischen Seins als einer Scheiterbank sehr nahe lag. Setzt doch der Mordplan, womit er umgeht, wirklich seine ganze Existenz auf das Spiel, tritt ihm doch von dem Augenblicke an, wo der Plan That wird, das Leben wirklich als eine drohende Klippe entgegen, an der nicht zu zerschellen, er kaum hoffen kann. Was ist also natürlicher, als daß er in diesem kritischsten Momente seines Lebens von einer shoal and bank of time spricht, daß er das „Hier" überhaupt als „eine Scheiterbank der Gegenwart" bezeichnet, und daß, wenn er nun über diese Scheiterbank so ungefährdet wegkommt, er sich um alle Zukunft nichts kümmern will? Wir sehen, dieser beim ersten Blick vielleicht befremdende Ausdruck erklärt sich vollkommen aus dem aufgeregten, durch die Besorgnisse wegen der Zukunft höchst geängsteten Seelenzustande, in welchem Macbeth in diesem Augenblicke sich befand, er enthält also wenn man sich diesen Zustand vergegenwärtigt, nicht nur nichts Anstößiges, sondern paßt aufs Schönste in den Zusammenhang der Stelle.

Damit ist aber der aus der Worterklärung gefundene Sinn des Ausdrucks vollkommen bestätigt, und es würde ohne Zweifel Niemand bei der Stelle etwas zu erinnern haben, wenn die von uns festgehaltene Lesart die einzige wäre.

Nun hat aber die Folio in der That eine andere Lesart — sie lies't, wie gesagt, statt „upon this bank and shoal" „upon this bank and schoal" — und weil Tieck die Folio in Schutz nehmen zu müssen geglaubt hat, indem er das für „school" substituirte „shoal" nur für eine verfehlte Verbesserung der Editoren erklärt, die den Gedanken des Dichters ersticken, so liegt es uns allerdings ob, auf diese Tiecksche Einsprache Rücksicht zu nehmen.

Es ist gewiß ein Verdienst Tiecks, daß er unter uns zuerst die Folio zu der ihr gebührenden Geltung gebracht hat, und wir sind so wenig gemeint, ihm dies Verdienst zu schmälern, daß wir vielmehr im Princip, wonach die Lesart der Folio, so lange sie einen gesunden Sinn gibt, gegen jede andere festzuhalten ist, uns völlig mit ihm eins wissen. Wo dies aber nicht der Fall ist, da, behaupten wir eben so entschieden, hat die philosophische Kritik ihr unbestreitbares Recht. Tieck selbst hat an sehr vielen Stellen diese Kritik gegen die Folio geübt, ja er hat sie selbst da geübt, wo die Nöthigung, von der Folio abzugehen, keinesweges so dringend erscheinen dürfte. Dies hier weiter zu verfolgen, liegt natürlich außerhalb unseres Planes, nur darauf wollten wir hinweisen, daß Tieck sein Princip nicht consequent hat durchführen können. Um so unbegreiflicher aber ist es, da er gerade an unserer Stelle so hartnäckig darauf besteht, da es ihn hier augenfällig in die abenteuerlichsten Erklärungsversuche verwickelt.

Noch ehe man diese Versuche aber erkennt, dürfte schon ein Blick auf die Tiecksche Uebersetzung mit Mißtrauen gegen die Folio erfüllen. Oder wer, der bei Tieck gelesen:

„Wenn der Meuchelmord
Aussperren könnt aus seinem Netz die Folgen
Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge:
Daß mit dem Stoß, einmal für immer, Alles
Sich abgeschlossen hätte —"

und nun weiter lies't:

„hier, nur hier —
Auf dieser Schülerbank der Gegenwart —"

wer, sage ich, hätte dabei nicht unwillkührlich das Gefühl, daß mit „dieser Schülerbank der Gegenwart" etwas Ungehöriges, etwas dem Zusammenhange durchaus Fremdartiges sich eindränge? Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß der Kenner des Dichters die schneidende Dissonanz, welche durch diese Worte in die Stelle gebracht wird, sofort heraushört, während das:

„hier, nur hier —
Auf dieser Scheiterbank der Gegenwart —"

sich vortrefflich in den übrigen Zusammenhang hineinfügt. — So wahr ist es, was Lessing einmal sagt, daß auf die geringste von Shakspeare's Schönheiten ein Stempel gedrückt sei, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare! Und wehe der fremden Schönheit, setzt er hinzu, die das Herz hat,

sich neben sie zu stellen! — Also zuerst schon der unmittelbare Eindruck der Tieckschen Uebersetzung sträubt sich gegen die Richtigkeit der Foliolesart. Aber es ließe sich doch vielleicht ein Sinn damit verbinden, wäre es auch ein Sinn, der sich in den übrigen Zusammenhang nicht schicken will. Man könnte nämlich denken, wenn das „Hier" eine Schülerbank genannt und dem Jenseits entgegengesetzt wird, so solle damit der unvollkommene menschliche Zustand, in welchem wir noch immer wie Schüler zu lernen haben, mit dem vollkommenen der Ewigkeit in Contrast gestellt werden. Dies wäre ja ein an sich wahrer Gedanke und es erhöbe sich dagegen am Ende auch kein anderes Bedenken als das freilich entscheidende, daß dieser Gedanke hier durchaus müßig stände. Denn welchen ordentlichen Grund hätte doch Macbeth, gerade jetzt auf die Unvollkommenheit des jetzigen Zustandes hinzuweisen und zu sagen, wenn er in ihm nur sicher wäre vor den Folgen seiner That, so wolle er sich über die Zukunft hinwegsetzen? Doch das ist es auch gar nicht, woran Tieck hier denkt und woran man bei dem Ausdruck „auf dieser Schülerbank der Gegenwart" allenfalls noch denken könnte. Ob er aber etwas Gescheiteres dabei denkt, das möge der Leser beurtheilen, wenn er die Erörterung vernimmt, die Tieck in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle wörtlich wie folgt darüber gibt: „Es taucht hier dem Macbeth das Bild einer Schule auf, wo ein Schüler an irgend wen eine Kränkung, eine Beleidigung versucht, — wäre die Gegenwart nur sicher, — so wollte ich die Zukunft einmal nicht beachten: was mir geschehen könnte, wenn diese Schule aufgehoben ist." Man traut seinen Augen kaum. Also eine so völlig singuläre, so ganz zufällige Beziehung, wie diese Erklärung voraussetzt, wäre es, woran Macbeth hier gedacht hätte? Ein Schüler, der auf der Straße Jemanden beleidigt hat, sich nun auf den Schulbänken zwar sicher fühlt, aber zittert bei dem Gedanken: wenn die Schule aus ist, könnte es mir schlecht gehen, — das sollte wirklich das Bild sein, welches dem Macbeth hier vorschwebt, das sollte gar das Bild sein, was würdig wäre, das ganze jetzige Leben damit zu vergleichen? Es ist in der That kaum begreiflich, wie ein Kritiker wie L. Tieck dem Shakspeare eine so baare Absurdität hat zutrauen mögen. Nur sein übertriebener Respekt gegen die Folio kann ihn dazu verleitet haben. Stände die Sache umgekehrt, läse also die Folio shoal und die Editoren school, dann würde Tieck, ich bin dessen gewiß, der Erste gewesen sein, der die Editoren, und

in diesem Falle mit Recht, der Erstickung des Gedankens des Dichters bezüchtigt hätte. Weshalb denn aber so auf die Folio sich steifen, wenn sie sich schlechterdings nicht halten läßt?! Denn daß dies unmöglich ist, auch abgesehen von der Absurdität des Sinnes, der nach der Tieckeschen Erklärung herauskommt, das wollen wir nun noch weiter durch Lexikon und Grammatik beweisen. Das Lexikon sagt uns nämlich, daß „bank" eben niemals „eine Bretterbank" bedeutet, daß dieser Begriff vielmehr stehend durch „bench" ausgedrückt wird; und was zweitens die Grammatik betrifft, so protestirt sie gegen eine so seltsame Construction wie die „upon this bank and school" wäre, entschieden, da dieser Ausdruck nur „auf dieser Bank und Schule" nie aber „auf dieser Schülerbank" bezeichnen kann. Wenn Tieck dagegen behauptet, daß ein großer dramatischer Dichter sich dergleichen grammatische Ungenauigkeiten wohl mal erlauben dürfe, so kann uns solche Ausrede der offenbarsten Verlegenheit natürlich nicht irren. Und damit wäre unsere Aufgabe eigentlich beendigt, wenn Tieck nicht noch zwei Einwürfe gegen die gewöhnliche Lesart geltend machte, die wir noch nicht beleuchtet haben. Er sagt nämlich — das Sprachwidrige der Construction einräumend — „das shoal of time paßt auf keine Weise, denn dächte sich Macbeth die Gegenwart schon in so trübem Bilde, so trostlos wie Sandbank, so wäre keine Aufforderung zur That, und das nachherige teach hätte mit dem Vordersatze gar keinen Zusammenhang." Auf das erste der in diesem Satze ausgesprochenen Bedenken dient aber unsere obige Erklärung der Stelle zur Erwiederung, denn wir sehen, daß der Ausdruck „auf dieser Scheiterbank" gar nicht das Trostlose, woran Tieck allein gedacht zu haben scheint, sondern vielmehr das Gefährliche betont, — ein Begriff, der, wie oben gezeigt, vollkommen in den Zusammenhang paßt. Was aber das nachherige teach betrifft, was bei unserer Lesart mit dem Vorigen gar keinen Zusammenhang haben soll, so bedarf es wohl nur eines flüchtigen Blickes auf die folgenden Worte, um auch diese Behauptung als grundlos darzuthun.

Nachdem Macbeth, wie wir sahen, in seinen Reflexionen so weit gekommen war, daß er sich sagte: wenn ich nur hier, auf dieser Scheiterbank der Gegenwart, sicher wäre, so würde ich die That thun, was mir die Ewigkeit auch bringen möchte, — fährt er fort:

But in these cases
We still have judgment here; that we but teach
Bloody instructions, which being taught, return
To plague the inventor.

Aber, sagt er, diese Sicherheit habe ich auch nicht, denn in Fällen, wie der meinige, gilt das Gesetz, daß die blutigen Unterweisungen, welche wir Andern geben, sofort auf unser eigenes Haupt zurückfallen.

This even handed justice, — setzt er in demselben Sinne hinzu, —

Commends the ingredients of our poison'd chalice
To our own lips, d. i. die gleichwägende Gerechtigkeit reicht die Bestandtheile unseres Giftkelches den eigenen Lippen dar.

Daß nun dieser letzte Gedanke von but in these cases bis to our own lips mit dem früheren im striktesten Zusammenhange stehe, liegt so sehr auf der Hand, daß jede Erörterung überflüssig wäre. „Wenn ich nur hier Sicherheit hätte, würde ich die That unbedenklich thun, aber ich habe diese Sicherheit nicht, denn solche blutige Thaten sind blutige Lehren, die sich an uns rächen" — das ist es, was Macbeth sagt, und wenn darin kein Zusammenhang ist, so ist nirgends Zusammenhang. Danach ergibt sich aber die Tieck'sche Behauptung als eine rein willkührliche, die ihm allein das Vorurtheil gegen die Lesart der Ausgaben eingegeben haben kann. Oder meint Tieck wirklich, daß man von „lehren" überall nicht sprechen könne, ohne vorher einer Schulbank erwähnt zu haben? Nein, nicht das Bild von Ungezogenheiten und Bosheiten des Schülers, wie Tieck zu diesem „teach" bemerkt, ist ihm noch immer in der Nähe, sondern die Wahrheit der Sache selbst, die Erfahrung, daß die eigene blutige That wirklich eine blutige Lehre ist, deren Wirkung früher oder später auf den Thäter zurückfällt, dies ist es, was ihm das „teach bloody instructions" als den naturgemäßen Ausdruck für das, was er bezeichnen will, in den Mund legt.

Fassen wir danach das Resultat unserer Untersuchung noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich, daß Tieck in der That nur Eins: die Lesart der Folio, für sich, alles Uebrige aber gegen sich hat. Gegen sich hat er, daß die Folio ihn nöthigt: 1) den Worten eine Bedeutung beizulegen, welche sie nicht haben (bank für bench); 2) dem Dichter eine völlig ungrammatische Zusammenstellung aufzubürden (upon this bank and school); 3) den Worten einen Sinn unterzuschieben, der ihnen

selbst, wie dem Zusammenhange fremd ist, ja der ganzen Stelle einen wunderlichen Anstrich gibt. Die Lesart der Ausgaben dagegen, weit entfernt eine dieser sprachlichen Unzuträglichkeiten zu theilen, gewährt bei richtiger Auslegung einen durchaus befriedigenden, aus den Worten eben so hervorfließenden, wie durch den Zusammenhang geforderten Sinn. Sollte nun bei so handgreiflichen Uebelständen auf der einen Seite, bei so erheblichen Gründen auf der andern, die Folio den Editoren nicht weichen müssen? Ich meine, wenn irgend wo, so hat hier die Kritik das Recht wie die Pflicht, die Lesart der Folio für falsch, die der Ausgaben für die ächte zu erklären, und dies um so unbedenklicher auszusprechen, als die beiden Wörter shoal und school sich äußerlich so ähnlich sehen, daß ein Irrthum beim Druck sich leicht erklären läßt.

Lüneburg.

Dr. A. F. Ziel.

Noch ein Wort über Hamlets Monolog: Sein oder nicht sein! u. s. w.

(Act 3. Sc. 1.)

Tieck sagt mit Recht in seinen dramatischen Blättern (Th. 2. S. 99.) von Shakspeare und jenem berühmten Monolog im Hamlet: „Wer auch eben nicht mit den Werken des Dichters vertraut ist, kennt doch, wenigstens oberflächlich, den Hamlet; ja wer diesen nicht gelesen haben sollte, hat gewiß dieses Selbstgespräch gehört und bewundert. Wie oft ist es übersetzt, kommentirt, nachgeahmt! Keinem Franzosen, der von Büchern weiß, keinem Spanier, der gebildet ist, ist die Kunde davon verborgen geblieben, und es hat wirklich den Anschein, als besitze man in diesen Versen gewissermaßen eine Quintessenz dieses Dichters, als vernehme man in ihnen die ganze Tiefe seines unergründlichen Geistes auf die kürzeste und nachdrücklichste Weise, als habe man so den bequemsten Auszug in wenigen Worten, die man Jedermann entgegenwerfen könne, der an der Herrlichkeit neuer Poesie, am Tiefsinn unserer Kunst etwa zweifeln wollte."

Ist dieses maßlose Lob aus Tiecks Munde auch nur ironisch zu fassen, denn er gesteht nachher ausdrücklich, daß er selbst nicht so viel daraus machen könne; so reicht doch die fast von der ganzen übrigen Welt, wie eben Tieck selber zugesteht, anerkannte Berühmtheit des Monologs „Sein oder nicht sein!" hin, um uns zu rechtfertigen, daß wir, nachdem er im 3. Band des vorigen Jahrgangs dieser Blätter von Herrn Dr. A. F. Ziel wieder zur Sprache gebracht, noch einmal darauf zurückkommen.

Spaßhaft wäre es nun, wollten wir auf die von Z. angefochtene Tieck'sche Erklärung zurückgehen, weil dann ein Vierter wieder Grund hatte, sich auf Z's. Seite zu schlagen und so, um mit Göthe zu reden, mit Grazie in infinitum." Aber wir wollen lieber zwischen Beiden hindurch zu kommen suchen und

zusehen, ob nicht vielleicht auch dies Mal die Wahrheit in der Mitte liegt. Es wäre doch wunderbar, wenn Tieck, der große Dramaturg und Kenner des Shakspeare sich ganz und gar geirrt haben sollte. Er bekennt zwar in einem spätern Nachtrage (ebend. S. 127), daß er selbst wieder auf Augenblicke an seiner Auslegung irre gemacht sei; tröstet sich am Ende aber damit, daß hier, wie im ganzen Gedicht des Hamlet, manches unauflösbar sei und sich einer festen, unwandelbaren Ueberzeugung entziehe.

Trotzdem werden wir nach einer solchen trachten, und der Unterzeichnete kann wenigstens für sein Theil bekennen, daß er sie erlangt hat, und nur wünscht, auch seine Leser dieses Glückes theilhaftig zu machen. Dazu kann man aber nur gelangen, wenn man auch der entgegengesetzten Ansicht bis auf den Grund nachspürt. Herr Z. meint nun (S. 13), derselbe liege in der verschiedenen Auffassung von Hamlets Charakter, und somit sei Tieck's falsche Auslegung nur eine Folge seiner irrthümlichen Fassung von jenem. Dem ist aber nicht so. Denn Tieck faßt den Charakter Hamlets, wie man merken kann, obgleich er ihn nicht näher auseinander setzt, der Hauptsache nach ebenso wie Göthe, Schlegel und wie Z. selbst. Das heißt sie sehen den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen in den Worten, welche Göthe W. Meister aussprechen läßt und die bei Shakspeare selber nach Schlegel's Uebersetzung lauten (Ende des 1. Actes):

Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

Alle stimmen Göthe darin bei, „daß Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist." Wenn Schlegel, wie Z. selbst anführt, sich so ausdrückt, daß er sagt: „das Ganze zweckt dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt:" so würden wir das nicht sowohl nach Z's. Ausdruck blos eine etwas speciellere Fassung derselben Sache nennen, sondern wir sehen darin die Hinzufügung des Grundes von Hamlets Thatlosigkeit. Uebrigens stützen diese Worte sich auf Hamlets eigene Rede gegen Ende der 4. Scene im 4. Acte, wo er von sich selber sagt:

— — — — Nun,
Sei's viehisches Vergessen, oder sei's
Ein banger Zweifel, welcher zu genau

Bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und drei Viertel Weisheit hat — ich weiß nicht,
Weswegen ich noch lebe, um zu sagen:
„Dies muß geschehn;" da ich doch Grund und Willen
Und Kraft und Mittel hab', um es zu thun.

Danach nun sagt Z.: „Hamlet ist eine durch und durch reflectirende Natur." Tieck aber nennt ihn (a. a. O. S. 101) ein „brütendes, melancholisches Gemüth." Beide wollen offenbar dasselbe sagen, nur daß Tieck die Sache noch richtiger bezeichnet als Z. Allein darin weichen Tieck und Schlegel von Göthe und den meisten Verehrern Hamlets ab, daß sie seinen sittlichen Werth nicht so hoch anschlagen als diese. *) Ob sie Recht haben, könnten wir dahingestellt sein lassen, da es das eigentliche Wesen des Characters, seine Qualität, so zu sagen, nicht mehr berührt, sondern nur einen graduellen Unterschied bedingt, der auf die Auslegung des in Rede stehenden Monologs entweder gar keinen Einfluß mehr haben dürfte, oder bei Tieck gerade den entgegengesetzten hätte haben müssen. Nach ihm ist Hamlet schon überhaupt kein Held, sondern zeigt Schwächen aller Art (S. 117); er hätte es also am ersten können geschehen lassen, daß er über den Selbstmord nachsinnt und aus Furcht auch dazu nicht einmal kommt; aber es schien ihm zu feige. Vielleicht mit Unrecht, da ja in der eben von uns angeführten Stelle Hamlet selbst in seinen Bedenklichkeiten nur ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit sieht. Doch mag er in seinem Unmuth übertrieben haben; um so mehr Grund hatte Tieck sich zu wundern, „daß ihn seine Freunde und Bewunderer so tief haben sinken lassen, ohne sich mit Unwillen von ihm abzuwenden." Wenn sie also von der herrschenden Auslegung des Monologs abwichen, so könnte Herr Z. sagen, es geschähe ihrer Fassung von Hamlets Character zu Liebe, bei Tieck aber muß es heißen, daß er derselben zum Trotz eine neue Auslegung versucht hat.

Nun werden wir aber gefragt — da mit dem „zum Trotz" noch Nichts erklärt, sondern blos erst aufgeräumt ist —, was jene Verschiedenheit in der Auslegung zuwegegebracht.

Bei Tieck haben wir nicht lange zu suchen, da er selbst den Grund davon angibt. Er gesteht von sich (a. a. O. S. 100),

*) Vgl. Schlegel's Vorlesungen Act. 3. Ausg. S. 249. Tieck, a. a. O. S. 64. 117. f. u. a.

daß es ihm immer schwer geworden, diese und jene einzelne Stelle in einem gelungenen Schauspiel, oder gar einem Meisterwerke, besonders hervorzuheben, daß er vielmehr schon früh sich gewöhnt habe, das Ganze in seinem nothwendigen Zusammenhange zu verstehen, namentlich beim Shakspeare. Darum schwebte ihm auch bei unserm Monologe vor Allem der Grundgedanke des Stückes und Hauptzug in Hamlets Character vor, die Worte:

Die Zeit ist aus den Fugen u. s. w. (s. oben.)

Darum sieht er besonders auf das zunächst Vorhergehende, den Monolog am Schluß des 2. Actes, worin Hamlet sich zur Thätigkeit anspornt und am Ende doch damit schließt, daß er erst noch gewissern Grund haben müsse.

— — — Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Wenn Tieck deswegen den 2. Act erst nach dem neuen Monologe, nämlich nach der jetzt ersten Scene des 3. Actes schließen läßt, so ist das keinesweges eine so willkührliche Neuerung wie Z. meint, da bekannt ist, daß der Shakspeare seine Stücke meist ohne Niederlassung des Vorhangs in ununterbrochener Reihe zu Ende spielen ließ. Wir dürfen also wohl ohne Verstoß gegen ihn von der herkömmlichen Eintheilung abgehen, wenn das Spiel selber es forderte. Ueberdies beweis't auch noch das Folgende, daß den Gedanken Hamlets die Ermordung des Königs keineswegs entrückt war und also auch wohl in seinem Monologe ihm vorgeschwebt hatte, was denn nun freilich mit Unrecht von Tieck zu dessen ausschließlichem Thema gemacht wird. Hamlet sagt nämlich im nachfolgenden Gespräch mit Ophelia, wenn auch nur im erheuchelten Wahnsinn: „Ich sage, wir wollen Nichts mehr von Heirathen wissen: wer schon verheirathet ist, Alle außer einem, soll das Leben behalten; die Uebrigen sollen bleiben, wie sie sind.“

Wenn wir nun sagen sollten, warum die Andern im Gegentheil Nichts weiter, als eine Betrachtung über den Selbstmord in dem Monologe sehen, so wüßten wir als Hauptgrund hiervon nur anzuführen, daß sie denselben als ein Ganzes für sich, gewissermaßen als eine Abhandlung, betrachten, zu der denn doch ein Thema gefunden sein muß. Und dies ist dann eben der Selbstmord, weil auf denselben in der That angespielt wird und sogar gleich zu Anfang angespielt zu sein scheint. Zwar lassen sich vor und nach unserem Monologe noch mehr Stellen anführen, als Z. angeführt hat, in denen sich der Lebensüber-

druß Hamlets ausspricht; trotzdem ist derselbe nicht als Grundton des Stücks oder von Hamlets Charakter oder auch nur unseres Monologs zu betrachten; er ist durchaus nur secundär, eine Folge von der auf Hamlets Seele lastenden allzuschweren Aufgabe, seinen Vater zu rächen. Darum ist er auch nicht Schwerpunkt des Monologs, sondern auch hier erst eine Folge von dem, was Angelpunkt von Hamlets ganzem Thun und Lassen ist: der Drang der Pflicht zum Handeln — die Rache des Vaters — einerseits und die Ohnmacht des Willens, die nicht handeln kann, andererseits.

Nachdem wir so das Terrain gesäubert und im Allgemeinen die Sphäre angedeutet, in der ein richtiges Verständniß möglich ist, wollen wir dies auch im Einzelnen versuchen. Einen Fingerzeig dazu hat Tieck selbst gegeben, indem er in einem Nachtrage (a. a. O. S. 127) bemerkt: „Einige der Scharfsinnigsten, die sich mir mitgetheilt haben, können ihre frühere Ansicht nicht ganz fahren lassen, ohne mir doch völlig Unrecht zu geben: sie meinen, man könne jedes ältere Einverständniß vielleicht mit dem meinigen verbinden, so daß sich mit der ersten Hälfte des Monologs doch neben dem Gefühl der Rache ein Gelüst des Selbstmordes ausspreche, und erst in den letzten Versen sich dieses unbedingt verliere, und meiner Erklärung Raum gestatte." — Ich weiß nicht, ob jene Scharfsinnigen sich bloß Herrn Tieck mitgetheit haben, oder ob ihr Scharfsinn auch der übrigen Welt bekannt geworden ist: ich kann also das Unglück haben, Bekanntes zu wiederholen, und muß mich für den Fall blos des Glückes getrösten, nicht mit schlechter Gesellschaft zusammenzutreffen.

Der erste Fehler wird schon in der ersten Reihe begegnen, indem man sie unnatürlicher Weise von den folgenden drei oder viertehalb trennt. Tieck, dem die Ermordung des Königs im Kopfe steckt, meint, Hamlet wolle mit den Worten:

Sein oder nicht sein! — Das ist hier die Frage.

ausdrücken: „mehr als das Leben kann ich nicht wagen und verlieren." Man wundert sich nur, wenn das „Sein oder nicht sein" sich nicht unmittelbar auf die Existenz des Königs bezieht. Ziel hat schon den Selbstmord und Hamlets „reflectirende" Natur im Auge. Darum accentuirt er zunächst den Ausdruck: „das ist hier die Frage," als hieße das nicht, wie er doch nachher selber erklärt, gerade eben so viel, als ob da stände: es handelt sich darum. Der thatkräftigste Mensch, wenn er einmal einen Monolog gehalten hätte, würde sich nicht anders ausge=

drückt haben. Dann aber heißt ihm „Sein oder nicht sein" so viel als: „Leben oder todt sein" und ist natürlich auf Hamlet selbst zu beziehen. — Was man unter dem „Sein oder nicht sein" zu verstehen habe, ist allein aus folgenden Worten zu entnehmen:

Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder,
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden?

Diese Worte enthalten dieselbe Alternative, wie die ersten beiden, und sind offenbar als deren weitere Ausführung zu fassen, so, daß gleich an das zweite angeknüpft und dann erst zur Erklärung des ersten (des Seins) geschritten wird. Tieck nimmt dagegen zwischen ihnen und der ersten Reihe eine Pause an, versteht sie aber dann ganz richtig, nur daß ihn die angenommene Pause daran hindert, aus ihnen auch das richtige Verständniß für den Anfang zu gewinnen. Ziel denkt sich nun zwar jene Pause nicht, sondern faßt sie ebenfalls als Erweiterung des „Sein oder nicht sein;" aber er legt sie falsch aus und versteht darum auch jenes nicht, oder vielmehr: weil er die ersten Worte von vornherein falsch verstanden hat und nach diesem falschen Verständniß die folgenden auslegt, so muß natürlich diese Auslegung selbst wieder falsch sein. „Enden würde er sie," fährt er nämlich nach deren Anführung fort, „durch einen Selbstmord." — „Aber würden wir zunächst mit Tieck fragen, „wäre dann der Selbstmord ein opposing, ein wirklicher Widerstand? würde take arms, die Waffen ergreifen, wohl richtig und passend sein, wenn diese Waffen sich nur gegen den richten sollten, der sie ergriffen?" — Z. wendet freilich dagegen ein: „Gerade der Selbstmörder ergreift ja recht eigentlich die Waffen gegen sich selbst und, indem er sich selbst vernichtet, endet er zugleich alle die Plagen, die gegen ihn anstürmen." — Leider sind in dieser Gegenrede die gesperrt gedruckten Worte „gegen sich selbst" eingeschwärzt; sie stehen weder im Texte, noch sind sie im Sinne zu ergänzen; wir lesen vielmehr, damit wir die Worte im Original hersetzen:

Or to take arms against a sea of troubles,
And, by opposing, end them?

Auch bei Widerstand — opposing — läßt sich kein anderes Objekt ergänzen als das zu end. Im Deutschen müßten wir also hinter Widerstand „gegen sie" einschieben, und dann könnte

man freilich nicht mehr an Selbstmord denken, weil doch Niemand von einem Selbstmörder sagen wird, er leiste den Uebeln Widerstand, zumal im Gegensatz zu einem geduldigen Ertragen derselben. Hamlet erwägt vielmehr, um es ganz allgemein auszudrücken, ob Geduld oder Thatkraft edler zu nennen sei. Wie hätte er bei der von Z. vorausgesetzten Alternative (Geduld oder Selbstmord) zweifeln können, was edler sei; wohl aber konnte er, wenn ihm der Preis der christlichen Geduld vorschwebte, daran denken, ihn dem Lobe der Thatkraft vorzuziehen, und mußte es sogar seinem individuellen Character gemäß. Darum handelte es sich also für ihn, ob er Alles das, was jetzt auf ihm lag, geduldig ertragen solle oder es gewaltsam abschütteln, was allerdings die Ermordung des Königs verlangt hätte. Das Erste, weil unwürdige Unthätigkeit, ist ihm ein Nicht sein, das Andere als allein würdige Existenz das „Sein." Somit sind die ersten Worte „Sein oder nicht sein!" in prägnanter Bedeutung zu fassen, wie die Betrachtung des Folgenden mit Nothwendigkeit ergibt.

Jetzt aber tritt eine Pause ein; in ihr stellt sich dem Hamlet vor die Seele, daß außer den beiden erwogenen Fällen, die ihm wenig zusagen können, da er, des Handelns unfähig, den Schmerz der Geduld fürchtet, noch ein dritter möglich ist — der Selbstmord; ihn erfaßt er mit Begier, weil er Thatkraft wenigstens nur in geringem Maße fordert und doch auf einmal ihn von allen seinen Leiden befreit. Darum fährt er fort:

Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel,
Auf's innigste zu wünschen. Sterben — schlafen. —

Doch dabei kann der Bedenkliche sich noch nicht beruhigen; hat er unglücklicher Weise, um die Süßigkeit des Todes zu bezeichnen, den metaphorischen Ausdruck „schlafen" gebraucht, so wird eben dieser wieder die Quelle neuer Bedenklichkeiten. Könnte es nicht mit dem Todesschlafe eben so sein, wie mit dem gewöhnlichen, der in Träumen das Wachen wiederspiegelt? Er würde also die Pein des Lebens mit sich hinübernehmen und zu den alten Uebeln vielleicht sich neue bereiten. — So wird er, weil er nicht handeln will, auf die Geduld zurückgeworfen:

Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's.
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,

Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns, still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.

Sind hier schon die letzten Worte allgemeiner zu fassen und nicht mehr bloß auf Hamlet zu beziehen, der nur mit vielen Andern vor und nach ihm sich in demselben Falle befand: so tritt dies bei den folgenden noch stärker hervor.

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweis't,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel blos? Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod' —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Hierbei müssen wir Ziel vollkommen Recht geben gegen Tieck, wenn er behauptet, es komme durchaus auf dasselbe hinaus, ob quietus nur metaphorisch, wie allerdings wahr, oder wörtlich „Ruhestand" bedeuten; denn setzten wir die eigentliche Bedeutung „Rechnungsabschluß," so bliebe doch derselbe Sinn für die wörtliche Uebersetzung: „wenn er selbst seinen Rechnungsabschluß machen könnte mit einem bloßen Dolche." Es ist unbegreiflich, wie Tieck erklärend fortfahren kann: „d. h. wenn er den Gegner zum Schweigen brächte, die See von Leiden durch einen einzigen Dolchstoß von sich triebe; nicht aber, daß der Leidende sich selbst ermordete." — Warum kann denn aber grade nur durch die Ermordung des Gegners jener Rechnungsabschluß oder Ruhestand bewirkt werden, da doch der Selbstmord, weil mit dem Leben, noch viel sicherer mit jeder Noth des Lebens abschließt; vorausgesetzt, daß mit dem Tode Alles aus ist? — „Der Selbstmörder," antwortet Tieck, „hat Wasser wie Ophelia, Hunger (doch wohl selten) oder auch Gift zu Gebot." — Nicht auch den Dolch? frägt man, oder andererseits: ist nicht Gift auch eine Waffe gegen Andere? — Bedenkt man endlich, wie nicht zu verkennen ist, daß der letzte lange Absatz keineswegs blos Uebel aufzählt, an denen Hamlet selber litt, so bleibt über-

dies noch die Frage, ob denn die Ermordung des Gegners nur einmal immer einen solchen Rechnungsabschluß oder Ruhestand möglich oder, wie er wüßte, gewiß mache. Um nur Eins anzuführen: sollte die Pein verschmähter Liebe an der Geliebten oder am begünstigten Liebhaber gerächt werden? und wäre dem Verschmähten schon damit geholfen? Und doch wird auch von ihr gesagt, man ertrüge sie nicht, wenn man durch eine bloße Nadel in Ruhestand sich setzen könnte. Nur Selbstmord würde diesen Dienst leisten; immer wieder, wenn die Voraussetzung wahr wäre, daß der Tod alles Leben vernichtete. Das ist nun freilich nicht gewiß, und daher kommt's,

Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Dies ist nun zwar der Hauptsache nach bloße Furcht, jedoch auch mit die Furcht des bösen Gewissens, daß eben durch den Selbstmord die Lage nur noch schlimmer werden könne. Diese Bedenklichkeit, die aus dem Gewissen entspringt, verallgemeinert er dann in dem Satze:

So macht Gewissen Feige aus uns Allen.

Wie nun dies eine ganz allgemeine Sentenz ist, so gehen auch die folgenden Worte, welche sich zum Konkreten zurückwenden, auf alle Fälle der Art, wo durch Rücksichten des Gewissens die Ausführung eines Entschlusses gehemmt wird. Was ihn also selbst betrifft — die Worte gehen aber so wenig wie die Sentenz auf ihn allein —, so kann ihm jetzt nicht mehr blos der Selbstmord, und zwar, wenn wir auf die besondere Bedeutung der Schlußworte sehen, dieser grade am wenigsten, vorschweben, sondern namentlich dasjenige Positive, was er, um seinen Vater zu rächen, in besonders aufgeregten Momenten, wie bei der Erscheinung des Geistes, sich vorgenommen hatte. In diesem Sinne sagt er:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

Wir wundern uns, wenn auch an dieser Stelle Z. behauptet, daß Tieck dem Dichter seine eigene Meinung unterschiebe, indem er zu „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" hinzufüge: „z. B. einem Usurpator das Reich entreißen, einen ermordeten Vater rächen, die Stelle des Königs einnehmen, auf welche

Geburt und Landesrecht Anspruch geben u. s. w." Giebt doch Z. selber zu, daß der Selbstmord, an welchen er auch hier denken zu müssen glaubt, auch nur als ein Beispiel jener Unternehmungen voll Mark und Nachdruck zu betrachten sei. Daneben durfte selbst er auch Tieck's Beispielen einen Platz gönnen, da er doch gewiß zugeben wird, daß sie nicht wieder dazu gehören und dem Hamlet nicht ferner lagen. Freilich reduciren alle drei sich auf ein einziges, da eins die andern beiden immer in sich schließt. Ueberhaupt aber ficht hier am meisten Z. gegen Tieck in die Luft. Hält dieser es für unmöglich, den Selbstmord ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck zu nennen — und wir halten es auch, trotz Z., immer noch dafür —, so erwidert er nur: „er nennt ihn direkt auch gar nicht so, sondern rechnet ihn nur mit dahin." — Das bestreitet ja aber Tieck eben; daß Jemand ihn allein so nennen könnte, daran dachte er wohl nicht. Indeß meint nachher Z. doch wieder, daß Hamlet nach seiner Eigenthümlichkeit recht wohl auch direkt den Selbstmord ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck hätte nennen können. Das Schwanken hat wohl nur darin seinen Grund, daß ein Einzelnes, woran Hamlet ausschließlich gedacht hätte, hier überhaupt nicht genannt werden kann. Dürften die ersten beiden Verse noch vorzugsweise auf das so freudig ergriffene Vorhaben des Selbstmords gedeutet werden, so weisen die letzten drei mehr auf den Anfang zurück, wo er Geduld und Thatkraft einander gegenüber stellte.

Halle.

Dr. Hüser.

Byron als dramatischer Dichter.

(Erster Artikel.)

Fünfzig Jahre lang, deren erstes Drittel dem sechzehnten Jahrhundert noch angehört, war das blühende England die Heimath der dramatischen Muse, welche an den blauen Himmel Attikas sich nicht mehr traurig erinnerte. Dankbare Priester drängten sich nun, Opfer auf ihren Altar niederzulegen, unter ihnen auch ihr Lieblingssohn, der Gewaltige, welcher bestimmt war, die Geister der Nachwelt von seiner Mutter Thron zu beherrschen. Am Ende dieses glänzenden Zeitraums aber verschwand die Göttin, erschöpft durch den überschwänglichen Ausguß ihrer Strahlen, und, wenn sie etwa einen Funken zurückließ, so erstarb dieser doch gänzlich unter dem finstern Druck kalter Zeloten, welcher unmittelbar folgte. — Man sah sie sobald nicht wieder. — In anderen Dichtungsarten wurde viel geleistet: Milton erreichte im Epos den Gipfel der Erhabenheit, Dryden und Churchill kleideten die bitterste Satyre in melodische Verse ein, Pope verlieh dem sonst trockenen Lehrgedicht eine glatte, wohlgefällige Form, Thomson besang die Natur mit echtem Gefühl und Künstleranmuth, Gray und Collins wurden Meister in der Lyrik durch warme Begeisterung und bewältigten Rhythmus; — während der fünf Menschenalter aber, die von der Einrichtung des Commonwealth bis gegen den Regierungsabschluß des dritten Hannoveraners vergingen, finden wir keinen Dramatiker, welcher es verdiente, der elisabethischen Periode sich anzureihen, es wäre denn der unglückliche Otway, unter dessen zehn Dramen „die Errettung Venedigs" und „der Weise" ein Genie verrathen,

das der englischen Schaubühne bedeutende Triumphe sicherlich gewonnen hätte, wären nicht seine Kräfte durch unsägliches Elend gelähmt, seinem Leben im vierunddreißigsten Jahre durch Hunger ein Ende gemacht worden. Sonst wurde im Lustspiel von Congreve und Goldsmith recht Tüchtiges hervorgebracht, was freilich mit den gleichzeitigen Schöpfungen der Franzosen auf diesem Gebiet nicht verglichen werden darf.

Die Erschütterung des großen französischen Erdbebens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte weit und breit gezuckt, selbst in England war sie verspürt worden. Wie aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, erhoben sich jetzt große Geister in allen Fächern; so blühete auch ein goldenes Zeitalter der englischen Dichtkunst. Ausgezeichnete, nach dem höchsten Ziel strebende Männer, wetteiferten Herrliches zu liefern, und während der Sieg die brittischen Waffen auswärts krönte, wurden zu Hause in dem friedlichen Haine der Poesie Lorbeerkränze geflochten, die, wenn das Andenken an jene Heldenthaten schon längst verschollen ist, noch immer unsterblich grünen werden.

Unter den glänzenden Erscheinungen dieser Zeit strahlte eine hervor, einzig und unbegreiflich — es war Byron! Vier und zwanzig Jahre alt gab er nach seiner Rückkehr aus Griechenland die in den zwei ersten Jahren der Mündigkeit verfaßten Gesänge von „Childe Harold“ heraus, ein Gedicht, welches einstimmig als eines der unsterblichsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes gestempelt wurde. Unvergleichlich fruchtbar ließ er die allgemeine Begeisterung keinen Augenblick ruhen; die unerschöpfliche Fülle seiner Einbildungskraft erstaunte, erschreckte, ergötzte mit immer neuen Gestalten; und im acht und zwanzigsten Jahre stand er mit dem hohen Bewußtsein da, von der ganzen gebildeten Welt zu den größten Dichtern aller Zeiten gerechnet zu werden, und von Anfang an einen Ruhm errungen zu haben, dessen Glanz nie erlöschen könne. Da fragte man: „Ist dieser Wunderbare nicht bestimmt, dem gesunkenen Drama seine frühere Herrlichkeit zu verleihen? Ein Shakspeare ist gewesen, und der gehört uns; geht aus unserer Mitte noch ein zweiter hervor?“ Den Ruf seiner Landsleute erwiderte Byron durch eine Reihe von Gedichten, zu deren Betrachtung wir nun übergehen wollen.

Von den sieben dramatischen Stücken, die Byron von 1817 bis 1822 drucken ließ, können zwei, nämlich „Manfred“ und „Himmel und Erde“ nur als dramatische Gedichte, nicht als Dramen im eigentlichen Sinne des Worts gerechnet werden;

doch als Uebergänge zu der strengen dramatischen Form und ihrer seltenen Schönheit halber glaube ich sie nicht übergehen zu dürfen.

Manfred.

„Manfred" in drei Aufzügen, stellt einen Mann dar, welcher von einer geheimnißvollen Schuld belastet, den verlorenen Frieden überall sucht, aber vergebens. Er ist reich, mächtig, mit allem irdischen Wissen ausgerüstet; also Meister und Besitzer von dem, was gewöhnlich den Geist erfreut, die Sinnlichkeit befriedigt. Ihm wird aber Wissen zum Schmerz, für ihn ist der Traum des Erkenntnisses nicht der des Lebens, am Genusse findet er durchaus keine Freude, weil er nicht nach etwas Aeußerem strebt, nicht etwa nach „Ehre und Herrlichkeit der Welt," die er verachtet, sondern nach innerer Ruhe, so führt er die beängstigende Ueberzeugung mit sich, daß sein Ziel ein Unerreichbares sei; zwar möchte er sich das Gegentheil einbilden, aber die öde Lehre des Herzens erinnert ihn immer an die schreckliche Wahrheit. So gepeinigt, treibt es ihn, bei übernatürlichen Wesen, welche die Meisterschaft in der Zauberkunst zu seinen Vertrauten gemacht hat, Erleichterung zu suchen. Er beschwört die Geister der Elemente; sie gehorchen. Von den wolkigen Luftgebilden, von den schneegekrönten Bergen hinunter, aus der ruhigen Tiefe des Oceans, aus den Feuerwogen, auf den Flügeln des Sturmwinds, aus dem Schatten der Nacht holt sie sein mächtiger Ruf herbei. Unwillig kommt auch der gewaltige Beherrscher seines eigenen Sterns. Alles können sie ihm gewähren, nur nicht was ihnen selbst mangelt — Vergeßlichkeit. Ja der siebente Geist nimmt auf den Befehl, verkörpert zu erscheinen, eine Gestalt an, die ihm mit höhnender Lebhaftigkeit die bitterste Erinnerung vergegenwärtigt. Auf den Niedergeschmetterten ergießt noch eine Luftstimme den Fluch aus:

„Siehst du mich auch schweben nicht,
Fühle mich doch dein Augenlicht
Als ein Ding, das ungesehen
Nah dir muß vorübergehen.
Wenn du mit geheimem Grauen,
Dann dich wendest mich zu schau'n,
Soll's dich wundern, stellt sich nicht
Dir als Schatten das Gesicht.
Ja! die Kraft, die wohlbewußt,
Ist, was du verbergen mußt.

Zauberlaut und Zauberspruch
Tauften dich mit grausem Fluch,
Und ein Luftgeist, dir gesellt
Hat mit Schlingen dich umstellt,
Und des Windes Stimme keucht,
Die dir jede Lust verscheucht;
Selbst die hohe Nacht versagt
All' die Ruh', die dir behagt,
Und der Sonne — geht sie auf —
Wünschest du vollbracht den Lauf."

Nun trägt er seine Verzweiflung auf die starren Felsenhörner der Jungfrau. Von der erhabenen Natur umgeben, belastet ihn das traurige Gefühl, daß er ihrer Herrlichkeit sich nicht erfreuen darf — er, den die hohe Geisteskraft zum innigsten Genusse befähigt. Ihm scheint die wärmende Sonne nicht in's Herz. Dem freudigen Fluge des Adlers folgt er mit Neid; — so rastlos möchte er sich selbst entfliehen. Aus dem Thale ertönt die Hirtenschalmei, das Glockengeklingel der Heerden — das spricht von Frieden, den seine Seele nicht kennt.

In den Abgrund schaut er, wo die weißen Dämpfe sich kräuseln; es zieht ihn hinunter, er will sich stürzen; da hält ihn die Hand eines Gemsenjägers zurück, welcher unvermerkt hinaufgeklettert war. Mit demselben muß er in die gastfreundliche Hütte, um sich dort von dem Anfall des Wahnsinns, wie der Arglose den Versuch deutet, zu erholen. Noch bestärkt wird der Jäger in seiner Meinung, als Manfred den angebotenen Becher schaudernd zurückstößt; Blut sieht dieser anstatt des lebenden Trunkes — und von wem? — Hier läßt uns der Unglückliche in die gräßliche Ursache seines Elends einen Blick thun:

„Blut, sag' ich, ist's — der reine, warme Strom,
Der in des Vaters Adern rann; in unsern,
Da jung wir waren, beide nur ein Herz,
Da wir uns liebten, die wir nicht gesellt —
Dies ward vergossen; doch es steigt empor;
Die Wolken färbend, schließt es mir den Himmel,
Wo du nicht weilst, und ich nie weilen werde!"

Nachdem er von seinem Wirthe Abschied genommen, begiebt sich Manfred nach einem Felsenthal der Alpen, um im Anblick des hehren Genius des Orts die Erinnerung zu vertreiben.

„Noch ist's nicht Mittag; denn der Sonnenbogen
Wölbt überm Strom sich noch mit Himmelsfarben,
Und rollt die flüss'ge Silbersäule fort,
Senkrecht die jähe Felsenwand hinunter;
Und schwinget seine schäumend goldnen Streifen,
Wie auf und nieder, gleich der Falbe Schweif
Des Riesenrosses, das der Tod besteigt
Im Buch der Offenbarung. Meinen Augen
Ist jetzt allein des Anblicks Lust vergönnt.
In dieser süßen Einsamkeit allein
Soll ich des Wassers Huld'gung mit dem Geist
Des Thales theilen — wohl! ich will ihn rufen!"

Durch Beschwörung lockt er die Alpenhexe aus ihrer Zurückgezogenheit hervor.

„Du schöner Geist, mit deinem lichten Haar
Und deinen Strahlenaugen, deren Bildung
Den Reiz der allerschönsten Erdenfrau'n
In überird'schem Maß erhöht, verklärt
Zum reinsten Stoff; indeß die Jugendfarbe —
Der Röthe gleich auf eines Kindes Wangen,
Vom Schlag des Mutterherzens eingewiegt;
Wie Rosengluth, womit die Sonnendämm'rung
Den jungfräulichen Schnee der Gletscher malt,
Der Erde Schamroth bei des Himmels Kuß —
Dein holdes Antlitz färbt, und so die Pracht
Des Sonnenbogens über dir verdunkelt.
Du schöner Geist! auf deiner klaren Stirn
Wo sich die Heiterkeit der Seele malt,
Die selbst schon die Unsterblichkeit bezeugt,
Les' ich Verzeihung für den Erdensohn,
Dem auch die finstern Mächte ja zuweilen
Gemeinschaft gönnen, wenn er seines Banns
Sich keck bedienend, dich heraufbeschwört,
Und augenblicklich anstaunt! —"

Dieser holden Erscheinung klagt er seine Noth; ungewisse Hülfe verspricht sie ihm, er soll ihr aber gehorchen. Das erträgt sein Stolz nicht, denen unterthan zu werden, die seiner Zauberkraft gedient. So wendet er sich hinweg, um bei den Herrschern der Finsterniß das Schrecklichste zu wagen.

In der unterirdischen Halle Ahrimans sollen die Todten geweckt werden, damit seine bange Brust Antwort erhalte. Auf des Königs Machtwort erhebt sich Astartes stummer Geist, der Heißgeliebten, welche, wie ihn auch der Anblick quält, ihm endlich doch das Ende seiner Pein offenbaren soll. Dem Reiche Ahrimans nicht gehörend, vermag dessen Gebot nicht, das Still-

schweigen des Geistes zu unterbrechen; aber Manfreds Wesen entlockt ihr das Wort:

(Ast.) Manfred!
(Manf.) O, sprich weiter!
Ich leb' in diesem Tone deiner Stimme!
(Ast.) Manfred! Dein Erdenleben endet morgen!
Lebwohl!
(Manf.) Ein Wort nur noch — ist mir verzieh'n?
(Ast.) Lebwohl!
(Manf.) Sprich! werden wir uns wiederseh'n?
(Ast.) Lebwohl!
(Manf.) Erbarmen! — sag' du hast mich lieb!
(Ast.) Manfred!

Oft hat er den Tod gesucht — in der Schlacht, im Gewitter, auf dem Meere; aber vergebens. Morgen soll er ihn kennen lernen, der morgende Tag soll also sein Erdenleiden enden — aber nur sein Erdenleiden — weiter ist kein Trost!

Indeß hegt er scheinbar die Hoffnung, das Grab werde die Gluth seines Herzens kühlen; wir finden ihn am letzten Abend fast heiter, die prachtvoll untergehende Sonne von seinem Schloßfenster betrachtend, so daß er über die innere Seelenruhe selbst erstaunt. Seine Träumerei wird von einem frommen Abt aus der Gegend gestört, welcher, durch den Bericht des umwohnenden Landvolks beunruhigt, zum Grafen eilt, um ihn, wo möglich, zu bekehren. In würdiger Fassung empfängt ihn dieser. Gütig hört er des greisen Predigers Ermahnungen; für ihn sind sie aber fruchtlos; unwiderbringlich ist er zum Selbstquäler verdammt, Buße hilft nicht, in ihm selbst ist seine Hölle. Der wohlmeinenden Zudringlichkeit des Priesters entwindet er sich und tritt, da es schon Nacht wird, in den Thurm, wo er seine geheimen Studien schon jahrelang getrieben, wo das Unheil seines Lebens einst geschah. Hierhin folgt ihm sogar der Ermahner; doch schon wankt sein Geist, es verfliegen die letzten Augenblicke. Noch im Tode kämpft er mit stolzer Verachtung gegen die Teufel, die sich seiner bemächtigen wollen. Sein hoher Geist gehört ihnen nicht, sich selbst ist er ja zur Strafe! — Sie müssen weichen. — In des Mönches Armen haucht er seine Seele aus, mit den Worten: „Das Sterben, alter Mann, ist nicht so schwer!"

Diesem Stück fehlt gänzlich eine der Hauptbedingungen des Dramas, die Handlung. Manfred, ein zweiter Prometheus, steht allein da mit seiner Trostlosigkeit. Sei es unter den Gletschern

der Jungfrau, sei es in dem lieblichen Alpenthale, in der Jägerhütte, oder in Ahrimans finsterem Pallaste — überall unendliches Leiden. Die anderen Personen, die hier und dort auftreten, üben keine selbstständige Wirksamkeit aus, ja, die vor dem Selbstmorde rettende Hand bezeichnet nur einen Leidensabschnitt.

Mit Manfreds Seele ward von der Geburt an die Sehnsucht nach Schönheit verflochten. Dieses innige Gefühl entzog ihn schon früh seinen Gespielen. Er ergötzte seine Sinne an der abwechselnden Natur; in dem Walde folgte er dem bunten Treiben der Thiere; er schlürfte Lust an den stillen Gewässern in der Abendzeit; die Sternenherrlichkeit der Nacht war sein Buch; heimisch fühlte er sich unter der stummen Majestät der Felsenberge; er jauchzte mit der Lawine und erhob sich mit dem Gewitter. So vermengte sich nach und nach seine Seele mit dem Erhabensten, und er entfernte sich gänzlich aus der drückenden Umgebung der Menschheit. Aber diese rächt sich. Die höchste Idee von Schönheit, die seine Einbildungskraft erreicht hat, findet er in einem Menschen verkörpert, in der eigenen Schwester Astarte. Mit gleichem Streben geboren, begleitet diese den Bruder auf seinen Wanderungen; in seinen Studien wird sie ihm zur eifrigen Gefährtin. So wachsen sie zusammen auf, und er hegt schon eine Neigung, die nicht mehr Bruderliebe heißt. Das Band zwischen ihm und der Gesellschaft hat er längst zerrissen; der Freie fühlt sich nicht mehr gekettet durch ihre Regeln, ihre Gesetze. Alles Menschliche hat er abgelegt, nur nicht die äußere Hülle, und mit diesem Staub, das Feuer der Leidenschaft. Diese reißt ihn hin; der Uebermenschliche befriedigt seine unnatürliche Liebe. Astarte, aus dem hohen Traum gestürzt, ihr vermeintliches Glück zerschmettert, richtet Beide durch den selbstgegebenen Tod. — Das Ungeheure ist geschehen. — Die Flamme, welche sein Idol versengt, muß jetzt unauslöschlich in Manfreds Innerstem fortlodern. Es ist nicht die Unthat, die er verübt, denn menschliche Rücksichten hat er ja verworfen; sondern, daß er selbst das Ziel seines Lebens zernichtet! — Was soll ihn trösten? — Die Naturschönheit, die er so innig begreift? Diese Schönheit dient ja nur zur Erinnerung an das Schönste! — Astartes blutendes Bild verfolgt ihn; und was früher Nahrung war, wird jetzt ein zehrendes Gift.

Dies ist, was man aus den geheimnißvollen Andeutungen folgern kann, welche uns der Dichter über die Schuld des Leidenden gibt; mit Recht hat er den Gräuel nicht scharf gezeichnet;

um so schwerer auch belastet der unbestimmte Schatten unser Gemüth.

Aber nun tritt Manfred als Riese hervor, sein Stolz läßt ihn nicht unterliegen. Die ewigen Alpen zum Kampfplatz, die Menschen entfernt, denn ihnen wäre ja sein Leiden unbegreiflich, steht der Ringer da, sinkt oft, und ist doch unbesiegbar. Geisteraugen schauen zu und bewundern die erhabene Kraft. Endlich wird er von seinen leiblichen Fesseln befreit, und der Geist entfliegt, um in unbeschränkter Herrschaft zu wallen.

Daß Byron in der Gestalt Manfreds seine eigene Persönlichkeit zum Theil abgespiegelt hat, scheint mir gewiß. Ihm auch war die Empfindungskraft der Schönheit im höchsten Grade angeboren, sein Geist vermochte mit Menschen und Engeln zu kämpfen. Der greise Göthe hat aber die Wirkung der Persönlichkeit auf diese Gedichte allzusehr ausgedehnt. Das Spiel der Einbildungskraft, welches ihn verleitete, in „Manfred" eine Nachahmung seines „Faust" zu erblicken, überträgt auch eine Blutschuld auf Byron's Haupt. So erdichtet er eine erbauliche Geschichte von Verführung und Doppelmord in Florenz, wobei der Engländer die erste Rolle spielt und erzählt sie mit so naiver Ueberzeugung, daß wir sie unbedingt glauben würden, wüßten wir nicht aus den Umständen von Byron's Leben, daß die Sache eine Unmöglichkeit sei.

„Childe Harold" ausgenommen, ist wohl kein Werk unsres Dichters, welches einer so gründlichen Betrachtung bedarf, wie grade „Manfred;" ist man aber in dessen Dunkel eingedrungen, hat man sich in seine selbst geschaffene, erhabene Welt versetzt, sich in seine brenndenen Gefühle vertieft und sie endlich mitempfunden, so bleibt eine Erinnerung zurück, unauslöschlich wie bei dem, der eine schreckliche Katastrophe überlebt hat.

Himmel und Erde.

„Himmel und Erde," der erste Theil eines lyrisch-dramatischen Gedichtes spielt in den Zeiten, wo, nach dem Buche „Genesis" die Kinder Gottes zu den Töchtern der Menschen hinuntersteigen.

Es ist die stille, heitere Mitternacht, welche dem grausen Tage voranging, wo die Sündfluth über die bethörte Menschheit zusammenbrach, und die üppige Pflanzenwelt, die Colosse des Thierreichs, die gewaltigen Riesen in eine unermeßliche Gruft verschlang. Zwei liebliche Schwestern, aus dem Stamme Cains,

die eine von dem unbändigen Geist ihres Ahnherrn beseelt, die andere das zarte Bild weiblicher Hingebung, beide gleich liebend, harren sehnsuchtsvoll auf die Ankunft der Seraphim, die, ihre hohe Seligkeit mit irdischem Genusse vertauscht haben. Dem begeisterten Anruf der Mädchen an ihre himmlischen Liebhaber folgen diese willig, und der nahe Gipfel Ararats erglüht im Widerschein ihres blitzenden Flugs. Unterdessen wandeln zwei Abkömmlinge Seths in der Dunkelheit, schlaflos gemacht durch verschmähte Liebe, doch ohne Bewußtsein der hohen Nebenbuhlerschaft. Irad, der Bewunderer der stolzen Aholibamah, will ihr nun mit strafender Kälte begegnen, sein Freund Japhet aber wird zu gleichem Betragen gegen die sanfte Anah nicht überredet. Um in der Einsamkeit seinem Schmerze Luft zu machen, begibt sich dieser an den Eingang der finsteren Höhle Ararats, den Aufenthalt böser Geister; hier bejammert er das eilende Verhängniß der unter ihm sicher ruhenden Welt, die Vernichtung der prangenden Erde, seiner Mitmenschen, und vor Allem des theuren Wesens, das er überleben muß, aber nicht retten darf. Sein Selbstgespräch wird von dem gräßlichen Hohn der Dämonen gestört, welche, aus der Tiefe emporschwebend, über das kommende Unglück frohlocken. Endlich verschwinden sie; hierauf nahen die zwei Seraphim mit den Schwestern, und es knüpft sich ein Gespräch an, worin sich dieser beiden Charakter im schönsten Lichte uns offenbart. Der gerechte Noah tritt nun auf; er sucht den Sohn, und macht ihm ernste Vorwürfe über seine Leidenschaft für die verworfene Tochter Cains, wodurch er sich ja der Gefahr aussetze, mit in deren Untergang gerissen zu werden. Da erscheint auch der Erzengel Raphael, der Bote des Allerhöchsten. Mild verkündigt er seinen irrenden Brüdern Verzeihung, und fordert warnend die Rückkehr zu ihrer Pflicht. Ihn unterstützen die Mädchen, welche die Engel beschwören, sie der Strafe zu überlassen, und nicht der Liebe wegen unsterbliche Qual zu erdulden. Umsonst! die Seraphim, durch diese Selbstverleugnung noch fester bestimmt, ziehen es vor, dem Zorne Gottes zu trotzen; und traurig entfliegt Raphael, mit ihm die letzte Hoffnung auf Gnade. Jetzt drängt sich das Schicksal. Die Sonne geht auf, aber ein schwarzer Reif umfaßt ihre Scheibe, drohend lagern sich die Wolkenmassen, kein Lüftchen weht, die Blüthen und Blätter fallen ab, die Erde stöhnt in banger Erwartung. Da blitzt es in der Ferne, der Donner rollt; es ist das Zeichen. Der Himmel entbürdet sich

seiner Last, die verborgenen Quellen brechen durch, die Elemente vermischen sich. Mitten unter dem verwirrenden Getöse schwingen sich die gefallenen Seraphim von der Erde auf, um friedliche Welten zu suchen; und mit ihren Geliebten verschwinden sie in der Finsterniß. Menschenmassen stürzen jetzt vorüber, von den Gewässern verfolgt; verzweiflungsvoll heulen sie Flüche und Gebete dem tauben Himmel zu — es ist zu spät! Auf einem Felsen stehend, traurig, in sich gekehrt, erwartet Japhet die heilige Arche, welche, rettungbringend, ihm zuschwimmt.

Der kühne Dichter, welcher uns hier nicht den Untergang eines Menschen, noch einer Familie, sondern einer schicksalsgetroffenen Menschheit vor die Seele führt, war sich wohl bewußt, daß, mit welcher reger Theilnahme wir auch an dieses gewaltige Ereigniß zurückdenken, unsere Empfindungen sich viel inniger an das Einzelne ketten als an das Allgemeine, wo die nothwendige Zertheilung dieselben bedeutend schwächen muß. Deshalb läßt er Stellvertreter ihrer wunderbaren Zeit uns nahen, mit deren leidenschaftlichem Thun und ungeheuren Leiden er unsere Gemüther meisterhaft vertraut macht. Es ist eine menschlich-göttliche Zeit; menschlich, indem die Freude, der Schmerz unseres irdischen Wesens den höchsten Gipfel erreichen, indem Alles in seinem Treiben dem Grabe entgegenstürzt; göttlich, weil die Sterblichen selbst durch ihre Kraft, ihre Schönheit, ein göttliches Gepräge an sich tragen, weil Unsterbliche auf- und absteigen, und mit Menschenkindern das innigste Verhältniß schließen. Aholibamah bezeichnet uns die riesenhafte Natur jener Stolzen, für deren Lebensalter Jahrhunderte als Maß dienten; Anah verkörpert die Idee des feurigen Genusses, welche Engel vom Himmel herablockte. Ein Gegensatz zu dem Hochmuth und der Leidenschaft der Cainskinder ist die ruhige Erscheinung des gottergebenen Erzvaters; der weiche Japhet, fromm, aber sinnlich, verbindet als Mittelglied die entfremdeten Geschlechter. Obgleich in die traulichste Berührung mit den Menschen gebracht und im Strudel der Leidenschaften sich bewegend, bleiben die himmlischen Geister hehr und würdevoll; sie reden wenig, und im Augenblicke der Handlung bewähren sie ihre erhaltene Kraft.

Stürmischen Schrecken hat der Dichter über den Hintergrund seines Gemäldes ausgebreitet; die Figuren des Vordergrundes sind weicher, aber in düsterer Wehmuth eingehüllt. Die freudige Zusammenkunft der Liebenden wird von der geheimnißvollen Ahnung des Morgens überschattet; wir bewundern die Herrlich-

keit der Erde, um zu erfahren, daß diese Herrlichkeit unmittelbar erlöschen soll; die Erhaltung einer Familie vergessen wir in dem Jammergeschrei von ertrinkender Millionen; und bei der Flucht der zwei Liebesgestalten theilen wir mit Japhet ein banges Vorgefühl, und schauen ängstlich auf die gefallenen Engel, deren Macht sie augenblicklich von dem irdischen Verderben errettet.

Die lyrische Einkleidung dieses Stücks hilft vortrefflich dem abwechselnden Einfluß der Gefühle, welche uns bei dessen Studium bewegen.

Eine Fortbildung des übernatürlichen Liebesverhältnisses in anderen Räumen des Weltalls hatte Byron wahrscheinlich zum Stoffe eines zweiten Theils bestimmt; er ist aber nicht erschienen.

Sardanapal.

1) Sardanapal, König von Assyrien wird von seinem treuen Schwager Salemenes vor einer unbestimmten Gefahr gewarnt, welche den uralten Thron des Ninus umzustürzen drohe; dieser bittet also den Herrscher, ihm die Erforschung manches noch Ungewissen an derselben zu übertragen, und durch seinen Siegelring zur kräftigen Unterdrückung die Vollmacht zu verleihen. Nach einigem Widerstreben wird ihm das Ersuchte gewährt. Auch gebietet die Vorsicht, das nächtliche Fest, welches in dem Sommergezelt an den Ufern des Tigris stattfinden sollte, aufzugeben; aber einen solchen Zwang verabscheut der üppige König, und die Bitten seiner Anhänger sind umsonst, bis die Worte Myrrhas, einer zärtlich geliebten ionischen Sclavin, seinen Eigenwillen zügeln; und ihretwegen versetzt er das Gelage nach Nimrods Säulenhalle.

2) An einem inneren Portal des Palastes treffen sich zwei Verschworene, Arbaces, der Satrap von Medien und Beleses, dasselbe Amt in Babylon bekleidend, zugleich auch Hoherpriester der Chaldäer. Der assyrischen Königslinie noch in dieser Nacht ein Ende zu machen, und die erledigte Herrschaft unter sich zu theilen, ist ihre Absicht. Des Königs Sorglosigkeit verspricht bis jetzt dem schlauen Plane den günstigsten Erfolg, doch stutzen sie bei dem Befehl, welcher ihre Theilnahme an dem umgeänderten Feste erheischt. Eine starke Schutzmauer versprechen die festen Gemächer der Königsburg gegen den Verrath, der das schwache Gezelt leicht hätte durchdringen können. Ihre Furcht wird zur Gewißheit durch das Auftreten des Salemenes mit

einer bewaffneten Schaar, um die Rebellen zu verhaften. Ohne Weiteres ergibt sich der Priester; Arbaces jedoch leistet hartnäckigen Widerstand, und nur die zufällige Erscheinung des Königs errettet ihn von dem Tode. Dieser hört mit Erstaunen die Ursache des Streits, seine arglose Natur macht ihn taub gegen des Schwagers Gründe; in dessen Betragen sieht er einen Mißbrauch des anvertrauten Siegelrings, und den Feinden wird sofort die Freiheit geschenkt. Auf den Krieger Arbaces macht diese Großmuth einen sichtbaren Eindruck; er will sich der Unternehmung entziehen; wie kann er untreu werden an Sardanapal, dessen Vertrauen ihm gerade Treue zur höchsten Ehrenpflicht macht? — Doch der tückische Gefährte ist ein arger Versucher. Eifrig benutzt er das Gebot, welches Beide in ihre Satrapieen verweist, um das böse Gewissen des Mitverschworenen durch angebliche Mordpläne des Wohlthäters zu ängstigen. Zwar hatte die rücksichtslose Treue des Salemenes dergleichen Pläne erdacht, doch ruft solches Ansinnen nur Abscheu beim Herrscher hervor; ausdrücklich ist desselben Befehl, — und hiegegen vermag selbst Myrrhas besorgte Einrede nichts — die ungekränkte Sicherheit der Missethäter wie seine eigene zu achten. Blind rennt der Edle in die gelegten Schlingen, denn des Chaldäers List hat alle Bedenklichkeiten des Anderen überredet, und sie eilen sofort zum offenen Aufstand.

3) Herrlich glänzt das mitternächtliche Gelage; die taumelnde Freude der Schmauser achtet des Gewitters nicht, welches die Palastmauern erschüttert; nur Myrrha sieht darin der Unsterblichen Zorn über die vergötternde Schmeichelei der Höflinge und die drohende Stimme des Schicksals. Sie hat Recht; entferntes Waffengeklirr bestürzt die versammelten Gäste; schon rüttelt Aufruhr an den Thoren. Pania, der Befehlshaber der Mannschaft, dem die Vollstreckung des Verweisungsbefehls übertragen war, stürzt blutend in den Saal mit dem Bericht der plötzlichen Empörung der babylonischen und medischen Kriegsmacht unter ihren Satrapen. Salemenes, welcher an der Spitze der Baktrer den Schloßhof im heißen Kampf noch behauptet, läßt den König bitten, selbst bewaffnet zu erscheinen. Hier ist kein Zögern. Mit Panzer und Schwerdt gerüstet, ohne Helm, dessen Schwere ihn belastet, beschaut sich Sardanapal im Spiegel, umarmt seine Geliebte, und eilt vor seinen erstaunten Gefährten ins Schlachtgewühl. Myrrha bleibt zurück; siegend oder sterbend erwartet sie ihn wieder. Das Gefecht aber ist zweifelhaft.

Hoch zu Roß, mit unbedecktem Haupte, seine gekrönte Stirn eine Zielscheibe für den Feind, zeigt der weiche Abkömmling Nimrods den Heldenmuth seiner Väter. Der Uebermacht jedoch muß man weichen; bis in die inneren Räume des Palastes dringt der Kampf, und die festlichen Tische werden mit Blut bespritzt. Beleses wird durch den König entwaffnet. Doch von herbeieilenden Anhängern wieder befreit. Frische Hülfe verstärkt die Kräfte der Königlichen Partei, Schrecken ergreift die Rebellen. Sie fliehen. Einen Speer schwingend, ermuthigt Myrrha durch Ruf und Gebährden zu unaufhörlicher Verfolgung. Im rastlosen Siegeslauf stellt der König die Verbindung mit den Truppen jenseits des Tigris wieder her. Seinem Schwager übergibt er nun die Führung, und kehrt in der Geliebten Arme zurück, um sich von der Mattigkeit und dem Blutverlust zu erholen.

4) Des Königs Schlummer wird durch einen furchtbaren Traum gestört; er ist ein Bewohner des Grabes, den neuen Gast bewillkommen die bluttriefenden Gespenster seiner Ahnen. Die lebhaften Eindrücke dieses Gesichts erzählt er beim fieberhaften Erwachen der bei ihm wachenden Myrrha, deren Trost endlich seine bangen Ahnungen zu entfernen vermag. Am Ende ihrer Unterredung kommt Salemenes mit der Bitte, der Herrscher möge seiner vernachlässigten Gemahlin Lebewohl sagen, ehe dieselbe sich einschifft; um mit dem jungen Prinzen in einem entfernten Theile des Reichs Sicherheit zu suchen; ungern willigt der König ein und nach der Griechin Abgang erscheint die Königin Zarina. Für Beide ist die Zusammenkunft drückend. Der Mann macht sich bittere Vorwürfe, welche die Zärtlichkeit der Unrechtleidenden ihm gern ersparen möchte. Ja diese empfindet beim Anblick eine Steigerung der treu bewährten Liebe, immer schwieriger wird das Scheiden, welches doch höhere Rücksichten zur harten Nothwendigkeit machen. Ohnmächtig wird sie von ihrem Bruder auf die wartende Galeere gebracht, und die Wiederbelebte erblickt noch schmerzvoll die schwindenden Thürme des Palastes. Bei ihrer Rückkehr findet Myrrha den Geliebten in Unmuth versunken, und auch sie empfindet die Rückwirkung des vorhergegangenen Auftritts; eine kleine Spannung tritt ein, doch ist für zwei solche Herzen langer Streit unmöglich; bald sind sie versöhnt. An ihrer Weigerung sich mit den angebotenen Schätzen nach Griechenland zu flüchten, erkennt Sardanapal den hohen Werth der aufopfernden Liebe. Selbst der Gedanke an

Vaterland vermag ihren Entschluß nicht zu ändern, und so gehen Beide vereint dem Siege oder dem Tode mit Zuversicht entgegen. Der wiederkehrende Salemenes berichtet, daß die Aufrührer ihre Streitkräfte gesammelt, und, mit andern verbunden, einen zweiten Angriff auf den Palast beabsichtigen. Zwei Trompetenstöße von außen kündigen hier die Gefahr, und die Männer eilen fort, um ihr standhaft zu begegnen.

5) Zum letzten Male vergoldet der Strahl der aufgehenden Sonne die Herrlichkeit Ninivehs, und der bewundernden Jonerin scheint Baals-Dienst keine Thorheit. Indeß hat der König, die sichere Schutzwehr der Mauern verachtend, einen tollkühnen Angriff auf die Rebellen gewagt, doch der Letzteren Ueberzahl erdrückt das treu gesinnte Heer. Umsonst sucht Salemenes durch kluge Führung ihnen den Vortheil zu entreißen; ihn selbst streckt ein Wurfspieß zu Boden, und mit ihm fällt Assyriens Stütze. Von einigen Soldaten wird der tödtlich verwundete Krieger aus dem Kampfe getragen, während sein Schwager den Rückzug der Geschlagenen hartnäckig deckt. Nur die stark befestigte Burg kann dem ermüdeten Ueberreste der Getreuen eine kurze Sicherheit gewähren; dahin rettet man sich. Hier angekommen, sucht der Herrscher seinen Verwandten auf, welcher unter der freundlichen Pflege Myrrhas sich befindet. Auf die Nachricht der Niederlage zieht Salemenes den Speer aus der Seite und stirbt. Jetzt erweist sich der Trug der letzten Hoffnung, welche auf die Hülfe des Satrapen von Susa bauete. Durch einen Herold verkündigt dieser seinen Anschluß an die Empörer, welche zugleich auch dem König Leben und Freiheit als Preis seiner Unterwerfung anbieten. Als Antwort soll zuerst der abgehauene Kopf des Boten dienen, dessen Unschuld aber rettet ihn; und er wird zurückgesandt mit dem Bescheid, daß eine Stunde den Entschluß bestimmen soll, und mit der geheimnißvollen Aufforderung an Beleses, nach einem Jahre vor seinem Herrn zu erscheinen. Die durch die Fluth des Tigris niedergerissene Mauer gewährt den Belagerern freien Eingang, doch erwarten sie das Ende der geschenkten Frist. Mittlerweile wird auf Sardanapals Geheiß ein mächtiger Scheiterhaufen um den Thron errichtet. Nach beendeter Arbeit müssen seine treuen Anhänger, mit Schätzen beladen, sich nach dem Flusse wenden, dessen Strom sie nach Paphlagonien zur Königin tragen soll. Aus der Ferne ertönt eine Trompete als Zeichen ihrer Einschiffung. Der König besteigt

den Thron seiner Väter; Myrrha zündet den Scheiterhaufen an, und springt in die Flamme, um ihre Asche mit der des Geliebten zu vereine n.

Ninivehs Untergang, den ein jahrelanger Kampf der Erbitterung wahrscheinlich vollendete, hat der Dichter in die kurze Zeit von dreißig Stunden zusammengedrängt; so sagenhaft ist aber Alles, was uns über den Bestand und das Schicksal jener Riesenstadt berichtet wird, daß die weiteste poetische Freiheit an unserer geschichtlichen Kenntniß sich nicht im Geringsten stört. Dadurch hat Byron, bei aller Beobachtung seiner geliebten Einheiten eine reißende Schnelligkeit der Handlung gewonnen. In jedem Aufzug erfolgt der scharf bezeichnete Fortschritt, Schlag auf Schlag. Im ersten Act sehen wir gutmüthigen Frohsinn und Ueppigkeit, dann den drohenden Sturm, Ahnung, Vorsicht; im zweiten Seelenadel, thörichte Gnade, offenbaren Verrath; im dritten die Schlacht, Heldenmuth, augenblicklichen Sieg; im vierten versöhnende Buße, weise Sorgfalt, männliche Fassung; im fünften den Verzweiflungskampf, des Salemenes Tod, Niederlage, die Feuersbrunst, welche den Völkern das Ende eines Königreichs anzeigt.

In dieser kostbaren Tragödie, die uns Alles darbietet, was von dem vollendeten Dramatiker gefordert werden kann, sind die Charaktere einsichtsvoll und mit wunderbarer Lebensfrische gezeichnet. Nur Wenige treten auf — denn der einfache Plan, dem classischen Drama geziemend, dessen Einführung Byrons Bestreben war, erlaubt keine bunte Menge — aber diese Wenigen verschmelzen sich, trotz aller scharfen Unterscheidung, zu einer solchen Harmonie, daß, während sie, einzeln betrachtet, die verschiedensten Empfindungen bewegen, das Ganze jedoch eine mächtigbleibende Wirkung hervorbringt. Vorzüglich ist dies der Fall bei Salemenes, Salemenes, Sardanapal, Myrrha.

Eiserne Treue ist des Ersten Natur. Ein abgehärteter Krieger, die verfeinerten Genüsse des Lebens als erschlaffenden Müssiggang verachtend; reizbar, mit stolzem Selbstgefühl, ohne Furcht, und also die Eigenschaften besitzend, die ihn zum Rächer der Unbilde befähigen; wacht, duldet, stirbt er für den Mann, welcher in der Vernachlässigung seiner Schwester ihn gröblich beschimpft — und warum dieser Diensteifer? — Weil Sardanapal sein König ist, weil an die Person des Monarchen die Herrlichkeit, das Wohl des Vaterlands sich kettet. Diese zu befördern ist eine Lebensaufgabe; was gilt die Selbstsucht gegen sein Pflicht-

gefühl. Keinen Augenblick sehen wir ihn wanken, obgleich die bevorzugte Myrrha, die Ursache seiner Beleidigung jeden Augenblick ihm begegnet. Freilich ist er kein Höfling, immer sagt er freimüthig seine Meinung; dies geschieht aber nicht um weh zu thun, sondern nur zum Heile des Herrschers. Auf der andern Seite wird diese Treue rücksichtslos gegen die Feinde seines uneigennützigen Strebens. Diese unschädlich zu machen, ist, bei Ermangelung anderer Mittel, selbst Meuchelmord ihm willkommen; wie könnte es auch anders sein bei einer so ernsten, festen Persönlichkeit, erzogen in solchen Ideen, und die ja, wo es die eigene Ehre, das eigene Leben angeht, alle Rücksichten mit Füßen tritt?

Die mannigfaltigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, womit Sardanapal proteusähnlich begabt ist, sind alle, mehr oder weniger, durch einen stark hervortretenden Zug gefärbt — die Selbstsucht. Von Kindheit auf gewohnt, die Blicke von Millionen auf Einen gerichtet zu sehen, ihre Wünsche und Hoffnungen nur dem Winke dieses Einen gehorchend, sich bewußt dieser Eine durch das Erbe von dreizehn Jahrhunderten zu sein, mußte ja das Selbst die höchste Idee des Alleinherrschers bilden. Mit scharfem Verstand und klarem, unabhängigem Denken ausgerüstet, durchschaut er leicht das priesterliche Truggewebe der Chaldäer, spottend über das, was einem Volke als unverletzbare Heiligkeit gilt, wendet er sich zu der Lehre, welche denen, die der Religion ermangeln, als die wahre Philosophie erscheinen muß. „Der Mensch, gleich anderen Thieren, lebend um nur zu sterben, ohne Aussichten für die Zukunft; hohen Genusses noch fähig, obwohl nicht vor dem Schmerze gesichert, warum soll er sich pflegen und ängstigen? Jeder flüchtige Augenblick, der nicht zur Freude gehört, ist ein unersetzlicher Verlust." Diese selbstsüchtige Lehre ist aber Niemandem schädlich. „Die Verletzung eines Anderen kann mir keine Freude gewähren," ist sein Grundsatz. „Allen sei gleiche Freiheit! Der Widerschein des allgemeinen Genusses kann den eigenen nur erhöhen." Beim Rückblick auf die lange Reihe seiner Ahnen sieht er verwüstete Städte, umgewälzte Reiche, vernichtete Völker — dieses blutige Elend um des leeren Schalles eines Namens willen. Wie verfehlt erscheint ihm ihre Laufbahn! In einer Unterredung mit Salemenes, wo dieser den Ruhm seiner erobernden Väter preist, gibt er ihm treffend das Beispiel des griechischen Bacchus zur Antwort:

(Sard.) „Es gab einst einen Bacchus, ist's nicht so? —
So hört' ich oft von meinen griech'schen Mädchen;
Ein Gott sei's, sagen sie, ein Gott der Griechen —
Assyriens Götzendienst ein fremd Idol —
Der Indiens gold'nes Reich eroberte,
Wo, wie du sagst, Semiramis erlag.
(Sal.) Ganz recht, er ward deshalb als Gott verehrt.
(Sard.) O nein! von allen seinen Zügen blieben
Nur wen'ge Säulen, die ihm angehören,
Und mein sein könnten, hielt ich anders sie
Des Kaufs und Uebernehmens werth, als Marken
Der Seen von Blut, das er vergoß, der Reiche
Die er zerstört, der Herzen, die er brach.
Hier aber, hier in diesem Becher liegt
Sein Anspruch auf Unsterblichkeit — die Traube,
Der er zuerst den Geist entpreßt, um den
Der Menschen zu erfreuen, und zu sühnen
Das Unheil, das er siegend ausgeübt.
Doch ohne dies wär' er ein Sterblicher
Im Namen wie im Grab; gleich meiner Ahne
Semiramis, glich er nur einer Art
Von halb ruhmvollen Menschenungeheuer.
Dies ist's, was ihn vergöttert; dich soll's nun
Vermenschlichen, mein mürrisch-düst'rer Bruder;
Trink' dieses mir auf's Wohl des Griechengottes!"

„Die geistvolle Liebenswürdigkeit Sardanapals, welche in der Gefahr die Treue der nächsten Umgebung fesselt, würde uns gänzlich für ihn gewinnen, wüßten wir nicht, daß grade dem Alleinherrscher keine behagliche Ruhe vergönnt ist, daß er für die Bedürfnisse Aller sorgen und wachen muß." Diese Pflicht seiner Stellung hat der König vergessen, und die Strafe bleibt nicht aus. Aber wie herrlich bewährt sich die Urkraft seiner Natur in der entscheidenden Stunde! Aus dem festlichen Frohsinn, aus der üppigen Ruhe eilt er zum blutigen Streit, zur rastlosen Thätigkeit, und sein heldenmüthiger Eifer läßt die kampfgeübtesten Krieger hinter sich. Immer noch zwar erblicken wir das Wirken seiner Selbstsucht; er ist mehr erzürnt über die gestörte Behaglichkeit als den niederträchtigen Verrath; doch am Ende erkennt er den Fehler seines Lebens. Die Erduldung des Schicksals sühnt nicht nur, sondern verherrlicht ihn, und sein königlicher Tod schließt würdevoll die Jahrbücher Ninivehs.

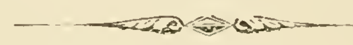
Vor allen andern Dichtern hat Byron die weibliche Natur innig erkannt, und überall prangen seine Werke mit den lieblichsten Gestalten, den zurückgestrahlten Bildern seiner Anbetung.

So belebt auch ein anmuthiges Wesen die finster erhabenen Massen der assyrischen Königsburg, und verbreitet um sich eine sanfte Glorie, welche ihre ganze Umgebung umstrahlt. Myrrha war unter dem blauen Himmel geboren, der die Ostküste des mittelländischen Meers belächelt, wo schon früh die Hellenen Pflanzstädte gegründet, und zwar in dem Theil, welcher, nach der überwiegenden Bevölkerung das Land Jonien hieß. Hier entwickelte sich zuerst der griechische Geist in seiner Herrlichkeit, hier sang einst Homer, hier blüheten die Künste des Friedens und hatten noch nicht den angeborenen Freiheitssinn des Volkes erschlafft. Durch hinreißende Lieder begeisterte Myrrha's Zeitgenosse Alkäos zu unversöhnlichem Tyrannenhaß, und die drückende Herrschaft Einzelner verbitterte noch nicht die Freude des Lebens. So hatte die Griechin das unschätzbare Gut der Freiheit kennen gelernt, und es war ihr durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden; ein dauernder Genuß war ihr aber nicht vergönnt. Das Opfer der Seeräuberei, womit vorzüglich die Carier die dortigen Gewässer heimsuchten, wird sie als Sclavin nach dem Land der Barbaren verkauft. Ihre Schönheit führt sie in die Hände des Königs zu Ninivch; soll sie also der erhandelte Gegenstand fremder Wollust werden? Davor sichert sie die Giftphiole, die sie besitzt, im Falle das Leben zur Schmach wird. Doch die heimathlichen Götter, denen ihre Frömmigkeit treu geblieben, haben ihr ein schöneres Loos beschieden. Das edle Gemüth des Herrschers verschmäht die rohe Sinnlichkeit, seine Seele muß genießen. Dieser eröffnet die Erscheinung der Jonerin einen neuen Begriff der Seligkeit. In der Heimath der Liebe hatte Myrrha die hohe Wahrheit der sapphischen Begeisterung verstanden, entfernt vom Vaterland, findet sie nun in Sardanapal das Ziel ihrer Sehnsucht. Die Reize seiner Person, die Bildung seines Geistes, sein warmes Herz, konnten ihren Eindruck nicht verfehlen; selbst seine Philosophie ist ihr nicht fremd; — „ein griechischer Jüngling sollte er sein" — und hier sträubt sich ihr Stolz; doch die Liebe siegt, sie vergißt den König von Assyrien, den Herrn schmeichelnder Knechte, in dem Mann, dem sie sich ergeben hat. Mit dem Unglück steigt sein Muth, mit dem Unglück steigt ihre Liebe; als Priesterin zündet sie die Flamme, die ihn verklären soll, als Opfer springt sie hinein, ein reines Opfer des gewaltigen Eros.

Diese Tragödie übt keinen leidenschaftlichen Einfluß auf unser Gemüth aus, vielmehr bewirkt sie eine wohthuende Ruhe.

Zwar werden wir durch Abscheu, Schrecken und Haß zuweilen gestört, doch ist die Aufregung nicht dauernd; immer schweben vor unsern Augen Tugend, Fröhlichkeit, Liebe. Der Tod des Kriegers erfüllt dessen Aufgabe, herrlich ist er und nicht beweinungswürdig; der König geht seinem Ende heiter entgegen, denn es bringt Versöhnung; vertrauensvoll blickt die Liebende aus der Gluth nach dem Elysium ihrer Väter.

Barmen. **Montagu.**



Proben stylistischer Analyse.

Drei Fremdwörter, fragen vielleicht meine verehrten Leser, drei Fremdwörter an der Spitze eines Aufsatzes über einen Zweig des Unterrichts im deutschen Ausdruck? Was wird die neue Heidelberger Gesellschaft für Reinigung der Muttersprache, welcher auch der Verfasser angehört, dazu sagen? Ist das nicht ein Verrath an der gemeinen Sache? — Ich antworte: Da wo es uns darum zu thun ist, sofort mit dem Worte den rechten Begriff zu bezeichnen, wie man denselben aus den Zeichen zu erkennen gewohnt ist, bedienen wir uns derjenigen Mittel, die uns zu Gebote stehen, und wagen nicht künstliche Wortbildungen auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden. Können wir die fremden Ausdrücke durch gute einheimische, im Geiste der Muttersprache entwickelte verdrängen, desto besser; aber in wissenschaftlichen Besprechungen ist oft das einmal übliche Wort das verständlichere, und so mögen denn die Zunftgenossen so lange bei ihren zukünftigen Ausdrücken bleiben, bis andere dafür mit Sicherheit eingeführt sind.

Ganz überflüssig schien uns diese Vorbemerkung deßwegen nicht, weil wir ungern dem Gedanken Raum geben möchten, als hielten wir es für gleichgiltig, beim Unterricht die möglichste Reinheit der deutschen Sprache zu fördern. Im Gegentheil glauben wir, daß dieser Punkt noch eine ganz besondere Aufmerksamkeit erheischt, und daß es ein wesentlicher Theil des Unterrichts im deutschen Ausdrucke sei, die Jugend so recht mit dem inneren Geiste der Muttersprache vertraut zu machen, daß gewissermaßen durch das bloße Gefühl schon alles Fremdartige sich als solches kund gebe und entweder sich völlig anschließen oder ausscheiden müsse. Es ist schlimm genug, daß dies, wenn auch durch gute Anleitung befestigte Gefühl, durch Umgang,

Bücher und Zeitungen, fortwährend verhöhnt wird. Um so bestimmter muß der Unterricht seine Aufgabe in's Auge fassen und seinen Zweck verfolgen. Daher hielten wir es für Pflicht, unsere Freiheit zu entschuldigen.

Und nun noch eine Bemerkung. Lehrer und Nichtlehrer stimmen oft in der Ansicht überein, es gebe keinen Unterricht, sondern nur fortschreitende Uebung im Ausdrücken der Gedanken und Empfindungen. Wie wäre hier ein wohlgeordneter Unterricht denkbar? sagt man; ist nicht der Ausdruck eine Darstellung dessen, was im Innern vorgeht, und folglich das volle Eigenthum der denkenden Seele, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten? Regelmäßigkeit im Bau der Wörter und Sätze und in deren schriftlicher Darstellung läßt sich erlernen, wie aber die Wahl des Ausdrucks, die Angemessenheit, die richtige Darstellungsweise? Hängt ja doch diese von Bedingungen ab, die kein Lehrer in seiner Gewalt hat, — von dem Umfange des Sprachvorrathes, den die Amme, die Mutter, die Gespielen, der Kreis des jugendlichen Lebens, mehr und minder begrenzen oder ausdehnen; von dem Einflusse der ersten Schule, der ersten Lehrbücher und den schriftlichen Uebungen; von dem Grade der erworbenen Kenntnisse; von der Fähigkeit der Auffassung und Verarbeitung; von der größern oder geringern Geistesgegenwart und Gewandtheit; von der Geläufigkeit des Sprechens; von der Lebendigkeit der Einbildung und der Lust sich mitzutheilen, — und im Einzelnen von dem Eindruck des Gegenstandes, überhaupt also von unendlich vielen entscheidenden Einwirkungen, die sich immer wieder geltend machen, selbst wenn sie hie und da überwunden scheinen.

Dergleichen Betrachtungen, wenn auch nicht immer klar ausgesprochen, haben denn auch zur Folge gehabt, daß der Unterricht im Styl (man gestatte uns wieder und öfter den fremden kurzen Ausdruck) sich fast durchweg auf Uebungen beschränkt. Mit einigen Denk- und Sprach-Uebungen bereitet man das Kind vor. So bald es angeht, werden Aufsätze gemacht, die der Lehrer mehr oder minder zweckmäßig wählt, mehr oder minder genau berichtigt, mehr oder minder sorgfältig bespricht, — alles recht bequem, für Lehrer und Schüler größentheils langweilig, für letztere meist erfolglos; im Allgemeinen auch nicht regelmäßig innegehalten. Ueber diese Uebungsart haben wir an einem andern Ort gesprochen; hier richten wir unsere Aufmerksamkeit auf den eigentlichen belehrenden Theil.

Wir theilen keineswegs die Ansicht, daß hier der Unterricht in Verlegenheit gerathe, weil ihm kein sogenanntes Lehrgebäude zur Seite stehe. Unsre Erfahrung gewährt uns die volle Gewißheit, daß allerdings der systematische Unterricht auch bei diesem Gegenstande viel leistet, und die Schulen, welche es verabsäumen, für denselben einen Lehrgang zu fordern und Stunden zu bestimmen, haben es zu verantworten. Wohl kann hier nicht ein Lehrgebäude aufgeführt werden, wie bei vielen andern Unterrichtszweigen, und zwar, weil nicht alles, was dabei wesentlich in Betracht kommt, äußerlich darstellbar ist; allein darum ist doch nicht die volle Entwickelung so ganz und gar der Zufälligkeit und Willkür, meistens sogar der Unwissenheit, der Ungeschicktheit und der Geschmacklosigkeit so vieler Lehrer preis zu geben, noch viel weniger die Durchbildung des Bewußtseins erst einer reifern Forschung in der Aesthetik vorzubehalten, in welche nur Wenige einzudringen aufgelegt sind, oder Muße haben. Es giebt für den tüchtigen und gewissenhaften Lehrer eine Menge klarer Wahrnehmungen, welche zu Regeln führen, die der Jugend übergeben werden können und sollen, indem sie ihr zur Anleitung dienen, ihre eigenen Arbeiten richtig zu beurtheilen. Werden solche Regeln gehörig unter bestimmte Gesichtspunkte geordnet und so zusammengestellt, daß sie das Wesentliche erschöpfen, so ist dies, wenn auch kein System der Stylistik, doch jedenfalls eine Schule des Styls, und das ist es, was wir fordern.

Allerdings muß der Unterschied zwischen dem Unterrichte im deutschen Ausdruck von dem Lehrgange jedes andern Unterrichtszweiges scharf in's Auge gefaßt werden, weil erst dann das rechte Verfahren dabei klar werden kann. Wer alles über einen Leisten schlagen will, findet bald, daß er das Unmögliche erstrebt. Zur Ausbildung des guten Ausdrucks in der Muttersprache werden ganz andere Seelenkräfte in Bewegung gesetzt, oder vielmehr die Wirksamkeit derselben in eine ganz andere Art der Bewegung gebracht, als bei allen andern. Während zur Beibringung gewisser Kenntnisse theils das Gedächtniß, theils die Denkkraft für bestimmte, gegebene Stoffe nach Maßgabe der wachsenden Kräfte beschäftigt werden, und folglich der Stoff selbst, der Grad seiner Durchschaulichkeit für das jugendliche Auge und der Theilnahme, die derselbe zu wecken geeignet wird, bei dem Lehrgange vielseitig erwogen werden muß, bevor eine geregelte Ordnung gefunden werden kann; haben wir es dort mit Entwickelung des Bewußtseins, ganz von Stoffen abgesehen, zu thun.

Es liegt in der Natur dieses Unterschiedes, daß die Behandlungsweise hiernach gänzlich verschieden ausfallen muß. Was erst von außen eingepflanzt wird, muß vorher so geordnet sein, daß der jugendliche Geist mit den ersten Eindrücken eine Grundlage empfängt, welche die Form enthält für den ganzen fernern Bau. Was aber schon in uns liegt, und sich gleichsam naturwüchsig mit der zunehmenden Denkkraft von selbst entwickelt, bedarf nur der Pflege, der schützenden Hand, des Beistandes zu selbstbewußtem richtigen Streben, um zu einem Grade von Vollkommenheit sich empor zu arbeiten. Da wo wir der Jugend neue Kenntnisse zuführen, und sie anleiten wollen, dieselben recht zu durchdringen, müssen wir ihr Schritt vor Schritt durch Regeln und deren Anwendung den ganzen Bau immer so weit zum Verständniß bringen, daß wir das Ueberwundene stets zum Fortschreiten benutzen können; da aber, wo der innere thätige Geist sich selbst zu vertrauen angeleitet werden soll, kommt es mehr darauf an, ihn von Zufälligkeit, Befangenheit und Unbesonnenheit frei zu machen, seine Umsicht zu beleben und zu schärfen, und ihn zu gewöhnen, daß er seine Kräfte allzumal richtig schätze und anwende. Es ist dies eine ganz andere Art der Thätigkeit. Daß im Laufe der Gesammterziehung sämmtliche Thätigkeiten wiederum in einander greifen, versteht sich ohne Erinnerung, aber darum bedarf es doch einer sichern Anschauung des Unterschiedes. Bei der einen Anleitung schreitet die Jugend vor, indem sie sich immer mehr den Stoff, und zwar nach einer gegebenen Form und Ordnung aneignet, durchdringt nnd verarbeitet, so weit es ihr möglich ist, sich darin umzusehen; bei der andern wächst sie an Kraft, fühlt die zunehmende Stärke, und gewinnt zuletzt ein freies Bewußtsein, um sich des ihr angehörigen, gleichsam angeborenen Besitzthumes zu bemächtigen.

Die Muttersprache ist ein solches Eigenthum. Es ist zwar auch von außen eingedrungen, aber dies geschah in einer Zeit, da es so ganz und gar mit dem Wesen des Menschen verwachsen konnte, da es zu seinem ganzen Dasein gehört, wie körperliche Bewegungen, wie Gefühle und Sinnanschauungen, wie Begierden und Seelenzustände noch vor aller Entwickelung durch Erziehung. Sie stände als Unterrichtszweig in gleichem Verhältniß mit dem sittlichen Bewußtsein, wenn sie nicht eben als von außen gegeben noch eine stoffliche Seite darböte. Als äußerer Stoff aber ist sie nur in ihrer Erscheinung anzusehen, und diese wird sich mehr oder minder dem Lehrgange sogenannter

Sprachlehren unterwerfen müssen; aber als Darstellung des Geistes (Styl) gehört sie in das Gebiet der eben beschriebenen Entwickelung, wohin auch die Durchbildung der sittlichen Lebensanschauung zu rechnen sein wird.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen, deren Durchführung eine umfassendere Erörterung tiefer Gesetze der wissenschaftlichen Erziehungslehre erfordern würde, hier nur auf dieselben hinweisen, gern bereit, wenn ernste Mahnungen es wünschenswerth erscheinen lassen, ein andermal näher darauf einzugehen. So viel aber geht aus dem Gesagten hervor, daß jedenfalls es nicht genügt, nach Willkühr und Zufall die jugendliche Kraft zu üben, und dabei, wie sich gerade die Gelegenheit ergibt, die Aufmerksamkeit zu wecken, sondern daß alles geregelt und wohlgeordnet geschehen müsse, und zwar so, daß nach zurückgelegter Schule jeder gut unterrichtete und einigermaßen begabte Schüler eine Stufe erreicht haben müsse, von welcher aus es ihm möglich ist, allein mit Sicherheit fortzuschreiten.

Einen Plan zu entwerfen, der vielen Schulen zugleich zusage, ist übrigens keine leichte Aufgabe. Der Lehrgang wird von gar vielen Aeußerlichkeiten bedingt: von der zuständigen Zeit, von der Zahl der Schüler, von der Bildungsstufe einer Klasse, von dem Bildungsgrade der Umgebung, von den nahe liegenden Anschauungen u. s. w. Aber jeder Lehrer des Styls sollte einen bestimmten Plan haben, und nach Maßgabe der Verhältnisse durcharbeiten und vervollkommnen.

Wir pflegen nach folgendem Grundriß unsern Bau aufzuführen. Nach allgemeinen einleitenden Erklärungen theilen wir das ganze Gebiet der stylistischen Forderungen ein in:

a. sprachliche, b. logische, c. ästhetische, d. moralische, e. förmliche.

a. Die sprachliche Seite gibt Belehrung über: 1) Reinheit, 2) Richtigkeit, 3) Bestimmtheit, 4) Angemessenheit, 5) Würde des Ausdrucks.

b. Die logische Seite über: 1) Darstellung des Begriffs und des Urtheils, 2) Klarheit und Durchschaulichkeit, 3) Folgerichtigkeit, 4) Ordnung und Folge, 5) Bindung.

c. Die ästhetische Seite über; 1) Auffassung des Stoffes, 2) Ton der Behandlung, 3) kunstmäßige Verzierungen, Redefiguren, 4) Verhältnisse der Maße (Symmetrie), 5) Verhältnisse der Bewegung, Wohllaut und Fluß.

d. Die moralische Seite macht aufmerksam auf Vorschriften der innern Sittlichkeit, als 1) Meidung widriger, verletzender Ausdrücke, 2) oder heuchlerischer, unwahrer, entwürdigender Darstellung, 3) Beobachtung der Ehrerbietung gegen Höheres und Heiliges.

e. Die förmlichen Regeln betreffen nur die eingeführten durch die Sitte theils festgestellten, theils empfohlenen Formen, welche zwar nicht dem edeln Style angehören, ihm vielmehr oft hinderlich entgegentreten, aber doch nicht unbekannt bleiben dürfen.

Alle diese einzelnen Abschnitte zerspalten sich wieder nach mehreren Richtungen. Für jeden hierbei wahrgenommenen Fall sind Beispiele aufgestellt, minder zur Erklärung der zu gebenden Vorschrift, als vielmehr zur Veranschaulichung möglicher Irrungen, Mißgriffe und Fehler. Wir haben die Mühe nicht gescheut, aus Druckwerken aller Art eine Masse von solchen Belegen aufzusuchen, durch welche die Urtheilskraft der Jugend geschärft wird. Sie haben den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit stets wach und rege erhalten, und daß somit dem Ueberdrusse vorgebeugt ist, der sonst bei Behandlung rein geistiger Fragen sehr leicht eintritt.

Wir geben nun beispielsweise einen Abschnitt aus den ästhetischen Regeln.

I. Betreffend die Auffassung des Stoffes oder des darzustellenden Gegenstandes.

Wer etwas darstellen will, muß sich des darzustellenden Gegenstandes ganz bemächtigt haben, und dies durch die Art, wie er seine Aufgabe löst, beweisen. Es soll daher niemand Gedanken darzustellen versuchen, bevor er sich ganz von denselben erfüllt oder in dieselben vertieft hat, so daß die Darstellung auch naturgetreu und lebensvoll heraustreten kann.

Man erkennt in derselben die gehörige Auffassung des Inhaltes an folgenden Eigenschaften:

a. Ursprünglichkeit (Originalität).

Diese besteht darin, daß der Ausdruck sofort sich aus der Seele des Schreibenden fließend zu erkennen gibt, und nichts darin eine Nachahmung fremder Gedanken verrathe.

Dadurch werden ausgeschlossen:

1. Gemeinplätze. Z. B.

Jedes Ding hat zwei Seiten; — die Welt geht ihren Gang; — man kann niemandem ins Herz schauen;

2. Sprüchwörter und herkömmliche Redeweisen, Bibelstellen und dgl.;
3. Nachahmungen. Z. B.

Je mehr der Mensch der Beweggründe seines Thuns sich bewußt ist, je mehr er im innern Herzen spürt, was er schafft mit seiner Hand, desto öfter muß er die Wahrnehmung machen .....

Solche Einmischung eines poetischen Ausdrucks würde selbst als Eigenthum des Schreibenden nicht angemessen sein, geschweige die Heranziehung eines fremden Ausdrucks, der sich sogleich als nicht eigen zu erkennen gibt. Man beweist damit nur Armuth an Gedanken. (Hierauf noch mehrere Beispiele.) —

Hier muß aber andererseits darauf hingewiesen werden, daß alle sonst die Ursprünglichkeit beeinträchtigenden Redeweisen wiederum zulässig sind, wenn sie zur dramatischen Charakterisirung einer darzustellenden Persönlichkeit nothwendig erscheinen, oder wenn absichtlich Erinnerungen (Reminiscenzen) angezogen werden, weil man gleichsam voraussetzt, daß sich solche dem Leser von selbst darbieten, oder daß solche Anspielung ihm interessant sein werde.

Ferner müssen daran Bemerkungen über Nachahmung überhaupt angeknüpft werden. Es findet mancher Wohlgefallen daran, in fremdartigem Style zu schreiben, etwa im biblischen, im voralterlichen, in dem Style einzelner Schriftsteller, die stets gewisse Eigenheiten (Manieren) herauszustellen; diese Sucht ist nicht zu loben. Was durch sie Gefälliges geleistet wird, mag als anmuthige Spielerei gelten, nicht aber als Stylübung.

Beispiele sind hinzuzufügen. Sie bieten sich leicht dar.

b. Schärfe der Zeichnung.

Der Gegenstand der Darstellung muß scharf aufgefaßt und mit genauen Gränzlinien gezeichnet sein, so daß kein Theil desselben verschwimmt.

Dergleichen Unklarheit in der Anschauung gibt sich besonders kund:

1. Durch gedankenlose Einschaltung nicht zur Sache gehöriger Begriffe; weil dieses Herumtappen zeigt, daß der Schreibende seinen Gegenstand nicht recht im Auge hat, und unsicher hin und her schwankt.

Beispiel (aus einer Beschreibung Balbeks).

In einem Lande, welches gegen Norden sich an eine unermeßliche Sandwüste lehnt und gegen Westen von einem großen Meere umfluthet wird, wo einst große und mächtige Könige regierten und durch Kunstdenkmäler berühmt wurden, müssen wir jetzt nur noch große und erhabene Ruinen großer und prächtiger Königsstädte aufsuchen.

Der Schüler wird hier vorzüglich auf den ganzen Adjectivsatz im Anfange, der völlig müßig dasteht, so wie auf das unrichtige umfluthet, und auf die ungeschickte Wiederholung des „große" hingewiesen; auch „müssen" gibt keine rechte Anschauung, wenn gleich es wohl mit Absicht gewählt ist.

Daselbst heißt es unter andern weiter:

In Syrien, in diesem Gebirgslande zwischen dem Libanon und dem Antilibanon liegt in einer reizenden, von einer großen Ebene durchzogenen Gegend (wie stellt man sich diese vor?) Balbek.

2. Duch zwecklose Wiederholung derselben Begriffe und Gedanken. Z. B.

Der König konnte der plötzlichen Rührung der Sinne und des dadurch erweichten Herzens nicht widerstehen.

Bald machte er unter des Meisters geschickter Leitung die bewundernswürdigsten Fortschritte, die alles in Erstaunen setzten. (Auch „alles" ist als unbestimmt nicht schön.)

Die Gesichtszüge der Bewohner der Alpen tragen den Stempel der Ruhe; ihre Gesetze und Sitten scheinen nach einer Unveränderlichkeit zu streben, (wie ist das zu denken?) die hinreichend den Widerwillen zeigt (?), den sie für jede Neuerung haben.

3. Durch Angabe allgemeiner Eigenschaften ohne nähere Bestimmungen. Z. B.

Sie begreifen das Zweckmäßige dieser Einrichtung, (wenn die Zwecke nicht schon nachgewiesen sind oder weiter dargestellt werden). — Das Entzückende dieses Abends vermag ich nicht zu beschreiben. (Auch grammatisch nicht gut.)

4. Durch ganz allgemeine inhaltsleere Sätze. Z. B.

Das war nun so eine Sache. — Alles mußte sich so machen und anders konnte es nicht werden —

Dergleichen Sätze können sich nur rechtfertigen, wenn sie aus besondern Gründen so gestellt und gleich näher entwickelt werden.

5. Durch Mängel in der Gruppirung der Zeichnungen. Z. B. (Aus einer Schilderung des Erdbebens zu Carracas 1812.)

Die Nacht nach dem Ostertage zeigte die herzzerreißendsten Scenen von Elend und Kummer. Man sah Mütter mit Kindern auf ihren Armen, die sie ins Leben zurückzurufen hofften; trostlose Frauen irrten durch die Stadt, um einen Bruder oder Gatten aufzusuchen, über dessen Schicksal sie in Ungewißheit schwebten, und von dem sie glaubten, (!!) daß er im Gedränge von ihnen getrennt worden wäre; das Volk drängte sich auf den Straßen, die man jetzt nur an den in geraden Linien aufgethürmten Ruinen unterscheiden konnte.

Man sieht leicht, daß, abgesehen von andern Fehlern, hier die Zeichnung gar nicht ausführt, was erwartet wird. Die eigentlichen herzzerreißenden Erscheinungen, Verstümmelte, Hülflose, Sterbende, hungernde Kinder und dergl. werden nicht erwähnt; dagegen wogendes Volk!

c. Lebendigkeit der Bewegung.

Die Darstellung muß Leben und gewissermaßen Regsamkeit zeigen; sie darf nicht ein bloßer Abdruck des Gegenstandes sein, sondern muß gleichsam neu geschaffen aus dem Innern der Seele hervorgehen. Dies Leben wird dadurch gewonnen, daß überall recht anschauliche, besonders sinnliche Begriffe und Vorstellungen und äußerlich wahrnehmbare Thätigkeiten vorgeführt werden, durch welche der Leser angezogen wird, dem Inhalte mit Aufmerksamkeit zu folgen. Aber auch in dem Gange der Darstellung muß Schwung und Beweglichkeit herrschen.

Die Anschauung wird matt und verliert die Theilnahme:

1. Wenn zu viele Fürwörter und andere *Hülfswörter* oder *modale* Zeitwörter angewendet werden. Auch die gar zu häufige Benutzung des *sein* raubt dem Ausdruck das Leben, weil eben das bloße *Dasein* nicht anzieht, sondern die *Bewegung*, die *Thätigkeit*, und weil die bloße Hindeutung auf Begriffe nicht genügt, um die Vorstellung mit Anschauungen zu füllen. Z. B.

Heute empfing ich einen Brief von dir, eine Antwort auf meinen Bamberger (st. aus Bamberg), der so erquickend und heiter für mich war (!) daß ich den ganzen Tag mehr geschwebt habe (!) als gegangen bin (!) unter

diesem viel schönern Himmel und in einer Stadt, die die heiterste Stadt ist (!) die ich in Deutschland gesehen habe.

Selbst in vertraulicher Rede ist diese Ausdrucksweise (eines Herder) verwerflich; abgesehen von andern Schwächen ist sie matt und farblos.

Wenn ich sage: dort ist ein hoher Berg, auf dessen Spitze ist auch im Sommer Schnee, doch ist ein Haus oben, das nie ohne Besucher ist, so fühlt jeder Schüler die Kälte und das Leblose in der Darstellung, ungeachtet der Gegenstand klar dargestellt worden. Sage ich dagegen: dort erhebt sich ein Berg in die Wolken, dessen Spitze auch im Sommer noch Schnee bedeckt u. s. w., so bringen die thätigen Zeitwörter Leben hinein.

Jemand schreibt: Unser Wissen ist Stückwerk, wie unser Thun; vieles kann verbessert, manches zweckmäßiger gemacht werden.

Diese wenigen Worte zeigen einen schlechten Stylisten. Die bloßen Andeutungen, vieles, manches geben keine Vorstellung, und sind eben nur Aushülfe. Dasselbe gilt von folgender Betrachtung eines sonst guten Schriftstellers, da wo er von Begierden spricht:

> Andere Leidenschaften kommen im Geschäfte vor, und sind heftiger: man will seine Macht behaupten, man will Ehre einlegen, man will gewinnen, man ist für eine Partei stärker eingenommen, alles dies macht, daß die Wage zwischen dem denkenden und begehrenden Theile selten mitten inne steht.

Wir können den Schüler nicht genug warnen vor diesem man und den unbestimmten Fürwörtern, wie vor bloßen Hin- und Rückweisungen ohne klaren Gegenstand. Dergleichen ist der Tod des Styls. Die schönsten Gedanken büßen dabei alle Theilnahme ein.

2. Wenn allgemeine, unbestimmte Substantive, statt voller Begriffe gewählt werden. Z. B.

> Die erste Wirkung des Klima's auf die Menschen zeigt sich durch eine neue und unerwartete Art zu empfinden, eine Sache, die jeder Reisende, der über die Alpen nach dem Süden zieht, wahrnimmt.

Der Schüler muß hier zuerst die logischen Fehler herausfinden; dann aber wird ihm gezeigt, wie unrichtig hier Klima statt Wechsel des Klima's, Menschen, statt zu empfinden, und Sache, durchaus nicht die bestimmten Vorstellungen sind,

welche die Zeichnung fordert, aber selbst wenn man sie richtig auffaßt, jedenfalls alles Lebens in der Darstellung ermangeln.

3. Wenn Umschreibungen statt gedrängter Vorstellungen gegeben werden, so fehlt es an Schwung und Regung. Z. B.

Ein Räuber sprengte auf ihn zu und forderte seine Börse, drohend, ihm auf der Stelle das Leben zu nehmen.

Der Künstler besitzt eine Fertigkeit, Personen, die er nur wenige Augenblicke ansieht, zu treffen, welche jeder, der es zu beobachten Gelegenheit hat, bewundern muß.

4. Matt und leblos wird die Darstellung durch zählende Eintheilung, (wo solche nicht zur Deutlichkeit gehört) durch: erstens, zweitens, drittens, oder durch: einerseits, andrerseits, und ähnliche Ausdrücke; so wie durch Abbrechung mittels: desgleichen, und so weiter, und derartige Verweisung auf das, was der Schreibende verschweigt.

5. Ferner durch allgemeine Redeweisen und Wendungen, die ohne wahren Inhalt sind, und nur als Aushülfe dienen; wie:

Ich ergreife die Feder, ...; — Unter allen Gegenständen . . . . ist keiner so anziehend . . . .; . . . . — Wenn wir . . . . betrachten, so ergibt sich . . . . — Viele Menschen sind der Meinung . . . . aber.

Der Schüler muß um so mehr auf diese Ungeschicktheit aufmerksam gemacht werden, als in Handbüchern des Styls solche Wendungen sogar empfohlen sind!

Die Beweglichkeit der Darstellung wird übrigens ganz besonders gefördert durch Dramatisirung derjenigen Thatsachen, bei welchen Personen mitsprechen. Ueberall muß die Anrede (direkte Rede) dem bloßen Berichte (der indirekten Rede) vorgezogen werden, wenn nicht Gründe vorhanden sind letztere zu wählen. — Beispiele sind leicht zu finden.

d. Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit.

Wesentlich trägt es zur Schönheit des Styles bei, daß die Gedanken sich in der Darstellung recht entfalten und ihren reichen Gehalt darlegen, sowie daß sie von verschiedenen Seiten gezeigt werden.

Allerdings ist ein Gedanke oft an sich so schlagend und stark, daß ein einziger Satz genügt, um unvertilgbaren Eindruck zu machen; — so viele Sentenzen, Paradoxen und rasche

Aeußerungen des Willens und der Entschließung; aber wenn eine ausführlichere Behandlung angemessen erscheint, so sind die beiden angeführten Eigenschaften wichtig. Sie spielen aber großentheils in einander.

Die Entfaltung besteht 1. in Zerlegung des Ganzen in seine Theile; 2. in Entgegenstellung verneinender und bejahender Behauptungen; 3. in Parallelen und Gegensätzen aller Art.

Die Vielseitigkeit besteht 1. in Wiederholung desselben Gedankens aus andern Gesichtspunkten; 2. in Betrachtung desselben Gedankens unter verschiedenen Nebenumständen; 3. in Anziehung angemessener Vergleichungen; 4. in subjektiven Nebenbemerkungen, oft auch wohl Einmischung der Empfindungen.

Beispiele von Entfaltung:

1. Tief in der Nacht nach zwei Uhr wollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühete: Heitere Menschen füllten die Straßen, — die Balkone warfen sich Gesänge zu, — auf den Dächern blüheten Blumen und Bäume zwischen Lampen, — und die Horenglöckchen vermehrten den Tag, und der Mondschein schien zu wärmen; nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. (Jean Paul.)

2. Brouham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners, noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. (Heine.)

(Der eigentliche Gedanke ist: Brouham spricht gewählt und klar wie Cicero, kraftvoll und nachdrücklich wie Demosthenes.)

3. Es gab in der Malerei verschiedene Talente: An Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthus, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung, seltsamen Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theone der Samier, an Geist an Anmuth Apollos, von einander übertroffen worden. (F. Schlegel.)

Gedenkt man, wie viele Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Ge-

lehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gereisten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas angenehmes zu sagen, u. s. w. (Goethe.)

Beispiele von Vielseitigkeit bieten sich viel leichter dar. Jede Seite der bessern Schriftsteller enthält irgend eine derartige Periode, nur sind die meisten untermischt mit Entfaltungen.

Wenn diese beiden Eigenschaften mit der oben beschriebenen Lebendigkeit sich verbinden, so opfert man wohl zu Gunsten der starken Bewegung, die alsdann eintritt, gern etwas von dem Flusse oder dem geregelten Gange auf, und erfreut sich an der sprudelnden Frische und dem schäumenden Fall, selbst wenn etwas an der Durchsichtigkeit vermißt wird.

Z. B. (Herders Worte zur Rechtfertigung der Schicksale König Lear's):

Lear — der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landkarte steht und Kronen verschenkt und Länder zerreißt — in der ersten Scene der Erscheinung trägt schon allen Samen seiner Schicksale zur Ernte der dunkelsten Zukunft in sich. Siehe, der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater, wird es (ꝛc. kindisch! — nicht zu loben) bald sein, auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwärmend, segnend — ach Gott! und Wahnsinn ahnend; wird's sein bald mit blassem Scheitel unter Donner und Blitz, zur untersten Klasse von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn pochend gleichsam vom Himmel herab. Und nun erst, wie er's ist, in der ganzen leichten Majestät seines Elendes und Verlassens (?) und nun zu sich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle der Hoffnung, damit (!) diese auf ewig erlösche! Gefangen, die todte Wohlthäterinn, Verzeiherinn, Kind, Tochter, auf seinen Armen! auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachsterbend — Gott, welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften ... !

Derartige Stücke, welche sich besonders in kritischen Aufsätzen der bessern Schriftsteller vorfinden, und welche auch durch Reichthum des Inhaltes vorzüglich geeignet sind, die Jugend recht anschaulich zu belehren, müssen sorgfältig betrachtet werden, damit die Jugend — über kleine Vorstöße kurz hinwegeilend —

das innerste Wesen wahrnehme, wodurch diese Darstellungsweise so stark einwirkt.

Sie ist aufzumuntern, sich an solchen Stoffen, deren Anschauung einen sehr lebhaften Eindruck machen, auf ähnliche Weise zu äußern; nur muß die Anschauung durchaus nahe liegen, muß von der Art sein, daß die Jugend Theilnahme dafür empfindet, ihre Bewunderung, ihr Mitleid, ihr Rechtsgefühl u. dergl. anspricht. Es geschieht dies am Besten indirekt, indem sie berichtet, wie jemand bei solcher Gelegenheit seinem Gefühle Luft gemacht hat; denn die Jugend ist mit der Sprache freier, wenn sie eine Rede berichtet, als wenn sie Empfindungen ausdrücken soll, die sie erst sich selbst einbilden muß.

Fehler gegen die Entfaltung oder die Vielseitigkeit werden begangen:

1. Wenn diese Eigenschaften auf eine gesuchte Weise vorgebracht werden, wodurch auch der Redefluß gehemmt wird. Z. B.:

   Man hat dieser Neigung der Menschen, lieber auf der Stelle, wo er (!) geboren ist, zu verhungern, und die Rübeschalen aus dem Kehricht zu lesen, weil man (!) keinen Platz mehr findet, selbst daselbst (!) welche (sc. Rüben!) zu bauen, als an einen fremden Ort zu gehen, wo der Platz die Menschen, nicht die Menschen den Platz suchen, verschiedene Namen beigelegt; Vaterlandsliebe, Geselligkeitstrieb, gemüthliches Festhalten am Gewohnten.

   Diese Stelle aus den Schriften eines geistreichen deutschen Gelehrten (Fechner) gibt der Kritik Raum genug.

2. Wenn die Form des Gedankens in der Mannigfaltigkeit gar zu gleichartig gehalten wird. Z. B.:

   Eine weite und *anmuthige Aussicht bietet sich dem Auge* von der Stadt aus dar. Mit *Entzücken schaut der Blick* in die weite Ferne und *weidet sich* an den mannigfach reizenden Bildern der Natur. Zahlreiche Heerden ziehen auf den üppigen grünen Wiesen hin und her, und die Dörfer, welche im dunkeln Schatten der Bäume halb versteckt liegen, gewähren einen *lieblich romantischen Anblick.*

3. Wenn die Ellipsen gar zu dreist benutzt werden, so daß das Verständniß dadurch erschwert wird. Z. B.:

   Wer sich eine Idee von der römischen Gegend (st. Umgegend Roms) machen will, muß sie an einem heitern Morgen oder Abend auf dem Thurme vom Capitol (besser

vom Thurme auf d. E.) sehen: Weit, voll großer, reiner Gegenstände, ein entzückend Stück Welt zu handeln und wieder auszuruhen, (?) ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühl Gebirg, und das unermeßliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug in alle Nationen.

4. Wenn die Vereinzelung die Einheit stört. Z. B.:

Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein gefälliges Oval des Gesichts, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth.

Diese nachlässige Schreibart des großen Göthe mag an ihrem Orte liebenswürdig erscheinen, musterhaft ist sie aber gewiß nicht, da der allgemeine Gedanke zu Ende schwerlich für alle die Einzelheiten paßt. Wünschenswerthes in der Gegenwart dieser Gesammtheit von Eigenschaften läßt sich wohl nicht erblicken.

5. Wenn die Regeln des Ebenmaßes verletzt werden.

Hierbei wird weiterhin bei den Regeln über Symmetrie gesprochen.

Wir glauben mit dieser kleinen Probe bewiesen zu haben, daß der Unterricht im Styl, freilich mehr den analytischen Weg befolgend, doch eine positive, systematisch geordnete Unterlage haben kann. Hinzufügen müssen wir, daß wir hier immer nur einige, aus Schriften entlehnte, schlagende Beispiele angeführt haben, aber für jeden Punkt eine größere Anzahl besitzen. Die Jugend wird dadurch mannigfach und angenehm beschäftigt, und lernt das Gewicht der Regel erkennen, und wenn auch nicht nach Regeln schreiben (was ohnehin nicht der Freiheit der Bewegung zuträglich wäre), so doch nach Regeln sich richten, um alle Ausartungen und Mißgriffe zu vermeiden.

Für abgeschlossen halten wir das System noch nicht, es zeigt sich vielmehr täglich manche neue Erfahrung, und es mögen selbst für gegenwärtigen Abschnitt noch allerlei Auswüchse gefunden werden, die wir entweder in eine andere Klasse versetzen, oder die uns ganz entgangen wären. Uns kam es nur darauf an, den Lehrgang ins Klare zu setzen.

Frankfurt. **Dr. J. M. Jost.**

Die denungsmittel in der deutshen sprache.

(Ein beitrag zu einer reinern und einheitlichen rechtschreibung.)

In dieser bewegten zeit muss jeder in seiner weise revoluzionieren. Ich gehe den weg der reakzion, den gelerte männer uns gezeigt haben. Ist doch unsere ganze politische erhebung eine reakzionäre, eine zurückführung auf die ursprüngliche Volksfreiheit der germanischen Stämme. Was die mittlere zeit uns entrissen hat, suchen wir wieder zu erringen, warum sollten wir nicht auch die entstellungen unserer sprache wieder zurückfüren dürfen auf die ursprüngliche reinheit? In politischer und sprachlicher hinsicht können wir dies aber nur im sinne und geiste unseres jetzigen zeitalters, da jede zeit ire rechte hat.

Es handelt sich um das gewand unserer sprache, in so weit es verfälscht ist im laufe der jarhunderte. Wol hat man schon oft versucht dieses gewand zu reinigen, aber meist auf ungeschichtlichem wege; darum mißlang es. Ich will einen der wichtigsten punkte unserer rechtschreibung nach dem vorgange Grimms u. a. in ein geschichtliches Licht zu stellen suchen. Vielleicht ist es ein beitrag dazu, auch das äußere gewand unserer sprache dem neu erwachten nazionalen streben nach einheit darzustellen. Ich bediene mich gleich dieser schreibung, der ich allgemeine geltung verschaffen möchte, weil ich sie für die richtigste halte. Ich habe kundige vor mir, die den gegenstand zu prüfen im stande sind. Haben wir lerer uns einmal darüber geeinigt, so wird es nicht schwer fallen, allgemeinere anwendung davon zu machen. Wollen wir aber reinheit und einheit in unsere lüderliche rechtschreibung bringen, so müßen wir willkürliche, nicht durch die geschichte der sprache beleuch-

tete, neuerungen unbeachtet laßen. Ob meine schreibung in diese abtheilung gebracht werden kann, muß ich den sachkundigen überlaßen. Ich bin wenigstens bemüht, die alte zeit mit der neuen in einklang zu bringen, gestützt auf geschichtliche und lautliche gründe. Als oberster grundsatz für die rechtschreibung kann nur aufgestellt werden: die abstammung der Wörter und die aussprache der gebildeten. So geben wir der Verganheit und der gegenwart ir recht.

Die grösste schwierigkeit liegt offenbar in den denungsmitteln unserer sprache; sie sind in der praxis ein wares schulkreuz, und wenige lerer wiffen sich darüber rechenschaft zu geben.

Vor alters wurde die denung (s. g. länge) entweder gar nicht bezeichnet oder — jedoch nicht häufig — durch verdoppelung des vokals (iaar, huus etc.), und später durch den zirkumflex (mêrheit, tûsent). Zwischen die beiden neben einander stehenden vokale setzten einige schreiber, wol das unaussprechliche derselben einsehend, ein h, welches später in einzelnen fällen denungszeichen wurde. In den meisten fällen blieb die denung oder länge des vokals ganz unbezeichnet, und wir schreiben jezt noch: gab, kram, mir, bote etc.

Die denungsmittel (verdoppelung des vokals und h) wurden one alle konsequenz angewendet. Mit der zunemenden denung der vokale trat darauf eine verwilderung ein, von der wir uns noch lange nicht völlig erholt haben. Man vergleiche die aussprache und schreibung der laute: gab, wahr, war — bloss, Loos, Rohr — schwer, Meer, hehr — Gut, Muth etc. Vernimmt das or auch nur den geringsten unterschied? Und doch ist die schreibung eine verschiedene. Betrachten wir die einzelnen denungsmittel genauer:

1. Aeußere verdoppelung des vokals.

Dieses mittel wird bei einigen wörtern z. b. Staat, leer, Moos etc. willkürlich angewendet, bei andern wieder nicht. In neuester zeit hat man sich mit recht, aber nur teilweise, davon los gemacht; denn man findet schon, Schaf, Same, Schar etc. Selbst bei denen sollte man den einfachen vokal setzen, die gleichlautende wörter neben sich haben: das mer (mehr), das her (hehr) etc. Will man dem leser das denken ersparen? Anleitung zum denken ist ja eben aufgabe des sprachunterrichts, Welcher schulknabe würde wol das wort „mer" in dem satze:

„das mer ist salzig" mit le plus ubersetzen? Unsere jugend hat sich mit etwas besserm zu beschäftigen als sich zu merken, welche wörter nach pedantischen grammatikmachern mit doppeltem vokal geschrieben werden und welche nicht. Da der zweite vokal nicht ausgesprochen wird und auch kein geschichtlicher grund zur beibehaltung deßelben vorhanden ist, warum sollen wir diese lächerliche denungsweise beibehalten? Zwar könnte man sagen, der im althochd. gedente vokal sei gleich zwen geschärften (s. g. kurzen): sât-saat. Allein diese anname ist nicht bloß eine willkürlich in unserer qualitativen (Akzent-) Sprache, sondern der grundsatz würde auch schwer durchzuführen sein und das sprachkleid bedeutend entstellen. Man schreibe also: das mer (ahd. mere), der Stat (wie stab), das mos (ahd. mos), die sele (ahd. sêla), selig, das loss (ahd. hlioz), der schne, des schnees; die se, des sees, die seen (oder will man seeen schreiben?) u. s. f. Das auge selbst der erwachsenen wird sich bald an die einfache schreibung gewönt haben, und die schulkinder haben schon eine kleine plakkerei weniger.

Ergebniß:

Man stelle in einer silbe nie gleiche vokale neben einander. „Bei den lauten gibt es kein nebeneinander, nur ein nacheinander." (Raumer über aspirazion S. 8.)

2. Anwendung des h.

Das h gibt schon mer zu bedenken. Es ist eigentlich nichts als ein zeichen daß der kelkopf zu öffnen und eine stärkere masse atem hervorzustoßen sei: offen — hoffen, auch — hauch. Silbenhauch ist es in: stehen, steh't, weihen (wîhan), erhöhen etc., wo sonst zwei vokale zusammen kommen würden.

Der hauchlaut h wäre nun eigentlich überall da wegzulassen, wo er in der aussprache nicht angewendet wird, also kein hauchlaut mer ist; allein da die denung gern in den hauch übergeht, so mag es gekommen sein, daß der ursprüngliche hauchlaut auch als denungszeichen angewendet wurde, aber one alle folgerichtigkeit. Sondern wir die verschiedenen Fälle.

A. Im anlaute erfüllt h seine bestimmung als hauchlaut: hören, haus, ge-heim, ru-hen, mü-he, zie-hen etc. Es fällt mit dem folgenden vokale zeitlich zusammen, demnach kann es nicht als besonderer buchstabe gelten, sondern ist nur ein zeichen, daß nur eine stärkere maße atem hervorzustoßen sei,

der spiritus asper der griechen. Den spiritus lenis laßen wir unbezeichnet. Ebenso den leisen hauch hinter den harten starrlauten (p, t, k): p'oren, t'ot, k'iesen. Allein unsere entstellte neuhochd. schrift hat einzelne dieser Fälle, um die dauer des vokals anzudeuten, mit h bezeichnet, was dem ahd. fremd war, z. b. Theil (ahd. teil), Thier (ahd. tior), theuer (tiur) etc. Daß h bloss mit dem t und nicht auch mit p und k verbunden wurde, kommt vielleicht daher, daß man sich hat verleiten laßen, dieses versetzte den-h (That statt Taht) mit dem griechischen ϑ zu identifizieren. Wer die schöne darstellung Rud Raumers „über die aspirazion" (Leipz. 1837) gelesen hat, wird keinen augenblick mer zweifeln, daß unser th keineswegs das griech. ϑ ist. Dieses ϑ wurde warscheinlich änlich gelispelt wie das englische th (etwa wie dhs). Dieser eigenthümliche laut ist aus den deutscheu dialekten verschwunden, und er findet sich bloß noch im englischen und friesischen (auf Wangeroge s. Archiv Nr. III. S. 50). Wo wir nun keinen eigentümlichen laut haben, bedürfen wir auch keines eigenen zeichens. Wie wir das griech. φ (philosophie) ganz wie f so sprechen wir auch ϑ (Theater) ganz wie t. In deutschen wörtern th zu schreiben z. b. Thor, That, und nicht auch Thod, Thag ist eine große unkonsequenz. Will man etwa die undeutschheit der aus dem griech. entlenten wörter (Theater, Thermometer etc.) mit th schreiben, so ließe sich das noch entschuldigen. Nötig ist's nicht und ich würde vorziehen sie auch der form nach zu nazionalisieren. Filosofie und geografie ist deutscher, richtiger und einfacher als die herkömliche schreibweise.

Ich stelle also die einfache, lautlich und geschichtlich begründete regel auf: Verbinde das h nie mit einem konsonanten! selbst nicht zur untercheidung gleichlautender wörter, als Thon und Ton etc.; denn wer auf die hauptsache, den begriff und die bedeutung im satze, achtet, wird solche wörter nicht verwechseln, und warum unterscheidet man denn nicht auch Thor (Narr) von Thor (öffnung)?

Noch ungeschikter steht das h zwischen zwei konsonanten: Thräne etc. Warum nicht Trähne (ahd. trahan), wie es doch der abstammung nach sein sollte? Setzen wir es vielmer in übereinstimmung mit: Trank, treffen etc. — Eben so unnütz ist das h

B. im auslaute. Warum will man: monat, gut, blut etc. schreiben und nicht auch heimat, mut, flut etc.? Wo ist hier auch nur eine spur von hauch? Warum schreibt man nicht:

wirt wie hirt, warum will man Rath schreiben und nicht etwa Raht oder Raat (wie Saat) oder Rat (wie bat)? —

Wollen wir aus dieser heillosen verwirrung einmal herauskommen, so habe man den kleinen mut, nirgends im an- und auslaute ein h zu setzen, ausgenommen wo es spiritus ist oder ein schluss-h steht wie in schuh (ahd. scuoh). Natürlich auch da wo es stammlaut ist (sich v. sehen), das reh (ahd. reh, rech) etc.

C. Aus dem inlaute diesen lästigen gast zu entfernen wird noch am schwersten, weil einmal die liebe gewonheit (fast hätte ich gewohnheit geschrieben) dagegen ist. Wir schreiben grün neben kühn, schwer neben sehr, Flur neben Ruhr, mir neben ihr, braten neben rathen etc. Warum nicht dihr wie ihr? Ueber die beiden adjektife grün und kühn sagt J. Grimm (Haupt's deut. altertum VI. 3): ich laße, indem ich diese beiden ganz gleich gebildeten wörter zusammenstelle, von der heutigen unart ab, das letzte „kühn" zu schreiben, denn eben so unrichtig hätte auch grühn geschrieben werden mögen." Im ahd. heißen sie kruoni und chuoni, mhd. grüene und küene, also warum das eine mit h, das andere one h? Dieser eine fall mag als beispiel für viele gelten.

Aber sollte es nicht ratsam sein, das h zur Unterscheidung änlich lautender wörter beizubehalten? Ich wünschte, daß der leser denkend lese, daß er sich nicht an das wortbild, sondern an den gedanken halte. Wer könnte z. b. dehnen mit denen im satze verwechseln? Dies wie anderes ist eine unnütze gedächtnißplagerei für die kinder und bringt in unsere wörter ein krauses gemisch.

Ergebniß:

Wollen wir statt der beiden, nirgends durchgreifenden und überall schwankenden denungsmittel das zeichen der alten „länge" den zirkumflex anwenden? Grimm hält es nicht für ratsam; Akzente würden uns in eine neue verwirrung bringen. „Bequemer schiene es, sagt Grimm, die lästige verdoppelung und das schleppende h zu tilgen und den vokal überall mit dem einfachen buchstaben auszudrücken. Die gedente aussprache verstände sich von selbst da, wo doppelte konsonanz ein verharren der waren kürze nicht anzeigt." Die lebendige sprache läst über denung und schärfung keinen zweifel übrig: or und auge unterscheiden: wal und wall, stal und stall, bet

und bett, schafe und schaffe, miete und mitte etc. Wozu also eine besondere bezeichnung der denung, wenn der doppelte konsonant die schärfung andeutet?

Diese verbesserung wäre eins der besten mittel, die reinheit und einfachheit wieder herzustellen, welche unsere sprache in der schmachvollen zeit des 16. und 17. jahrhund. verloren hat. Die änderung würde eine zeitlang befremden, hernach aber allgemein zufrieden stellen. Damit sich aber das auge allmälig daran gewöne, mögen etwa die stätigen alten das h nur mit den schmelzlauten l, m, n, r verbinden, aber das th fallen lassen. Möchten nur Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Korrektoren mit gutem beispiel voran gehen! Die volksschullerer werden gewiß gern folgen.

3. Durch ein e nach dem i.

Wärend die beiden genannten denungsmittel weder in der aussprache noch geschichtlich begründet sind, hat die denung durch e doch zum teil einen grund in der abstammung und noch in der volkssprache. Diesen Umstand dürfen wir nicht unbeachtet laßen.

Das geschärfte i wird vor einfacher konsonanz in ie gedent, z. b. bitter — bieder, sich — sieg, schliff — schlief, still — stiel, etc. Im hochd. sprechen wir das e zwar nicht, sondern wir denen nur das i. Unser ie ist also teils denungszeichen, teils vertritt es einen alten vokal und zwar steht ie

a) statt io und iu: dienen (ahd. dionôn), kiesen (chiosan), biegen (piokan); dieb (diup), frieren (friusan) etc.

b) statt îa im imperfekt der früher reduplizirenden verben: gieng (gîang), fieng, riet, hieß, stieß etc.; viele schreiben; ging, fing, aber alle diese imperfekte werden richtiger gedent gesprochen und geschrieben.

c) für das mhd. ei: schien, trieb etc. Endlich

d) denung statt der frühern schärfung in: sieg (siku), siep (sip), Vieh (vihu), Vriede (vridu) etc. Wieder hieß ahd. widar in der bedeutung von wiederum und gegen, darum ist die heutige unterscheidung zwischen wieder und wider ganz unbegründet wie so vieles andere (wie z. b. kißen statt küßen (pulvinar) zur unterscheidung von küßen (osculari). — Die schweizer mundart hat die unterschiede ser gut bewart, z. b. das e wird nicht gehört in: spiel, viel etc., wohl aber in: dienen (di-ene), dieb (di-eb).

In diesen fällen wird der aus ie bestehende i-laut gedent gesprochen, und wenn man auch das e nicht hört, so wäre es doch verwegenheit etwas entfernen zu wollen, was so fest in der geschichte unserer sprache begründet ist. „Hierdurch — sagt J. Grimm — erwerben sich die nhd. ie ansprüche auf duldung und hegung.“ Wir haben hier einen fall, wie sie in andern modernen sprachen (namentlich im französischen und englischen) in menge vorkommen, indem diese alte geschichtliche schreibung trotz der abweichenden aussprache beibehalten.

Ausser dem subst. igel (ahd. igil) werden nur die persönl. pronomina gedent one daß man e hinzufügt: mir, dir, wir — ihm, ihr, ihnen. Worauf gründet sich diese schreibung? Man vergleiche das

nhd.	—	mhd.	—	althd.
mir	—	mir	—	mir
dir	—	dir	—	dir
wir	—	wir	—	wir; dagegen
ihm	—	im	—	imu
ihr	—	ir	—	iru
ihnen	—	in	—	im

Somit zeigt das nhd. allein die inkonsequenz. Entweder müßen wir nun: ihm, ihr, ihnen — im, ir, inen schreiben oder wir müßen sie der allgemeinen regel unterstellen und schreiben: mier, dier, wier, iem etc. Letzteres würde nicht wol gehen, aus dem einfachen grunde, weil im, ir, inen (wie auch igel) mit dem vokale i beginnen, der leicht in j übergeht (je, jeder).

Sonstige ausnamen finden nicht statt, und es versteht sich von selbst, daß die neumodigen verben: rezitieren, passieren, fallieren etc. ganz nach der analogie von verlieren geschrieben werden müßen. Schreibt man barbier, so wird man auch barbieren schreiben müßen. So auch in der bewegung: er verliert, probiert, spaziert etc.

Ergebniß:

Alle gedent gesprochene i werden (im in- und auslaute) ie geschrieben. Die pronom. schreibt man wie bisher, ausgenommen: im, ir (irer, der irige), inen.

Wir schließen mit den worten J. Grimms: „Was wir abzulegen hätten, ist nicht das alte ursprüngliche, sondern die gebrechen der letzten jahrhunderte.“

Zürich. **Th. Vernaleken.**

Weſtöſtliche Ueberſichten.

(Erſtes Stück.)

Wann erſt der Menſchheit Glieder, die zerſtreuten,
Geſammelt ſind an's europä'ſche Herz,
Wird ſein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen.

Der Gedanke, welchen Rückert in dieſen Schlußverſen ſeiner „Ermuthigung zur Ueberſetzung der Hamâſa" ausgeſprochen hat, iſt ein ächtdeutſcher, inſofern die Luſt an dem eigenthümlichen Leben fremder Nationen, und die Freude, ihre Geiſtesprodukte in deutſchem Gewande auf deutſchem Boden zu neuem Leben erſtehen zu ſehen, zu den auszeichnenden Eigenthümlichkeiten unſeres Volkes gehört. Wir dürfen uns rühmen, daß Homer und Taſſo, Sophokles und Shakſpeare ihr urſprüngliches Leben, außer in dem heimiſchen, nirgends ſo frei und vollſtändig, als im deutſchen Gewande geregt haben. Auch des Oſtens Klänge fanden im deutſchen Herzen ihren Wiederhall, wie denn zwiſchen dem deutſchen Volke und den Stämmen Aſiens nicht blos eine natürliche, ſondern auch eine geiſtige Verwandtſchaft beſteht, namentlich inſofern beiden der freie Sinn für das geheimnißvolle Weben und die bedeutſame Symbolik der Natur eigen iſt, für welchen jede Blüte und jedes grüne Blatt eine lebendige Zunge und jeder ſinnig gewundene Strauß ein zärtlich redender Liebesbrief wird. Darum konnten in dem altſächſiſchen Heliand neues Teſtament und deutſches Volksthum zu dieſer innigen, wunderbaren Einheit ſich durchdringen, und mehr aus ihrem urſprünglichen Geiſte und Leben heraus konnten die altteſtamentlichen Propheten und Pſalmen nicht wiedergeboren werden, als es in Luther's Bibelüberſetzung geſchehen iſt. Abgeſehen von einigen früher erſchienenen Ueberſetzungen des Koran, führte ein Werk der neueren orientaliſchen Literatur erſt der

wackere Adam Obarius in unser Vaterland ein, der als Geschäftsführer mit jener vom Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein an Shah Sefi von Persien abgeschickten Gesandtschaft ging, welcher bekanntlich auch Paul Flemming als Hofjunker sich anschloß. Obarius lernte bei dieser Gelegenheit das persische Laienbrevier, Sadi's Gulistan oder Rosengarten, kennen, und verfaßte davon nach seiner Rückkehr eine durch frischen Humor und herzliche Naivität ausgezeichnete treffliche Uebersetzung, welche im Jahre 1654, verbunden mit einer Uebersetzung der Fabeln Lokman's und einiger arabischen Sprüchwörter, in Schleswig zum ersten Male herauskam. Viel mehr persische Anekdoten und Witze, als man denken sollte, sind auf diesem Wege auf deutschen Boden fortgepflanzt worden, wie wir dies später nachzuweisen gedenken. Gleichwohl war der Einfluß des Orients und seiner Poesie auf die vaterländische Literatur doch immer noch ein nur dürftiger. Nachdem aber Herder unter den Stimmen anderer Völker auch die der Orientalen, zumal die Stimmen der alttestamentlichen Dichter und Propheten wieder neu erweckt hat, nachdem die Märchen der tausend und einer Nacht in der Kindheit schon in den Wäldern des Orients uns heimisch gemacht, nachdem, namentlich auf die reichen Fundgruben der v. Hammer'schen Uebersetzungen gestützt, Göthe in seinem west-östlichen Divan den Ambraduft persischer Poesie über sein Vaterland ausgestreut, und Rückert, den Reiz freier Nachdichtung mit der Treue des Uebersetzers vereinend, eine Reihe größerer Werke der indischen, chinesischen, arabischen und persischen Literatur dem Deutschen angeeignet hat, — jetzt ist jener Einfluß ein so bedeutender geworden, daß die eigenthümliche Gestalt, welche die deutsche Lyrik bei Rückerrt, Platen, Heine, Freiligrath u. A. gewonnen hat, nur durch ihn erklärlich wird.

Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse hatte ich an die verehrte Redaction „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur" die Anfrage gerichtet, ob ihr wohl von Zeit zu Zeit eine übersichtliche Darstellung des Einflusses der orientalischen Literatur auf die occidentalische und namentlich die deutsche erwünscht wäre, und in diesem Falle zur Abfassung solcher Uebersichten für das Archiv mich erboten. Hr. Dr. Herrig hat mein Anerbieten auf's freundlichste angenommen, und indem ich meine Darstellung unter der Aufschrift „Westöstliche Uebersichten" hiermit eröffne, glaube ich meinen Dank dafür, daß mir eine so willkommene

Gelegenheit geworden ist, den bei meinen theologischen Studien sich ansammelnden und doch in der theologischen Sphäre nicht unmittelbar zu verwendenden orientalischen Stoff wieder in Curs zu bringen, nicht besser ausdrücken zu können, als wenn ich nun auch auf Mittheilung des allgemein Interessanten an das Publicum mich beschränke, oder um mit Rückert zu reden, nun die Blüten darbiete, die dornigen Stiele aber für mich behalte.

Unter den orientalischen Poesien — und an die poetische Literatur denke ich vorzugsweise — erregen bei weitem am meisten unser Interesse die arabische und die persische, diese durch ein verwandtes Naturell unmittelbar uns ansprechend, jene durch den Ernst und die rauhe Größe ungebrochner Naturkraft, sowie durch die geschichtliche Bedeutung des Volkes in höherem Grade empfohlen. Wir gedenken für diesmal in drei Stücken zuerst einige deutsche Umdichtungen aus dem arabischen, dann einige ähnliche Bearbeitungen persischer Gedichte und endlich eine selbstständige, freie Dichtung zu besprechen, welche gleichsam den Orient zum Vater, Deutschland zur Mutter hat: unser erstes Stück hat Rückert's Hamâsa und Amrilkai's zum Gegenstande, das zweite wird mit Graf's Rosengarten, Schlechta-Wssehrd's Uebersetzung von Dschami's Frühlingsgarten, und Daumer's Hafis, das dritte mit Hessemer's Jussuf und Nafisse sich beschäftigen.

I. Hamâsa, Sammlung der ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. 2 Theile. Stuttgart. 1846.

Während durch die Berichte der Tagesblätter das Interesse des gesammten Publikums auf den gefangenen Löwen des Tages, dies Wort hier im edelsten Sinne genommen, auf den Wüstenkönig Abdelkader gerichtet ist,*) dringt auch in die friedlichen

*) Der Aufsatz über die Hamâsa ist kurz nach der Gefangennehmung Abdelkaders und also vor der neuesten französischen Revolution geschrieben, was der Verfasser zur Erläuterung einiger darin enthaltenen Beziehungen bemerken muß. Der Verfasser selbst ist in dem glücklichen Falle gewesen, bei den seither eingetretenen Neuerungen seinen Rock nicht wechseln zu müssen, und bittet, daß auch seine Anzeige der Hamâsa in ihrem alten Rocke noch Gnade vor den Augen des Publikums finden möge.

Werkstätten der Wissenschaften der arabische Schlachtruf, aus den durch deutsche Gelehrsamkeit, deutschen Fleiß und deutsches Talent wiedererweckten Kriegs- und Heldenliedern der unvergleichlichen Hamâsa.

Unvergleichlich nennen wir diese Anthologie, weil die Volkspoesie keiner andern Nation in solcher Ursprünglichkeit und Reichhaltigkeit aufbewahrt ist, wie die arabische in dieser Sammlung, welche, schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts der muhamedanischen Zeitrechnung von Abu Temmâm (845) veranstaltet, nahe an neunhundert arabische Volkslieder aus dem letzten Jahrhundert vor und den beiden ersten nach Muhamed enthält. Die erste genauere Bekanntschaft mit diesem Schatze hat das Abendland jener trefflichen Auswahl von 31 Liedern der Hamâsa zu danken, welche Albert Schultens im Jahre 1748 seiner Ausgabe von van Erpen's arabischer Grammatik als bescheidnen Anhang beifügte. Seine Erwartung, daß diese Proben das Interesse der Freunde arabischer Literatur nicht befriedigen, sondern nur den Wunsch nach der Bekanntschaft mit der ganzen Sammlung rege machen werde, erfüllte sich nicht: fast ein Jahrhundert verlief nach dem Erscheinen der Schultens'schen Auswahl, bis Freytag in Bonn im Jahre 1828 die ganze Hamâsa, sammt den arabischen Scholien Tebrizi's im Urterte herausgab. Damals kam Rückert eben von seiner staunenswerthen Nachdichtung der Makamen Hariri's, und sogleich sang er seinem Volke die „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamâsa" entgegen. Zunächst freilich ohne Erfolg; denn es ist bis jetzt die Art oder Unart der Mehrzahl, zumal deutscher Orientalisten gewesen, nur darnach zu trachten, wie sie neues ungeprägtes Erz zu Tage förderten, ohne daran zu denken, das bereits gewonnene zu nutzen, oder gar zum Gemeingute ihres Volkes zu machen. Und wer hätte es auch wagen dürfen, jener Aufforderung Rückert's sich zu stellen, außer dem Aufforderer selbst? Er aber schöpfte in der That aus dem „spröden Schachte" unermüdlich kostbares Erz zu Tage, und setzte es in gangbare Münze um. Manch freundlicher Silberblick in „seinem Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenland", in seinen „morgenländischen Geschichten und Sagen" gab Zeugniß von der fortwährenden Arbeit des wackern Meisters. Und doch mußte man freudig überrascht sein, als er vor anderthalb Jahren etwa die ganze Hamâsa in treuer Uebersetzung, oder vielmehr schönster Nachdichtung seinem Volke vorlegte, ein Werk, dem man es ansieht, daß es die fast zwanzig Jahre hindurch mit hin-

gebender Liebe gepflegte Frucht unermüdlichen Fleißes, staunenswerther Gelehrsamkeit, dichterischen Reichthums und sprachlicher Gewandtheit ist. Nachdem so durch Rückert dem großen Publikum die Schätze der arabischen Volkspoesie aufgeschlossen waren, hat Freytag nunmehr für das Bedürfniß der Gelehrten durch seine von erklärenden Anmerkungen begleitete lateinische Uebersetzung der Hamâsa und der Scholien von Tebrizi gesorgt, deren zu Ende des vorigen Jahres erschienenes erstes Heft in diesen Tagen in unsere Hände gekommen ist (Hamasæ carmina cum Tebrisii scholiis etc. pars II. continens versionem latinam, commentarium et indices. Bonnæ 1847). Wir halten es für angemessen, mit einigen Worten die Aufmerksamkeit des Publikums auf beide Werke zu lenken, als höchst bedeutende vaterländische Erzeugnisse auf dem Gebiete orientalischer Studien und treffliche Mittel, um die innerste Eigenthümlichkeit eines merkwürdigen Volkes kennen zu lernen, das in neuester Zeit dem Interesse des Abendlandes in mehr als einer Beziehung wieder nahe gerückt worden ist. Interessant ist es übrigens, daß, während Frankreichs größter Orientalist das Wunderwerk der arabischen Kunstpoesie, die Makamen des Hariri, herausgab, die wichtigste Sammlung arabischer Volksdichtungen auf einen deutschen Herausgeber warten mußte:*) je weniger wir uns praktischer Beziehungen zu dem Auslande rühmen können, desto mehr scheint der reine Sinn für fremde Volksthümlichkeit und die unbefangne Freude an ihr unsere Sache, wie denn auch das „sentimentale" Bedauern über den Fall des arabischen Helden, der, wie kein andrer Zeitgenosse, den erquickenden Anblick einer rein durch sich selbst gewordenen und auf sich selbst gestellten, urkräftigen Persönlichkeit gewährt hatte, jüngst unserem Volke als ein ihm eigenthümlich angehörendes Geschäft zugetheilt wurde. Mag jene Freude und dieses Bedauern vorerst keine äußeren Folgen haben, jedenfalls haben beide ihren guten Grund.

Das erste unter den zehn Büchern der Hamâsa, welches, als das bedeutendste, der ganzen Sammlung den Namen gegeben,

---

*) Auch die zweite, nächst der Hamâsa bedeutendste Sammlung arabischer Volksgedichte, das Kitab Alagani, wird jetzt durch deutschen Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit zum Gemeingute des für orientalische Literatur sich interessirenden Publikums gemacht. Kosegarten in Greifswald giebt es, eingeleitet durch eine klassische Abhandlung über die arabische Musik und begleitet von einer lateinischen Uebersetzung, heraus, und seit 1840 sind 6 Hefte erschienen.

enthält Kriegs- und Heldenlieder. Der wilde Haß, der unbestechliche Racheburst, die zähe, durch keine Ungunst des Erfolgs abzuschreckende Tapferkeit, wovon diese Gesänge eingegeben sind, lehrt uns einsehen, warum dies Volk den Eroberern aller Zeiten unbesiegbar widerstand, und was für ein Feind es werden muß, wenn es einem Manne, der selbst das Urbild eines arabischen Kriegers ist, gelingt, die zerstreuten Stämme zu concentriren und mit der Glut des Fanatismus die Masse zu entzünden. Gewiß, daß gegen das Geschick ihn nichts betreffen kann, sieht der arabische Krieger fest der Gefahr ins Auge. Das spricht ein Gedicht der Hamâsa, dessen Verse, als ächt arabische Gedanken enthaltend, von einem späteren Dichter glossirt worden sind, in folgender Weise aus:

„Ich sagte zu meiner Seele, wo scheu in Funken
sie stob vor dem Kampf: o sei du nur unbetreten!
Denn über die Frist, vom Schicksal bestimmt, du könntest
die Dauer nicht eines einzigen Tags erbeten.
Darum nur Geduld in Kreisen des Tods, Geduld nur!
um ewiges Leben wird hier umsonst gebeten.
Kein Ehrengewand ist auch das Gewand des Daseins,
weil Feiglinge sonst und Memmen nicht an es thäten.
Von allem, was lebt, das Ziel ist der Pfad des Todes;
Der Rufer desselben rufet in Land und Städten.
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altert;
statt früher Geschicke geht er entgegen späten.
Das Leben ist ohne Werth für den Mann, sobald er
sich siehet gezählt zu müßigen Hausgeräthen."

Und wenn dann der Kühne dem Geschick unterlegen ist, so hält doch, so lange das Leben hält, auch die Hoffnung noch auf eine künftige, günstigere Wendung des Schicksals. In diesem Sinne und in Gefühlen, wie der große Gefangne sie sicher erfahren, spricht ein Andrer:

„Beim Ruhm deines Vaters, Weib! o bring neue Waffen mir!
fürwahr dieser Krieg, das seh' ich, endet noch nicht geschwind.
Und nie ward gesehn an mir Erschlaffung von diesem Tag,
an welchem ich floh und hinter mir ließ Gesind und Kind;
Als Abends ich spornte durch die Hochebene, wo ich sah
nur solche, die gegen mich, und keinen für mich gesinnt.
So sollen durch Einen Tag, an welchem ich schlecht bestand,
Die Großthaten aller meiner Ruhmtage gehn in Wind!
Ja wohl, neue Waid' entsproßt dem Dung abgetriebner Trift.
Doch Einschnitt' ins Herz vom Gram gemacht, bleiben wie sie sind."

Bei einigen dieser Sänger gewinnen wir theils dadurch, daß uns eine größere Anzahl von ihren Gedichten aufbewahrt ist,

theils durch Anekdoten über sie, welche die Scholien darbieten, ein bestimmteres Bild ihrer Persönlichkeit. Die Schaar dieser rauhen, eisenfesten Helden eröffnet würdig der wilde, unheimliche heidnische Racke Taabbata=Scharran. Die Furcht vor dem kaum zum Jüngling herangereiften Knaben schon hatte den Freier seiner verwittweten Mutter verscheucht; dafür mußte der Verwegne auch seine Liebeswerbung von einer Tochter seines Volkes später verschmäht sehen. Hierüber äußerte er grollend:

„Sie sagen ihr: Heirath' ihn nicht! sein Leben steht zum Ziele
Dem ersten Pfeile, wo er sich stürzt in den Feind zum Spiele.
Und sie ist unverständig g'nug, und fürchtet, daß sie werde
zur Wittwe eines, der bei Nacht nie scheute Kriegsbeschwerde;
Der selten kurzen Schlummer nickt, und deß Gedanken wachen,
Der Rache Blut zu fordern und an Schaaren sich zu machen;
Weil jeder sich am Helden will beim Volke Ruhm verdienen,
doch ihn macht's weiter nicht berühmt, haut er die Schädel ihnen.
Der kargen Vorrath mit sich führt, das Leben hinzuhalten:
sein Hüftbein ragt, und eingeschnürt sind ihm des Leibes Falten.
Er nachtet beim Gethier im Wald, es thut ihm nichts zu Leide,
Und nie am Morgen hat er sie vertrieben von der Weide,
Noch aufgelauert ihrem Gang, noch ausgespäht ihr Lager;
Nur Kampf mit Männern lebenslang hat ihn gemacht so hager.
Und wer die Feinde hetzen muß, dem ist das Ziel gestecket,
Daß von des Todes Streckungen einmal ihn mir strecket.
Ihr Thiere sehet einen Mann, dem Jagd nicht liegt am Herzen;
Und wenn ihr grüßen könntet, ja, ihr grüßtet ihn von Herzen.
Der Milchkameele Herrn allein gedenkt er zuzusetzen,
Die, einzeln bald und bald geschaart, bereit sind, ihn zu hetzen.
Und wenn ich lebte noch so lang, ich wüßte doch, mir träfe
Des Todes kahler Speer einmal mit einem Blitz die Schläfe."

In finsterer Resignation wählt er statt der Geliebten das unheimliche Nachtgespenst, die Gul, zur Gefährtin:

„Ich hüll' ins Gewand mich der stockfinstern Nacht,
Wie Nachts eine Jungfrau sich hüllt in den Flaus,
Und schreite hinan, wo ein Feuer sich zeigt,
Und ruh auf der Anhöh beim Feuer mich aus.
Es leistet dabei mir Gesellschaft die Gul;
O liebe Gesellschaft, wie bist du so graus!
Und wenn ihr nach meiner Gesellschaft mich fragt:
Dort hinter dem Sandwall, da ist sie zu Haus."

Das cordiale Verhältniß, in welchem der Dichter im vorigen Gedichte gegenüber den Thieren der Wildniß auftritt, kommt öfter in diesen Heldengedichten vor, namentlich in Schanfara's

herrlicher Kaßide, die, zuerst von de Sacy herausgegeben, dann von Fresnel aufs neue bearbeitet, nun auch von Rückert seiner Hamâsa einverleibt worden ist. Schanfara, der als ausgezeichnetster Läufer sprüchwörtlich gewordene Zeitgenosse von Taabbata-Scharran, scheidet, vertrauend auf

„Die drei Gefährten, die er hat, ein Herze kühn verwogen,
Ein blankes, wohlgeschliffnes Schwert, den langen braunen Bogen."

von den Seinen mit den Worten:

„Ihr Söhne meiner Mutter, laßt nur traben eure Thiere,
Denn scheiden will ich nun von euch zu anderem Reviere.
Auf Erden steht dem Edlen noch ein Port vor Kränkung offen,
Ein Zufluchtsort, wo er von Haß und Neid nicht wird betroffen.
Gesellen find' ich außen auch den Panther mit der Mähne,
Den Wolf, den abgehärteten, die struppige Hyäne;
Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniß nicht verrathen
Und ihren Freund nicht geben preis für seine Frevelthaten."

Auch in der Moallaka des Amrilkais tröstet sich der königliche Sänger in der öden Einsamkeit der Wüstennacht mit den Wölfen, die er als Leidensgefährten freundlichst begrüßt und anredet. Einem künftigen gelehrten Erklärer der in Heine's Wintermärchen mitgetheilten Standrede, die der moderne Dichter an die Wölfe gehalten, bleibt es vorbehalten, die Motive zu dieser Rede in der altarabischen Volkspoesie nachzuweisen: „ante oculus habuisse videtur etc. etc."

Dem zweiten Buche der Hamâsa, welches „Todtenklagen" enthält, ist jenes „düstere, glühende, rachlustige und von Rache gesättigte" Gedicht entlehnt, welches Göthe nach Schultens Uebersetzung in den Noten zum westöstlichen Divan mitgetheilt hat; auch es hat den wilden Taabbata-Scharran zum Verfasser.

Aber mitten in das Schlachtgrauen hinein ist die Liebe gewoben: das Weib wird von den aus dem Kampfe zurückkehrenden Siegern als Kampfrichterin begrüßt, daß sie den Tapfern den Labebecher kredenze; der bei der Heimkehr des Gatten aus dem Streit sich nicht angelegentlich genug nach dem Hergang erkundigenden Frau wird mit Scheidung gedroht; ja es ist unverbrüchliches Gesetz, daß jedes längere Gedicht mit dem sogenannten Nesib, einer Frauenpreis und Liebesklagen enthaltenden Einleitung, beginne. Dazu giebt das Wanderleben der arabischen Stämme, mit seinem Begegnen und Scheiden, leidenschaftlichem Bekanntwerden und plötzlicher Trennung die mannigfaltigste Veranlassung. Rührend ist es z. B., wie der achtzigjährige

Moallakadichter Zohair mit der Glut des Jünglings solcher früheren süßen Begegnung gedenkt. Rückert hat zwar diese Moallaka mitgetheilt, ihr Nesib aber weggelassen. Wir versuchen hier dessen Uebersetzung im Versmaaße, wiewohl nicht in der Reimweise des Originals. Der Dichter erinnert sich der Gefühle, mit welchen er auf die Spuren gestoßen, die ihm zeigten, wo früher das Zelt der Geliebten, der Zeuge seliger Stunden, gestanden:

„Ob wohl von Umma Aufa, der Geliebten, die Zeltspur nicht
Bei Heumanat Eddirag und Elmutatellen spricht?
Errukma, der Zwillingsort, die Spur ihrer Wohnung beut,
Wie wenn man auf Knöchels Adern ätzend das Bild erneut.
Dort drängt sich der Steinböck' und großaug'ger Gazellen Hauf,
Aus jeglichem Lagerorte stehn ihre Jungen auf.
Ich traf auf sie wiederum nach Ablauf von zwanzig Jahr,
Da kaum mehr dem Suchenden die Wohnung zu kennen war,
Die Steine geschwärzet auf des eisernen Kessels Stand,
Der Graben, vergleichbar undurchbrochenem Teichesrand.
Doch als ich sie recht erkannt, da rief ich den Trümmern zu:
„Ein freundlicher Morgen euch, ihr Trümmer, und Gottes Ruh!"

Der greise Sänger wird in der Lebhaftigkeit der süßen Erinnerung wieder jung, er sieht die Geliebte im Glanze der Schönheit und reicher Gewänder, inmitten ihres Stammes, dessen schönste Zierde, sich nahen:

O spähe, mein Freund, ob nicht du siehst einen Zelterhauf,
Sie steigen ob Gortam's Höhn zum Gipfel des Berges auf,
Sie steigen im Ueberhang von Scharlach und in dem Glanz
Von Teppichen, blutigroth erglühet der Zeuge Kranz.
Und eilend durch Essûbân ersteigen sie seinen Grat,
Auf ihnen ein Antlitz, das, selbst heiter, erheitert hat!
Sie kommen im Dämmerschein und nahn in der Abendstund'
Und treffen das Thal Erriff so gut, wie die Hand den Mund.
Ja, das ist Erheiterung für Edle, und wenn erblickt
So Schönes des Kenners Aug', des forschenden, wird's entzückt!"

Die vier folgenden Verse lassen wir wegen ihrer gehäuften örtlichen Beziehungen weg. Das ganze vierte Buch der Hamâsa ist dem Preis der Liebe und Schönheit gewidmet, während die Weiberschmähungen im zehnten und auch ein großer Theil der Scherze im neunten Buche die Bestimmung haben, die schwachen Seiten des schönen Geschlechtes zu züchtigen (das siebente Buch giebt drei Beschreibungen, das nicht viel längere achte handelt von Reise und Ruhe). Jenes vierte

Buch der Liebeslieder zeigt uns, wie unter der rauhen Schaale wilden Heldenmuthes sich wahre Perlen zarten Sinnes bildeten; und glaubt man nicht Hâfis zu vernehmen, wenn einer von diesen Wüstensöhnen singt:

„Es theilen Ober- und Niederkleid
Sich so an ihrem Leibe,
Daß jen's die Schlankheit sich erkor
Und diesem die Fülle bleibe.
Ich weiß bei Gott nicht, ob sie ist
An Schönheit auserkoren
Vor allen Frauen, oder — hab'
Ich den Verstand verloren!

Neben der Liebe ist es Bundestreue und Gastfreundschaft, was den wilden Kriegersinn mildert. Die letztere wird in den Gast- und Ehrenliedern des sechsten, auch in den Sprüchen der feinen Sitte des dritten Buchs gefeiert, der Verletzer der Bundestreue und des Gastrechtes in vielen Rügeliedern des fünften gestraft; denn der geschloßne Bund ist den rauhen Wüstensöhnen heilig, und wer oder was dem Schutze eines Andern anvertraut ist, wird von diesem wie ein Heiligthum bewahrt. Ein langwieriger, verzehrender Krieg zwischen zwei Stämmen entbrennt darüber, daß ein Angehöriger des einen Stammes das Kameel eines dem Schutze des andern befohlenen Weibes verwundet. Als Muster der Bundestreue aber lebt in der Sage der Jude Samuel Ben Adijâ. Ihm hatte der vertriebene Königssohn Amrilkais fünf kostbare Panzer zur Aufbewahrung übergeben, die nach des Amrilkais Tode dessen Vetter, der König von Hassan, forderte. Samuel vertheidigte das anvertraute Gut in seiner Feste Ablak. Dem Forderer aber gelang es, ein Söhnchen Samuels zu fangen, und er drohte dies zu tödten, falls Samuel auf der Weigerung der Herausgabe bestehe. „Da bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus, und berieth sich mit den Seinigen darüber, die alle ihm riethen nachzugeben, um das Leben des Kindes zu retten. Aber er trat auf die Zinne hinaus und sprach zu Elhareth: die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen. Thu was du thun willst! Verrath ist ein Halsband, das nicht rostet, und mein Sohn hat Brüder. Da brachte jener das Kind um vor den Augen des Vaters, und zog dann ab unverrichteter Sachen. Samuel aber, als die Zeit kam, wo die Wallfahrer in Mekka zusammentrafen, brachte die Panzer dahin und überlieferte sie den nächsten dort

ausgekundeten rechtmäßigen Erben." Darum ward er im Munde des Volkes verherrlicht, und ein Dichter sagt in Bezug auf ihn:

„Sei wie Samuel, als ihn dort umdrängte
Der Kriegsfürst mit des Heeres Waffenlast.
Steh zwischen Kinderlosigkeit und Untreu,
O schlimme Wahl, die du zu wählen hast!
Doch er sprach schnell gefaßt: Ermorde deinen
Gefangnen, ich beschirme meinen Gast!

So opferte vor den Zeiten Muhamed's der Jude Samuel seinen Sohn, um die Panzer seines Schutzbefohlenen, des Heiden Amrilkais, zu retten. Der allerchristlichste König existirte damals noch nicht, und ob dessen Schutzbefohlener nicht am Ende gar besser gethan, sich zu den Wölfen der Wüste zu begeben, wie die Helden der Hamâsa, statt zu der civilisirtesten Nation der Erde, wird die Zukunft lehren.

Amrilkais, der König und Dichter. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart und Tübingen 1843.

Die Lieder der Hamâsa sind, innerhalb der einzelnen Bücher, nach einer sehr zufälligen Anordnung zusammengestellt: nur hie und da finden sich Lieder, welche auf denselben Gegenstand sich beziehen, gruppenweise beisammen. Durch diese willkürliche Anordnung wird es nun dem Leser allerdings erschwert, von den einzelnen Ereignissen, aus welchen die Lieder hervorgegangen sind, und von dem eigenthümlichen arabischen Leben überhaupt, über welches sie das ursprünglichste Zeugniß ablegen, sich ein bestimmtes Bild zu verschaffen. Sehr erleichtert wird dies Bestreben, wenn man die Lieder, welche von demselben Verfasser herrühren — und nicht wenige dieser Volksdichter sind durch mehrere Lieder vertreten — sich zusammenstellt. Auf diese Weise erhält man von einem Taabbata-Scharran, Kais Ben Suheir van Abs, Amru Ben Madi Karb und Andern und von der bestimmten Situation, in welche sie das arabische Kriegs- und Wüstenleben führte, eine konkrete Vorstellung und damit von dem eigenthümlichen Leben selbst, welches jene Dichter repräsentiren, ein anschauliches Bild.

In der oben angeführten Schrift stellt uns nun Rückert das Bild eines arabischen Dichterhelden, freilich keines aus der Hamâsa, wie es in seinen Liedern ausgeprägt ist, vor, und er hat damit einen sehr dankenswerthen und in seiner Art bis jetzt einzig dastehenden Beitrag geliefert zur Einführung der Westlichen, die der arabischen Sprache selbst nicht kundig sind, in die Eigenthümlichkeit des östlichen Lebens und Dichtens. Allzuleicht hat er freilich auch hier den Lesern die Arbeit nicht gemacht: die arabischen Lieder und die arabischen Quellen entnommenen geschichtlichen Nachrichten und Erklärungen stehen, zwar trefflich übersetzt und ausgewählt, doch in ihrer östlichen Färbung dem westlichen Geschmack noch ziemlich unvermittelt gegenüber. So wenig wir verkennen, daß hieraus dem, welcher den so dargebotenen Stoff selbstständig zu durchdringen und sich anzueignen bemüht ist, eben der Vortheil einer recht innigen Aneignung desselben erwächst, so wäre doch im Interesse der Mehrzahl der Leser eine Erleichterung der Arbeit gewiß wünschenswerth, und zu dieser wünschen und hoffen wir durch diese Uebersicht etwas beizutragen.

Amrilkais ist ein halbes Jahrhundert älter als Muhamed, und verließ Arabien bereits vor dessen Geburtsjahr (571 n. Chr.). Er war der Sohn Hodschr's, König des arabischen Stammes der Beni Eßed. Hodschr veranlaßte durch seine Härte die Empörung seiner Unterthanen, durch deren Hand er fiel. Amrilkais war, nach einer Sage, wegen seines Hanges zur Dichtkunst, wahrscheinlicher aber wegen seiner ausschweifenden Lebensart, die allerdings in seinen Gedichten ihren ungeschmückten Ausdruck fand, von seinem Vater verstoßen und verjagt worden. „Da zog nun Amrilkais im Lande umher unter den Stämmen der Araber, mit einem gemischten Haufen verlaufener Araber von Tai, Kolb und Bekr Woil, und wo er einen Teich fand, einen Weideplatz und ein Jagdgehege, da verweilte er und schlachtete für seine Begleiter jeden Tag Kameele, ging auf die Jagd und erlegte Wild, kam damit zu seinen Leuten zurück, und aß und trank Wein mit ihnen, wozu seine Tonkünstlerinnen aufspielten. Das trieb er so lange an einem Orte, bis der Teich erschöpft, die Weide und die Jagd ausgegangen war, dann zog er weiter. Als er die Ermordung seines Vaters erfuhr, sprach er: Er (mein Vater) hat erst meine Jugend verstört, und nun mein Alter mit seiner Blutrache beschwert. Heute keine Nüchternheit, und morgen kein Rausch! Heute Wein, und morgen, was da muß

sein! Und dies ward zum Sprüchwort. Hierauf zechte er noch sieben Nächte lang, und dann, nachdem er nüchtern geworden, schwor er, kein Fleisch zu essen und keinen Wein zu trinken, sich nicht zu salben, kein Weib zu berühren, und sein Haupt nicht zu waschen, bevor er die Blutrache für seinen Vater erreicht habe."

Ein anderer, wenn nicht wirkliche Geschichte doch den Charakter des Amrilkais getreu darstellender Bericht meldet: Als König Hodschr den Todesstreich empfangen hatte, winkte er einem Manne, übergab ihm einen Brief und sprach zu ihm: Geh zu meinem Sohne Nafe, meinem ältesten! und wenn er weint und wehklagt, so geh weiter der Reihe nach zu allen übrigen, bis zum jüngsten, Amrilkais; und welcher von ihnen nicht wehklagt, dem übergieb meine Waffen und Rosse, meinen Napf und meinen letzten Willen in diesem Briefe. Alle Söhne wehklagten nun, Amrilkais aber blieb auf die Nachricht ruhig mit einem Genossen bei Wein und Bretspiel sitzen, da er aber das Spiel vollendet, erhob er sich mit dem oben mitgetheilten Schwur zur Rache. Diesen Schwur zur That zu machen, strebte er anfangs mit Kühnheit und Glück; vom Rachedurst aber zu Ungerechtigkeiten fortgerissen, sah er sich von seinen Bundesgenossen bald verlassen. Er suchte bei seinem Vetter Amru, Prinzen von Hirr, Schutz, vor dessen Vater, König Elmundhir, aber verjagt, wandte er sich nach Jemen. Auch die Unterstützung, welche ihm von hier aus zu Theil ward, brachte ihn nicht in den Besitz der väterlichen Herrschaft, und nachdem er dem früher erwähnten treuen Judenfürsten Samuel Ben Adijâ seine kostbaren Panzer anvertraut, floh er über Syrien zum griechischen Kaiser, um dessen Beistand zu suchen, starb aber auf dem Rückwege.

Die eigentlichen Quellen über Amrilkais Person und Leben bieten seine Gedichte dar, seine Moallaka (am besten herausgegeben von Hengstenberg, Amrulkeisi Moallakah cum Scholiis Zazerii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustrarit Em. Guil. Hengstenberg. Bonnæ 1823) und sein Divan (zuerst herausgegeben von Baron Mac Guckin de Slane: le Divan d'Amro'lkaïs précédé de la vie de ce poëte par l'auteur de katib al aghani, accompagné d'une traduction et des notes. Paris 1837. 4.). Die Mollaka, d. i. die Aufgehängten, auch Madhahaba's d. i. die Vergoldeten genannt, sind jene altarabischen Gedichte, welche, sieben an der Zahl, bei den Dichterkämpfen auf der Messe zu Akhadh als die preiswürdigsten erkannt und in der Kaaba zu Mekka in goldverzierter Schrift aufgehängt

wurden. Amrilkais ist der älteste der Moallakadichter, deren jüngster, Lobid, sich zum Islam bekehrte und den Propheten noch überlebte; und die Form von des Amrilkais Gedicht scheint für die späteren in mancher Beziehung maaßgebend geworden zu sein. Ein ursprünglich einheitliches Gedicht ist seine Moallaka nicht, sondern es sind in ihr einzelne Dichtungen, wohl auch nur einzelne dichterische Gedanken des königlichen Sängers unter dem Bande desselben Maaßes und Reimes vereinigt, und da er in seinem Leben viel geliebt hat, so bilden Liebeserinnerungen den eigentlichen Kern. Die den Anfang seines Gedichtes bildende Klage über die Trennung von der Geliebten ist dann vielleicht Grund geworden für die früher bereits erwähnte arabische Sitte, größere Gedichte stets mit einer solchen Nesib einzuleiten, wie es zuerst von dem Oheime unseres Dichters, Muhelhil, gedichtet worden sein soll, der überhaupt als erster Verfasser längerer und kunstreicherer Gedichte genannt wird. Unsere Moallaka's bewegen sich zwischen dem Umfange von 64 und 110 Versen; die von Antara und Lobid sind ebenfalls nur dichterische Zusammenstellungen ohne innere Einheit, die von Tefara, Hareth, Amru Ben Kelthum und Soheir dagegen bewegen sich in stetigem Fortschritte, das einleitende Nesib aber fehlt nirgends. Rückert hat sowohl die Moallaka als einen großen Theil der Divanslieder, und zwar zum größten Vortheile des Verständnisses dieser Dichtungen, in ihre ursprünglichen einheitlichen Bestandtheile zu zerlegen versucht.

Amrilkais nun tritt in seiner Moallaka, wie in den Gedichten des Divans, als der eigentliche Don Juan der Araber auf, und das Verzeichniß der Liebchen des arabischen Dichters würde in der Zahl — es sind in dem kleinen Büchlein gegen zwanzig namentlich aufgeführt — jenem kaum nachstehen, welches Leporallo von den Geliebten seines Herrn aufstellt, und die Prinzessinnen des kaiserlichen Palastes zu Konstantinopel fehlen darin so wenig, wie die anspruchslosen Schönheiten der Beduinenzelte. Trotzend auf seine Schönheit, Kraft und Verwegenheit fürchtet er den Widerstand der Weiber so wenig, als die Eifersucht der Männer. Hochpoetisch in ihrer Unmittelbarkeit ist in dieser Beziehung folgende Schilderung aus dem ersten Divansliede (S. 35 f.)

Aufstieg ich zu ihr leise, als ihr Gesinde schlief,
Wie aus dem Wasser Blasen aufsteigen nach und nach.
Dich gebe Gott den Plündrern! rief sie: du schändest mich;
O siehst du nicht die Plaudrer, die Laurer hundertfach?

Ich sprach: bei Gott, ich weiche von hier und wanke nicht,
Und ob man alle Glieder am Leibe mir zerbrach.
Ich schwur bei Gott, und sagte nicht, ob ich falsch ihr schwur:
Sie schlafen alle, keiner ist mehr beim Feuer wach.
Dann kamen wir zur Güte und weich ward unser Wort;
Ich zähmte, bis sie nachgab, und o wie gab sie nach!
Da stand ich auf am Morgen, geliebt, und ihr Gemahl
Stand auf, bestaubt von Unmuth, von Sorg' und Ungemach.
Er brüllte gleich dem Rinde, wenn es der Schlächter würgt,
Und droht' mich zu ermorden; kein Mörder ist er ach!
Wie sollt' er mich ermorden? es ist mein Schlafgenoß
Ein Speer, ein scharfgeschliffner, als wie ein grimmer Drach,
Und er hat einen Bogen, der niemals einen traf,
Und er hat eine Lanze, die niemals einen stach.
Wie sollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen an
Gethan die süßen Schmerzen, ermorden hintennach
Das weiß wohl Selma selber, wiewohl er ist ihr Mann,
Daß er ist stark in Worten, doch im Vollbringen schwach.

Im Gefühl seines Werthes scheut er sich nicht, die Nebenbuhler in ihrer Schwäche bloszustellen, so auch in dem Spottgedichte auf die Freier der Hoid (S. 46):

Hoid, freie mir nicht den Raben der Nacht,
Der fuchsiges Haar mit zur Welt gebracht,
Der jedem dünnern Bein anhängt
Ein Amulet, und der Hasen fängt,
Um an der Hand die Knöchel zu tragen,
Und damit den Tod zu verjagen.
Ich sitze nicht wie ein Tölpel schwer,
Und bin keine lange Stange wie er;
Kein lahmer Wicht, kein Haltestill,
Der sich läßt ziehen, wohin man will.

Größere Zartheit athmet das Gedicht an die geliebte Hirr (S. 47 f.):

O Hareth Ben Amru, ich bin wie berauscht;
Der Mann überall ist vom Schicksal belauscht.
Auf Herzen der Männer macht Jagd mit dem Pfeil
Die Hirr, und entgangen ist Hodschor mit Heil.
Sie hat mit dem Pfeile das Herz mir versehrt
Am Morgen des Abschieds, ich war unbewehrt.
Da rollten die Thränen mir über die Wang',
Als wie aufgegangener Perlen ein Strang.
Die zarte, die weiche, die schmeidige nickt,
Wie Zweige von Myrobelanen geknickt.
Erschlaffend im Aufstehn und stockend im Wort;
Ihr Lächeln erschließt eine glänzende Pfort',

Als wäre der Wein, und von Wolken die Flut
Und Hauch der Violen und Aloeglut
Gemischt um den frischen, den duftigen Zahn,
Zur Stunde, wenn ansingt den Morgen der Hahn.
Ich habe die längste der Nächte durchwacht,
Und Furcht hat das Herze nie schaudern gemacht.
Doch als ich hinan kam, erstieg ich mein Glück,
Und ließ einen Theil des Gewandes zurück.
Es hat uns kein hämischer Laurer erspäht,
Und unser Geheimniß das Haus nicht verräth.
Mich machte bedenklich ihr Wort nur: O Mann!
Da hast du nun Böses zum Bösen gethan!

Der Hauch ernsterer, tieferer Liebesregung, der dieses Gedicht auszeichnet, weht noch in manchem Liede, namentlich in jenen kurzen, aber herzinnigen und herzergreifenden Schmerzensrufen, in welchen die Trennung von einer in den Wechselfällen des arabischen Wanderlebens eben so rasch verlorenen als gefundenen Geliebten beklagt wird. Stürmischer spricht sich der Schmerz zu Anfang der Moallaka aus:

Laßt hier zum Angedenken mich weinen einer Buhl',
Am sand'gen Abhang zwischen Haumal und Aldahul,
Zwischen Mukrat und Tudech: noch unverwischt ist dort
Die Wohnspur, ob darüber schon fegte Süd und Nord.
Da hielten die Gefährten bei mir die Zügel an,
Und sprachen: o vergeh nicht vor Kummer! sei ein Mann!
Die Thräne, welche rinnet, allein ist Heilung mir.
Doch auf zerfallnen Trümmern was hilft das Weinen dir? . . .
Und meine Augen gossen der Liebesthränen Meng'
Auf's Halsbein, bis beflossen war selbst mein Wehrgehäng.

Sanfter dagegen, indem der Schmerz über den gegenwärtigen Verlust durch die Erinnerung an den süßen Besitz ermäßigt ist, klagt der Dichter in den kurzen, schönen und sinnigen Versen (S. 58):

Die Wohnspur ist verwischt, die Wohnung ist geleert
Und ihren Liebreiz hat Schamus mir abgekehrt.
Sie schaute sonst mich an mit solchem Auge, wie
Ein dunkelstern'ges Reh nach seinen Jungen kehrt.
Sie hat von ihm den Hals, sie hat von ihm den Blick,
Doch ihre Anmuth ist ihr sonst woher bescheert.

Lange aber läßt neu angeknüpfte Liebe den Schmerz über ein zerrißnes Band niemals dauern, und umsonst klagt eine Ungenannte dem Unwiderstehlichen (S. 40):

Sie sprach: wenn ich dir geize,
Und weigre den Genuß,
Verdrüßt dich's; und gewähr' ich,
So macht dir's Ueberdruß.

Und er selbst ist, wenn er die Liebe der Geliebten abnehmen sieht, schnell gefaßt. O Esma, ruft er (S. 43) einer solchen erkaltenden Geliebten zu:

O Esma, ist die Liebe,
Die dich beseelt, verrauscht?
Ich werd' auch dich vertauschen,
Wenn du mich hast vertauscht.

Was ihn in solchen Fällen tröstet, das stellt der Anfang eines Diwansliedes dar, welcher bei Rückert (S. 60) unter der Aufschrift „die vier vorbehaltenen Stücke" als eigenes Gedicht erscheint; und in welchem freilich als Trostmittel für den Verlust der Liebe, auf die der Dichter zuerst ganz zu resigniren scheint, die Liebe selbst zu Ende wieder hereintritt:

Schwer fiel mir manche Trennung, nun fällt mir keine schwer,
Und meine Seele kümmert um Mädchen sich nicht mehr.
Der Thorheit ihren Abschied hab' ich gegeben, doch
Halt' ich vom frohen Leben auf die vier Stücke noch:
Das erste: zu ermuntern Zechbrüder ungesäumt,
Daß sie den Schlauch handhaben, den vollen, welcher schäumt.
Das andere: zu tummeln die Rosse, daß es staubt,
Auf einen Rudel Wildes, wo er sich sicher glaubt.
Das dritte: auf Kameelen, wenn sich der Nacht Gewand
Verbreitet hat, zu traben durchs unbekannte Land,
Zu richten aus der Wüste den Ritt nach einer Stadt,
Bekanntschaft neu zu knüpfen, und was man Lust nur hat.
Das letzte ist: zu küssen ein Weib, von Duft bethaut,
Das nach dem amuletreich geschmückten Säugling schaut;
Die hier mein Klagen rühret, und dort sein Weinen kränkt
Und die nach ihm sich wendet, daß er sich nicht verrenkt.

Daß der Dichter unter diesen wirksamen Trostmitteln noch den Wein nennen darf, ist ein unschätzbarer Vorzug, welchen er mit den übrigen vormohamedanischen Dichtern der Araber theilt, und dem auch die alten Hamâsalieder zum Theil ihre eigenthümliche Frische und Keckheit verdanken, wogegen die Nüchternheit vieler nachmohamedanischen Lieder eben auch in der wirklichen, gesetzlichen Nüchternheit ihren ganz natürlichen Grund hat. Amrilkais hat von der Freiheit zu zechen einen gründlichen

Gebrauch gemacht. Er weiß einen guten Zechbruder, der nüchtern entschuldigt, was im Rausch er sprach (S. 18), besonders zu schätzen. Wie freut er sich, nachdem er des Vaters Tod gerächt und dadurch sein Gelübde gelös't hat, des lange entbehrten Labeweins (S. 71 f.):

Erlaubt ist nun der Becher, den zu leeren
Mir schwere Sorgen mußten lang verwehren.
Heut' aber trink' ich, ohne Gott zu trotzen
Mit Ungebühr und ohne zu schmarotzen.

Aber auch mitten in der Gefahr vergißt er des Bechers nicht, und als eine seiner seligsten Erinnerungen schwebt ihm jene Stunde vor, wo allesammt sie schwebten, wie auf des Waldstiers Horn (S. 127):

Und tranken, bis sie hielten umher den Palmen-Wuchs
Für Schmalvieh, und den Rappen hielten für einen Fuchs.

Einmal sehen wir aber doch den Leichtsinnigen ersterem Trost sich zuwenden. Eine spröde Schöne hatte den Sieggewohnten durch hartnäckigen Widerstand Zeit und Weile lang gemacht, und in diesem Zustande fühlte er eine ganz ungewohnte Anwandlung von Frömmigkeit. Zur rechten Zeit schließt er ein Gedicht (S. 57), welches Rückert sehr treffend „der Bekehrte" überschrieben hat.

Zu rechter Zeit hat sich mein Sinn gewandt,
Als mich die Gotlesfurcht nahm bei der Hand.
Mit Gottes Beistand werd' ich nichts vermissen,
Frömmigkeit ist das beste Sattelkissen.

Verse, von welchen selbst der gläubige Scholiast in seinem Erstaunen, sie hier zu finden, bekennt, daß sie zu den weisesten gehören, die man bei arabischen Dichtern antrifft. Denn daß die Gottesfurcht sonst die Sache des verwegenen Prinzen nicht war, bewies er deutlich, als er im Begriff seinen Vater an den Beni Eßed zu rächen, an einem Orakelorte erst die drei dortigen Loospfeile, Geheiß, Verbot und Worte genannt, befragte; als er aber den Pfeil Verbot zog, die drei Pfeile zusammenfaßte, zerbrach und dem Gott mit den Worten an den Kopf warf: „Wenn du einen Vater hättest, der dir getödtet worden wäre, so würdest du mir nicht verbieten wollen, den meinigen zu rächen."

Zu entsagen und zu entbehren aber verstand der lüsterne Abenteurer allerdings dennoch, wo die Noth es erheischte. Zwar

will dem Königssohne das Schutzsuchen anfangs nicht schmecken (S. 81):

Wie! nach Hareths Fall, dem unterthan
War das Reich von Irak bis Oman,
Betteln bei den Beni Schemedschen!
Daß wir Hülfe, daß wir Schmach empfahn
Daß sie ihre Ziegenheerd' uns leihn!
Gott, Barmherziger, dich ruf' ich an!

Aber sehen wir ihn, von einer feindlichen Horde seiner unter dem Schutze der Gastfreundschaft erworbenen Kameelheerde beraubt, selbst mit einer Ziegenheerde in heiterer Resignation sich zufrieden geben (S. 90), und er behält noch Humor genug, um seinen schwachen Schutzherrn, der den Raub nicht verhindert hatte, tüchtig auszulachen:

Mich freut der dicke Galed, der herkommt so verzagt,
Als wie ein Esel, welchen man von der Tränke jagt.

In solche Stimmungen des königlichen Flüchtlings passen dann auch ganz wohl jene vier Verse der Moallaka (V. 46—49), welche, als gegen die Feinheit und Weichlichkeit des königlichen Lüstlings wunderbar abstechend, Rückert in seinem Amrilkais gar nicht mit übersetzt, sondern sie in der Hamâsa, wie uns scheint, ohne zureichenden Grund, dem wilden Trebatte Scharran zugetheilt hat. Sie lauten dort (I. S. 14):

Manchen Schlauch des Reisetrupps schleppt' ich auf dem Nacken,
wie sich ein geduldig Lastthier Schweres läßt aufpacken;
Und durchschnitt manch ödes Thal, leer wie Wildesels Magen,
wo der Wolf heult, wie Verstoßne mit viel Kindern klagen.
Zu ihm sprach ich, als er heulte: das ist unser Orden,
nichts zu haben; du auch, seh' ich, bist nicht reich geworden.
Jeder von uns, was er kriegt, verschlingt er mitternächtig;
Und wer erntet deine Ernt' und meine, der bleibt schmächtig.

Das Herumtreiben in der Wüste und Wildniß gab unserm Dichter zu den herrlichen Schilderungen auffallender Naturereignisse Anlaß, welche in ihrer einfachen Unmittelbarkeit und ergreifenden Wahrheit nicht blos die Zeit- und Volksgenossen genöthigt haben, ihnen den Preis vor allem Aehnlichen zuzuerkennen (S. 62), sondern auch in neuester Zeit von Humboldt (Kosmos, II. S. 50) als ein Beweis dafür, daß wo der Schmuck der Wälder fehlt, die Lufterscheinungen, Sturm, Gewitter und lang ersehnter Regen um so mehr die Einbildungs-

kraft beschäftigen, mit gerechter Bewunderung hervorgehoben worden sind. Wir müssen uns hier leider darauf beschränken, auf den Schlußabschnitt der Moallaka, welchen Rückert (S. 29) unter der Ueberschrift Regenschau mittheilt, und das der „Regen" betitelte Divansgedicht (S. 62) nur hinzuweisen; lieblich reihen sich an diese zwei großartigen Darstellungen folgende zwei Verse aus einem andern Divansliede (S. 100):

Der Gemsen Jungen spielen mit meiner Frühlingszucht
Ein wenig unterm Himmel, am hohen Bergaltar,
Den rothe Wolken kränzen, mit hellem Farbenspiel,
Als wie am Schillertafte die Streifen licht und klar.

Aber nicht blos im Entsagen, Dulden und müßigen Beschauen zeigt er sich groß; auch zu kühner That ist er rasch entschlossen und der Ausführung der kühnsten gewachsen. Dazu treibt ihn, wie er selbst sagt, der heiße Durst nach Ehre:

Doch hohe Ehre such' ich, gewurzelt fest wie Eichen;
Und wohl mag hohe Ehren ein Mann wie ich erreichen.
Ein Mann, bis ihm das Letzte des Athems ist entflohn,
Erreicht des Strebens Ziel nie, und läßt nie ab davon.

Dasselbe Gedicht, welchem diese Verse entnommen sind (S. 93 f.), spricht des Helden Lust an wildem Reiten und fröhlichem Jagen aus, und der Erinnerung an letzteres ist auch ein Abschnitt der Moallaka von Rückert „der Jagdritt" (S. 27 f.), gewidmet. Die Tugenden, deren er sich selbst rühmt, schätzt er auch an andern. Das beweis't das durch unvergleichliche Naturwahrheit ausgezeichnete Gedicht „zu Ehren zweier Jäger von Tai," welches man lesen muß, um die gemachte Natürlichkeit jener Jagdscene, die den Reitknecht Holm in Müllner's unverzeihlicher Schuld darstellt, in ihrer ganzen Widerlichkeit zu erkennen. Ein anderes Gedicht des Diwan feiert einen alten Jäger und ausgezeichneten Bogenschützen von Thaal (S. 102 f.); doch auch der Preis friedlicherer Tugenden der Gastlichkeit und Bundestreue fehlet nicht (vgl. S. 55, die verschiedenen Ehrenlieder auf den treuen Owier S. 74 ff., und andere Genossen und Beschützer des Dichters, S. 87 ff.)

Nicht minder als der Jagd ist Amrilkais ihrem ernstesten Gegenspiele, dem Kriege hold, und es fehlt im Divan nicht an Drohliedern, Trotzliedern und Siegesliedern, wiewohl er

auch fehlgeschlagene Unternehmungen und die Niederlage seines Geschlechtes nicht verschweigt. In einem Drohliede (S. 53 f.) stellt sich der allezeit Kampfgerüstete in folgender ächt arabischen und namentlich in der Hamâsa oft wiederkehrenden Weise dar, wonach Roß, Panzer, Speer und Säbel mit Umgehung dieser bestimmten Namen durch Beiwörter umschrieben werden:

Zum Krieg ist mir gescheitert ein Begleiter,
Ein scharfer Renner und gemacher Schreiter,
Ein Gänger und ein Sprenger, der hinrasselt,
Als wie in Brand gestecktes Reißholz prasselt;
Auch ein gekettelter, ein ringelreicher,
Zusammengefaltet einem Ringe gleicher,
Der, sich ergießend, seinen Mann umhüllt,
Als wie ein Bergstrom seinen Graben füllt;
Auch ein gestreckter, wie das Seil am Bronnen,
Aus Fasern glatten Palmenschafts gesponnen.
Und ein gereifter, dessen Hieb eindringt,
Und, wo er den Knochen trifft, zurück nicht springt.

Was alle diese Gedichte auszeichnet, das ist der feste reale Gehalt, die derbe Unmittelbarkeit, und in dieser Rücksicht können sie dem Idealismus des Westens als wahre Muster dienen. Denn, wie Rückert sehr richtig bemerkt, „ein solches scharfes Zeichnen und helles Ausmalen eines blos Aeußerlichen mag unserer ganz sich verinnerlichenden Poesie entgegen zu halten heilsam sein."

Aus allen seinen Gedichten aber und, wir hoffen, auch aus unserer Uebersicht schon tritt uns in scharf ausgeprägten Zügen das Bild des Dichters entgegen. Ausgezeichnet durch die Schnellkraft des Geistes wie des Körpers, wankelmüthig, aber unersättlich und unwiderstehlich in der Liebe, unstät in seinem Leben, aber fest im Entbehren und rasch, kühn und stark im Handeln steht der altarabische Held vor uns, ein rechtes Vorbild seines romanischen Nachfolgers. Zur Vollendung seines Bildes mag er schließlich selbst die Grundzüge seiner heitern Lebensweisheit uns entwickeln (S. 116 f.):

Die Wohnspur wessen seh' ich, die mich bekümmert hat,
Wie Schriftzüg' eines Buches auf Jmons Palmenblatt!
Wo Hoid und Fortena und Rebal war eingethan,
In Nächten unserer Wonne, am Hag von Bedelan.
Da geb' ich schnelle Antwort, wo mir die Liebe rief,
Und manch' geliebtes Auge nach mir sich wandte schief.
Bin ich in Trübsal heute, doch manches Werk voll Macht
Hab' ich, wo feige Wangen erbleichten, einst vollbracht.

Bin ich in Trübsal heute, doch manche Sängerin
Voll Anmuth ließ ich spielen mit sorgenfreiem Sinn,
Die, wo sie schlug die Harfe, da klangs wie Schlachtgetön,
Und zarte Finger weckten ein liebliches Gedröhn.
Bin ich in Trübsal heute, doch manchen Beutezug
Eröffnet' ich, zu dem mich ein schlanker Renner trug,
Ein rascher, unverdroßner, im Laufe dampfender,
Unangestrengt ergossen, den Boden stampfender,
Auf derben Sohlen rennend, auf Kiesel spaltenden,
Auf sonnenfesten, schmeidigen, etwas aushaltenden.
O, weil du bist vergänglich, genieße du die Welt,
Was dir von frohem Rausche und schönen Frau'n gefällt,
Von weißen marmorgleichen, und bräunlichen gleich Reh'n,
Die schamhaft Augen senken, und die da keck drein sehn.

Gießen.

Gustav Baur.



Die Vokale der westfälisch-niederdeutschen Mundart

von

F. C. Honcamp.

(Schluß S. IV. 157.)

§. 7.

i, íe.

Das kurze i wird in westf. Mundart oft rein, wie das hochd. i gesprochen (kind, rind, singen) oft aber mit einem leise nachklingenden und mit dem i verschmelzenden e, undiphthongisch, und so, daß das i vorherrscht (ungefähr als wenn man das latein. dies so schnell ausspräche, daß es einsilbig würde). Wir bezeichnen diesen Laut ie. — Dieser gebrochene Laut ist überall in Westfalen zu Hause, verhält sich zu dem kurzen i, wie der eben besprochene Laut ea zu e, und tritt unter denselben Bedingungen ein. Das i erscheint bei Verdoppelung *α*) gleicher Konsonanten: still, wille, snirre, kinner (liberi), gewinnen, schimmel, schikken, blikken, sitten, lippe, liggen, midde, ribbe, kribbe, missen, lissen (lenire), bissen (currere), riwweln — *β*) ungleicher Konsonanten: silwer, sinken, winken, drinken, springen, singen, wild, bild, Wilm.

Vor r mit einem folgenden Konsonanten geht, wie e in ea, das i in ie über, doch ist in diesem Falle das e in dem Laute leichter und flüchtiger als in dem ie vor einfachen Konsonanten, ja, in einigen Gegenden so unmerklich, daß nur ein feineres, zu Unterscheidung geübtes Ohr es wahrnimmt z. B. in: stierwet, ferdierwet, bierstet.

Das ie tritt, wie das ea regelmäßig auf vor einem folgengenden einfachen Konsonanten. Bspl. blieken (latrare), riekel,

fiekel (perticu gallinaria), ietet, frietet, driepet, iesel, iegel, hiege (sepes viva), wiese, hiemel, kriemel, biewen, siewen (septem).

Verglichen mit dem Hochdeutschen tritt der Laut ie an die Stelle:

1) des mittelhchd. kurzen, neuhchd. lang gewordenen i (ie) z. B. mhd. siben, nhd. sieben, westf.-nhd. siewen (septem).
2) des mittelhchd. kurzen i, wenn es im Nhd. durch Verdoppelung des Konsonanten kurz ist. Bspl. mhd. scif, nhd. Schiff, westf.-ndd. schiep.
3) das mittelhchd. ë. Bspl. nëbel, rëgel, bëcher, blëch. Westf. niewel, riegel, bieker, bliek. — Im Paderbornschen wird das ie zu einem Laute, der nahe an î kommt.

§. 8.

î, íe.

Das mittelhochd. î, neuhchd. ei, münsterl. î, erhält in der süderländisch-westfälischen Mundart einen Laut, der diphthongisch und lang, zuerst und länger einen indifferenten Laut hören läßt — er hält gleichsam die Mitte zwischen e und ü — und dann in ein kurzes i verschmilzt. In Soest und der Umgegend klingt dieser Laut fast ui (blui, frui), in der Gegend von Meschede (Niedersfeld) fast ü (blü, frü), und im Paderbornschen nahe an ëi (blëi, frëi). Das i ist vorwaltend als Bestandtheil des Lautes anzusehen (umgekehrt wie bei ëi), und wir schreiben ihn ei. Das ei entspricht in der Bedeutung dem ndrl. ij, dem es auch im Laute nahe kommt, und altsächs. î. — Bspl. Mittelhochd. bî, blî, hîrât, sî, vrî, kîl, wîle, slîm, mîn, dîn, sîn (suus) sîn (esse), pîn, schîn, wîn, rîche, gît, sît (estis), rît, wît, îs, îsen, spîse. — Hchd. Bei, Blei, Heirat, sei, frei, Keil, Weile, Schleim, mein, dein, sein (suus und esse), Pein, Schein, Wein, reich, Geiz, seid, Zeit, weit, Eis, Eisen, Speise. — Münsterländisch-westfälisch: Bî, Blî, hîrtat, sî, fû, kîl, wîle, slîm, mîn, dîn, sîn, pîn, schîn, wîn, rîke, gîts, sîd, tîd, wît, îs, îsen, spîse. — Süderländisch-westfälisch: Bei, blei, heiråt, sei, fri, keil, weile, sleim, mein, dein, sein, pein, schein, wein, reike, geits, seid, teid, weit, eis, eisen, speise.

Anmerk. 1. Dem im Hochd. lang gewordenen i entspricht auch münsterl.-westf. î, süderl.-westf. ei z. B. hchd. mir, dir — münsterl. mî, dî — sdrl. mei, dei. Das mittelh. î bleibt westf. î und ei, auch wenn es hochd. nicht ai wird; Bspl. gîr, hchd.

Gier, westf. gîr und geir. Das mhd. wîz, hchd. weiß, ist westf. witt; das aus bigiht entstandene mhd. bîhte, hchd. Beichte, ist westf. biehte. Mhd. drî, hchd. drei, ist westf. nicht drî oder drei, sondern drei, als entspreche es mhd. ei.

Anmerk. 2. Die hchd. Endung ei (mhd. îe — jegerîe, arzenîe) ist münsterl.-westf. î, süderl.-westf. aber igge *). Bspl. Hchd. Bäckerei, Brennerei, Schreinerei, Weberei, Balgerei, Bettelei, Betrügerei, Bürgerei, Eselei, Schweinerei, Faulenzerei, Geckerei (Spaßerei), Lumperei, Quälerei, Schlägerei, Schinderei. Münsterl.-west. Bäkkerî, brennerî, schreinerî, balgerî, beadelerî, bedreigerî, ieselerî, swinerî, fulensserî, gekkerî, spasserî, lumperî, kwealerî, sleagerî, schinnerî. Süderl.-westf. Bäkkerigge, brennerigge, schreinerigge, balgerigge, beadelerigge, bedreigerigge, ieselerigge, sweinerigge, fiulensserigge, spasserigge, lumperigge, kwealerigge, sleagerigge, schinnerigge. — Selten kommt süderl.-westf. für die Endung igge die Endung ei vor; bäkkerei u. s. w.

§. 9.

o, óe.

Das kurze o erscheint auch (wie e und i) entweder in seiner Reinheit, wie das hchd. kurze o, oder als gebrochener Laut, den wir óe bezeichnen, und dessen Aussprache, analog der des ea und ie, ein o oder vielmehr von å ist, das in ein kurzes stummes e übergeht. Sowol das óe wie das o kommt allenthalben in Westfalen vor, und zwar nach denselben Gesetzen, die wir oben bei i, ie aufgestellt haben. Das o erscheint bei Verdoppelung des folgenden Konsonanten: *α*) bei Gemination, *β*) wo verschiedene Konsonanten gehäuft sind. Bspl. *α*) bokk, sokk, spott, kloss (truncus), knolle, schopp, klokke, osse, *β*) holt, stolt, dochter, gold, folk, molken, wolke u. v. a. — Das óe kommt nur: *α*) vor einfachen Konsonanten Bsple. hóel (cavus und caverna), óelje (oleum), wóel, hóenig, loéw (laus), góed (deus), oewen (supra), bóewen (dass.), óewen (fornax), bóegen (arcus), bóegen (flexus), lóegen (mentitus), sóegen (suctus), kóeper (mhd. kopfer), flóegen (volatus), króepen, spróeken, dróepen (ictus), dróepen (gutta), óepen, sloeten u. v. a., *β*) vor einem r mit folgendem Konsonanten, Bsple. bóergen, sóergen, stóerwen, móergen, kóerw, bóersten, wóerst, bóerke, fóerke, wóerm (mhd. worm), ferdóerwen, dóerp u. v. a.

*) Vergl. mhd. snîge, zwîge, vrîge, vîgent für: snîe, zwîe, vrîe, vient. Grimm, Gramm. I, 177.

Wie ea (§. 4.) vor folgendem einfachen r Dehnung erhält, so auch óe. Bspl. ferlóeren, gebóeren, schóeren, fróeren, spóeren. — In den Gegenden, wo man statt ea ein ä spricht, da kommt für das lange óe ein reines ô vor. Man sieht, daß o und óe gesetzlich die Stellen mittelhchd. Kürzen einnehmen. Das Verhältniß zu dem Neuhd. ergibt sich also von selbst: o und óe treten für nhd. ursprünglich kurzes o, und gedehntes (lang gewordenes) o (hohl, wohl, Lob) nach demselben Gesetze an die Stelle, wie ea für hd. organisch kurzes und gedehntes e.

Fälle, wo ein mhd. o im Ndd. lang geworden ist, werden wir weiter unten besprechen; deßgleichen Fälle, wo ein u die Stelle des mhd. und folgeweise nhd. o annimmt.

Beispiele, wo dem nhd. u ein ndd. o entspricht, sind aus dem mhd. zu erklären, wie: westf. koeper, hd. Kupfer, mhd. kopfer —, westf. fóercht, hd. Furcht, mhd. vorhte, vorht.

§. 10.
ô, (ö̊), au, äu, (óu).

Es gibt in münsterländischer Mundart ein langes ô, welches dem reinen Laute des hd. o (in Lob, Stroh, roh) gleich kommt. Aber es tritt, auch schon im Münsterlande, und immer im südlichen Westfalen, für dieses ô auch der Diphthong au oder der Diphthong äu an die Stelle. Der Laut au wird gerade so gesprochen wie der hchd. Doppellaut au; äu aber nicht etwa wie hchd. äu in Bäume, Träume (welches äu lautet); sondern so, daß man ä und u hört. In einigen Gegenden des Paderbornschen klingt das ä dieses Diphthongs wie ë; so daß der Laut daselbst ëu geschrieben werden könnte. Im südlichen Westfalen kommt kein ô vor; wol aber ein Laut, der ganz wie ä klingt, den wir aber, eingedenk seiner Abstammung, ö̊ bezeichnen: wir werden ihn weiter unten besprechen. Das lange ô wird in einigen Gegenden auch wol au gesprochen (Bspl. Strou, flou, kroune etc.).

Der Laut ô begegnet drei mittelhd. Lauten: 1) mhd. ô d. i. nhochd. organisch langes, oder kurz gewordenes o; 2) mhd. ou (wofür vor r, h und Lingualen auch ô), nhd. au; 3) mhd. uo d. i. neuhd. u. — Beispiele:

1) Mhd. Strô (stramen), vlô (pulex), krône, vrô, bône (faba), lôn, schônen, hôh (altus), brôt, rôt, sôt (puteus), tôt, blôz (endus), grôz, rôse, klôster. Westf. Strô, strau, sträu — flô, flau, fläu; krône, kraune, kräune; bône, baune

bäune; lôn, laun, läun; schônen, schaunen, schäunen; hôge, hauge, häuge; brôt, braut, bräut; nôt, naut, näut; rôt, raut, räut (ruber); sôt, saut, säut; dôd, daud, däud; blôt, blaut, bläut; grôt, graut, gräut; rôse, rause, räuse; klôster, klauster, kläuster.

2) Mhd. boum, stroum, troum, loup (folium), toub (surdus), houf, loufen, ouge, ouch, rouch (fumus). Westf. bôm, baum, bäum; strôm, straum, sträum; drôm, draum, dräum; lôw, lauw, läuw; dôw, dauw, däuw; hop, haup, häup; lôpen, laupen, läupen; ôge, auge, äuge; ôk, auk, äuk; rôk, rauk, räuk.

3) Mhd. bluome, huof (ungula equi), genuoge, kluoc (prudens), pfluoc (aratrum), sluoc, truoc, buoch, bruoder, bluot, guot (bonus), muoter (mater), vluot (fluctus), almuosen. Westf. blôme, blaume, bläume; hôw, hauw, häuw; gnôg, gnaug, gnäug; klôk, klauk, kläuk; plôg, plaug, pläug; slôg, slaug, släug; drôg, draug, dräug; bôk, bauk, bäuk; brôder, brauder, bräuder; blôd, blaud, bläud; gôd, gaud, gäud (gewöhnlich ist: gúed); môder, mauder, mäuder; flôt, flaut, fläut; almôse, almause, almäuse.

Die Laute au und äu wechseln sehr häufig, und es läßt sich wenig Gesetzliches darüber aufstellen. Im Münsterlande kommt au, äu für mhd. uo selten vor. Wo sonst für mhd. ô und ou ein au vorkommt, da tritt das äu an die Stelle von mhd. uo, und umgekehrt: steht für uo ein au, so hat das o und ou ein äu. Man spricht nicht an demselben Orte klauster und blaume, draum und klauk, sondern: klauster und bläume, dräum und klauk; Letzteres (kläuster, blaume) namentlich an vielen Orten in der Grafschaft Mark, Ersteres (klauster, bläume) im Paderbornschen. Doch wechseln die Fälle oft schon in benachbarten Orten.

Vor einem einfachen r findet ein au nur in den Gegenden Statt, wo auch für å ein au vorkommt; sonst tritt vor einem r ein ô ein, das ganz wie å klingt, und das wir o̊ bezeichnen. Bspl. mhd. ôr, hd. Ohr, ndd. o̊r. Dieser Laut kommt namentlich häufig vor, wo mhd. einsilbige Wörter mit rn ndd. einen Vokal eingeschaltet bekommen haben und zweisilbig und lang geworden sind. Bspl. korn, dorn, horn — westf.=ndd. ko̊ren, do̊ren, ho̊ren — auch sonst vor rd, rt. Bspl. mhd. norden, geworden, wort, westf. no̊rden, wo̊rden, wo̊rd.

§. 11.

ö, ö⃰e, oͣe, aü (eu), åü, öü.

Die Laute ö, ö⃰e, oͣe (wie dän. ø?), aü, åü (fast oi gesprochen) und öü sind die Umlaute von o, óe, o̊, au, äu und ou. Bspl. Kopp, köppe — kloss, klösse — hóew, hö⃰ewe — óewen, ö⃰ewen — flô, flö-e — drôm, dröme — wo̊rd, woͣerde o̊rd, oͣerde — bauk, bäuker — haud, häude — braud, bräude (fast broide) — uaud, näudigen (noidigen) — boum, böüme — droum, dräüme.

Der Diphthong aü hat den Laut des hd. eu (Freude, heute); wir schreiben auch eu wie im Hchd., wenn der Umlaut nicht mehr fühlbar ist; Bspl. freude, freuen, heu. Der Laut klingt in diesen Fällen in einigen Gegenden wie ai (fraide, hai).

§. 12.

u, úe — ü, ü⃰e.

Das westf. kurze u, in der Bedeutung dem hchd. kurzen u entsprechend, kommt vor als reines kurzes u, oder als gebrochener Laut, den wir úe schreiben. Die Erscheinung folgt ganz dem Gesetze, das wir bereits eben für die gebrochenen Laute aufgestellt haben, nur daß úe nicht auch vor einem r mit folgendem Konsonanten auftritt: Also u erscheint immer vor einem doppelten Konsonanten. Bspl. bulle, snurren, purren, nunne, sunne, wunne, spunnen, stumm, krumm, brummen, kuss, rukk, rukken — bund, bunt, hunger, tunge, lunge, sungen, sprungen, twungen, jung, sprung, mund, gesund, schulder (schuller), stunde (stunne), wunde (wunne), nusten, gruft, schuft, lucht, flucht, auch: hurken, schurke, gurgel, durk. Dagegen úe hat immer seine Stelle vor einfachen Konsonanten. Bspl. kúemen, súemer, frúem, wúenen, súen, juegend, dúegend, sprúek (dictum), búeter, búeseln.

Es ergibt sich hieraus: u steht für hchd. kurzes u, wenn dieses mit mhd. kurzem u zusammenfällt oder für mhd. kurzes o steht; úe steht für gedehntes (lang gewordenes) u, und für o, beide wieder entsprechend dem mhd. kurzen u. Westf. u und ûe für hd. o kommen nur vor einem m und n vor. Mhd. kommt vor einem m und n mit folgendem Konsonanten auch u und nicht o vor. — Als Ausnahme kann donner gelten, doch hört man auch dúener (ahd. donar und dunar.)

Umlaute von u und úe sind ü⃰. Bspl. krümmen, brummest (brummig), sünen, rükken, glükken, smükken, stükke, tükke — küssen, sprünge, jüngenling, mündlik, schüldig (schüllig), lüch-

ten, flüchten, nütsen, bürtig — — früemer, sprüeke, küenig (mhd. künec), müenik (mhd. müneck, ahd. munik) süene (filü), flüegel, üesel (mhd. üsele, favilla), büene u. v. a.

§. 13.

û, iú — ü, úi.

Das lange û kommt nur im nördlichen Westfalen (Münsterlande) vor; die südl. Mundart hat dafür ohne Ausnahme den Diphthong iú. Der Laut begegnet dem mhd. û und dem nhd. au, insofern letzteres (mit Ausnahme von du und nu) an die Stelle des mhd. û tritt. Bsple. Mhd.: vûl, sûl, rûm, schûm, lûne, trûbe, tûbe, hûbe, bûch, brût, lût, ûz, hûs, klûse, lûs, mûs, tûsent, dû, nû. Nhd.: faul, Saule (gew. Säule), Raum, Schauer, Laune, Traube, Taube, Haube, Bauch, Braut, laut, uns, Haus, Klause, Laus, Maus, Tausend (Du, nu). Westf. nördl. Mundart: fûl, sûle, rûm, schûm, lûne, drûwe, dûwe, hûwe, bûk, brûd, lûd, ût, hûs, klûse, lûs, mûs, dûsend — dû, nû; südl. Mundart: fiúl, siúl, riúm, schiúm, liúne, driúwe, diúwe, hiúwe, biúk, briúd, liúd, iút. hiús, kliúse, liús, miús, diúsend, — diú, niú.

In einigen ausländischen Wörtern und in wenigen deutschen begegnet das westf. û, iú dem hchd. langen u. Bsple. Jude, Gertrud, Natur, Mixtur, Tambur, — und Du, Dudelsack, dudeln, Gruß, Luder, Pudel, Ruder, Ruhr, Strudel, Uhr. Westf.: Jûde, Jiúde; Gertrûd, Gerdriúd; natûr, natiúr; mikstûr, mikstiúr; tambûr, tambiúr; dû, diú; tûte, tiúte; dûdelsakk, diúdelsakk; dûdeln, diúdeln; luder, liúder; gruss, griúss; pûdel, piúdel; pûder, piúder; Rûr, Riúr; strûdel, striúdel; û-er, iú-er. Sie haben entweder mhd. û, wie dû, natûr, oder sie sind aus dem Hochd. übernommen. Der Umlaut von û und iú ist ü und úi; ü m. nördl., úi in südl. Mundart. Bsple. rüme, rúime; schümen, schúimen; düweken, dúiweken; hüser, húiser; müse, múise.

Der Laut ü, úi entspricht dem hd. äu, eu, insofern dieses Umlaut ist von dem au, welches dem mhd. û entspringt; also mhd. iu. Bsple. Hochd.: Räume, schäumen, säumen, Däumling, Häuser, Mäuse, — Teufel, Zeug, Leute. Nordwestf.: rüme, schümen, sümen, dümeling, hüser, müse, düwel, tüg, lüde (lü-e). Südl. Mundart: rúime, schúimen, dúimeling, húiser, múise, dúiwel, túig, lúide (lúi-e).

§. 14.

Anmerkungen.

I. Kürzung des Vokals durch gg.

Wo in der nördl. Mundart an einen auslautenden langen Vokal oder Diphthong ein anderer Vokal in einer Endung stößt, da tritt in der südlichen Mundart (in der nördlichen kommt der Fall selten vor) sehr häufig vor die Endung ein gg, das als Gemination den vorhergehenden langen Vokal oder Diphthong in den entsprechenden kurzen Vokal verwandelt. Bsple. Nordwestf. (münsterl.): Trü-e, grü-el, grü-ele, schü-en, tru-en, bu-en (bau-en), kau-en, hau-en, dau-en, heu-en, freu-en, streu-en, klai-en, sai-en, mai-en, ei-er, drei-en. Südwestf. (süderl.): Trügge, grüggel, grüggeln, schüggen, truggen, buggen, koggen, hoggen, doggen, höggen, fröggen, sträggen, kläggen, säggen, mäggen, eggen, dreggen.

Es kommen in den nordwestf. Wörtern offenbar i und u (ü) des Stammes ins Spiel; die dem i und u entsprechenden nrd. Laute j und w erzeugen Diphthongen, und die Wörter, in welchen diese auftreten, treffen nicht selten mit den westf. Wörtern zusammen, die gg haben. Bsple. draijen (vertere), klauw (unguis), nauw (angustus), hoi (frenum), oi (ovis), bloéijen (florere). Westf.: dreggen, klogge, nögge (prius), högg(e), ögge, blöggen.

Verglichen mit dem Neuhd. erscheint das gg in niederd. Wörtern:

1) wo in den entsprechenden hchd. Wörtern ein Diphthong und ein Vokal auf einander stoßen. Bsple. schrei-en, frei-en, spei-en, scheu-en, Treu-e, gereu-en, prophezei-en, zweierlei, bau-en, vertrau-en, hau-en, brau-en. Westf.: schriggen, friggen, spiggen, schüggen, trügge, gerüggen, profetsiggen, twiggerligge, buggen, fertruggen, hoggen, bruggen.
2) in solchen hd. Wörtern, die den Vokal der Endung nach einem Diphthong abgeworfen haben, wo er im Ndd. verblieben ist. Bsple. Frau (goth. frauja, ahd. frowa), Au (ahd. owe), Pfau (ags. pawa). Westf.: frugge, ogge, pogge.
3) in hd. Wörtern, wo ein h die Begegnung zweier Vokale vermittelt. Bsple. wehen, drehen, krähen, bähen, mähen, drohen, Kühe, blühen, Mühe, Brühe, glühen. Westf.: weggen, dreggen, kräggen, baggen, mäggen, dräggen, kögge,

blöggen, mögge, brögge, glöggen. — Fälle, wo das gg mit den entsprechenden hd. Lauten wechselt (Rücken, rügge), oder wo es bei der ndd. Kürze des hd. langen Vokals (hd. liegen, legen, ndd. liggen, leggen), oder für die Endung ei eintritt (Bettelei, beudelerigge), sind zum Theil oben und werden auch weiter unten noch besprochen werden.

§. 15.

II. Wie im Hchd. der lange Vokal substantivischer Personalpronomen und des bestimmten Artikels der, die kurze Aussprache erhält, wenn diese Wörter nicht den Redeton haben (Bsple. ich habe mĭr vorgenommen, dĭr nicht zu widersprechen — aber: das Haus gehört nicht dīr, sondern mīr), so hängt auch im Ndd. die Länge des Vokals in den angegebenen Wörtern von der Betonung ab. Bsple. Wat ik nit weit, dat mäket mi nik heit — aber: fandage mî (mei), morge dî (dei). — En wulf ferlust wóel de allen hår, owwer nit de allen nükke — aber: êne (eine) swâle mäket keinen súemer.

§. 16.

Wenn im Westf.-Ndd. nach einem zerbrochenen Laute (§. 1) ein rt oder rst folgt, so verschmilzt das r in der Regel mit dem zerbrochenen Laut, so daß es sich ganz verliert. Bsple. heate für hearte, smeaten für smearten, beasten für bearten, geaste für gearste, woeste für woerste, bóest für bóerst, kóeste für kóerste (Kruste).

§. 17.

Die gebrochenen Laute ea, óe, úe, ie und das ů treten nicht überall in Westfalen auf; sie werden in einigen Gegenden zu Kürzen z. B. in Coesfeld: ped, lewwen, melk', fleddermûs, bowwen, stowwe, botter, gewwen, sewwen, stewwel, für: pead (peard), leawen, mealke, fleadermûs, bóewen, stóewe, búeter, giewen, siewen, stiewel. — Daß sie im Paderbornschen gern lang werden, ist schon oben erwähnt. Bsple. mäken, wêr, lêr für meaken, wear, lear. Namentlich wird úe immer û, ü̍e immer ü, ie immer î. Bsple. kûse, künig, bîke, spîlen für kúese, kü̍enig, bieke, spielen. Hingegen óe und ö̍e bleiben.

§. 17.

Die Vergleichung der westf. Vokale mit den gothischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen, neuhochdeutschen, altsächsischen und mittelniederdeutschen ergibt folgende Uebersicht:

Gothische Vokale.

1. Kurze:

		Althoch-deutsch.	Mittelhoch-deutsch.	Neuhoch-deutsch.	Alt-sächsisch.	Mittelnie-derdeutsch.	Westfälisch münster-ländisch.	Westfälisch süder-ländisch.
a (aí)	Uebergang:	a	a	a â	a	a	a â	a â
	Umlaut:	e	e	e, ä	e	e (i)	e, ä, ea (ie)	e, ä, ea (ie)
i	Uebergang:	i ë	i ë	i î (ie) ë ê	i ë	i e	i, íe e, ea, ê ie	i, íe e, ea, e ie
u (aú)	Uebergang:	u o û	u o û	u û o ô au	u o û	u o û	u, úe o, óe û	u, úe o, óe iu
	Umlaut:	—	ü ö iu	ü, ü̂ ö, ö̂ eu, äu	—	—	ü, üe ö, öe ü̂	ü, üe ö, öe üi

Gothische Vokale.

Gothisch		Althochdeutsch.	Mittelhochdeutsch.	Neuhochdeutsch.	Altsächsisch.	Mittelniederdeutsch.	Westfälisch münsterländisch.	Westfälisch süderländisch.
2. Lange:								
ê	Uebergang:	â	â	a â	â	â	å̂	å̂
	Umlaut:	—	œ	ä, ä̂	—	ê	æ̊	æ̊
ô	Uebergang:	uo	uo	u, û	ô	ô	ô, (au)	au, äu
	Umlaut:	—	üe	ü, ü̂	—	—	ö̂ (aü)	aü, å
3. Diphthongen: ai	Uebergang:	ê ei	ê ei	ê ei	ê	ê	ê	ëi
au	Uebergang:	ô ou	ô ou	ô au	ô	ô	ô (au)	au, äu
	Umlaut:	—	œ öu	œ eu, äu	—	—	ö (aü)	aü, åü
ei	Uebergang:	î	î	ei	î	î	î	eí
iu	Uebergang:	iu io	iu ie	eu ie	iu ie	iu ie	ü ei	úi ei

Rücksichtlich des Neuhochdeutschen und des Westfälisch-Niederdeutschen ergibt sich folgende Vergleichung:

Hochdeutsch	a	= Westfälisch	a, â, å
—	e (ä)	—	e, ä, ê, ea, ìe, ëi
—	i (ie)	—	i, ie, e, ei
—	o	—	o, óe, ô, au, äu
—	ö	—	ö, ö̇e, ö̂, aü, åü
—	u	—	u, úe, ô, au, äu
—	ü	—	ü, ü̇e, ö, aü, o̊ü
—	au	—	ù, iú, ô, au, äu
—	eu, äu	—	ü, u̇i, ö̂, aü, åü
—	ei	—	e, ëi, î, eí.

Eine cornische Oper.

Es erscheint auffallend, daß die alte Literatur von Wales außer dem Maibinogion durchaus keine dramatischen Schöpfungen enthält. Das bekannte Cambro-Britain, dessen Mittheilungen wir eine recht weite Verbreitung wünschten, hat in Nr. 26. p. 234 genügend dargethan, daß man selbst dem Maibinogion nur in sehr untergeordneter Weise einen dramatischen Character vindiciren könne, und daß es zu theatralischer Aufführung ohne Zweifel nie bestimmt gewesen. Man hat freilich die Behauptung ausgesprochen, die alten, unter dem Namen Anterlutes bekannten scenischen Darstellungen sprächen für ein hohes Alter dramatischer Belustigungen in Wales; aber theils erinnert schon das bloße Wort an die Ableitung von dem englischen Interlude, theils sind auch die angeführten Stücke selbst äußerst roh, ohne allen scenischen Character und zeigen sich als erste schwache Versuche in der dramatischen Kunst, die man aus vielen inneren Gründen einer weit weit entfernt liegenden Zeit nicht zuschreiben kann.

Das Barden- und Druidenwesen war solchen dramatischen Belustigungen sehr entgegen, und als diese Fessel endlich gefallen, sahen sich die Bewohner von Wales in unzählige Kämpfe verwickelt, welche der Kunst eben nicht günstig waren. In der späteren Zeit als die Cymry in nähere Beziehung zu den Engländern traten, finden sich einzelne Spuren von dramatischen Belustigungen, und wir benutzen diese Gelegenheit unsere Leser mit einem der ältesten cornischen Stücke bekannt zu machen, auf welches zuerst der Herausgeber des oben erwähnten Cambro-Britain die Aufmerksamkeit hingelenkt hat. Das Original befindet sich in Oxford in der Bodleian Library und das britische Museum besitzt eine Abschrift, welche von der Hand des

berühmten Archäologen Edward Llwyd angefertigt ist. Das Ganze ist offenbar ziemlich planlos angelegt; es läßt nicht nur die drei Einheiten völlig unberücksichtigt, sondern behandelt auch geschichtliche Thatsachen höchst oberflächlich und schildert mit Vorliebe das Unwahrscheinliche, Seltsame und Wunderbare. Es hat viele Aehnlichkeit mit den ältesten englischen miracle plays, welche die heilige Geschichte mit vielen profanen und unziemlichen Einzelheiten untermischten.

Das oben erwähnte Manuscript, welches sich im British Museum vorfindet, ist folgendermaßen betitelt: The Creation of the World, being a Cornish Play or Opera, written by Mr. Wm. Jordan, and, for the better understanding of that language, translated verbatim by Mr. John Keigwyn of Monshole, of the Lower House, at the request of the Rev. Father in God, Jonathan, Lord Bishop of Exon, 1691 +. Am Schlusse findet sich noch eine Angabe, nach welcher die Uebersetzung am 12. August 1611 vollendet wurde.

Der Anfang des Stücks lautet folgendermaßen:

The Creation of the World.
The first Act of the Play.

God the Father.

I am Alpha and Omega
Without beginning or ending:
Very true I am.

In this place shall be my praises
On the face of the water certainly;
Three persons and one Deity
Do rule of the world sovereign,
In much honour and virtue.

I my Son and Holy Ghost,
Three persons and one substance,
Comprehended in one God.

I am called God the Father,
All light above every thing:
Soon shall be made by my grace
Heaven a royal place for my dwelling,
And my will is that it be my throne of residence.

And the earth likewise below
Soon by compass shall be made:

This shall by me footstool,
For my pleasure at all times,
And mine honour as well.

Heaven here is by me made
By my Godhead certainly;
And within it shall be put
Who worship me with joy and song.
I will, they shall be for ever.

Nine orders of glorious angels
They shall be royal and bright,
Halleluias to me shall send
To serve me, sovereign of the world:
Now each order to its seat.

I do will that they be put,
And to every one his charge
Shall be appointed to serve me,
When I shall command.

In dem folgenden Auszuge findet man das erste Begegnen Eva's und des Versuchers; es erscheint diese Stelle allerdings etwas matt, wenn wir sie neben die verführerischen Lockungen der Milton'schen Schlangestellen, deren klügelnder Schlauheit die schwache Sterbliche nicht zu widerstehen vermag.

SERPENT.
(In the Tree.)

Eva, why wont you draw nigh
To discourse and talk with me,
I know what if you knew,
Very joyful I would make you:
Hearken to me if you will.

Eve. — Who art thou within the tree,
Above with noise and melody?
I wonder to hear thee.

I make no society with thee;
From whence comest thou to me?
I wonder to see thee.

Serpent. — O, good woman, wonder not,
To seek I come by lot
From heaven in great haste.

To discourse with thee it is
Here now very privately;
Something I beg not to miss,
Do not into wonder hie:
Nor fear to see me.

Eve. — I conceive no fear of thee,
Since in face so fair you be:
Not yet any doubt in the world.

For by thy word it is no lie,
That thou art come from heaven here,
And, if from thence thou art verily,
Welcome to me thou dost appear,
And the errand shall be believed.

Utter thy message unto me,
And, if I can answer thee,
No doubt thou shalt not be denied.

Serpent. — It falls to good, doubt no thrall,
Good woman, on my honesty;
Otherwise I shall you fail,
And in it sin grievously,
And I ought to be punished.

Eve. — Good Sir, you have truth expressed,
An ugly thing I should appear;
A mighty longing hath me press'd
To understand what this thing were:
In short time speak, I pray.

Serpent. — Eva, to thee I'll relate,
Thou should'st be as wise as fate,
And, above all, credit me,
Thou should'st be in as brave a state
As God, who is above thee,
And so surely accounted.

Das folgende Bruchstück, welches den Tod Adams erzählt, zeichnet sich durch eine eigenthümliche Mischung von Scherz und Ernst aus, welche sich auch noch in manchen anderen Stellen dieses Stücks vorfindet, und zeigt zugleich aus welch heterogenen Elementen letzteres hervorgegangen ist. Die Teufel erscheinen offenbar als höchst wichtige Personen, und ihr Benehmen verdient Beachtung.

DEATH. — Adam, be ready for me,
Thou see'st me come,
To take from hence —
Thy life with my spear.
To take from hence
There is no longer stay;
Wherefore let me pierce thee,
That I may hole thee — through the heart that I may.
[Death smiteth him with a spear, and he falleth upon a bed.]

ADAM. — Death, I give thee much thanks,
Tho take my life —
Out of this world.
I am weary of it, J thank God for it,
My life will be glorious to me to be fetched hence;
Vexation and sorrow of the world: —
They all followed me here.
Therefore let me commend my soul to the Trinity.

First DEVIL. — Comrades be ready,
All you devils,
Adam is dead;
Come fetch him to the kitchen:
To the pit below.

LUCIFER. — No, no you shall not do so;
'Tis otherwise ordained for him:
In Limbo on the other side,
There he shall stay. —
So 'tis ordained by the Father.
Thou knowest, that in the large hell
There be real mansions,
Where the devils are,
That came out of the bright heavens:
Bearing rule together with me.
The dwelling of the churl Adam
Shall be on the higher side,
In one of those cloisters,
Where he sall not be the more glad,
In losing the presence of the Father.

* * *

First Devil. — All our voyage
Is not worth the great Devil an egg:
Let the churl stay where he is.
Let us carry his associates together
To hell, to bear pains: —
Pains that shall endure for ever.
My soul of old Adam,
Come with me to hell:
There is a place prepared
By the Father for thee without falsity,
To remain for a season.
When the oil of mercy shall come,
Thou shalt be carried to yoy: —
To the high heaven.

Den Schluß möge eine Schilderung von Noah's Eintritt in die Arche bilden; dieser wird nebst dem ganzen Zeitraume der Sündfluth in etwa 40 Zeilen geschildert, was den Leser nicht überraschen wird, wenn er bedenkt, daß die ganze Oper einen Zeitraum von 1700 Jahren umfaßt.

Noah. — Now the ark is built.
Fair and agreeable to my desire,
Of all species of beasts
Bring me quickly by couples,
Cattle and birds likewise,
Two and two, female and male.

Schem. — There is neither beast nor woman in the world,
Female and male here
By me they are brought you:
Here in the ark they are.

Cham. — O father, now make ready,
The flood is come:
There be many men in the world,
That truly said before this time,
That you were foolish.

When you built an ark,
Just here in the midst of the land,
There was no sea nigh,
To put it in motion.

Japheth. — They made a scoff of it,
The fear of God's anger was not
On them, I am sure.

Noah. — Thee flood is come —
'Tis good for me to dispatch:
Every sort of beast is gone
Into the ark to their kind,
As is commanded to me.

My children go together,
And their wives also;
The earth is almost covered
By the rain above, —
Thou, woman, come in, wilt thou be drowned?

Noah's wife. — 'Tis fit to save what is,
I must not cast it away.
They cost store of money,
The things, that are here,
Dear Noah, you know that.

Noah. — 'Tis a long time, truly,
Since we lost sight of land:
Wherefore go forth the raven.

Fly speedily and see,
If thou canst find land;
And the dove, very surely,
I will send very quickly,
If she can have sight of the earth.

Father in heaven. — Every thing is dead,
In which the spirit of life was:
I will command anon
The rain that it rain no more.

Als eine Probe von den wenigen Ueberresten wälscher Literatur hat das Stück unzweifelhaft noch einigen Werth, sei es nur in Rücksicht der veralteten Sprache oder auch nur der Treue, mit welcher sich die Geschmacklosigkeit der damaligen Zeit in Allem abspiegelt.

H.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Originale mit deutscher Uebersetzung von Eduard Brinkmeier. (Halle, Schwetschke. 1846.)

Bei dem Studium der provenzalischen Sprache und Literatur fehlt es bis jetzt in Deutschland noch so sehr an allgemein und leicht zugänglichen Hülfsmitteln, daß wir jeden neuen Beitrag nur mit Dank und Freude begrüßen können. Selbst Arbeiten, welche, wie vorliegende, mehr ein polemisch-historisches, als ein sprachlich-literarisches Verdienst ansprechen, können auch letzteres sich erwerben, wenn sie anders nur mit der gehörigen Kenntniß und Umsicht ausgeführt sind. Zwar erklärt der Uebersetzer in der Vorrede, er habe das Original nur mit abdrucken lassen, damit Niemand sagen könne, die (übersetzten) Verse seien fingirt und untergeschoben, — eine unseres Erachtens durchaus unbegründete Besorgniß. Auch in ihrer deutschen Gestalt tragen diese Rügelieder in Inhalt und Form ihren mittelalterlichen und provenzalischen Ursprung bestimmt genug zur Schau, und die Eigenthümlichkeit der Troubadours spricht sich in jeder Zeile deutlich aus, um jeden Gedanken an die Möglichkeit einer modernen Fiction von vornherein auch bei dem Laien zu beseitigen. Indeß ist die Mittheilung der Originale darum nicht minder dankenswerth; abgesehen davon, daß sie einen zur Charakteristik der damaligen Polemik gegen die Kirche interessanten Beitrag liefern, hat der Herausgeber aus den größeren und zum Theil schwer zugänglichen Sammelwerken gerade solche Lieder ausgewählt, die am Meisten den von den Troubadours als Bekämpfern geistlicher Uebergriffe und Mißbräuche angeschlagenen Ton bezeichnen. In der Vorrede stellt der Herausgeber zugleich seine Leser auf den Standpunkt, von welchem aus er diese Gedichte beurtheilt wissen will; er findet ihren eigenthümlichen Werth nicht so sehr in dem objectiven Gehalt ihrer Poesie, den er im Verhältniß zu unserer neuesten politischen Dichtkunst ziemlich gering anzuschlagen scheint, als vielmehr in der Stellung der Troubadours als gewichtiger und einflußreicher Lob- und Strafredner ihrer Zeit. Auch die hochherzige und rücksichtslose Unparteilichkeit, mit welcher dieses Dichteramt gegen Jedermann verwaltet wurde, wird von dem Herausgeber rühmend hervorgehoben und der Umstand, daß die Troubadours als Kinder einer von starken Leidenschaften bewegten Epoche und mit allen Gebrechen in derselben wurzelnd, schwerlich immer sine ira et studio gedichtet haben werden, stillschweigend übergangen. Wir lassen diese Seite des Buches,

obwohl sie dem Herausgeber die wichtigste ist, als einer literarischen Beurtheilung fremd, auf sich beruhen; wir überlassen Andern die Entscheidung, ob den alten provenzalischen Dichtern damit eine Ehre angethan wird, daß man sie als Bundesgenossen unserer neuesten Lichtfreunde und Deutschkatholiken ins Feld der kirchlichen Streitigkeiten rücken läßt. Wir haben es nur mit dem Text und der Uebersetzung der herausgegebenen Gedichte zu thun. Es sind im Ganzen siebzehn, von neun Verfassern herrührende Gedichte, die der Herausgeber theils vollständig, theils in Bruchstücken uns auf 33 Seiten mittheilt. In Betreff des Textes hat er sich mit der von Raynouard geübten Kritik begnügt und eine größere Uebereinstimmung der Grammatik, Orthographie nicht erstrebt. Da es dem Herausgeber mehr auf die Uebersetzung als auf den Text ankam, ließ sich ein anderes und selbstständig kritischeres Verfahren, so wünschenswerth es auch bei manchen dieser Gedichte erschien, ohnehin nicht erwarten. Aber schon in der Gestalt, in der uns der Text mitgetheilt ist, reicht er völlig aus, um der Uebersetzung als Correction zu dienen, und es ist nur zu bedauern, daß der Herausgeber selbst ihn in dieser Hinsicht nicht fleißiger benutzt hat. Der Zweck, den er bei der Veröffentlichung der Gedichte gehabt zu haben scheint, nämlich der lichtfreundlichen Sache einen Dienst zu leisten, hätte unter einem sorgfältigern Studium des provenzalischen Textes nicht zu leiden gehabt, sondern nur gewinnen können.

Was nun das Aeußere der Uebersetzung betrifft, so verdient die Gewandtheit des Ausdruckes und, soweit der Sinn des Originals nicht mißverstanden ist, auch die Treue und Genauigkeit alles Lob. Das oft wechselnde provenzalische Versmaß, bald trochäisch, bald iambisch, bald mit männlicher bald mit weiblicher Endung, ist mit Sorgfalt beachtet und wiedergegeben; in Bezug auf den Reim hat sich der Uebersetzer größere Freiheit genommen und mußte sie zum Theil nehmen, da unsere reimärmere Sprache in dieser Hinsicht kaum alle die Kunststücke nachahmen kann, zu denen die provenzalische Reimfülle den Troubadours Veranlassung gab. Während z. B. ein und dieselbe Reimordnung in den Originalgedichten sich durch alle Strophen hindurchzieht, hat sich der Uebersetzer erlaubt, mit jeder Strophe den Reim zu wechseln. Eine Befolgung der provenzalischen Regel hätte sich im Deutschen entweder nur mit Aufopferung des Inhalts oder gar nicht durchführen lassen. Weniger zu rechtfertigen möchte es sein, wenn auch im Bezirk einer Strophe bei einer mehr als zweimaligen Wiederkehr desselben Reimes der Uebersetzer den späteren Versen einen neuen Reim, oft selbst gar keinen gegeben hat. Die reimlosen Verse, welche so mitten unter den durch Reime miteinander verschlungenen stehen, stören auf das Empfindlichste die Harmonie der provenzalischen Dichtform und nehmen sich wie Eindringlinge aus, die gar nicht in die Gesellschaft der übrigen hineingehören — ein Uebelstand, der sich jedem feingebildeten Ohr bemerklich machen muß, der aber dem Uebersetzer selbst gänzlich entgangen zu sein scheint. In andern Fällen hat umgekehrt der Uebersetzer nur auf Kosten des Wohlklangs den Reim zu bewahren verstanden. Daß er mit einiger Härte in einem berühmten Rügeliede gegen Rom von Guillem Figueiras „Schmach“ auf „wag'“ und „verklag'“ reimt, möchte noch hingehn; wenn er aber, um einen Reim auf „gar“ zu haben, uns zumuthet, „Rom, unverzeihbar“ als Trochäus zu lesen, so hätte er wohl gethan, das metrische Schema darüber zu setzen.

Das erwähnte Gedicht, eines der bedeutendsten der Sammlung, mag zur obigen Bemerkung über das hie und da mangelnde Verständniß des Textes den nöthigen Beleg liefern.

Gleich der Anfang ist verfehlt:

Sirventes vuelh far	Rügen will ich nun
En est son que m'agensa,	Verfasser aller Arten,
No'l vuelh plus tarzar	Darf nicht länger ruhn,
Ni far longu' atendenza.	Noch darf ich länger warten u. s. w.

Der Dichter kündigt nicht, wie die Uebersetzung will, eine Reihe verschiedener Rügelieder an, sondern deutet einfach auf das vorliegende Gedicht allein hin. „Ein Rügelied, sagt er, will ich machen in dieser Weise, welche mir behagt." Ferner wäre „Darf nicht länger ruhn, noch darf ich länger warten" eine eben so unstatthafte wie unkünstlerische Tautologie, deren sich das Original nicht schuldig macht, indem es sagt: „Ich will es nicht mehr aufschieben, noch langes Warten verursachen." Der Unterschied zwischen warten und warten lassen ist in der Uebersetzung ganz vernachlässigt.

In der zweiten Strophe wird Rom mit energischer Steigerung des Ausdrucks „aller Uebel Führerin, Gipfel und Wurzel" genannt, de totz mals guitz e sims e razitz, was die Uebersetzung schwächt, indem sie einfach „aller Schlechten Schutz" bietet und das im Original nicht vertretene „aller guten Plag'" unberufener Weise hinzufügt. — Unter dem „guten König von England, den Rom verrieth" ist wohl eher Richard Löwenherz, als wie der Uebersetzer meint, dessen Bruder Johann zu verstehen.

Roma, de mal' escata	Schlechter, als es zu sagen,
Es ab fals coven.	Rom, das weiß die Welt.

Die letzte Zeile scheint der Uebersetzer mißverstanden zu haben, falls er sie nicht in der Uebersetzung ausgelassen und etwas Anderes an deren Stelle gesetzt hat. Es heißt wörtlich: „Rom, Du bist von schlechter Art in (mit) falschen Versprechungen." Der Troubadour gebraucht in seinem Rügelied hinlänglich starke Ausdrücke, als daß es nothwendig erscheinen könnte, ihn in dieser Hinsicht in der Uebersetzung noch zu überbieten. Soll dies dennoch geschehen, so darf wenigstens der vom Dichter beabsichtigte Sinn nicht darunter leiden. So behauptet der Dichter, daß Rom mit falscher Ablaßvorspiegelung durch einen Kreuzzug gegen die Albigenser den Adel Frankreichs in Noth und Pein versetzt (liuretz a turmen lo barnitge de Franca). Daraus macht die Uebersetzung, daß durch den Ablaßkram der Adel „in Höllenpfuhl versunken sei" — eine Vorstellungsweise, die unserm aufgeklärten Troubadour schwerlich geläufig war. — In derselben Strophe soll: „Der König Louis" einen Trochäus vorstellen!

Roma, ses razo	Rom, durch dein Gewicht
Avetz manta gent morta,	Sind Tausende erlegen,
E ges no m sap leo,	Doch erfährt man's nicht,
Quar tenetz via torta.	Du gehst auf krummen Wegen.

Sollte dem Uebersetzer die so gewöhnliche provenzalische Phrase no m sap leo „es gefällt mir nicht" so unbekannt geblieben sein, daß er mißverständlich wie oben übertragen konnte? Mit der dritten Zeile beginnt vielmehr ein neuer Satz: „Und es gefällt mir nicht, daß Du krumme Wege gehst." — In dem

Schluß derselben Strophe spricht der Dichter für die, welche sich von Rom gängeln lassen, eine Warnung aus: denn der Teufel, sagt er, stürzt sie ins Höllenfeuer;

qu'el diables l'enporta
ins el fre d'ifern,

die Uebersetzung macht, indem er den Indicativ enporta wider alle Grammatik als Conjunctiv faßt, einen Fluch daraus: „mag den stürzen schnell der Teufel heut oder morgen in den Pfuhl der Höll'."

Roma, ben *dessern* — Rom, was Sünde ist,
Los mals qu'om ne pot dire — Kennst Du zu allen Fristen,
Quar faitz per *esquern* — Denn Du machst mit List
Dels crestios martire. — Märtyrer aus Christen.

Auch hier hat ein grammatisches Mißverständniß eine dem Dichter fremde Vorstellung in die Uebersetzung hineingebracht; dessern kann nur die erste Pers. Sing., nicht aber die zweite sein. „Rom, ich erkenne wohl die Schlechtigkeiten, die man von Dir sagen kann, denn Du marterst aus Hohn die Christen", das ist der eigentliche Sinn der Stelle. Esquern bedeutet so wenig „List", wie martire „Märtyrer" bedeutet. Martire steht für martiri „Märtyrthum" und far martiri heißt Jemanden martern. Nach dem Uebersetzer müßte martirs stehen. — In derselben Strophe scheint der Sinn der vier letzten Zeilen dem Uebersetzer ganz verborgen zu sein; wenigstens findet sich von der Uebersetzung keine Spur im Original, sondern etwas ganz Anderes.

Vers dieus e vers pas — Gegen Gott gesinnt
E vers cotidias — Treulos, sagt mein Lied,
Me dan so qu'ieu dezire — Daß also stets Du handelst,
Vezer dels Romas. — Wie an Rom man's sieht.

Das Mißverständniß fängt gleich mit den ersten Worten an. Der Uebersetzer hält vers für die französische Präposition vers, die provenzalisch nie so, sondern immer vas oder ves lautet, und verbindet sie mit dieu, wofür dieus der Nominativ, das richtigere ist. Der Sinn der ganzen Stelle ist nun: Der wahre Gott und das wahre Brot und das wahre tägliche (d. h. Gott, der das wahre tägliche Brot ist), verleihe mir das, was ich verlange in Betreff der Römer zu sehen (d. h. verleihe mir die Demüthigung Roms zu sehen).

In der folgenden Strophe wirft der Dichter der römischen Macht vor, daß sie Frankreich gegen den Grafen von Toulouse aufhetzte, und als Provenzale nimmt der Troubadour natürlich für den Grafen und gegen Frankreich Partei. Im Original tritt dieses Verhältniß deutlich hervor; nach der Uebersetzung muß man glauben, daß der Dichter es mit Frankreich hält.

Mas s'il coms prezens — Doch wenn unser Graf
Viu enur dos ans — Nur zwei Jahr noch lebt,
Franza n'er doloirosa — Ist Frankreich nicht mehr bange,
Dels vostres enjans. — Was Du auch erstrebt.

Es scheint, als ob der Uebersetzer das n', das französische en, für die negative Partikel no gehalten hat, welche nie so apostrophirt werden kann. Es

heißt vielmehr nach dem Grundtext: „Wenn der werthe Graf noch zwei Jahre lebt, so wird Frankreich dadurch zu leiden haben, durch Deine Listen."

Per qu'en vos s'escon	Wer Dir Demuth zeigt
E s baissa e s coſon	Und den Nacken beugt,
L'enquon d'aquest mon	Der nur Schutz erreicht.

Auch hier nimmt die Uebersetzung von dem wirklichen Sinn des Originals keine Notiz: „Denn in Dir verbirgt sich, läßt sich nieder und hebt sich auf der Betrug dieser Welt." Rom wird hier als Inbegriff alles irdischen Lugs und Trugs dargestellt. Von einer Beschützung der Demüthigen ist keine Rede.

Roma, dieus l'eon	Rom, es wolle Gott,
E'l don poder e forsa	Daß der Graf Raimund bekuechte,
Al comte que ton	Stürz' und schlage todt
Les Frances e'ls escorsa	Die Franken im Gefechte,
E'ls pen e'n fai pon	Doch erlaſſ' den Tod
Quant ab lui fan comorsa.	Denen, die zeigen Reue.

Mit dieser Bitte um Gnade für die Reumüthigen hat der Uebersetzer seinem Dichter eine christlichere Gemüthsart beigelegt, als das Original berechtigt anzunehmen. Von Reue und Verzeihung sagt der Troubadur nichts, vielmehr schwelgt er einzig in dem Gedanken an Rache und schildert diese in Ausdrücken, deren malerische Energie in der Uebersetzung durchaus verloren geht. „Gott, wünscht der Dichter dem Grafen von Toulouse, Gott helfe dem Grafen und gebe ihm Macht und Gewalt, daß er die Franzosen scheere und sie schinde und sie quäle und eine Brücke aus ihnen mache (d. h. über sie dahinschreite), wenn sie mit ihm Streit unterhalten. Der Verfasser scheint bei comorsa Streit, Hader an das französische remords Gewissensbiß gedacht zu haben.

Ans rei que fairetz	Um mehr jeden Tag
Mais qu'ieu dir non priria	Dein Scepter auszubreiten
De mal per un detz.	Als ich sagen mag.

Wer wird aus dieser Uebersetzung errathen, daß der einfache Sinn des Dichters folgender ist: „Ich sehe vielmehr, daß Du, mehr, als ich zu sagen vermöchte, zehn Schlechtigkeiten für eine verrathen wirst."

Wenn der Uebersetzer sich um die Kritik des Textes bekümmert hätte, so würden wir ihn in der folgenden Strophe fragen, wie er dazu kommt, *la* vostr*a* popa mit dem weiblichen Artikel zu schreiben? Indeß ist der Text nur zur Vergleichung mit der Uebersetzung abgedruckt.

Nachdem der Dichter durch fünfzehn Strophen hindurch auf das verruchte Rom alle erdenklichen Anklagen und Schmähungen gehäuft, lesen wir zu unserem großen Erstaunen in der sechzehnten, daß er dieses selbe Rom für das Licht der Welt und dessen wahres Leben erklärt; wenigstens geschieht das in der Uebersetzung:

Roma, selh qu'es lutz	Rom, das Du das Licht
Del mon e vera vida	Der Welt und wahres Leben,
E vera salutz	Wahrlich, schlimm Gericht
Vos don' mal' escarida.	Mußt jetzo Du erleben.

Sehen wir das Original an, so lautet es freilich ganz anders. „Rom, derjenige, der das Licht der Welt und das wahre Leben und wahre Heil ist, der gebe Dir ein schlimmes Loos." Von diesem Gegensatz zwischen Gott und Rom findet sich in der Uebersetzung nichts, weil der Uebersetzer das männliche Pron. Demonstr. seih auf das weibliche Roma bezogen hat.

Roma, grans *fastiex*	Rom, gar große Pracht
Es d'auzir e d'entendre	Ist's hören und vernehmen,
Les vostres preziex.	Wie ihr Reden macht.

„Pracht" wäre selbst für eine ironische Redeweise an dieser Stelle ein ungehöriger Ausdruck. Auch sagt das Original nur: „Rom, es ist sehr widerwärtig, Deine Predigten zu hören und zu vernehmen." Der Uebersetzer hat wahrscheinlich das fastio lat. fastidium an das franz. faste lat. fastus Prunk gedacht.

Roma, ieu sui eniex	Rom, ich rede laut
Quar vostre poders monta	Weil Deine Macht sich mehret;
E quar grans destricx	Wer Dein Treiben schaut
Totz ab vos nos afronta.	Im Herzen sich empöret.

Das Original spricht von der Allen von Rom aus drohenden Gefahr, nicht aber vom lauten Reden noch von der Herzensempörung des Einzelnen: „Rom ich bin traurig, weil deine Macht steigt und große Noth uns Alle von dir bedroht." In der folgenden Strophe berührt der Dichter die Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser, aber er sagt nicht, wie die Uebersetzung ihn sagen läßt, der Papst beneide dem Kaiser „alles Recht der Krone" — auf diesen ethischen Begriff des Neides wird unser rein praktischer Troubadour wenig Gewicht legen — sondern er wirft dem Papst vor, daß er dem Kaiser das Recht zur Krone in Frage stelle, streitig mache:

n'il dreg de la corona
li met en eror

daß, nebenbei gesagt, dreg de la corona in diesem Zusammenhang nicht das Recht der Krone, sondern das Recht zur Krone bedeutet, versteht sich von selbst.

Quar totas sazes	Da Du nie geruht,
Portatz la borsa plena	Die Börse Dir zu füllen,
Roma, d'avol fer.	Rom, mit fremdem Gut.

Der Dichter schildert Rom als ungerechten Richter, der Uebersetzer als habgierig. „Denn Du trägst zu allen Zeiten den Sack voll von schlechtem Recht." Avol fer kann nimmermehr „fremdes Gut", sondern nur niederträchtige Justiz bedeuten.

Endlich ist es schwer zu verstehen, was der Uebersetzer in der letzten Strophe des Gedichts, Zeile 3 und 4 sagen will:

Rom' ab fals sembelh	Rom, mit arger List
Tendetz vostra tezura,	Spannst Du Deine Schlingen,
E man mol morselh.	Dem manch Bissen frißt. (?)
Maupatz qui que l'endura.	Der mit Noth muß ringen.

Desto verständlicher ist glücklicherweise das Original in dieser Stelle: „Und manchen ungerechten (schlechten) Bissen issest Du, wer ihn auch entbehren mag."

Vielleicht hat der Uebersetzer den Sinn errathen und will mit obigen Worten auf gut Deutsch sagen: „Du frissest dem manchen Bissen, der mit der Noth ringen muß", aber wer erräth das ohne Hinzuziehung des Originals?

Wir lassen es mit der Kritik des einen Rügeliedes bewenden; sie reicht vollkommen aus, um den Beweis zu führen, daß zur gehörigen Herausgabe eines Büchleins, wie vorliegendes ist, es mit dem brennenden Eifer „gegen Rom und die Hierarchie" nicht allein gethan ist, daß vielmehr eine genügendere Kenntniß der provenzalischen Sprache, als der Herausgeber sie bis jetzt besitzt oder doch beurkundet, dazu ein eben so nothwendiges, wenn nicht gar nothwendigeres Erforderniß bildet. Da der Verfasser in der Vorrede verspricht, dem ersten Hefte bald weitere Fortsetzungen folgen zu lassen, möchten wir ihm bei diesen wenigstens eine genauere Berücksichtigung des berührten Punktes anempfehlen.

Bonn. **N. Delius.**

Studien von Karl Rosenkranz. 5. Theil. Reden und Abhandlungen: Zur Philosophie und Literatur. Leipzig, Brauns. 1848.

Die literarhistorischen Aufsätze, welche diese Sammlung enthält, bewegen mich zu einer kurzen Anzeige derselben in dieser Zeitschrift. Der Verf. spricht sich in dem Vorwort über die Beweggründe der Herausgabe aus. Er verkennt nicht, daß gegen solche Sammlungen bei uns Vorurtheile existiren, daß man sie eigentlich nur den Lieblingen der Partei zugestehe. Von sich ist er sich aber bewußt, daß er außerhalb der Parteien zwar stehe, jedoch ein Publikum habe mit dem er zufrieden sei. Für dies Publikum bestimmt er nun zunächst seine Sammlung, welches dem Gange seiner Entwickelung gern folgen werde.

Das mag gelten, das Buch mag als Manuscript für Freunde gedruckt seinen Werth haben; das übrige Publikum, welches nicht der Entwickelung eines jeden Geistes folgen kann, wird wenig Gewinn davon haben. Aber auch selbst von jenem Standpunkte ist es schwer zu begreifen, wie die Aufsätze zur Geschichte der deutschen Literatur einen besonderen Aufschluß über die philosophische Entwickelung des Verfassers geben sollen.

Es genügt daher die Angabe des Inhalts. Zuerst erhalten wir (S. 163—179) eine Beurtheilung von Gervinus' Geschichte der poetischen Nationalliteratur, aus dem Jahre 1835; sie bezieht sich nur auf die ersteren Theile und bietet keinen namentlichen Gewinn. Wenn voran die verschiedenen Standpunkte der Geschichtschreibung charakterisirt werden, so begreift man nicht, wie W. Menzel zu der Ehre kommt unter den Chorführern mitgenannt zu werden, so wenig wie der kritisch-grammatischen Forschung (Lachmann, Graff) der Vorwurf gemacht werden kann, daß bei ihr alles Heil in der Vergleichung der Handschriften, in der Ausmittelung der besten Lesarten, in der subtilsten Zergliederung des Sprachbaus gesucht und die Geschichtschreibung unserer älteren Poesie vor der Hand von ihr als eine Unmöglichkeit bezeichnet werde. — Die folgende Anzeige von San Marte's Uebersetzung des Parcival (aus dem J. 1836) ist so auffallend, daß der Verf. selbst eine Entschuldigung für nothwendig hält;

die Lesung der Uebersetzung hätte nämlich dem Verf. den Gedanken klar gemacht und die Rec. ist diese Mittheilung, daß unsere Zeit auf ein Genie harre, welches das was in uns Allen vorgeht, das Werden eines neuen Selbstbewußtseins in eine große Dichtung in Form eines Romans zusammenfasse; Gutzkows Wally, Mundts Madonna, Kühne's Quarantäne seien die Andeutungen dieser Poesie. — Die folgende Uebersicht der deutschen Literaturwissenschaft von 1836 bis 42 (S. 189—202) macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch und hat jetzt keinen Werth mehr. — Den Schluß bildet eine Würdigung der literarischen Wirksamkeit Gutzkows bis zu seinem dramatischen Auftreten (von 1840) (S.213—230). — Die andern Aufsätze zur Philosophie der Geschichte und zur Philosophie müssen hier ganz übergangen werden.

Herford. **Hölscher.**

Die volksthümlichen Benennungen im Königreich Preußen. Ein Versuch von L. V. Jüngst. Berlin, 1848.

Hiemit kündigen wir eine Schrift an, die klein von Umfang, dennoch eine bedeutende Menge der anziehendsten Forschungen enthält und in jeder Beziehung von dem größten Interesse ist. In der Sprache spielen die Namen der Orte, Flüsse, Berge und Landschaften, insofern sie wirklich aus der Anschauungs- und Gefühlsweise des Volkes hervorgegangen sind, eine sehr bedeutende Rolle, und in ihnen den schaffenden Volksgeist zu belauschen bleibt immer eine lohnende Arbeit. Gerade zu dergleichen Arbeiten fordert aber die Zeit um so mehr auf, weil manche derselben nach und nach vergessen werden, ihre ursprüngliche Bedeutung durch das Abschleifungssystem der Zeit immer mehr verwischt wird, viele ganz zu verschwinden drohen. Dem Verf. gingen zwar manche literarische Hülfsmittel ab, und Ref. vermißt namentlich eine Benutzung der trefflichen Arbeit von Schott über deutsche Ortsnamen, so wie des umfangreichen Buches von Josef Bender (die deutschen Ortsnamen in geogr., histor., besonders in sprachlicher Hinsicht. Siegen 1846), indeß bleibt doch das Dargebotene von großem Werth, und der Verf. braucht nicht zu fürchten, daß sein Buch sich nicht eines allgemeinen Beifalls werde zu erfreuen haben. Dieser wird besonders auch der Auswahl zu Theil werden, die in der Behandlung der Eigennamen Preußens der Verf. getroffen hat, so wie auch dadurch, daß auf die slavischen Sprachen weniger Rücksicht genommen ist, diesem Werth kein Abbruch geschieht. Vielleicht möchte Manchem die Eintheilung nach Provinzen mißfallen, indeß ist es vollkommen wahr, daß die einzelnen Provinzen des Königreichs ein abgeschlossenes Ganzes bilden; es wird gerade dadurch die bunte Gruppirung sehr verschiedenartiger Volksstämme recht deutlich hervortreten.

Die Einrichtung ist nun die, daß die Geschichte des Landes betrachtet wird von dem Erscheinen der ersten Bevölkerung an, die einzelnen Theile, aus denen die Provinzen zusammengesetzt sind, abgesondert werden, denen eine Charakteristik der Bewohner folgt, hierauf alle volksthümlichen Benennungen der einzelnen Ortschaften und Distrikte aufgezählt werden, mögen sie nun aus der Natur des Landes hergenommen sein oder einen scherzhaften Charakter an sich tragen, demnach eine oro- und hydrographische Uebersicht folgt, überall

wieder mit etymologischen Erklärungen und namentlicher Hervorhebung der im Munde des Volkes gebräuchlichen Bezeichnungen.

Am ausführlichsten ist Westfahlen, Preußen und die Rheinprovinz behandelt, mit gutem Recht, weil das ursprüngliche Volksleben sich in diesen Distrikten am meisten erhalten hat, auch in der Benennung der Lokalitäten.

Auf einzelne anziehende Resultate sei es dem Ref. noch schließlich erlaubt aufmerksam zu machen, um dadurch ein allgemeines Interesse zu wecken.

Die Ableitung des Namens Preußen-Prussen-Pruzzen (Prussia, Pruzzia) als Zusammenhang aus Porussen = Hinter-Russen (slav. po, hinter, nach), so daß die Polen dem Volke den Namen gegeben hätten, verwirft der Verf. und meint, daß bei einer Contraction aus Porussen dies eher hieße „Anwohner des Ruß, ja daß Ruß vielleicht so viel heiße als Strom und die Weichsel bezeichne. Aber die Contraction verwirft er überhaupt als unbegründet und nimmt an, daß die Preußen sich selbst nicht Prussen, sondern Pruten-Pruthen (Pruteni) genannt, was die deutschen Geistlichen als Pruzzen aufgefaßt; dies preußische Prutens sei verwandt mit dem alt-preußischen pruntu (ich verstehe), und das ganze Volk habe sich im Gegensatz zu seinen Nachbaren, denen es in religiöser Gesinnung vorgestanden, Prutingen oder Prutenen oder Pruten genannt, gleichbedeutend mit dem germanischen Namen der Gothen (die Verständigen), durch deren Verschmelzung mit den Litthauern es entstanden sei, wie denn auch seine Sprache eine Vermischung des Gothischen und Litthauischen sei.

Die höchst anziehenden Untersuchungen über die preußischen Landschafts- und Städtenamen, ihre Ableitung aus dem Litthauischen, Preußischen und Deutschen, die Geschichte der Colonisation, die übrig gebliebenen Spuren derselben übergeht Ref. sowohl wie das über Posen Gesagte. Den Namen Schlesien leitet der Verf. ab Zalesie (za, jenseits, las, Wald)- Hinterwäldler, den des Riesengebirges von riesen, indem das Gebirge sehr reich ist an Quellen, die Entstehung der Sage von Rübezahl von einem ähnlichen Namen eines dort nach Schätzen suchenden Abenteurers, den Namen der Tafelfichte von der Bezeichnung dieses Grenzpunktes zwischen Schlesien, Böhmen und Lausitz durch eine Tafel. Der Name Pommern wird abgeleitet von Pomorza (slav. po, bei more, Meer), Küstenland, im Gegensatz gegen das innere Flachland oder Polen; der Name Pommern ist zunächst eigen dem Lande östlich von der Oder, wo eigentlich Polen wohnten; der Name Kassuben bezeichnet die Herrschenden (poln. kazac, befehlen). Der Name Brandenburg ist verdorben aus Brenabor, welches vom slav. branny, wehrhaft, bor, Wald, herkommt — Waldfeste, Waldenburg; Berlin, eig. Barolin, ist abzuleiten vom slav. bor, Fichtenwald, und rola, Acker, also — urbargemachter Wald; Köln, was damit verbunden wurde, von kol, Pfahl, ein auf Phälen erbauter Ort (wegen der Ueberschwemmungen). Sachsen ist das Land der Thüringer. Diesen Namen leitet der Verf. ab von „dauern" — die ansäßigen (Sachsen), womit gleichbedeutend ist Hermunduri, indem hermun nichts anderes ist als Irmin, Volk, Leute. Den Namen Magdeburg leitet der Verf. ab von der Jungfrau Maria; den Namen Blocksberg oder Brocken daher, daß der breite Gipfel des Berges und seine Abhänge weithin mit Granitblöcken oder — Brocken übersäet sind, den Namen Börde aber von Bort, Rand, Grenze. Begrenzte, Zusammengehörige, hier in Sachsen also im engern Sinne das Stadtgebiet von Magdeburg.

Westfalen ist das eigentliche Land der Sachsen, was abgeleitet wird vom niederdeutschen Sassen (Sitzende, vgl. Kothsassen), im Gegensatz zu den Sueven (d. i. Schweifenden), weshalb auch der Name Sachsen erst später aufkommt. Die Brukterer der Römer sind dem Verf. Bruchbewohner (der Ebene), die Cherusker — Harzer, Marsen sollen erinnern an Marsch, Tubanten an Tuin — Zaun, Hecke, nach der noch jetzt üblichen Einfriedigung der Felder. In dem Namen der Engern, des Landes zu beiden Seiten der Weser, findet der Verf. den Namen Anger wegen des grünen Bodens, im Gegensatz zu den Ländern der Ost- und Westfalen, deren Namen daher nicht von der Wurzel fal, Menge, Haufen, abgeleitet wird, sondern von falw, fal, zur Bezeichnung der Sandgegenden im Osten und Westen; Engern werden dann auch mit den Angeln gleichbedeutend gesetzt. Der Verf. beleuchtet dann weiter die Eintheilung Westfalens im Mittelalter u. s. w. und den verschiedenen Umfang des Wortes Westfalen. In der Aufzeichnung der volksthümlichen Benennungen, deren es in Westfalen besonders viele gibt, ist der Verf. namentlich genau belehrend. Aus der großen Anzahl interessanter Untersuchungen hebt Ref. nur hervor, daß auch der Verf. daran festhält, den Namen Sauerland abzuleiten von Süderland; der Name der Hicken, eines eigenthümlichen Namens im Siegenschen, ist ihm gleichbedeutend mit Hygen oder Hyen, d. i. Hörgen, im Gegensatz des nahen Freien Grundes. Bei der Bezeichnung der bäuerlichen Verhältnisse ist auch die Rede von den Sattelmeiern in der Grafschaft Ravensberg; hierbei hat der Verf. es versäumt, die Zurückführung dieses Namens auf den Herzog Wittekind zu erwähnen, wie denn die Sattelmeier im Amte Enger die angesehensten sind. (Ueber diesen Gegenstand, überhaupt über die Sagen der Grafschaft Ravensberg erwarten wir ein ausführliches Werk von Herrn Bögekamp, welcher einige Proben im Morgenblatte v. J. mitgetheilt hat.) Was weiter dann folgt über die volksthümlichen Benennungen der Gebirge und Höhen zeigt alles den genauen Kenner Westfalens. Den Namen Hellweg will der Verf. nicht aus Heerweg ableiten, sondern von Halde, also der Weg am Abhang. Aber es ist zweifelhaft, ob dies Wort im Niederdeutschen üblich ist. Daher die Ableitung noch nicht zu verwerfen ist, die zuletzt Maßmann in seiner Schrift über die Externsteine gegeben hat, daß das Wort eigentlich heiße Helwege und Todtenwege, die zur Todesgöttin, Hela, zur Unterwelt, führen, bezeichne; solcher Helwege gibt es viele in Westfalen, im Lippischen kommt der Name oft vor, der Weg zwischen Herford und Salzufeln heißt so, und in solchen Gegenden werden noch jetzt öfters Urnen gefunden. — Am Schlusse erwähnt der Verf. die hier und da vorkommende Bezeichnung Sundern für einen in Schonung gelegten und durch Gruben abgesonderten Gemeindewald und erwähnt zwei Sundern im Tecklenburgischen und Recklinghausenschen; dazu bemerkt der Ref., daß unmittelbar bei seiner Vaterstadt eine solche städtische Holzung vor mehreren Jahren noch unter diesem Namen existirte; der Name Sundern ist auch nach der Ausrottung für die dortige Bauerschaft geblieben.

In ähnlich belehrender Weise handelt der Verf. zuletzt über die Rheinprovinz, Rheinländer werden da vielleicht manche Zusätze machen können, jeder Leser aber sicherlich viel Belehrung finden. Es sei darum nochmals das Buch Sprach- und Geschichtsforschern empfohlen.

Herford. **Hölscher.**

Märe von Sante Annen Erzbiscove ci Kolna bî Rîni. Von neuem herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. Quedlinburg und Leipzig, 1848.

Der Herausgeber handelt zunächst von den Handschriften und Drucken, besonders dem Verhältniß der Abschrift des Ineins zu Opitzen's Ausgabe, welche nach der letztern mit willkürlichen Veränderungen gemacht sein soll. In Bezug auf das Alter des Gedichtes tritt er der Ansicht Lachmann's bei, nach der es gedichtet ist kurz nach 1183, wo Anno's Canonisation stattfand. Der Dichter war ein Geistlicher, die Sprache ist stark niederdeutsch; die Abweichungen vom Hochdeutschen werden sämmtlich aufgeführt. In Bezug auf die ästhetische Würdigung des Gedichts stimmt der Herausgeber mit den neuern Historikern überein, er bezeichnet das Gedicht im Gegensatz gegen die alte Auffassung nicht als Lied, sondern als Märe, deren Zweck Verherrlichung des Helden, hier also mit der Legende übereinstimmend, mit didaktischer Tendenz. Zum Beweise geht er deshalb den Inhalt ausführlich durch. Das Gedicht zerfällt in zwei wohl aus einander zu haltende Theile: Abschnitt 1—31 (V. 1—517) und 31—49 (517—976); der erste Theil ist voll phantastischer Gelehrsamkeit, der zweite (das Leben Anno's) hält sich treu an die Quelle. Hierauf erörtert der Herausgeber das Verhältniß des Annoliedes zur Kaiserchronik. Jenes hat Vieles aus diesem entlehnt, aber die angemessenere Ordnung öfters verlassen, so daß die Uebergänge oft willkürlich erscheinen. — Zur Würdigung Anno's läßt der Herausgeber eine Geschichte Anno's folgen, besonders nach Lambert aus den untergeordneten Quellen Reginhard v. Sigberg und Leopold v. Rosthof. Bei diesen Untersuchungen aus der Textesrestitution, worauf noch Anmerkungen grammatischen und sachlichen Inhalts folgen, sah sich der Herausgeber von Prof. Maßmann, der seinetwegen eine vorbereitete Ausgabe aufgab, sehr unterstützt.

Eine andere Ausgabe des Hannoliedes von K. Roth unter dem Titel: „Leben des heil. Anno, Erzbischofes von Köln. Deutsches Gedicht des 12. Jahrh., nach der opitzischen Handschrift genau herausgegeben, übersetzt und erläutert.“ 1. Heft. Text, Uebersetzung, Lesarten und Sprachbemerkungen enth. München, 1847. 1 Thlr. — so wie eine Inauguraldissertation: De S. Annone her. Hartr. Floto. Berlini, 1847. 1/3 Thlr. — hat Ref. noch nicht zu Gesicht bekommen. —

Herford. **Hölscher.**

Methodische Anweisung zum Unterrichte in den deutschen Stilübungen, mit besonderer Rücksicht auf die Fertigkeit im mündlichen Vortrage. Von K. Bormann. Berlin, H. Schultze, 1846.

Die frühere Vernachlässigung des deutschen Sprachunterrichts, namentlich auf den höhern Lehranstalten, so wie die gegen eine solche gröbliche Unterlassungssünde durchgekämpfte Reaction mit ihrem Kometenschweife von Grammatiken, Anleitungen, Uebungs- Stil- und Sprachbüchern sind bekannte That-

sachen. Weniger beachtet blieb es bis vor nicht allzu langer Zeit, daß ein Theil des deutschen Sprachunterrichts von dem Strome der Reformation unberührt, und deßhalb gänzlich unkultivirt blieb. Man dachte anfangs nicht daran, daß alle Stilübungen sowohl schriftlich als mündlich angestellt werden könnten, sondern begnügte sich mit dem Schreiben und überließ die mögliche mündliche Ausbildung, wie ehemals die ganze Unterweisung in der Muttersprache, der Fürsorge des Zufalls. Daß auf solche Weise schlecht dafür gesorgt war, mußte einleuchten, sobald man überhaupt bemerkte, daß dem Jugendlehrer die Sorge für eine regelrechte Ausbildung des mündlichen Ausdrucks obläge. Aber was am nächsten liegt, wird gewöhnlich am spätesten und schwersten erkannt. So dauerte es lange, ehe sich die pädagogische Stimme für eine Unterweisung im mündlichen Style erhoben, und noch länger, bevor etwas Praktisches dafür geschah, wiewohl das Reden dem Menschen viel natürlicher als das Schreiben ist.

Zu den Wenigen, welche sich um die praktische Beförderung der beregten Sache Verdienst erworben haben, gehört der Verfasser des vorliegenden Buches. Er hat nicht allein (S. 1—4) die nothwendige Erweiterung des Begriffs der Stilübungen kurz und klar ausgesprochen, sondern in dem Verfolge des Buches die Möglichkeit einer wirklichen Ausführung seiner Idee gezeigt. Er theilt das gesammte Gebiet der Stilübungen in drei Stufen ein: Stufe der Vorbereitung, der Nachahmung, der freien Darstellung auf denen schriftliche und mündliche Uebungen neben einander hergehen und sich ergänzen. Auch einige Fingerzeige sind gegeben, wie die mündlichen Uebungen in der Klasse anzustellen seien, wie viele Schüler in einer Stunde etwa mit Nutzen reden können, auf welche Weise die Vorbereitung geschehen soll u. s. w.

Daß dieses und jedes ähnliche Buch die größte Beachtung der Pädagogen verdient, so wie daß es, als eine neugeborne Wissenschaft noch sehr schwach und unentwickelt daliegt, ist selbstredend. Der Herr Verfasser hätte darum wohlgethan, wenn er dem Sprachunterrichte seine ganze Aufmerksamkeit widmete, statt ihn nur nebenher zu behandeln. Dem großen Mangel an Stoffen, die zum mündlichen, stufenmäßig fortschreitenden Vortrage geeignet sind, hat er freilich durch sein Hülfsbuch für deutsche Stilübungen ꝛc., Berlin, 1839, aufzuhelfen gesucht, allein andere Mängel bleiben, und sind fast noch fühlbarer, der ganze Unterricht ist zu sehr dem guten Genius des Lehrers anheimgegeben, womit Einigen gedient, den Meisten aber geschadet sein dürfte. Aber da die Sache gut ist, so steht dem Kritiker der Tadel schlecht an, und er thut besser, das Scherflein seiner Erfahrung in den Gotteskasten der Besprechung zu stecken, statt die Achseln zu zucken, sei das Scherflein oder die Erfahrung noch so klein.

Ich habe das Bormannsche Buch seit einem Jahre in den mittlern Klassen der unter meiner Leitung stehenden Schule benutzt, und dabei eine von dem Verfasser nicht ausgesprochene günstige Erfahrung gemacht. Ganz abgesehen nämlich davon, daß die durch Uebung im mündlichen Stile hervorgerufene größere Redefertigkeit dereinst direkt nützen wird, habe ich noch bemerkt, daß durch mündliche Stilübungen viel schneller die Unbeholfenheit, Aermlichkeit und Aengstlichkeit der Schüler in dem schriftlichen Ausdrucke ihrer Gedanken, kurz der ganze sattsam bekannte Aufsatzjammer viel schneller überwunden wird. Die Kenntnisse, welche Jemand sich fest eingelernt hat, nützen anfangs

nicht viel mehr, als besäße er sie gar nicht; erst durch Anwendung und tausendfache Verarbeitung werden sie ihm unterthan und eine Stütze seines Denkens, seines Redens und Schreibens. Wenn man nun bedenkt, wie wenig selbstständige Arbeiten ein Schüler auf schriftlichem Wege möglicherweise liefern kann, so darf die bekannte Schreibunbeholfenheit der jungen Leute nicht auffallen, muß aber desto mehr zur Abhülfe antreiben, und die liegt zum Theil in den mündlichen Stilübungen. Wie viele Aufsätze kann der Schüler in derselben Zeit sprechen, wo er nur einen einzigen geschrieben haben würde! Und wie energisch nimmt die mündliche Darstellung alles Wissen und Können des Redenden in Anspruch, da die Rede nicht so willkührlich, muthlos oder träg stocken darf, wie dies der Feder erlaubt ist! Führt also der übrige Unterricht das gehörige Maß positiver Kenntnisse dem Schüler zu, so muß durch fortgesetzte mündliche Stilübung die Möglichkeit, gewandte Aufsätze schreiben zu lernen, schneller herbeigeführt werden.

Freilich hat die mündliche Methode auch nicht unbedeutende Schattenseiten, und bei der unvollkommenen Anleitung unseres Buches würde sie in der Hand eines bequemen Lehrers fast der Ruin des ganzen deutschen Sprachunterrichts werden müssen. Weil das gesprochene Wort flüchtiger ist, wird es auch flüchtiger gehandhabt, und die Flüchtigkeit führt unausweichbar in die Sümpfe der Seichtigkeit. Wenn der Redner schweigt, so bleibt gewöhnlich nur der allgemeine Eindruck, und die Beurtheilung wird eben so allgemein werden, wenn dem Kritiker nicht ein ungewöhnlich sicheres Gedächtniß zu Gebote steht. Vollends das Urtheil der Mitschüler — und miturtheilen müssen die, wenn nicht ein Hauptnutzen verloren gehen soll — wird sich nur in den Prädikaten: Es war gut, schlecht, ziemlich, mittelmäßig 2c., bewegen, und diese große Neigung zum Alltagsgeschwätz und windigen Urtheilen, über welche bereits vielfache Klage ertönt, verstärken. Dagegen aber hat der Herr Verfasser gar kein Schutzmittel angegeben, und doch muß er irgend eins anwenden, wie sich mit Sicherheit annehmen läßt. Vor allen Dingen ist zum Messen ein Maßstab nöthig. Schüler und Lehrer müssen z. B. einverstanden sein, daß auch eine mündliche Stilübung richtig und schön sein kann in Beziehung auf Inhalt und Form, und die Form noch besonders unter den Gesichtspunkten des Ausdrucks und Vortrages betrachtet werden kann. Wie war der Inhalt, der Ausdruck, der Vortrag, muß nach Beendigung des Vortrages gefragt werden; und nach Feststellung des allgemeinen Urtheils das Besondere von allen Schülern oder auch von einzelnen, die sich aus Trägheit nicht melden, und für jedes Urtheil der Beweis verlangt werden. Der Lehrer selbst thut dabei wohl, ein mit diesen Rubriken versehenes Blatt zur Hand zu haben, um auffallende oder lehrreiche Verstöße zu notiren. Unter den Eigenschaften des Ausdrucks sind besonders Sprachrichtigkeit und Reinheit, Würde und Wohlklang hervorzuheben und durchzugehen u. s. w. Bei einer solchen Behandlung gewinnt nicht nur die Kritik an Sicherheit, Klarheit und Interesse, sondern die Redenden finden darin auch Haltpunkte für das, was sie künftig zu vermeiden und zu verbessern haben. Es versteht sich, daß sich jeder Lehrer diese Haltpunkte nach seiner individuellen Ansicht von Stiltheorie bestimmt, aber die Methode an sich, ist unerläßlich nothwendig; denn der Unterricht wird nicht dadurch angenehm, daß man ihn in ein leichtes Spiel verwandelt, sondern dadurch, daß man ihn klar, sicher und eindringend macht. Ich darf aus Erfahrung versichern, daß leicht-

hin abgefertigte mündliche Stilübungen eine Klasse bald einschläfern, ein streng geregelter unglaubliche Regsamkeit, großen Eifer und freudige Theilnahme hervorruft.

Es stände zu wünschen, daß die Erfahrungen aller Schulmänner, welche auf demselben Felde gearbeitet haben, bekannt und zu einem Systeme verarbeitet würden. Schließlich füge ich noch hinzu, daß ich auch in fremden Sprachen schon früher als im Deutschen mündliche Stilübungen angewandt, und mich dabei überzeugt habe, daß sie auf diesem Felde noch ungleich nothwendiger sind, sofern Englisch und Französisch ja als Vorsprachen benutzt werden sollen. Bisher hat man nur das Auge geübt, und das Ohr vernachlässigt, so daß ein z. B. in der englischen Grammatik und Literatur wohl bewanderter junger Deutscher die Rede eines Engländers gar nicht oder höchst unvollkommen versteht, weil er wohl das Bild der Wörter sicher und fest im Gedächtnisse hat, den Klang dagegen kaum kennt und die Bemühung, den Klang mit dem Bilde in seinem Innern zu vereinen, ihn bei jedem Worte aufhält, und das Ganze verwirrt. Für Gymnasien und allgemeine Bildungsanstalten ist die bisherige Methode sicher die richtige, für Kaufmannsschulen dagegen die mündliche Methode. Ja, es dürfte für diesen Zweck nöthig sein, durch Vorsprechen die Schüler mit dem Klange der fremden Wörter völlig vertraut zu machen, ehe das Bild auch nur einmal gezeigt würde. Aber ob eine solche Methode, so absolut naturgemäß sie ist, unserer Zeit und Nation entspricht, stelle ich sogleich bereitwilligst in Frage. Nur als Begleiterin des schriftlichen Verfahrens möchte ich sie empfohlen wissen.

Gladbach. **Dr. W. Fricke.**

Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks. Unter Mitwirkung von u. s. w. u. s. w. Herausgegeben von Dr. E. Duller. Frankfurt bei Meidinger 1847. 4 Bde.

Die Bewegung der Gegenwart und die Reform in ihrem Gefolge mußte natürlich auch auf die Literatur mächtig einwirken. Das schon seit einigen Jahren überall in Deutschland sichtbare Streben, eine wahre und eigentliche Volksliteratur zu schaffen, die mehr kenne und leiste als jene Noth- und Hülfsbüchlein, Rathgeber für Bruchkranke oder an Verschleimung Leidende — dies Streben zeigte auf eine bessere und schönere Zukunft hin, von der freilich Niemand ahnen konnte, daß sie so nahe sei. So sind in Wahrheit manche Schriften erschienen, in welche bereits ein neuer frischer Odem zu verspüren ist. Während in vielen andern, größern Erzeugnissen aus der Literatur der Gegenwart die neu errungene Freiheit des Wortes eine auffallende Epoche machen, ja zwischen dem Sonst und Jetzt eine gähnende Kluft aufreißen und die Schriftsteller zwingen wird, wollen sie anders Leser haben, statt des bisher geführten zahmen Gänsekiels eine scharfe Stahlfeder zu ergreifen: so bleiben jene Bücher sich gleich, weil ihre Verfasser auch vorher schon den Muth hatten, wie freie Männer zu schreiben und der Censur ein Schnippchen zu schlagen. Es klingt daher fast prophetisch, wenn wir, „die Männer des Volks“ auf-

schlagend, die ersten Zeilen lesen: „Ein frischer Frühlingswind wehet über unser Vaterland. Der Strom deutschen Lebens hat die Eisesdecke gesprengt, welche ihm ein harter Winter aufgejocht, und brausend schießt er dahin, allen Muthigen zur Lust, allen Feigen zum Schrecken, allen offenen und heimlichen Feinden des Fortschritts und des deutschen Volkes zum Trotz; ob sie den edeln Strom bannen und beschwören wollen, daß er still stehe, — sie vermögen ihn doch nicht aufzuhalten." (Diese Worte sind nämlich zu Ende des Jahrs 1846 niedergeschrieben.) In diesem Geiste, dem des besonnenen Fortschritts und der ächten Volksbildung ist das Werk angelegt; es soll in schlichter Sprache, jederzeit dem Gegenstande angemessen, solche Männer im Leben und Wirken schildern, die mit Recht „Männer des Volks" heißen. An ihrem Leben, an ihrem Charakter und Thatendrang soll das Volk lernen, sich hinanzubilden. Man weiß, welche Anziehungskraft Biographieen auf unendlich viele Leser ausüben; wie man davon nicht loskommt, wenn man sich erst einmal vertieft hat; wie man das Erlebte und Erduldete miterlebt und miterduldet — welche Form war also geeigneter, diesen Männern Eingang in das Herz des Volkes zu verschaffen, als die Biographie? Von selbst versteht sich hierbei, daß die breiteste Basis gestattet wurde, mithin die biographische Entwicklung Jedem der Mitarbeiter überlassen blieb, so daß dadurch eine jede der hier eingereiheten Lebensschilderungen von den übrigen — und oft in wesentlichen Zügen — verschieden werden mußte, wie denn auch der Rahmen, in den das Bild gefaßt wurde, natürlich nicht jedesmal gleich groß sein konnte, weil die Bedeutung der Männer für ihre Zeit und die Nachwelt oft außerordentlich verschieden ist. Eine besondere Frage war die: Sollte denn nicht blos die deutsche Nation, so reich an Männern des Volkes, hier vertreten werden? Von mehreren Seiten hat man es dem Werke beinahe wie zum Vorwurfe machen wollen, daß es zugleich Volksmänner anderer Nationen brachte, indem es jedenfalls gerathener wäre, sich nur an Deutsche zu halten. Dies Ansinnen mußte jedoch als unstatthaft abgewiesen werden, wenn man sich auf den richtigen Gesichtspunkt stellt. Unser Volk ist ja nicht das Volk im vorzüglichsten oder ausschließlichen Sinn; sein Leben und seine Sitten, seine Verdienste und wahre Bildung, seine Anstalten zur Befreiung des Menschengeistes aus allen und jeden unnatürlichen Banden sind und bleiben doch nur die einer einzelnen Nation; soll aber das Volksleben im Großen und Ganzen vertreten werden, dann müssen auch die übrigen Nationen nicht ausgeschlossen sein, die an der allgemeinen Bildung mitarbeiten, ja die Biographieen von Männern aus verschiedenen Ländern müssen sich oft gegenseitig ergänzen und erläutern, wenn sie in richtiger Darstellung sich bewegen. Während also die Deutschen immer vorwiegen — es finden sich in den vier Bänden: Arndt, Hutten, Sickingen, Spee, Thomasius, Zschokke, Herder, Hohenheim, Lessing, Riesser, Blücher, Falk, Forster, Gagern (der Minister vom Großherzogthum Hessen), Huß, Luther, Stein, Beckerath, Fichte, Heim, Schiller, von Vincke (Vater und Sohn) und Uhlich — sind auch Franzosen, Engländer, Polen, Schweizer, Italiäner u. A. nicht vergessen, so daß Lafayette, Laffitte, Latour d'Auvergne, Lelewel, Pestalozzi, Fox, Clemens XIV., Savonarola, Washington, Arnold von Brescia, Lornsen, Wikliffe sich als zum Theile stammverwandt und daher zum deutschen Volke gehörig an jene anreihen. Es wäre wirklich ein Mangel des Buches, hätte man nur deutsche Volksmänner aufgenommen.

Nicht anders stand es um das Bedenken, ob man nicht lediglich die Biographieen solcher wählen müsse, die bereits abgeschlossen haben mit der Welt und Zeit, mit der Geschichte und sich selber, d. h. Verstorbener. Außer der schwierigen Aufgabe, einen noch Lebenden zu schildern, da man den Tag nie vor dem Abend preisen solle, hat man noch allerhand, mitunter kleine Einwürfe erhoben, die füglich hier übergangen werden mögen. Wir fragen dagegen: Macht wirklich der Tod eine so gräßliche Epoche in der Wirksamkeit eines Mannes auf sein Volk und seine Zeit, daß mit demselben auch der völlige Abschluß da ist? Fangen nicht sehr Viele erst dann im vollsten Segen zu wirken an, wenn das Gras auf ihren Grabhügeln grünt? Und die Besorgniß, ein noch unter den Lebenden Wandelnder könne später umschlagen und gar einmal aufhören, Volksmann zu sein! Wie besorgt ist diese Besorgniß und wie kleinlich zugleich! Das sollten mir auch Volksmänner sein! Zudem bietet sich wohl im Leben eines Jeden, der in diese Walhalla aufzunehmen ist, irgend ein einziger und augenfälliger Haltpunkt, ein Werk, eine That, ein Leiden, wodurch er zum Manne des Volkes wird, und es bedarf daher nicht erst eines Abschlusses durch den Tod, wenn man ihn seiner Mission nach schildern will. Der noch Lebende selbst empfängt aber zugleich einen süßen Lohn darin, wenn er seine Arbeiten, seine Mühen und Kämpfe für das Volk schon während seiner Lebenszeit nach Gebühr anerkannt sieht, wenn ihm der ächte Volksadel zu Theil wird, welcher jeden Geburts- und Würden-Adel so weit überragt, als das Verdienst den geerbten Namen. Endlich mußten offenbar darum noch lebende Volksmänner vorgeführt werden, damit das Volk erkenne, wie die Brücke zwischen der Vergangenheit und Gegenwart ja nicht abgebrochen sei, auch überhaupt nie abgerissen werde, wie daher ein ächt volksthümliches Streben nie ganz aufhöre, wenn auch Zeiten der Erschlaffung und Erbärmlichkeit eintreten; es blühen ja oft aus Ruinen voll Schutt und Moder die seltensten Blumen. Große Gedanken, welche schon seit Jahren unsere Zeit bewegten, aber durch die Tyrannei des alten Systems gehemmt, nicht in das Leben springen konnten, sie werden aus den Biographieen der Männer erkannt, die längst dafür thätig waren, und so ließe sich Manches, was die Gegenwart mit heißem Kampfe errang, nicht vollständig begreifen, wenn man nicht in das Leben eines Arndt, Riesser, Gagern, Beckerath, Vinke, Uhlich u. A. blicken wollte — ja wir dürfen nach allen Mittheilungen, die von verschiedenen Seiten her gemacht wurden, uns schmeicheln, durch dieses Buch Manches vorbereitet und manchen Lesern die Augen eher geöffnet zu haben. Die Nachträge, welche die rasch voranschreitende Gegenwart zur Lebensgeschichte Eines oder des Andern unserer Volksmänner eben noch macht, wird sich der Leser ohne große Mühe sammeln; er wird dann finden, daß z. B. Gagern auch in seiner jetzigen Stellung kein Anderer ist, als er früher gewesen; die Vorwürfe, die man diesem ausgezeichneten Charakter einzig darum macht, weil er die Reformen nicht überstürzt, sie werden in ihr Nichts zurücktreten müssen. Ein Gleiches stellt sich unbezweifelt auch bei Andern heraus.

Ich will nun die biographischen Schilderungen, welche den Inhalt dieser vier Bände ausmachen, einzeln durchmustern, um unsere Leser näher damit bekannt zu machen und hier und dort ein paar erläuternde Bemerkungen einzustreuen. Band I. „Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen“ von E. Duller. Mit der Wärme und Begeisterung geschrieben, wodurch auch

des Verf. deutsche Geschichte sich schon in mehreren Auflagen den Weg in das Volk gebahnt hat. Es ist übrigens Schade, daß nicht mehrere solcher Parallelen gezogen sind; freilich ist es immer viel schwieriger, als eine einzige für sich bestehende Biographie abzurunden. „Pestalozzi" von A. Rodnagel. In dieser Schilderung hielt ich mich an die vortreffliche Arbeit von Dr. Blochmann in Dresden, doch keineswegs so, daß nicht auch die übrigen Vorgänger und zumeist die Schriften des Alten selber benutzt wären. Man hat mir in den Blättern für literar. Unterhaltung mit Recht vorgeworfen, ich hätte das eigentliche Verhalten im Streit zwischen Pestalozzi und Niederer nicht angegeben; ich will noch dazusetzen, daß ich überhaupt in dieser Biographie an einigen Stellen zu einseitig verfahren habe; Vieles müßte ganz anders gefaßt sein; ich will mich nur eben mit Göthe entschuldigen:

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten!

„Jakob Laffitte" von W. Sauerwein, ein anspruchsloses Bild, dessen Verf. nun auch schon den Zoll der Sterblichkeit entrichtet hat. „Arndt" von Hadermann in Frankfurt, hat gerade darin ein Hauptverdienst, daß es im schönsten Zusammenhange alle die Frechheiten aufdeckt, welche die Franzosen seit dem Bestehen des deutschen Reichs sich gegen unser Volk zu Schulden kommen ließen, denn durch diese Zusammenstellung, die man nicht als einen Auswuchs ansehen sollte, wird dem Leser der Haß gegen die Franzosen klar und gerechtfertigt, den mit Arndt noch gar bedeutende Charaktere theilen und wenn man auch den Haß ganzer Nationen gegen einander an sich nicht das Wort reden darf, so gibt es doch Zeitpunkte, wo die Selbstständigkeit der Einen und der Andern eine gewisse Abneigung als gerechte Waffe zu Hülfe nehmen muß: der Brüderbund aller europäischen Völker, den Napoleon im Geiste vorausgesehen, wird wahrscheinlich eben so wenig noch zu hoffen, als der „Kosakenstaat", den er als Gegensatz zu jenem annimmt, wenigstens für unser Jahrhundert zu fürchten sein. Arndt ist sich in der letzten Zeit nicht ganz gleich geblieben; er stellt die armen Polen in ein trübes Licht und kämpft in allem Ernste für die Schilderhebung des gegenwärtigen preußischen Königs, die nun einmal, nach den Berliner Ereignissen zu schließen, wenigstens für uns Süddeutschen eine Unmöglichkeit ist. Leidet Arndt schon an den Schwächen des Alters, oder führt ihn die Dankbarkeit diesmal so weit? — „Zschokke" von A. Rodnagel. Das von mir gewählte Motto aus einem Briefe Zschokke's an Ittner, mit dem Schluß: „Ist Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen," scheint doch eher auf unsere Zeit zu passen, als die Briefstelle, die kürzlich den Weg durch öffentliche Blätter machte und worin Zschokke der Meinung ist, die gegenwärtigen Kämpfe des Volkes für seine ureigenen Rechte dürften „Jahrzehnte" dauern weil der Schlamm aus der Tiefe heraufgewühlt werde. Weh' uns, sollte dies Wort eine Wahrheit werden! Dann würde Europa in einem gräßlichen Vertilgungskriege seine edelsten Kräfte vergeuden, und wenn dann der Koloß im Osten unerschüttert stehen bliebe und bis zu Ende nur den Zuschauer abgäbe, dann sollte wohl auch der angedrohte „Kosakenstaat" nicht ausbleiben. Doch vertrauen wir Ihm, dessen Gedanken nicht unsere sind! Bei Zschokke hatte ich die „Selbstschau" als Hauptquelle, die ich nur selten verlassen durfte, etwa

um zu seinen übrigen Schriften zu greifen. „Latour d'Auvergne, Frankreichs erster Grenadier“ von G. Lommel ist sehr kurz, doch immer eine ansprechende Mittheilung. Ihr folgen „Spee, Bekker und Thomasius“ von Dr. Duller, der sich darin zur Aufgabe setzt, die Ausbreitung und Ausbildung des Teufelsglaubens, der Zauberei und die Gräuel der Hexenprocesse zusammenzufassen, um denen in unserer Zeit einen warnenden Fingerzeig zu geben, die noch immer den Teufel als brüllenden Löwen herumschleichen lassen, der da sucht, welche er verschlinge. Duller hat seine Aufgabe würdig gelös't, wie er denn auch sonst immer für eine freiere, reinere Auffassung der religiösen Wahrheiten gegen Alle kämpft, die das siebenzehnte Jahrhundert so gerne wieder zurückführen möchten! — „Joachim Lelewel“ von Müller-Jahmus führt uns ein Stück der Geschichte Polens vor, das uns mächtig anreizt, der nächsten Zukunft mit gespannter Erwartung entgegen zu sehen. Auch „Lafayette“ von W. Sauerwein, womit der erste Band schließt, dürfen wir als wohl gelungen und der Nachbararbeiten würdig bezeichnen. — Band. II. beginnt mit „Fox“ von K. Buchner. Eine kurze Einleitung macht einigermaßen mit der englischen Staatsverfassung bekannt, deren Vorzüge in Deutschland noch keinesweges überall zugestanden werden — zum Theile vielleicht nur darum, weil man sie nicht genug kennt. Die Biographie selbst zähle ich zu den besten Arbeiten Buchners. „Savonarola“ von Duller bewegt sich in den Kämpfen auf dem kirchlichen Gebiete und ist besonders den Lesern zu empfehlen, dem das Leben und die Wirksamkeit jener Männer, die man als Vorläufer der Reformation betrachten muß, niemals dem innern Zusammenhange nach bekannt wurde; es steht hier ein lebendiges Bild des Jahrhunderts und seiner innern Zerwürfnisse vor uns. — „Gabriel Riesser“ von Jacob Weil, macht uns mit einem israelitischen Volksmanne bekannt, der früher — wie es Weil auch in dem einleitenden Vorworte berührt — keinesweges des ungetheilten Beifalles in der allseitigen Zustimmung des Volkes sich erfreuen durfte, gleichwohl aber dies mehr als Viele verdient hätte. Freuen wir uns, daß die jüngste Zeit einen Theil der Schuld gegen Riesser abträgt! „Papst Clemens XIV.“ ist von W. Hieronymi, dem Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde zu Darmstadt, mit der Klarheit und Wärme gezeichnet, die in des Verfassers Schriften überall so wohl thut. Schade nur, daß er die Wendung noch nicht kannte, die nun in der Geschichte der Jesuiten eintritt; er sagt aber doch mit festem Blick in die Zukunft schon am Schlusse: „Der Orden, den kein Machtbefehl vernichten konnte, er wird einer höhern Macht erliegen, der Macht der fortschreitenden Bildung und Aufklärung; wenn nicht plötzlich, so wird er allmählig untergehen, hinsterbend am Strahle der höher steigenden Sonne des Geistes.“ „J. G. Herder“ von Dr. Bernhard wird gewiß Vielen im Volke erwünscht sein die von diesem Priester wahrer Humanität kaum mehr als den „Cid“ oder vielleicht Eines seiner Lieder kennen, aus denen sich wahrlich doch Herders unsterbliches Verdienst um unser Volk nicht richtig bemessen läßt. „Lessing“ von A. Rodnagel. Ich habe in dieser Biographie versucht, Lessing auch für solche Leser anziehend zu schildern, denen seine Wirksamkeit auf dem Felde der Kritik ziemlich gleichgültig ist und die nichts von ihm lesen, als seinen Nathan oder die andern Dramen. Es lag mir am Herzen, überall auf die Zeitgeschichte zurückzugehen, und wo ich nur konntet die Briefsammlungen sprechen zu lassen. Habe ich an mehreren Stellen stat,

meines eigenen Urtheils das eines Literarhistorikers von gepriesenem Verdienste eingeflochten, so wird man mir das nicht übel anrechnen, weil eben bei einem Manne, dessen Hauptthaten seine Schriften sind, bei einem Heroen in der Literatur, auch die Behandlungsweise einen literarischen Beigeschmack haben soll. Am Schlusse habe ich eine Abhandlung Riessers benutzt, die gewiß vielen unserer Leser neu war, weil sie durchaus nicht die gebührende Verbreitung gefunden hatte. Uebrigens will ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich diese Biographie Lessings jetzt nur als Vorstudium zu einem größern Werke betrachten kann; ich arbeite seit Jahren beinahe ohne Unterbrechung an einem „Leben Lessings;" ich dachte es in der Kürze vollenden zu können, allein die politischen Bewegungen der Gegenwart, die Jeden, dem ein Herz für das Vaterland im Busen schlägt, zu gewaltig in ganz andere Ideenkreise hineinreißen, sie haben mich gezwungen, jene friedliche Arbeit vorerst zurückzulegen; — hoffentlich nicht für immer, die wiederkehrende Ruhe soll mir eine Aufforderung sein, die letzte Hand ans Werk zu legen! — Der Band schließt „Hohenheim von Dr. L. Griesselich; kurz, aber interessant und wohl schon um deswillen, weil man von diesem Arzt — sein Name „Theophrastus Paracelsus" ist den Meisten geläufiger — bisher immer eine ganz andere Meinung gehabt hat, als uns nach Durchlesung dieser Biographie werden muß. — Band III. bringt zuerst „Johann Huß von N. Habermann." Wenn auch die strenge Geschichtsforschung hier bei manchen Einzelheiten Einsprache thun mußte, so athmet doch das Ganze wieder einen freien Geist und bekundet eine tiefe und glückliche Auffassung. Habermann hat ein besonderes Geschick zu Arbeiten dieser Art; er sollte sich mehr darin versuchen. „Heinrich von Gagern" von K. Buchner. Wer konnte, als das Heft erschien, ahnen, daß Gagern so bald durch die rasche Umwälzung der Dinge an die Spitze der Verwaltung eines Staats gestellt würde, dessen Fürst und Minister er zuerst — in der Proclamation vom 6. März 1848 — in Deutschland aussprachen: „Die Bundesverfassung hat die gerechten Forderungen des deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt; dabei haben Wir die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Nationalvertretung zur Vervollständigung der Organisation und zur Erstarkung Deutschlands wesentlich beitragen wird." Was Gagern bisher für Hessen, was er in dem Parlement zu Frankfurt gethan, das freilich sind wesentlich Theile seines, jetzt ungemein bewegten Lebens, die aus begreiflichen Gründen in der Biographie von Buchner noch fehlen, aber doch muß ich wiederholen, Gagern ist immer derselbe geblieben, und alle Angriffe, früher von den Absoluten und ihrem Troß, so wie neuerdings wieder von Seiten der republikanischen Partei haben bis heute seinen Eifer für die konstitutionelle Monarchie nicht lähmen können. „Blücher" von E. Duller führt in die begeisterten Tage der Freiheitskämpfe unsers Volkes, deren Saaten erst jetzt aufzuschießen anfangen. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn die Regierungen ihre damals, in der Noth gegebenen heiligen Versprechungen gehalten hätten! Wir würden schwerlich heute die Frage hören: Ist Monarchie oder Republik die beste Regierungsform? — „Forster" von Dr. W. Stricker. Forsters Leben zu erzählen, und „die Ereignisse nachzuweisen, welche den ruhigen Naturforscher zum feurigen Anhänger der neuen Fortschrittsgedanken gemacht," es ist nicht leicht, auch wenn die brieflichen Aeußerungen des ersten Ergusses den getreuesten Spiegel seines Innern zeigen. Stricker hat in dem

engen Rahmen ein lebenvolles — freilich nicht durchweg den eigentlichen Mann des Volkes bezeichnendes — Bild ausgebreitet, wovon einzelne Züge auch in unsern Tagen wiederkehren dürften. — „Johannes Falk" von E. F. Lanckhard verweilt leider viel zu kurz bei diesem Pestalozzi des Nordens, wie ihn der Bearbeiter treffend genannt hat. Eben bei solchen Naturen war ein tieferes Eingehen, zumal auf seine Jugend- und Bildungszeit erforderlich und es hätte dazu doch nicht einer zu umfassenden Darstellung bedurft. Lanckhard führt uns zu rasch in die Knabenzeit Falks ein; eben so rasch zieht das Leben des Mannes vor unsern Blicken vorüber. — „Washington" von Dr. L. Braunfels entfaltet „das große Beispiel antiker Tugend im innigen Verein mit moderner Kultur." Eine Parallele mit Benjamin Franklin wäre hier an ihrem Platze gewesen; statt diese zu versuchen, vergleicht der Verf. das Kolonienwesen der Völker in älterer und neuerer Zeit und kommt so auf die amerikanischen Verhältnisse und den Kampf der Union für ihre Selbständigkeit. Die Kriege Washingtons bilden den Kern der ganzen Erzählung. — Sehr umfassend ist „Luther" von J. G. A. Wirth, doch brauche ich nicht näher darauf einzugehen, weil desselben Verf. deutsche Geschichte schon in zweiter Auflage in Deutschland weit verbreitet ist. Das Leben Luthers aber nur als besondere Bearbeitung der darauf bezüglichen Abschnitte jener Geschichte betrachtet werden kann. Die schlichte und doch männlich kernhafte Darstellung Wirths verfehlt ihren Eindruck nicht. „Stein" von Dr. Bernhard schließt den dritten Band unseres Werkes. Der Biograph läßt uns in frühere Zustände der preußischen Staatsverwaltung blicken, die der verhängnißvollen Zeit vorausgingen, wo Stein als großer Staatsmann das Ruder ergriff. Man wird von der gewandten und umsichtigen Darstellung und von der Beherrschung des Stoffes überrascht und gefesselt. Und wenn Bernhard auch gesteht, den „preußischen Staatsmännern," einer Schrift, die mit gediegener Sachkenntniß und staatsmäßigen Takt eine weise Mäßigung verbindet, viel zu verdanken, und Arndts Erinnerungen manchen Stoff boten: wir können unser Lob doch nicht schmälern. — Den Eingang zum vierten Band macht „Fichte" von Egidius. Der Verf. verweilt zwar auch bei dem philosophischen System dieses großen Denkers, aber er stellt zugleich die übrigen Schriften Fichte's, z. B. über die französische Revolution daneben, die gewiß heutiges Tages mehr gelesen zu werden verdienen. Die Urtheile sind selbständig. Er sagt unter Andern von Fichte: „In dieser Schrift hat F. der französischen Revolution das Wort geredet. Auch er theilte die unendliche Begeisterung, mit welcher die edelsten Männer in Deutschland sich damals dem großartigen Schauspiele zuwandten, einen Staat aus dem wahrhaften Wesen und Begriffe des Staats in die Wirklichkeit treten zu sehen; wie Klopstock, Kant, Schiller und Andere, knüpfte auch Fichte im Anfang an jenes überraschende Ereigniß die glühendsten Hoffnungen auf eine sittliche Wiedergeburt Europa's, und lebt der festen Zuversicht, daß, wenn die Leidenschaften verraucht, aus der Schreckenszeit der Anarchie für die Völker Segen keimen werde." — „Hermann v. Beckerath" von Friedr. v. Schönthal führt uns wieder einen der rüstigsten Streiter für politische und kirchliche Freiheit entgegen, deren Wirksamkeit durch die jüngsten Ereignisse in Deutschland erst zur vollen Anerkennung gelangen werden, einen Mann, dem nun auch Mancher huldigen wird, welchem es bei Anlegung der Schwarz-Roth-Goldnen Bänder etwas unheimlich zu Muthe

geworden. „Lornsen“ von K. Buchner, wendet unsere Blicke nach Schleswig-Holstein hin, auf dem sie ohnedies neuerdings unablässig ruhen würden, wenn nicht der Ost und Süd auch sein Recht verlangte. Lornsen war ein Märtyrer für die nationale Selbständigkeit seines Landes — möge sein Geist den Schaaren das Banner vorantragen, die — so hoffen wir mit dem Schwerte erringen, wofür so viele der Wackersten längst schon gern ihr Blut verspritzt hätten. — „Schiller“ von Dr. G. Zimmermann ist ein wohl gelungenes Lebensbild, das unter den Männern des Volkes nicht fehlen durfte. Ueber Schiller ist freilich (noch lange nicht so viel als über Göthe) schon manches treffliche Werk geschrieben, doch gerade für den Zweck, den unser Buch verfolgt, fand sich keine Biographie, und man muß anerkennen, daß Zimmermann, ohne gerade Neues zu bringen, das Mögliche geleistet hat. Einen besondern Vorzug seiner Arbeit finde ich darin, daß sie zugleich einen recht lebendigen und von aller unnützen Schulgelehrsamkeit freien Commentar zu den meisten Dichtungen Schiller's gibt, den Ideengehalt seinem innersten Kerne nach darlegt, und nicht auf die Zeitaufgabe der Entstehung sich beschränkt. So Was braucht das Volk, um sich mehr und mehr in die großen Dichter hinein zu leben! — „Vincke“ (Vater und Sohn) von F. v. Schönthal, bringt uns wieder den großen Lebensfragen näher, die in der Gegenwart pulsen, deren Lösung aber dem festen Sinne wahrer Volksmänner gelingen muß, wie viel sich auch dagegen stemmen mag. — „Leberecht Uhlich“ von F. Otto setzt uns nicht allein in den Stand, über die s. g. protestantischen Freunde und ihr Verhältniß zu der preußischen und sächsischen, überhaupt zu jeder Staatskirche ein sicheres Urtheil zu bilden, es läßt uns auch ahnen, an welchen Abgrund die protest. Kirche dadurch gerathen mußte, daß sie der Staat als eine Art von Polizeianstalt benutzen wollte, um die Ruhe oder vielmehr jene Gleichgültigkeit zu erhalten, die das wahre Heil der Kirche im Festhalten an längst erstarrten Formen erkennt. Uhlich sollte ein warnendes Exempel für Alle die werden, die es wagen könnten, gegen den Willen des Königs von Preußen, seiner Minister und Consistorien das Christenthum nach ihrer eigenen Weise aufzufassen, oder wenn der schlichte Mann das nicht wollte, dann mußte er gegen seine Ueberzeugung sprechen und noch mit weißem Haar zum Heuchler werden. Die Zeit hat gerichtet, aber geschlichtet ist die Sache noch nicht, wenn schon für den Augenblick durch Anderes in den Hintergrund gedrängt. Man ahnt es aus diesem Lebensblick, daß die evangelische Kirche in der nächsten Zeit vielleicht schon in viele einzelne Kirchlein zerfallen wird, gewiß aber, wie am Schluß angedeutet ist, nur um einer allgemeinen christlichen Kirche Platz zu geben, in deren Schoos Evangelische und Katholische — wenn die Parteinamen einmal getilgt sein werden — Raum neben einander finden. Wann dies sein wird? Das hängt davon ab, wie viel Zeit und Kraft Deutschland zu seiner politischen Neugestaltung braucht. — In „Arnold von Brescia“ erkennt Duller den eigentlichen Ahnherrn der Reformation, „welcher etwa vierthalb Jahrhunderte vorher, als Luther seine weltgeschichtlich gewordenen 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, in Italien, in Frankreich, in der Schweiz das Saatkorn der Freiheit ausstreute, und die Grundfesten des Papstthums in der Stadt selbst, wo der sogenannte Stuhl des Apostelfürsten steht, so gewaltig erschütterte, daß der dreifach gekrönte König der Könige, welcher sich den Knecht der Knechte nannte, schon nahe daran

war, wieder zum einfachen Bischof von Rom zu werden." Arnold dürfte Vielen im Volke wohl kaum dem Namen nach bekannt sein und daher danken wir dem Verf., daß er diese Biographie hier nicht vorenthalten wollte. Mit Arnold und dem folgenden Aufsatz sind nun auch sämmtliche Vorläufer der Reformation in dem vorliegenden Werk eingeführt. Dieses folgende Bild ist „Wikliffe" von Egidius. Dieser wird ebenfalls einem großen Theil der Leser wenigstens nicht näher bekannt gewesen sein. Noch mehr gilt dies von „Gregor v. Heimburg", den Wirth zu schildern unternahm. — Der alte „Hein" (von Dr. L. Griesselich) ist durch ein besonderes Volksbuch — bei Brockhaus — nicht volksthümlicher geworden, als durch seine praktische Wirksamkeit und seinen Charakter, denn dies Volksbuch muß als verfehlt bezeichnet werden. Daher war es keineswegs überflüssig, daß Griesselich ihn nochmals und nur als Mann des Volkes aufgriff. Somit schließt der vierte Band des Werks, aber das Unternehmen fand so viel Anklang in Deutschland, daß von allen Seiten eine Fortsetzung gewünscht wurde — und so entschloß sich Redaktion und Verlagshandlung dazu, eine Neue Folge (mit der 13. Lieferung) zu eröffnen. Duller bemerkt: „Wir werden wie bisher, die politischen und religiösen Interessen der Gegenwart in den Vordergrund stellen, und zwar indem wir nicht jene lebenden Zeitgenossen schildern, welche als die bedeutsamsten Vorkämpfer für die in unsern Tagen zum Durchbruch drängenden ewigen Ideen der Menschheit dastehen, sondern indem wir auch aus vergangenen Zeiten solche Charaktere wieder an's Licht des Tages und der Volkserkenntniß hervorführen, welche für jene Ideen schon früher gekämpft und gelitten, für den dereinstigen Sieg derselben das Leben zum Opfer hingegeben haben. So wird unser Volk erkennen, daß, wie auch die Menschengeschlechter aufblühen und dahinwelken, die großen Grundbedingungen und Grundgedanken der Menschheit, gänzlich unabhängig von aller zeitlichen Gewalt, unwandelbar fortleben und fortwirken; so wird unserm Volke die Vergangenheit nicht mehr als etwas Todtes und Abgemachtes erscheinen; nein, es wird in der Geschichte den ewigen Strom des Lebens und die fortwährende Offenbarung des Geistes erkennen, und dieser Geist wird es bewegen und treiben, die Gegenwart in freier Selbstthätigkeit schöpferisch zu gestalten." Was die von mir oben gewünschten Parallelen betrifft, so hat Duller auch diese für die nächsten Lieferungen im Sinne. Er äußert sich darüber: „Es liegt in der Natur der Sache, daß zu den meisten Charakteren, welche wir bisher geschildert haben, die Gegenstücke noch fehlen. Sollte unser Volk große Männer nicht bloß äußerlich kennen lernen, sollte es ihnen tief in's Herz hinein blicken und da drinnen die Sterne der Ideen leuchten sehen, so konnte die Schilderung ja eines Einzelnen nicht kurzweg auf wenigen Blättern abgemacht sein; wir durften somit das eigentliche höhere Interesse, welches solche Männer in Anspruch nehmen, nicht dem geringern der Vielheit opfern, und wir mußten es uns für die nächste Folge versparen, die Seitenstücke zu jenen Bildern vorzuführen, welche wir in der ersten Reihe aufgestellt, damit sich das Gebiet der Gedanken vor den Blicken unsres Volkes in seiner vollen Ausdehnung entfalten könne. Dem Bilde Luther's muß in diesem Sinne zur Ergänzung das Bild Zwingli's folgen, einem Hutten und Sickingen müssen ein Frundsberg, ein Philipp der Großmüthige gegenüber stehen, dem großen Lessing sein edler Moses Mendelssohn, einem Washington ein Ben-

jamin Franklin u. s. w. Indem wir somit in der nun beginnenden neuen Folge unseres Unternehmens durch Schilderung solcher Charaktere, wie die eben genannten, die erste Reihe zu ergänzen beabsichtigen, werden wir außer dem auch die Bilder eines A. H. Franke und Oberlin, Claudius und Hebel, Hofer und Nettelbeck, Schill, Körner und Erzherzog Karl, Rousseau, Th. Payne, Koscinszko, und von Volksmännern des politischen und religiösen Fortschrittes in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit unter Andern Sylv. Jordan, Behr, Rotteck, Itzstein, Hansemann, Beseler, Tiedemann, Hansen, Ronge, Armand Carrel u. s. w. vorführen. So halten wir denn unsern Zweck fort und fort im Auge: dem Volke zu geben, was des Volkes ist! Möge denn das Volk auch seinerseits fortfahren, sein ächtes Eigenthum zu erkennen und es in Empfang zu nehmen, mit dem frischen Muth: es auch geistig zu verwerthen!" —

Dies die Hoffnung für die Zukunft unsers Werkes. Von dem fünften Bande sind bereits die ersten Hefte heraus, welche „Th. Körner" von N. Habermann, „Itzstein" von Hoffmann v. Fallersleben, „Hofer" von Duller „Wullenweber" von Stricker enthalten. Die gewaltige Bewegung der Gegenwart hat selbst Männer, deren Namen unter den Mitarbeitern stehen, zu mehr als zum Kampfe mit der Feder geführt; wir erinnern nur an Dr. Hecker, dessen Stellung zu dem deutschen Volke und zu den Männern des Fortschrittes, wie wir ihn wollen, leider eine gar klägliche und verbrecherische geworden ist. An der Zeit wäre es auch, in den nächsten Lieferungen „Männer des Volkes" vorzuführen, die auf Thronen gesessen, damit die noch auf den Thronen sitzenden Fürsten einen Spiegel vor Augen haben, der ihnen richtiger und kürzer, als ihre Schranzen und der noch immer nicht gebrochene Wall des Adels zeige, was jetzt an der Zeit ist. Manchem, der nun rathlos um sich schaut, würden die Augen vielleicht eher aufgehen. — Wenn ich diese Anzeige eines Unternehmens, bei welchem ich selbst mit voller Seele betheiligt bin, nun damit schließe, daß ich vorzüglich den Lehrern der Jugend an unsern höhern Schulen die Verbreitung der „Männer des Volks" an das Herz legen möchte, daß ich dann überhaupt Alle, die es mit der Sache des Fortschrittes ehrlich und gut meinen, zur kräftigen Unterstützung auffordere, so fürchte ich in der That nicht mißverstanden zu werden, nicht die Beschuldigung des Selbstlobes oder der Anräucherung einer Coterie zu hören. Was liegt auch an den Beiträgen eines der Kleinen, wie ich bin? Ich gebe sie preis; man lasse nichts Gutes daran, als nur das Zugeständniß, der Verf. habe Liebe zu dem Volke und dem besonnenen Fortschritt darin an den Tag gelegt. Mir schon genug. Sagt man, die Rezension habe sogar die Aufsätze anderer Mitarbeiter weit überschätzt, so werde ich gewiß meine Rechtfertigung in Bereitschaft haben; gelänge sie nicht, dann müßte ich eben an die Idee appelliren, die das Unternehmen in das Leben rief. Diese muß man aber gelten lassen, und wäre gleich die Ausführung, was sie nicht ist, in vielen Theilen eine ganz verfehlte zu nennen. Wie ferne wir Mitarbeiter uns auch früher standen und zum Theil aus sehr begreiflichen Gründen noch heute stehen: Ein Band umschlang uns gleich zu Anfang — die Liebe zur Wahrheit und zur heiligen Bedeutsamkeit des Volkes in seinen Rechten, in seiner politischen und geistigen Entwickelung. — Es sind Pseudonymen unter uns? Ich will es nicht untersuchen, aber gewiß ist doch Keiner aufgetreten, den Feigheit oder Furcht bewog, einen

andern Namen zu borgen; und wie hat man von vorn herein in kleinern Kreisen die Achseln gezuckt, daß ein Vater von sechs Kindern an so bedenklichem Unternehmen sich betheiligen wolle! Lassen wir dies Alles bei Seite! Oeffnen wir unsere Brust dem frischen Frühlingswinde, der durch Deutschlands Gauen weht! Unser Buch war eine der Blumen, die schon keck sich hervorwagen, wenn die Welt noch nicht an das nahe bevorstehende Schmelzen der Schneekruste glauben will — glücklicher Weise kam bis jetzt kein Nachtfrost mehr, der sie gedrückt hätte. Geb's Gott, daß bald die ganze Wiese im bunten Farbenschmelze steht — und das Volk wieder so ruhig geworden ist, daß es an der Literatur Freude hat!

Darmstadt. **A. Nodnagel.**

Select Works of *Lord Byron*, with an Appendix containing *Songs and Ballads*. For the use of Schools, edited by Fr. Breier. (Oldenburg 1848. Schulze. 141 p. 8.)

Das kleine Buch, welches unter obenstehendem Titel der Schule dargeboten wird, ist nur für obere Classen, überhaupt für solche Schüler bestimmt, die im Verständniß und Gebrauch der englischen Sprache schon eine gewisse Leichtigkeit gewonnen haben. Es enthält aus den Werken des Dichters folgende Stücke: I. The Siege of Corinth. II. Mazeppa. III. The Prisoner of Chillon. IV. Einzelne Bruchstücke aus Childe Harold. V. Hebrew Melodies, mit Auswahl. Den drei ersten Gedichten sind die Einleitungen oder Vorbemerkungen beigegeben; die sparsamen Noten unter dem Text sind ebenfalls aus dem Dichter selbst, oder aus englischen Bearbeitern genommen. Aenderungen hat sich der Herausgeber nirgends erlaubt; nur mußte er in Mazeppa einiges verkürzen, wenn er nicht das ganze Gedicht ausschließen wollte; er glaubt aber, daß die ausgelassenen Stellen, wenn sie auch den Dichter charakterisiren, doch nicht zum Organismus des Gedichts nothwendig sind, und dieses nicht aufgehört hat, ein Ganzes zu sein. Der Anhang enthält auf 24 Seiten zuerst einige ältere Balladen (die Originale zu Bürgers „Entführung" und seinem „Kaiser und Abt"), außerdem einige Lieder der beliebtesten neueren Dichter. Ein kurzes Glossar (p. 140, 141) giebt die nothwendigen Vocabeln zu den aus Burns genommenen Gedichten. Die äußere Ausstattung des Buches ist gefällig, Druck und Papier vorzüglich gut, und, was gewiß ein großer Vorzug ist, der Text durchaus correct. Dies darf der Herausgeber, der jeden Bogen einer drei- bis viermaligen Revision unterworfen hat, mit gutem Gewissen versichern; es wird sich, außer dem, ihm zu seinem großen Aerger entgangenen Druckfehler auf S. 116, wo in der zweiten Strophe for *her* sake stehen muß nicht leicht ein erhebliches Erratum finden.

Diese, das Buch zunächst betreffenden Bemerkungen hätte der Herausgeber dem Gebrauche gemäß leicht in einer kleinen Vorrede zusammengefaßt dem Buche selbst beigeben können, allein verschiedene Gründe haben ihn bewogen, einen andern Weg einzuschlagen. Einmal sind die gegebenen Notizen der Art, daß ein jeder, der das Buch einer Ansicht würdigt, sie sich gleich selbst machen wird. Ferner mußte er seinem Verleger darin Recht geben, daß ein deutsches Vorwort in einem ganz englischen Buche sich sonderbar würde ausgenommen

haben, und für ein deutsches Publikum englische Vorreden zu schreiben, schien ihm eine Art von Rückfall in die oft verspottete Manier der klassischen Philologen, denen die modernen Sprachgelehrten ja so gern etwas anhängen. Vorzüglich aber glaubte er, um das Erscheinen des Buches zu rechtfertigen, seine Ansichten über Schullectüre und fremde Sprachen näher darlegen zu müssen, was nicht mit wenigen Worten geschehen konnte, und wenn es in der Vorrede geschah, das Buch selbst unnöthiger Weise würde vertheuert haben. Der Herausgeber wird deshalb im Folgenden freimüthig aussprechen, was und wie er über die Lectüre neuerer Sprachen denkt; irrt er, so ist er gern bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen; ihm selbst, der seit längerer Zeit einer höheren Bürgerschule vorsteht, ist es um die Förderung der Schule allein zu thun.

Die Realschule strebt immer mehr dahin, in den neueren Sprachen, insbesondere der französischen und englischen, ein Medium zu finden, vermittelst dessen sie den Verlust ersetzen kann, welchen sie auf Seiten der intellectuellen Bildung durch das gänzliche oder theilweise Aufgeben der alten Sprachen erlitten hat. Ob in den neueren Sprachen ein völliger Ersatz gegeben werden kann, mag immerhin in Frage gestellt werden. Wie einmal die Sachen stehen, liegt dem Pädagogen die Pflicht ob, den Erscheinungen der Zeit zu folgen, und für die Jugendbildung sich jeglichen Stoffes so weit und in der Weise zu bemächtigen, als er ihn fruchtbar finden und machen kann. Sollen nun, wie es gefordert und behauptet wird, die neueren Sprachen ein specifisches, und zwar ein Hauptbildungsmittel der Realschule sein, so müssen sie vor allem zuerst aus der Stellung herausgerückt werden, in welcher sie nicht allein bei dem großen Publikum, sondern auch zum Theil bei dem lehrenden Personal stehen: ich meine, es muß anerkannt werden, daß nicht Sprach- und Sprechfertigkeit das Ziel und der Zweck der Schule ist, sondern Bildung d. h. Förderung des Geistes und Charakters; wozu die Sprachen nach Inhalt und Form ein Mittel sind, die Fertigkeit aber im Sprechen und Schreiben derselben ein unmittelbares Resultat, das wohl Folge der Schularbeit ist, nicht aber der letzte Zweck.

Eben so wenig ferner als Sprachfertigkeit letzter Zweck der Schule ist, ist es Kenntniß der Literatur. Aus einer guten Schule, einem wahrhaft pädagogischen Sprachunterrichte wird der Schüler gewiß manche hübsche literarische Kenntnisse mit hinausnehmen; allein dies ist ein Vortheil, den er nebenher in den Kauf bekömmt. Klarheit des Denkens, Fertigkeit im Schließen, schnelle und gründliche Auffassung des Gegebenen im Ganzen wie in seinen Theilen, dies ist von logischer Seite; in ethischer und ästhetischer Hinsicht ist Läuterung, Erweckung, Erhebung zum Edlen, Großen und Schönen das Ziel des Unterrichts, das, warum wir in den Schulen fremde Sprachen treiben, fremde Schriften lesen. Es giebt freilich eine Stufe, auf welcher das Lesen zunächst nur ein Mittel ist, die Sprache kennen zu lernen; ist aber diese Stufe erstiegen, geht der Unterricht auf die höhere Stufe, die der eigentlichen Lectüre, hinüber, so macht sich die oben genannte Forderung geltend; damit aber auch zugleich die Nothwendigkeit, daß, was auf Schulen gelesen wird, auch wahrhaft groß, edel und schön sei; es muß wenigstens dem Besten und Höchsten angehören, was eine bedeutende Zeit auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat. Denn nur Einmal ist das Schöne in voller Klarheit auf der Welt erschienen, in der Blüthezeit des hellenischen Geistes — dieser Born ist der Real-

schule nicht zugänglich. In aller späteren Zeit hat wiederum nur Einmal aller Reichthum der neueren, erlösten Welt sich mit antiker Hoheit, Ruhe, Gestalt vermählt — wir Deutschen können uns dessen rühmen. In den übrigen Literaturen ist dieser Bund nicht geschlossen worden. Der neue Most ging nicht in die alten Schläuche, und wo er sie zerriß, fand er das Gefäß nicht, in welchem der reine Wein konnte ausgegohren werden.

Was hat nun die Realschule zu thun? Die Gymnasien haben bei den alten Sprachen ihren bestimmten Kreis von Literatur, innerhalb dessen sie sich bewegen. Gestützt auf eine lange Erfahrung, gehen sie sicher ihren Gang; und wenn es auch bei einzelnen Schriftstellern immer noch nicht fest steht, ob und wie weit sie auf Gymnasien gelesen werden sollen, so ist das von keinem Belang im Vergleich mit dem erprobten, feststehenden Material; die Pädagogik der Schule wird davon nicht weiter berührt. Die moderne Realschule, die ja selbst mit ihren Sprachen noch nicht auf's Reine ist — denn das Englische z. B. steht ja noch gar nicht fest —, hat noch weniger ein festes Prinzip für ihre Lectüre gewonnen; und hätte sie es auch, so hat sie dennoch einen schweren Stand, weil der Reichthum so groß ist, daß eine Wahl um so schwerer werden muß, je beschränkter die Zeit, welche der eigentlichen Lectüre gewidmet werden kann. Denn es läßt sich ja auch das nicht leugnen, daß die Gymnasien für eine einzige Sprache so viel Zeit haben, als wir für zwei bis drei. Kommen muß es aber dahin, daß für die neueren Sprachen sich gleichfalls eine beschränkte Anzahl von classischen Schriftstellern und Werken feststellt, mit denen die Schule sich im Dienste der Wahrheit beschäftigen kann; es kann nicht so bleiben, wie es zur Zeit noch steht, daß man bei jedem neuen Cursus wieder in das breite Feld der Wahl hinausgeworfen, daß der Schule alles Mögliche, sogar Yorick's sentimental journey, zu Nutz und Frommen angeboten wird.

Das kräftige Leben, welches die höhere Bürgerschule durchströmt, bürgt wohl dafür, daß das Ziel wird erreicht werden; daß aber vorher noch manche Proben zu machen, manche Vorbereitungen zu treffen sind, daß, im Fall auch das Gebiet schon bestimmt wäre, bis zur gehörigen Ausrüstung und Bereitung des Materials noch eine gute Zeit verfließen wird, ist eben so wenig zu bezweifeln. Wir glauben daher im Dienste der Schule zu handeln, wenn wir auch nur in großen Umrissen das Gebiet der englischen Sprache mit Rücksicht auf das Bedürfniß und den Zweck der Schule einer Musterung unterwerfen.

Zunächst wird die Schule bei der englischen Sprache vorzugsweise die Poesie ins Auge zu fassen haben, wogegen im Französischen die Prosa ein Hauptträger der Schulbildung sein muß. Die beiden Sprachen ergänzen in dieser Hinsicht einander. Während nämlich die Franzosen im Grunde gar keine Poesie haben, ist ihre Prosa unbestritten musterhaft, die Engländer im Gegentheil, deren Prosa eigentlich ohne Stil ist, stehen an Reichthum und Gehalt der Poesie hinter keiner Nation zurück. Aus diesem poetischen Schatze — darauf kommt es an — hat die Schule, mit weiser Beschränkung dasjenige auszuwählen, was an sich groß, in seiner Art eigenthümlich und für die Entwicklung der Literatur oder Geschichte zugleich bedeutungsvoll ist. Zuerst und vor allen wird daher Shakspeare an der höheren Bürgerschule eben so stehende Lectüre sein, wie etwa Sophokles am Gymnasium. Hierüber weiter zu reden, wäre eine sehr überflüssige Arbeit; kurz und bündig hat H a g e n a im Programm

des Oldenburger Gymnasiums von 1847*) darüber gesprochen. Die dort entwickelte Ansicht ist namentlich für das Gymnasium vollkommen gegründet; ja, auch die höhere Bürgerschule wird es verantworten und sich dabei beruhigen dürfen, wenn sie in ihren höheren Classen auch nichts weiter als einige Stücke von Shakspeare ordentlich gelesen hat. Sie wird ihre Pflicht gegen die Jugend damit besser erfüllt haben, als wenn sie ein großes Handbuch mit Proben aus allen Gattungen, Zeiten und Autoren durchmustert oder ein Dutzend moderner Romane liest. Uebrigens ist das Englische an der Realschule ein wesentliches Element, während die Gymnasien es immer nur als Nebenfach und in Accommodation gegen den Zeitgeist aufnehmen können. Die höhere Bürgerschule will in das höhere Leben einführen, wie das Gymnasium in des Alterthums Geist und Gesinnung; sie wird sich eben deshalb weiter ausbreiten müssen.

Aus der übrigen englischen Poesie kann unseres Erachtens die Schule nur noch zwei Epochen ins Auge fassen, diejenigen nämlich, welche mit den Zeiten der englischen und französischen Revolution zusammenfallen. Was dazwischen liegt, die Periode der correcten Prosa, der reflectirenden Poesie eines Pope, Addison und ihrer Zeitgenossen, mag immerhin für die Literatur und Geschichte einen großen Werth haben; die Schule ihrerseits darf diese ganze Zeit getrost liegen lassen, da der Ideen- und Gedankengehalt ihr anders woher zuströmt, die Correctheit aber in der classischen französischen Poesie ursprünglicher erscheint. Und die Schule hat alle Ursache, ihre Zeit zu Rathe zu halten. Anders verhält es sich allerdings mit Milton; doch möchte er theils wohl über den Kreis der Schule hinaus liegen, theils sein Hauptwerk von zu großem Umfang sein; und das Lesen von Bruchstücken ist zu vermeiden, wo es zur Zerstückelung eines organischen Ganzen führt; denn manche Sachen vertragen freilich recht gut eine Zerstückelung oder Verkürzung.

Was endlich die neuere englische Poesie betrifft, welche demnach allein übrig bleibt, so hat sie zwar eine Menge berühmter und bedeutender Namen aufzuweisen, und Byron ist weder der einzige, noch nach Zeit und Richtung der erste; allein, wie sein Vaterland, trotzdem daß er es verschmähte, ihn als den größten anerkennt, so wird auch bei uns niemand es leugnen, daß er vollständig als Repräsentant des modernen Geistes gelten kann, und daß man mit ihm den Schlüssel und das Verständniß für alle übrigen Dichter hat, so weit sie nicht ganz speciell politisch-nationale, sondern allgemein menschliche Interessen behandeln, mit denen es die Schule eben allein zu thun hat. Nicht allein daß Byron an Phantasie, Behandlung der Sprache, Fluß und Schwung der Rede, an Kraft, Erhabenheit, Lieblichkeit der Darstellung in Handlungen und Schilderungen, an Leichtigkeit, an unmittelbarer Schöpferkraft alle vor und nach ihm übertrifft; er ist auch darin ein Typus der neueren Zeit überhaupt, daß er jene subjective Gefangenheit im höchsten Grade ursprünglich besitzt, die später zur Mode geworden, und die ihn in einen ganz polarischen Gegensatz zu Shakspeare stellt. Denn wie dessen Poesie ganz plastisch ist, wie er sich mit völliger Hingebung in alle Charaktere hineinwirft, sieht jener überall nur sein

*) Die Shakspeare-Studien auf dem Oldenburgischen Gymnasium, nebst Berichtigungen der Schlegelschen Uebersetzung. Oldenburg 1847, bei Stalling.

eigenes Ich, macht alles nur zum Spiegelbild seiner eigenen Empfindungen. Eine Situation, welche sein Gefühl einigermaßen auf verwandte Weise in Anspruch nahm, wurde ihm zum Gedicht; und es ist merkwürdig genug, wie er aus der bloßen Situation heraus dichtet, ohne sich um Thatsachen, Geschichte und Charaktere zu kümmern, während in Shakspeare die Quellen der Geschichte strömten. Nachdem Byron seinen Gefangenen von Chillon geschaffen hatte, ein Gedicht, das eben so schnell entstand als es glänzend honorirt und reißend verschlungen wurde, wurde er hinterher gewahr, was er auch selbst eingesteht, daß er von dem wirklichen Gefangenen nichts gewußt habe; denn sonst, sagt er (p. 64 Advertisement) würde ich versucht haben, dem Gegenstande durch eine Verherrlichung von des Mannes Muthe und seinen Tugenden mehr Würde zu geben. Man darf aber für gewiß annehmen, daß, wenn überhaupt diese Aeußerung wahr sein soll als eine literarische Ausflucht, er doch nicht im Stande gewesen wäre, einen Charakter außer seinem eignen darzustellen. Er konnte einmal nicht aus sich heraus.

Ist nun Shakspeare ganz in die große Welt menschlicher Geschicke, Thaten und Leidenschaften hineingegangen, hat Byron in allen Werken nur sein eignes, eigenthümliches Leben wiedergespiegelt, und sind endlich beide in ihrer Art einzig zu nennen; so haben wir damit eine gewisse Totalität, und wer sich mit diesen beiden ernstlich beschäftigt, in ihren Werken gearbeitet hat, wird sich nachher in den übrigen Schriftstellern leicht orientiren können, er wird einen reichen Schatz in sich tragen. So glauben wir denn, der Schule einen Dienst zu thun, wenn wir ihr eine Auswahl aus Byrons Werken darbieten, da die sämmtlichen Werke gewiß so wenig in die Schule gehören, als sie leicht zu haben sind. Wir sind der Ansicht, daß von einem zweijährigen Cursus ein Semester gern auf Byron verwandt werden kann, während die übrigen drei dem großen Dramatiker geweiht sein müssen. Auf eine solche Zeit ist die Auswahl berechnet. Die ausgewählten Stücke dürften sich leicht selbst rechtfertigen. Byrons Dramen können der Schule so wenig wie alle andre dramatische Poesie neben Shakspeare helfen; des Dichters Größe ist in seinen Erzählungen, worin ihn keiner erreicht hat, noch so leicht erreichen wird. Reine Logik ist überhaupt kein Object des Schulunterrichts; wir haben uns daher begnügt, aus den Hebrew Melodies, als einer eigenthümlichen, der Jugend an sich näher liegenden Erscheinung, eine Reihe aufzunehmen, ohne die übrigen lyrischen Gedichte, die sich mehr auf des Dichters eignes Leben beziehen, zu berücksichtigen. Childe Harold ist vollständig schwerlich zur Schullectüre geeignet; das Gedicht selbst verträgt es aber seiner Natur nach sehr gut, mit Auswahl eingeführt zu werden. Ob die ausgewählten Stücke gerade die schönsten sind, darüber ließe sich streiten; jedenfalls sind es nicht die schlechtesten, noch der Jugend unzugänglich. Von dem Anhange ist oben die Rede gewesen, die darin enthaltenen Gedichte werden sich zum Auswendiglernen sehr gut eignen, wie denn auch alle Byronschen Sachen sich leicht lernen. Im Ganzen, glauben wir, bietet uns das Büchlein, so klein es ist, eine Mannichfaltigkeit poetischer Formen, ohne darüber die Einheit zu verlieren.

Oldenburg. **Fr. Breier.**

Französische Grammatik von Caspers, Prof. am Gymnasium zu Recklinghausen, und Aufgaben zum Uebersetzen ins Französische von demselben; Münster, Theissing 1842 u. 1848.

Die erwähnte Grammatik ist bereits vor mehren Jahren erschienen. Wenn wir sie nicht früher einer besondern Besprechung unterwarfen, so lag der Grund davon an dem Inhalte und dem Plane des Buches selbst. Wir hofften zuversichtlich, daß der Herr Verf. mit der Zeit eine Ansicht gewinnen würde, welche der der Grammatik entgegengesetzt wäre. Derselbe hat indeß jetzt im Gegentheil sogar Verstärkungstruppen nachrücken lassen. Dieses veranlaßt uns, hier im Kurzen die gedachten Bücher in Bezug auf ihre Zweckmäßigkeit zu besprechen.

Da die franz. Sprache in Betreff des rohen Materials großen Theils von der lat. stammt, so meint der Hr. Prof. auch, daß ebendeshalb zwischen dem Lat. und dem Franz. in allen Rücksichten eine außerordentliche Verwandtschaft stattfinde. Und in diesem Glauben verspricht derselbe überraschend günstige Resultate, wenn auf dem Gymnasium die fr. Grammatik an die lat. angeschlossen und aus ihr entwickelt wird, und wenn man dort lat. Klassiker in's Franz. übertragen läßt. Dieses Verfahren gewährt, wie der Verf. vermeint, folgende drei Vortheile: Es erleichtert erstens die Kenntniß der franz. Grammatik, zweitens die der lateinischen, und drittens befördert es die formelle Bildung.

So anerkennenswerth auch das Streben des Herrn Prof. ist, so müssen wir doch bedauern, daß sein Ziel auf dem vorgeschlagenen Wege unerreichbar ist, und wir äußern mit Gewißheit, daß er Niemand, welcher die lat. Sprache und den Geist der franz. gründlich kennt, für seine Ansicht gewinnen wird. Zur Begründung unseres Urtheils diene das Folgende:

I. Die Grammatik. Die franz. Grammatik muß also nach dem Hrn. Verf. aus der lat. hergeleitet werden, und sie soll in dieser Weise behandelt leicht behaltlich sein. In lexikalischem Belange, in Betreff des rohen Materials schließt sich zwar die fr. Sprache zum Theil an die lat., und wird wegen dieses Verhältnisses in ihren Wörtern für die Gymnasiasten nicht schwer. Aber dieses auch allein bildet den größern Berührungspunkt der beiden Sprachen. In der Anschauungs- und Darstellungsweise derselben ist zwischen ihnen ein Unterschied, den zweitausend Jahre mit ihren großen Ereignissen geschaffen haben; so daß trotz ihrer lexikalischen Verwandtschaft unläugbar ein merklicherer Abstand zwischen der lat. und franz. Sprache besteht, als zwischen dem Franz. und dem Deutschen. Diese Behauptung findet ihre völlige Bestätigung in der Erscheinung, daß, wie bekannt ist, die Uebersetzung aus dem Lateinischen dem Deutschen viel geringere Schwierigkeit bietet als dem Franzosen. Wenn nun der große Unterschied der fr. und lat. Sprache unumstößlich feststeht, wie will man denn jene aus dieser herleiten? Dieses zeigt sich somit als Unmöglichkeit. — Nach dieser Allgemeinheit wollen wir unsern Gegenstand nicht verlassen, wir wollen auch noch zeigen, wie der Verf. das Versprochene durchaus nicht geleistet hat und nicht leisten konnte. Dieses ist um so leichter, als er die grammatischen Momente der beiden Sprachen nebeneinander stellt.

a) In der Formenlehre wird z. B. zu le père, du père, au père u. s. w. pater, patris, patri gefügt, zu j'ai, tu as; j'aime u. s. w. habeo, habes, amo,

obgleich dem Franz. die Deklination des Subst. fehlt, und obgleich in der lat. Konjugation keine erleichternde Aehnlichkeit mit der franz. vorhanden ist. An andern Stellen der Motionslehre wird zu der franz. Form weitläufig die Herleitung des betreffenden Wortes gesetzt, wie zu leur S. 35. Wo ist hier die Entwickelung der franz. Formenlehre aus der lat.? — Der vom Hrn. Prof. gegebene Anschluß der Formenlehren der beiden Sprachen reducirt sich sichtlich auf die Ableitung. Dahin gehört derselbe also auch. Die durch ihn sich herausstellende Verschiedenheit erleichtert nicht allein die Erlernung des Franz. nicht, sondern ist dafür gar hinderlich, indem die Aufmerksamkeit des Schülers stets auf einen andern, sehr fremden Gegenstand gelenkt wird. Vor Bäumen sieht er den Wald nicht.

b) In der Syntax finden sich im Lat. und Franz. einige Uebereinstimmungen, wie das ja auch in allen Sprachen der Welt der Fall ist; allein sie sind so unbedeutend, daß daraus keine erhebliche Erleichterung vorzugsweise durch das Lat. erwächst. Man wird sogar einräumen, daß sie geringer zwischen den genannten Sprachen ist, als zwischen der franz. und deutschen, wenn man nicht mit dem Verf. behauptet, daß Erscheinungen, wie le retour de N. (als Gen. nach ihm zu fassen), il est temps de dîner, il est naturel d'aimer (Genit.) les siens u. s. w. sich mehr an die lat. Ausdrucksweise (den Genit., das Gerundium) als an die deutsche (die Rückkehr von; es ist Zeit zu essen, es ist natürlich zu lieben) schließt.

Der Hr. Verf. geht in der Satzlehre selbst soweit, daß er, um nur die franz. Ausdrucksweise in das Kadre der lat. Syntax zu bringen, Dinge in die franz. Grammatik zieht, welche der betreffenden Sprache ganz unbekannt sind. Der Verf. spricht z. B. von Fällen, wo der Genitiv, Dativ, Akkussativ u. s. w. stehen müsse, von Präpositionen, welche diese Kasus regieren, während doch die Sprache von diesem nichts oder fast nichts weiß. Wollte man auch diesem Fremdartigen den Eingang in die franz. Sprache nicht verschließen, so würde man doch sicherlich nicht mit dem Verf. Verhältnisse als Genitive, Dative gelten lassen, welche keine sind; z. B. l'enfant aux yeux-bleus (Dat.) il tombe à genoux (Dat.); à tout moment (Dat.); un chemin fait de fer (Genit.), combler de larmes (Genit.), il est facile de vaincre (Genit.) u. s. w.

Auf natürlichem Wege ist es also keine Möglichkeit, die franz. Grammatik aus der lat. zu entwickeln. Die vom Hrn. Prof. der franz. Sprachanschauung angethane Gewaltthätigkeit setzt zwar in den Stand, fremdartige Dinge an einander zu schließen, aber zum Nachtheile des zu erlernenden Gegenstandes selbst, weil man durch dieselbe verhindert wird, sich in die wahre und mithin allein lebendige Anschauung des fremden Idioms zu versetzen. Es ist unbegreiflich, wie der Hr. Verf. die Ansicht aussprechen kann, daß sein auf Unwahrheit und Zwangsmaßregeln basirter Anschluß Leben (und nicht den Tod) in eine Sprache bringen werde.

Die Aehnlichkeiten, welche **wirklich** zwischen dem Franz. und Lat. sind überlasse man der anregenden Auffindung der Schüler oder dem Lehrer.

Wenn ferner Herr E. sein Verfahren so sehr rühmt, weil es die Bekanntschaft mit dem Lat. befördere, und weil es, wie er sagt, die hohen Vorzüge der Mutter vor der **ausgearteten** Tochter zeige, so fühlen wir ein reges Mitleid mit der armen Tochter, welche so stiefmütterlich vom Hrn. Prof. stets in die Ecke geschoben, und nur gezeigt wird, um die schöne sittsame Mutter zu ver-

herrlichen. Schwerlich wird der Schüler, wenn auch der Zutritt noch so leicht ist, eine Bekanntschaft mit einer so übelberüchtigten Tochter anknüpfen.

Der Hr. Prof. glaubt endlich, daß seine Methode die formelle Bildung befördere. Wir zweifeln sehr daran. Denn Prokrustesmaßregeln können wol gleich lange Körper hervorbringen, aber nur verstümmelte oder verrenkte Glieder, welche ihre bildende Schönheit verloren haben. Meint Hr. C., daß nur aus Deklinationen, dem lästigen Gerundium u. dgl. formelle Bildung gezogen werden können? Sollte nicht in jeder Sprache, wenn sie nach ihrem eigenthümlichen Genius gründlich behandelt wird, Stoff genug liegen, den Geist der Schüler zu bilden?

Die in Rede stehende Grammatik ist zwar nicht umfangreich; sie enthält aber auch viele sogar wichtige sprachliche Erscheinungen nicht. Auch finden sich in ihr nicht geringe Unrichtigkeiten, wie in der Aussprache des ai, eu, in den persönlichen Fürwörtern, den Fragewörtern, über das Subj. des Infinitivs, über die Apposition, die Kasus u. s. w.

II. Aufgaben zum Uebersetzen in's Französische. Wer die große Schwierigkeit erwägt, welche der Gymnasiast hat, eine in etwa erträgliche Uebersetzung der lat. Klassiker in's Deutsche zu liefern, und wer bedenkt, daß die deutsche Sprache die zur guten Uebertragung derselben erforderlichen Eigenschaften in weit höherem Grade besitzt, als die franz., der wird diese Aufgabe nicht noch dadurch (bis zur Unmöglichkeit) erschweren, daß er die Schüler die alten Klassiker in eine fremde und ungelenkigere Sprache übertragen läßt. Wenn es ferner den gebildeten Franzosen nicht unmöglich ist, eine solche Aufgabe zu lösen, ohne dem Original oder seiner Sprache Gewalt anzuthun, so ist es unbegreiflich, wie Hr. C. von dem Obertertianer die Uebersetzung des Nepos, dem Sekundaner die des Cäsar und dem Primaner die des Cicero und Livius verlangen kann. Der Obertertianer hat erst seit einem Jahre in zwei wöchentlichen Stunden Französisch gelernt, und nun soll er schon mehr leisten als der Franzose selbst. Dieses ist also eine Methode, welche noch mehr verspricht, als diejenige, welche in 6 Monaten (ausschließlich auf die Sprache verwandt) die Schüler nur das lehren will, was jeder Franzose kann, nämlich Französisch-sprechen. — Man wird wohl für die lat. Wörter der gedachten Auktoren französische erhalten, aber kein längeres Satzgefüge, wie es sich in ihnen in der Regel findet, in einer etwas erträglichen oder gar verständlichen franz. Sprache wieder bekommen. Das, was nach Hrn. C.'s Vorschlag Anfänger (Obertertianer)-Arbeit werden soll, das ist eine Aufgabe, deren Lösung dem Lehrer selbst nicht gelingt, so weit kennen wir die franz. Sprache auch. —

Das Uebersetzungsbuch scheint den Grundgedanken des Gesagten durch die vielen zu den lat. Aufgaben hinzugefügten franz. Ausdrücke und Fingerzeige zu bekräftigen. Wozu wären diese nöthig, wenn die vom Verf. behauptete große Verwandtschaft der beiden Sprachen wirklich vorhanden wäre? Beweis't derselbe nicht durch diese vielen Erleichterungsmittel die Irrigkeit seiner Ansicht?

Eine unabweisliche Folge von der vorgeschlagenen Uebersetzung in's Französische wird offenbar die sein, daß der Schüler aus einer antiken Anschauung franz. schreiben und sprechen lernen soll, während es doch nur aus der modernen geschehen kann. Ist man auf den Gymnasien ohne dies schon genöthigt, die Schüler, welche freie franz. Arbeiten anfertigen, stets gegen die antike Darstellungsweise zu warnen, so thut die Methode des Hrn. C. gerade das Gegen-

theil von jener Warnung und tritt somit der Erlernung des Franz. hindernd in den Weg. Die franz. Sprache ist eine moderne und sie kann folglich auch nur aus der modernen Anschauung aus geschrieben und gesprochen werden. Der Deutsche mag, wenn er Lust dazu fühlt, über Rom nach Paris reisen, aber er hat auf dieser weiten Tour viele Hindernisse zu übersteigen; viel näher, sicherer und ebener ist für ihn der direkte Weg.

Was endlich die Einrichtung dieses Buches angeht, so sind die vielen hinzugefügten Wörter u. s. w. deshalb von großem Nachtheil, weil sie nur eine Krücke bilden, an der die Schüler sich durch dasselbe hindurcharbeiten. Sie verhindert dieselben, einen selbstständigen Gang zu versuchen, und eine weitere Uebersicht über den lexikalischen Schatz der Sprache zu gewinnen, als die Ausdrücke bei den Aufgaben gewähren. Jene Einrichtung beschleunigt zwar die Anfertigung des Pensums, aber nicht die Erlernung der Sprache.

Unser Endurtheil geht also dahin, daß sowohl die gedachte Grammatik als die lat. Uebersetzungsaufgaben der Erlernung der franz. Sprache hinderlich sind. Und wir dürfen wol die Hoffnung aussprechen, daß man es wol nicht so leicht zugeben wird, daß einem Unterrichtsgegenstande ein so nachtheiliger Hemmschuh angelegt wird, als der vom Hrn. Prof. bereitete. X.

Fr. Schubart. Französisches Lesebuch mit Vorgrammatik und schriftlichen Aufgaben zum Schulgebrauch. Erster Cursus. Erfurt, Körner. 1847.

Wenn die Vorrede derjenige Theil eines Buches ist, in dem sich dasselbe über seine Berechtigung auszuweisen hat, so hat der Verfasser wohl daran gethan, aus seinem Lesebuche die Vorrede wegzulassen; denn außer einer in praktischer Kürze zusammengestellten Tabelle der Conjugationen, die viel besser allein in großem Formate gedruckt worden wäre, bringt er nichts Ersprießliches: er müßte denn etwa als einen eigenthümlichen Vorzug geltend machen wollen, daß die deutsche Uebersetzungsaufgabe, die sich jedesmal einem französischen Stücke von verwandtem Inhalte anschließt, mehr oder weniger ein zusammenhängendes Ganzes bildet — eine Arbeit, der allenfalls auch ein guter Schüler gewachsen gewesen wäre.

Dagegen treten einem, auch bei nur oberflächlicher Durchsicht, in dem eigentlich didaktischen Theile, der Vorgrammatik, und in dem ersten, selbst bearbeiteten, Theile des Lesebuches die gröbsten Fehler in solcher Masse entgegen, daß man es schwer begreifen kann, wie eine solche Arbeit von einem Lehrer herrühren kann.

Wenn in dem folgenden Sündenregister die Schuld des Setzers nicht von der des Autors gesichtet ist, so geschieht das aus dem einfachen Grunde, weil es, wie der Leser zugeben wird, nicht möglich ist.

Accente ausgelassen sind: S. 2 chatelain, chatelaine. S. 3 regulier, regulière. S. 10 acquerir. S. 11 recu, resoudre, resolv, resolu. S. 12 acquierent. S. 13 il plait (findet sich jedoch S. 23). S. 16 enchainement, gout. S. 90 des (Präposition).

Falsche Accente: S. 15 nous *gi*sons. S. 19 r*é*tenir. S. 61 reconn*ût* (Défini). S. 90 lég*é*reté 2 mal.

Falsche Verbindung oder Trennung: S. 20 afinque, bienque, parceque*) (ebenso S. 32, 33, 36, 40, 58, 106). S. 33 au dessus. S. 39 aujourdhui (3 mal) S. 49 sur-quoi. S. 81 quelque fois. S. 90 quelque-fois.

Fehler gegen die Flexion des Particips: S. 23 Nous avons vu ta mère, tu ne l'as pas *vu;* vous ne l'avez pas *vu.* S. 27 Est-ce que les oies volent? moi je ne les ai pas *vu* voler. S. 33 Par quelle porte êtes-vous entr*é* dans cette belle maison? c'est par la grande porte de devant que nous sommes entrés. S. 38 nous descendîmes tous à la fois au jardin; et pourquoi y êtes-vous descend*u*?

Bevor der Verfasser seinen zweiten Cursus in Angriff nimmt, empfehlen wir ihm, außer dem, was die Koryphäen wie Schifflin rc., ja, was alle mittelmäßigen Grammatiken über diesen Punkt sagen, die kleine Monographie von Rau (Heidelberg, Groos, 1846) nachzulesen.

Der grammatische Ausdruck dürfte an Verständlichkeit nichts einbüßen, wenn, sei es auch auf Kosten der Originalität, Wendungen vermieden würden, wie: S. 4 substantivisch und adjectivisch gesprochen, ma in mon umgesprochen; S. 8 stumme Endungen werden angesprochen. (Wie fängt man das nur an? Das ist ja wie דֹּם דֻּמָּם nach dem Schalle gebildet, schweigen.) Auch ist es nicht herkömmlich, Blendlinge wie S. 4 Personal-pronom, Possessiv-pronom zu bilden; und S. 3 möchte es statt „man beobachtet" richtiger „man beobachte", sowie S. 4 zweimal statt „man gibt Acht" „man gebe Acht" heißen.

Wenn Vollständigkeit in dem vorliegenden Werkchen auch nicht erzielt werden sollte, kann man doch fragen, warum unter den Diphthongen (Triphthongen) nicht oen, unter den Nasalvocalen (nasilirte Sylben nennt sie, weniger alltäglich, der Verfasser) neben oin nicht auch uin und ouin genannt sind, warum diese und die „mouillirten Sylben" nicht geordnet sind, warum S. 3 im Nom. und Acc. des bestimmten Artikels l', S. 4 les vôtres, S. 13 die Bemerkung fehlt, daß paitre kein Défini hat, sowie bei den unregelmäßigen Verben noch manches Andere, zu dessen Ergänzung wir dem Verfasser „Wolfart, Formen des französischen Zeitwortes" nebst dessen reichem, wenn auch nur für Lehrer brauchbarem Schatze der Thèmes français (Magdeburg, Heinrichshofen, 1845—1846) dringend empfehlen.

Die den Lesestücken untergelegten Anmerkungen können keinen Vorzug vor anderen dergleichen Arbeiten beanspruchen. Die lexikalischen Kenntnisse können auf zweierlei Weise von dem Schüler erworben werden. Entweder er erhält durch den Lehrer und, wenn es denn durchaus sein muß, durch Anmerkungen, das Schlagwort für die specielle Stelle und wird angeleitet, aus mehreren speciellen Bedeutungen die allgemeine zu abstrahiren, oder das Wörterbuch gibt ihm die Grundbedeutung, und man läßt ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall ableiten. Der Verfasser gibt aber weder die Grundbedeutung noch immer die besten Schlagwörter. Das erste hat er gar nicht versucht; für den anderen Mangel führen wir einige Beispiele an:

*) Wenigstens ist die allgemein angenommene Orthographie für die Trennung.

S. 45 . . . deux annés de sécheresse et de famine, dont le pays était affligé [6]), et une assez longue maladie, dont Liu-iu fut attaqué [7]).

6) affliger niederschlagen. 7) attaquer angreifen.

S. 61 Quel bonheur! s'écria-t-il, en joignant [4]) les mains.

4) joindre zusammenfügen.

S. 97 figurer en raccourci [13]).

13) raccourci verkürzt.

S. 104 Tantôt nous la voyons (la lune) sous la forme d'un très-petit croissant [7]).

7) Bogen.

Ueberflüssige Noten sind schädlich. So findet sich S. 53 taël, chinesische Münze (ohne den Werth anzugeben), nachdem jeder Schüler das schon aus dem Vorigen weiß, wo das Wort einigemal vorgekommen ist.

S. 44 und 50 geben durch Fehlendes und falsche Ziffern Beweis davon, wie nachlässig die Noten durchgesehen worden sind. Zu diesem für ein erstes Schulbuch sehr mißlichen Mangel führen wir ferner an:

S. 3 cadeau-x neben gen-oux. S. 6 recoiv. S. 10 neben couvrir fehlt . . . . unter offert. S. 33 quatres. S. 88 La laine des brebis et des moutons est très-précie*ux*.

Endlich können wir uns nicht damit einverstanden erklären, daß Schülern, namentlich Kindern, Uebersetzungsaufgaben anders als im reinsten Deutsch vorgelegt werden.

Die äußere Ausstattung kann man bei den jetzigen Ansprüchen an Druck und Papier wirklich nicht verschwenderisch nennen.

Gedichte von Adolf Schults.*) Zweite stark vermehrte Auflage. Magdeburg, Verlag von Emil Baensch.

Wenn auch Beurtheilungen neu erscheinender Gedichte nicht in den Kreis des Archivs gezogen werden können, dasselbe vielmehr seiner Tendenz nach Recensionen, welche literarische Erscheinungen beim Publico einführen, den belletristischen und rein kritischen Zeitschriften überlassen muß, so glauben wir doch bei vorstehender zweiten Auflage der Gedichte von Adolf Schults insofern von dieser Regel abweichen zu dürfen, als wir unsre Leser auf dieselbe besonders aufmerksam machen und zwar weil einmal die lyrische Poesie das unbestrittene Eigenthum der deutschen Nation ist und die einzige Gattung, in welcher Franzosen und Engländer sich uns nicht gleichstellen und weil zweitens die Lehrer aus diesen Gedichten gehaltreichen Stoff für die Schullesebücher und Chrestomathieen, die auch Proben von neuern Dichtern bringen wollen, schöpfen können. Wir glauben aber Sammler um so mehr auf diese Gedichte hinweisen zu müssen, als einzelne Lieder sich dem schönsten zur Seite stellen, was unsre lyrische Poesie darbietet, und sie dabei die Eigenschaften in sich tragen, welche sie der Jugend empfehlenswerth machen und die wir unter den neuern Dichtern fast nur bei Rückert so natürlich und lauter in aller Sittenreinheit und Unbefangenheit sich aussprechen hören. Da für die Schüler nur das Beste gut genug ist, so soll ihm nur Classisches geboten werden, also zunächst und zumeist

*) Von demselben Verfasser erschienen so eben: Märzgesänge. 25 Zeitgedichte. Fein cart. 12 Sgr. Lieder aus Wisconsin. Fein cart. 12 Sgr.

von Classikern, den Heroen unsrer Literatur, aber auch was classisch ist von Dichtern, deren Flug sich nicht stets in die höchsten Regionen versteigt oder die nur einen kleinen Garten bebauen, aber in demselben liebliche Früchte ziehen. Zu diesem aber wird jederzeit unser zarter Dichter gerechnet werden, und werden seine Blumenlieder und Naturbilder von der Kritik aller für lyrische Poesie empfänglichen Gemüther in dem Maße Anerkennung finden, als sie sich größerer Verbreitung erfreuen. Wiewohl auch unter den lyrisch-epischen viel Vortreffliches und die andern Abtheilungen: Frühlingsfeier und Liebeleben echt lyrische Ergüsse, des Vaters Tod ein sanfter Wehmuthshauch, so geben wir doch namentlich zu obigem Zweck den erstgenannten Liedern den Vorzug: es sind lyrische Gedichte, die nur eine Empfindung wecken und sie zu einem Gedanken erheben. Eine poetische Weihe entzaubert die stille Pflanzenwelt in den Blumenliedern und führt in den Naturbildern von der sichtbaren Schöpfung sinn- und gefühlvoll in die Welt der Ideen. Für keinen geringen Vorzug halten wir auch, daß die Sprache eben so einfach, wie rein und edel ist und die Lieder alle kurz. Wir bringen eine Probe, die uns der Zufall gibt, und die keineswegs als das beste herausgepickt ist:

See und Himmel.

Der Himmel blickt zum See hinab,
Dort unten wär' er gerne:
Erwählt im dunklen Wassergrab
Begraben seine Sterne.

Gen Himmel aber schaut die Flut,
Da droben wär' sie gerne:
Sie weiß nicht, daß im Schooß ihr ruht
Das ganze Heer der Sterne.

Abrégé de l'histoire de la Littérature française depuis le XIII. siècle, avec des modèles de chaque auteur etc., par C. Schnabel. Leipzig. Einhorn. 1847.

Das außerordentliche Lob, welches von dem Herrn Referenten in dem Leipziger Repertorium (Heft 17, 23. April 1847) dem obigen Werke gezollt worden ist, hat mich allein zu der folgenden Kritik veranlaßt. Der Ref. hätte sich bei einer näheren Einsicht gewiß anders über ein Werk geäußert, welches nicht geeignet sein kann, in dem Kreise, für welchen es bestimmt ist, nützliche Dienste zu leisten, und die höher strebende Jugend in eine gründliche Kenntniß der französischen Literatur einzuführen. Ich begnüge mich, das erste Capitel durchzugehen. Da der Anfang eines Werkes meistens am sorgfältigsten bearbeitet wird, um etwa als captatio benevolentiae bei dem Leser zu dienen, so läßt sich kaum erwarten, daß, wenn dieser mangelhaft ist, das übrige sich als viel besser herausstelle.

Ist Herr Schnabel wirklich ein Deutscher, wie der Ref. im Repertorium es auf's sicherste behauptet und was auch aus seiner Dédicace an den Herrn

Stanislas David hervorzugehen scheint, so ist es nicht zu begreifen, wie er schon am Anfang seines Buches (S. 3) hat sagen können: voilá donc la langue française toute faite et semblable à la nôtre. Nicht der deutschen Sprache etwa? Zwar sind die Worte wörtlich aus Villemain (Littér. au moyen âge. IXme. leçon) abgeschrieben, wie auch die zweite Hälfte des Artikels über Thibaut de Champagne, aber, wer es nicht weiß, muß meinen, es seien die Worte des Herrn S. selbst, denn sie sind gar nicht angegeben als ein Citat. Herr S. hätte viel einzuklammern gehabt, er hat sich diese große Mühe ersparen wollen. Seite 5 liest man: on y retrouve cette naïveté de style particulière à nos romans anciens. S. 12.: le poète est un de ceux auxquels nôtre langue etc. Ja, man schlage irgend eine beliebige Seite auf und man wird sehen, daß der Herr Verfasser überall als Franzose auftritt. Vielleicht hat er sich so in das Wesen der französischen Nation, in den Geist ihrer Sprache und ihrer Literatur hineingelebt, daß er beim Abfassen des Werkes sein Vaterland vergessen hat. Es stellt sich aber leider nur heraus, daß er beim Abschreiben vergessen hat, die pronomina possessiva zu ändern. — Um jetzt zu dem Werke überzugehen, bemerken wir zuerst, daß Herr S. es mit denselben Worten anfängt, mit denen Herr Loeve Weimar seinen Précis de l'histoire de la littérature française einführt, nur hat er am Ende des Satzes, um eine selbstständige Diversion zu machen, geradezu das entgegengesetzte gesagt. Man vergleiche:

Loeve Weimar: Au temps où le Dante jetait les fondements d'un langage national et d'une littérature classique, les lettres, moins avancées en France etc. se distinguaient déjà par un caractère particulier.

Herr Schnabel: Au temps où le Dante jetait les fondements d'un langage national et d'une littérature classique, la France n'avait pas encore d'essais d'un caractère qui lui fût propre.

Und H. Loeve Weimar oder richtiger Bouterweck, der hier wörtlich übersetzt wird, hat völlig recht, denn als Dante seine Divina Commedia erscheinen ließ, hatte Jean de Meung den bekannten Roman de la Rose so eben vervollständigt, und worin tritt der ächt französische Geist besser hervor, als in diesem witzigen und räsonnirenden Gedichte? Loeve Weimar wird fortexcerpirt, nur ändert Herr S. einige Ausdrücke und andere läßt er weg, wodurch auch manchmal Unrichtigkeiten entstehen. Herr S. sagt z. B.: La langue d'oc s'éloigna tellement de la langue d'oil — qu'on peut dire quil n'y avait pas de France. Loeve Weimar sagt auch so, fügt aber nach Bouterweck hinzu: dans le sens moral du mot, la langue française n'étant pas même comprise dans le midi.

S. 3. Nachdem Herr S. einige noch für uns ziemlich verständige Verse des König-Dichters Thibaut de Champagne (1201 — 1253) erwähnt hat (dieselben, die sich bei dem Herrn Villemain finden), fährt er mit dessen eigenen Worten weiter fort (Moy. âge IX. leçon), die wir oben abgeschrieben haben: Voilà donc au commencement du XIII. siècle la langue française toute faite et semblable à la nôtre. In einer Vorlesung, wo noch manches mündlich hinzugefügt wird, was in den Druck nicht übergeht, läßt es sich wohl begreifen, wie Villemain sich auf eine so bestimmte Weise ausdrücken könnte, aber Herr S. hätte wohl hinzufügen sollen, daß, obgleich sich in dem

angeführten Stücke die Sprache Thibaut's als toute française zeige, so biete sie doch den Lesern eine ziemliche Anzahl philosophischer Schwierigkeiten dar, und daß man es dem La Ravalière wohl zu verdanken habe, daß er seiner zu Paris 1742 erschienenen Ausgabe der Poésies du roi de Navarre ein Glossarium beigefügt habe. Herr S. steht mit sich selbst im Widerspruche, denn er sagt Seite 8: Sous la plume de Froissart la chronique est assez intelligible, tandisque la poésie est aussi obscure que celle de Thibaut, comte de Champagne.

Herr S. erklärt das Wort oi, welches vorkommt in dem Probestücke Quand je oi, ne sais Comment — durch ouï. Er wollte gewiß ouis sagen; aber warum nicht — j'ois? Was noch jetzt im scherzhaften Style angewendet wird?

S. 4. Marie de France. — Man muß den Titel Marie de France nicht etwa so verstehen, als handelte es sich hier wirklich nur von jener Fabel-Dichterinn des XIII. Jahrhunderts." Denn kaum hat Herr S. ein paar Worte über sie gesagt, so geht er ohne weiteres zu einer ziemlich unklaren und verwickelten Geschichte der älteren französischen Romane über.

Herr S. schließt zwar den ganzen Artikel, um zu beweisen, daß er trotz der Digressionen die Marie de France doch nicht aus dem Auge verloren habe, mit einem Urtheil über die innere Beschaffenheit ihrer Fabeln. — Er sagt unter anderem von Marie: Elle traduisit alors Esope, Jean du Châtelet, les maximes attribuées à Caton, so daß man es so zu verstehen hat, als hätte die Marie, außer den äsopischen Fabeln auch den Jean du Châtelet und die dem Cato zugeschriebenen Sinnsprüche übersetzt, was höchst sonderbar vorkommen muß. Gewiß hat Herr Schnabel so interpungiren wollen: Marie traduisit les fables d'Esope; Jean du Châtelet les maximes attribuées à Caton. Denn daß dieser letztere die dem Cato zugeschriebenen Apophthegmata übersetzt habe, ist eine bekannte Sache. Aber wie geht denn der Herr S. so auf einmal zu du Châtelet über? Diese Unordnung ist höchst verwirrend. — In Beziehung auf die Romans sagt er unter anderm: Ces livres de Chevalerie, tels qu'Amadis, furent imités des Espagnols. Der Satz ist undeutlich, denn des Espagnols könnte hier auch im Sinne von par les Espagnols verstanden werden. Hat dieses der Herr S. ausdrücken wollen, so hat er diesen Streitpunkt etwas zu kurz abgemacht; er hätte wenigstens einige Gründe anführen sollen, und nicht so ohne weiteres die von den meisten Literarhistorikern angenommene Meinung, daß der Amadis von Gallien kein selbstständiges Produkt der Nation, sondern dem Portugiesen Vasco de Lobeira zuzuschreiben sei, widerlegen sollen; wollte er aber das Gegentheil sagen, so hätte er, meinen wir, sich auf die gewöhnliche Art ausdrücken sollen: furent imités de l'espagnol. Herr S. geht zu einer anderen Gattung von Romanen, zu den damals so beliebten allegorischen Romanen über, und redet besonders von deren type, dem Roman de la Rose, der zwei Jahrhunderte hindurch als ein Meisterwerk des menschlichen Geistes galt, und trotz der beständigen Polemik, welcher er von Seite der Priester und besonders der Frauen, die sich beklagten, darin auf eine schändliche Weise mißhandelt zu sein, ausgesetzt wurde, trotz dem, daß ein Gerson dagegen schrieb und ein Secretair des Papstes Felix V. Martin Franc seinen Champion des dames dagegen verfaßte, immer noch die Oberhand gewann, worin die Vorfahren der Franzosen einen guten

Vorrath an Geduld zeigten. Von diesem unermeßlich langen Gedichte sagt der Verfasser: il y a dans cet ouvrage deux parties distinctes: l'une de Guillaume de Lorris, l'autre de Jean de Meung, surnommé Clopinel. Ist es dem Leser klar, was der Herr S. will mit den zwei parties distinctes? Wenn auch die beiden nachher genannten Verfasser andeuten, was der Herr S. damit gemeint hat, so hätte er wenigstens hinzufügen können, daß jene Verfasser nicht gleichzeitig gelebt haben, sondern daß Guillaume de Lorris in das 13. Jahrhundert gehört (+ 1240) und Jean de Meung in das XIV. (geboren zwischen 1310 und 1322), und daß etwa dieser letztere auf Befehl des Philippe-le-Bel das schon aus 4,550 Versen bestehende didactisch-allegorische Gedicht seines Vorgängers mit noch 18000 V. bereichert hatte, aber an Geist und Anmuth dem de Lorris wohl bei weitem nachstand. Der Verf. sagt weiter: C'est pendant que celui-ci (Jean de Meung) achevait son travail que le Dante dotait L'Italie de sa Divina Comedia. Durfte Herr S. einen Jean de Meung neben einem Dichter wie Dante so kurzweg erwähnen, ohne nur ein Wort über den so schlagenden Unterschied beider hinzuzusetzen. Statt dessen fährt Herr S. mit einigen Sätzen fort, die bei Villemain, aus welchem sie wörtlich abgeschrieben sind, einen guten Sinn haben, hier aber etwas sonderbar klingen. In dem sonst sehr passend angeführten Stücke aus dem Roman de la Rose, (die hübsche und so bekannte Schilderung der Zeit, die wir dem Guillaume de Lorris verdanken) hat Herr Schnabel einen Vers übersprungen und Anderes geändert. Es heißt nämlich bei ihm: Et de nous se part (li tens) et emble — si céleement, qu'il nous semble — qu'il s'arreste (für: qu'il nous soit) adés en ung point; ains ne fine de trespasser etc. Die Stelle wird aber, in Uebereinstimmung mit anderen von Bouterwek, der eine der ältesten Ausgaben, Paris 1521, in Folio benutzt hatte, auf folgende Weise angeführt (Gesch. d. fr. Poesie und Beredsamkeit T. I. S. 38.):

Et qui de nous se part et emble
Si céélement, qu'il nous semble
Qu'il nous soit adés en ung point,
Et s'il ne s'y arreste point.

Bouterwek hat gewiß céleement anstatt céélement schreiben wollen, von celata mente, oder auch celleement, wie das Wort bei Wackernagel vorkommt. (Altfr. Lieder und Leiche, 7, 6.)

Uebrigens nähert S's. Text, derselbe wie bei Tissot, wo der übersprungene Vers sich doch findet, mehr der ältern Orthographie, während die von Bouterwek benutzte Ausgabe, welche in die Zeit Marots fällt und vielleicht von diesem Dichter selbst besorgt wurde, sich nach der Schreibart des XVI. Jahrhunderts richtet. — Beide Texte sind aber gewiß vom Original mehr oder weniger abweichend.

S. 6. Jean Froissart. Da Herr S. selbst zugiebt, daß Froissart weit bekannter ist als Historiker, denn als Dichter, so sehen wir nicht ein, warum er dessen Chroniques durchaus nicht erwähnt und nur von den Gedichten dieses in so mancher Hinsicht merkwürdigen Geschichtsschreibers redet. Hier hat er Nisard, den er doch anderswo wohl zu benutzen weiß, ganz außer Acht gelassen. Wie viel nützlicher wäre es gewesen, wenn ein Probestück aus Froissarts Kroniken mitgetheilt gewesen wäre, wie etwa jene wahrhaft rührende,

obwohl nicht ganz historische Erzählung der Standhaftigkeit der Einwohner von Calais, als diese Stadt von Edward III. so hartnäckig belagert wurde, und besonders jener schönen Selbstaufopferung der sechs angesehensten Männer, um das Leben ihrer Mitbürger zu retten.

Loeve Weimar, den Herr S. wohl kennt, ob er ihn gleich in seiner Vorrede nicht nennt, übergeht zwar nicht den Froissart als Dichter, kehrt aber später zu ihm als Historiker zurück, und characterisirt ihn als solchen. Herr S. weiß nicht einmal seine Quellen richtig zu benutzen; was er über Froissart sagt, schreibt er aus dem zweiten Bande von Tissot's Leçons et modèles de lit. franç. wörtlich ab, vergißt aber dabei dessen ersten Band nachzuschlagen. Das irrende Leben Froissart's der manchmal mit Herodot verglichen wird, obwohl man sich hüten sollte, sich in eine solche Vergleichung einzulassen, bietet so manches Interessante dar und hätte wohl etwas weitläuftiger behandelt werden sollen, denn gerade aus solchen biographischen Details ließe sich, neben einer Zusammenstellung mit den Geschichten eines Villani's oder einer Knighton's am allerbesten ermitteln, in welchem Grade Jean Froissart's Chronique de France etc. Glaubwürdigkeit verdient.

Herr S. geht hierauf zu den gereimten kleinen Erzählungen oder Fabliaux über, ohne ein Wort von einer ähnlichen Gattung, z. B. den Contes, hinzuzufügen. Wir finden auch diesen Theil etwas mangelhaft. Daß die Franzosen zuerst auf ihren Kreuzzügen im Morgenlande durch die arabischen und persischen Märchen veranlaßt wurden ähnliche Dichtungen in ihrer Sprache zu versuchen, giebt Herr S. wohl an, obgleich er durch ein hinzugefügtes probablement die Sache als noch nicht abgemacht anzugeben scheint — Andere hätten Sans doute gesagt — aber in wie weit die Franzosen sich hier als selbstständig zeigen, und in wie fern die arabischen und persischen Märchen sich als durchaus in Bezug auf Sitten und Geist von den Fabliaux unterscheiden, wird unseres Erachtens, sehr ungenügend und viel zu kurz auseinander gesetzt. Der Herr Verf. hätte nicht einmal nöthig gehabt, zu französischen Werken, die diesen Gegenstand behandelt haben, seine Zuflucht zu nehmen, da trotz der gewiß verdienstlichen Leistungen eines Fauchet, Legrand d'Aussy, Caylus, Barbazan und Méon doch nur wenig darüber ermittelt worden ist. Er hätte bei seinem Landsmann Bouterweck vieles über diesen Gegenstand Scharfsinnige und Gediegene finden können; aber Herr S. scheint überhaupt keine Rücksicht auf die Leistungen seiner Landsleute zu nehmen, die sich besonders in den letzten Jahren mit französischer Sprache und Literatur mit wahrhaft gründlicher und in die Sache tief eingreifender Gelehrsamkeit beschäftigt haben. Ebenso hätte Herr S. den bekannten Herrn Nisard nicht unbeachtet lassen sollen, der die französische Literatur sehr gründlich behandelt, und den wahren Geist seiner Sprache am tiefsten und richtigsten aufgefaßt hat. Aus ihm hätte Herr S. lernen können, wie ein Abriß der französischen Literatur zu schreiben sei, wie man, ohne sich in weitläufige Erörterungen einzulassen, ein recht lebendiges Bild des Entwicklungsganges der französischen Sprache liefern kann. Bei Nisard ist Nebensache immer nur Nebensache, und das Hauptsächliche, das Characteristische mit einem außerordentlich feinen Gefühl und mit großer Schärfe hervorgehoben. Die strengste logische Ordnung wird beständig beibehalten, und seine Schreibart möchte wohl als Beispiel dienen, wie man sich, ohne der Sprache im mindesten Gewalt zu thun, mit Tiefe und Gründlichkeit auch französisch ausdrücken kann.

Auch ein anderer Schriftsteller hätte Herrn S. große Dienste leisten können, sowohl in Bezug auf das Material, als besonders auf Anordnung. Ich meine den Discours sur la littérature française, welchen der sowohl als Theolog wie als Literator rühmlichst bekannte, leider jetzt hingeschiedene A. Vinet zu Anfange des III. Bandes seiner vorzüglichen Chrestomathie française hatte einrücken lassen (Bâle. chez Neukirch. 1841), und der schon zu Brüssel als ein besonderes Schriftchen, bei Meline 1839, unter dem Titel: Résumé de l'histoire de la littérature française erschienen war. Vinet steht keinem französischen Literator nach, und was er überhaupt über französische Literatur geschrieben hat, ist so gedankenreich, so selbständig, zeugt von einer solchen Belesenheit und tiefem Eindringen in den Geist der Schriftsteller und ihrer Zeiten, daß man seine Schriften noch so oft lesen kann, ohne von ihnen sagen zu können, man habe ihren Inhalt ganz erschöpft. Er verbindet in seinen Schriften deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Tiefe mit französischer Präcision und Eleganz. Eine einzige Stunde ihm zuzuhören, gab dem Geiste genug zu schaffen.

S. 12. Clotilde de Vallon-Chalys. Herr S. sagt von den angeblichen Gedichten Clotilde's nur folgendes: Ce serait le moment de parler des oeuvres de Clotilde du Vallon-Chalys, si l'on était parfaitement d'accord sur l'origene de ses poésies, qu'on assure avoir été récemment retrouvées. Wenn Herr S. auch nicht die schlagenden Gründe eines Raynouard befriedigend fände, der in dem Journal des Savants vom Monate Juli 1834, bei Gelegenheit der Herausgabe der Poètes français depuis le XIIe Siecle von Anguis (v. Ste Beuve: Poésie fr. au XVIe Siècle. Clotilde de Surville init.) dem Herausgeber es zum Vorwurfe macht, daß er in seine Sammlung die angeblichen Gedichte von Clotilde de Surville aufgenommen habe, ohne ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß man die Verfasserin nur anführen dürfe als Dichterin des XVI. Jahrhunderts; wenn Herrn S. auch das nicht genügte, was Nodier in seinen Questions de Littérature légale, (1811) sagt; *) wenn endlich die so trefflichen Gründe Villemain's, den Herr S. so eben in seinem Artikel über Charles d'Orleans wörtlich ausgeschrieben hatte, ihm kein sicheres Resultat über den Ursprung der oben genannten Gedichte gewähren konnten, so hätte er sich wenigstens doch das annehmen sollen, was Sainte-Beuve seiner Nov. 1841 geistreich geschriebenen Abhandlung über Clotilde de Surville später hinzufügte, um seine Ansicht auf eine unstreitbare Weise zu bestätigen. Ich führe hier seine eigenen Worte an: Au mois d'avril 1842, j'eus l'honneur de recevoir de M. Lavialle de Masmorel, président

---

*) Comment s'expliquer dans se poëme de la Nature et de l'Univers que Clotilde avait, dit-on, commencé à 17 ans, la citation de Lucrèce, dont les oeuvres n'étaient pas encore découvertes par le Pogge et ne pénétrèrent probablement en France qu'après être sorties en 1473 des presses de Thomas Ferrand de Bresse? Comment comprendre qu'elle ait pu parler à cette epoque des satellites de Saturne, dont le premier fut observé par Huyghens en 1655, et le dernier par Herschell en 1789?

du tribunal civil de Brives et ancien député de la Corrèze, une lettre dont l'extrait, si flatteur qu'il soit, ne m'intéresse pas seul: „Monsieur, en parcourant la Revue des Deux Mondes je lis avec plaisir un article de vous sur les poésies de Clotilde de Surville. Vous avez rencontré parfaitement juste lorsque vous avez attribué ces poésies au Marquis de Surville. Ce fait est pour moi de la plus grande certitude; car il m'a été certifié par mon père, qui, ayant été le compagnon d'infortune du malheureux Surville et son ami intime, avait fini par lui arracher l'aveu qu'il etait réellement l'auteur des prétendues oeuvres de son aïeule. Vous pouvez compter entièrement sur la certitude de mes renseignements, et j'ai pensé qu'il vous serait agréable de les recueillir." Ich will auch zugeben Herr S. kenne diese Notiz Ste.-Beuve's, erachte sie aber nicht für zuverlässig genug, um sich bestimmt über den wahren Verf. der genannten Gedichte zu äußern, so hätte er sich doch durch eine Vergleichung des Styles (welcher dem Leser gar keine sprachlichen Schwierigkeiten darbietet) mit demjenigen der angeblich gleichzeitigen poetischen Erscheinungen, bestimmen lassen sollen, jene Gedichte als jedenfalls nicht in das 15. Jahrhundert gehörend anzugeben, sondern sie als ein Product einer weit späteren Zeit zu bezeichnen. Ich weiß recht wohl, daß Herr S. in Bezug auf Clotilde die Worte Loeve Weimar's abgeschrieben hat, und daß Herr Loeve Weimar ein recht gediegener Schriftsteller ist, der nichts ohne nähere Prüfung behauptet, aber Herrn Loeve Weimar war es kaum möglich sich im Jahre 1837 anders auszudrücken, da man über den wirklichen Verfasser der genannten Gedichte nur muthmaßlich sich äußern konnte; hätte er aber im Jahre 1847 denselben Gegenstand behandelt, so würde er gewiß auf die Angabe Ste.-Beuve's Rücksicht genommen haben. — Herr S. hätte auch hier den Tissot besser benutzen können.

S. 15. Villon. Der Artikel über Villon ist vielleicht einer der schönsten im ganzen Werke, aber dies verdanken wir nicht etwa dem Herrn S., sondern einem der geistreichsten Kritiker und Philologen Frankreichs, dem eben genannten Herrn Nisard, dessen vorzügliche Uebersetzung einer großen Anzahl lateinischer Schriftsteller und Etudes de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence, allgemein bekannt sind. Nisard hat bekanntlich eine Histoire de la littérat. française ancienne et moderne herausgegeben, und es sind vor kurzem von ihm bei Didot die zwei ersten Bände einer von demselben Standpunkt aus verfaßten aber weit ausgedehnteren Literaturgeschichte erschienen. Seine Ansichten sind, wie schon von Anderen ganz richtig behauptet worden ist, durchaus neu; er tritt nicht in die Fußtapfen seiner Vorgänger sondern zeichnet sich aus durch seine originelle Auffassung der verschiedenartigen geistigen Erzeugnisse seiner Nation, durch einen ernsthaften Stil und die Strenge seiner Grundsätze. Wie hat es also Herrn S. nur einfallen können, sich die Ansichten eines so viel gelesenen Schriftstellers anzueignen? Als ich seinen Artikel über Villon las, und die eigenen Worte Nisard's darin fand, die sich mir zu tief ins Gedächtniß eingeprägt hatten, als daß ich sie je hätte vergessen können, so meinte ich natürlich, es wäre nur ein Citat und der Name des wirklichen Verfassers würde irgendwo angegeben sein, aber nein, kein Wort darin! Nachdem Herr S. als Probestück der Poesie Villon's, dessen herrliche Ballade des Dames du temps jadis citirt hat, fährt er mit den Worten Nisard's fort: M. Villemain a dit dans une de ses admirables leçons. J'ose

ne pas partager l'opinion de M. Villemain. Villon est le vrai novateur... und sofort anderthalb Seite hindurch. Er nennt sogar Herrn Nisard nicht in seiner Vorrede, wie er auch Herrn Loeve Weimar übergangen hat. Die gehören doch zu den Hauptmitarbeitern des Werkes!

S. 18. Martial de Paris (1440—1508). Bei Erwähnung des Martial de Paris, eines Dichters des XV. Jahrhunderts, von dem eine recht hübsche Satire gegen die damaligen Geistlichen angeführt wird, läßt sich Herr S. in eine weitläufige Geschichte des Ursprunges des französischen Theaters ein. Ich möchte nicht etwa Herrn S. zum Vorwurfe machen, daß er einen Gegenstand überhaupt behandelt habe, der in der Geschichte jeder Literatur so höchst interessant ist, aber gerade, weil die Geschichte der dramatischen Kunst in Frankreich ein wichtiger Punkt ist, hätte der Verf. davon in einem besonderen Kapitel handeln müssen und ihn nicht an einen Dichter, welcher, der Form nach wenigstens damit nichts zu schaffen hat, anknüpfen sollen. Wem würde es denn einfallen können, das betr. Kapitel neben Martial de Paris nachzuschlagen. Außerdem ist die ganze Sache, obgleich Herr S. auch hier wieder Herrn Loeve Weimar recht wacker benutzt hat, nicht auf eine gerade sehr einleuchtende Weise dargestellt. — Herr S. nennt poix pilés die lustigen Farcen, welche die Passionsbrüder einführten, um mit der Monotonie ihrer Mysterien etwas abzuwechseln. Gewiß wollte er pois pilés schreiben, und wenn er um diese damals gebrauchte proraabische Redensart zu erklären hinzufügt: c'est à-dire mélanges, so wollte er wohl den Singular brauchen. Aber das ist das Geringste, wenn nicht der Herr S. um ein Wort, welches in der höchst komischen und so bekannten farce des avocat Pathelin vorkommt zu erklären — worin er den Verstand seines Lesers nicht sehr hoch anzuschlagen scheint — eine recht wunderbare sprachliche Anmerkung hinzufügte. Es soll nämlich auf Rath des tückischen Advocaten, der angeklagte Schäfer Aignelet bei jeder Frage, welche ihm vor dem Gerichte vorgelegt wird, nur Bée antworten, damit die Richter meinen, er sei verrückt und ihn deshalb freisprechen. Was thut Herr S.? Er fürchtet der Leser möchte das Wort Bée nicht gut verstehen und erläutert es auf folgende Weise: Bée (à gueule) adj. f. à gueule ouverte. Bée, mimologisme du bêlement des moutons. Er läßt uns also die Wahl zwischen beiden Erklärungen! Er schreibt nicht einmal die Erklärung von Boiste richtig ab. Zuerst, wie es sich von selbst versteht, sind in dem Pan-Lexique beide Ausdrücke ganz getrennt, da das eine Adjectiv ist, und mit dem Zeitworte béer zusammenhängt (cf. bayer, bailler) während das andere Subst. ist, wobei jeder sogleich an den bekannten Vers des Dichters Cratinus denkt: *Ὁ δ' ἠλίθιος ὥσπερ πρόβατον, βῆ βῆ λέγων, βαδίζει;* und zweitens schreibt Boiste und jeder Lexicograph mit ihm, um das Adj. zu erläutern: Bée (a gueule —) adj. f. à gueule ouverte. —

Herr S. sagt gegen Ende des Artikels noch folgendes: Nous sortons par degrés du moyen âge, pour entrer dans la civilisation moderne. So drückt sich auch wörtlich Villemain aus (21 lec. init.), aber dieser sagt es auch mit Recht, denn er geht sogleich zu Schriftstellern über, welche auf der Grenze des Mittelalters und der neuern Zeit stehen, aber Herr S., anstatt zu entrer dans la civilisation moderne, wie er es sich vorgenommen hatte, schreitet zwei Jahrhunderte rückwärts und geht vom Avocat Pathelin des XV. Jahrhunderts zu einem Geschichtsschreiber des XIII. über, zu Jean Sire de Joinville. Es

ist wirklich Schade, daß Herr S. das Sprüchwort, das seinen Ursprung der Farce dem Avocat Pathelin verdankt: revenez à vos moutons, nicht selbst in Anwendung gebracht habe. Er sagt ja selbst (nach Villemain): C'est cette farce qui nous enrichi (s) de ce proverbe si juste et si utile à rappeler parfois aux orateurs, aux professeurs, à tous ceux qui parlent.

S. 24. Jean, Sire de Joinville. Herr S., der sich um eine chronologische Ordnung durchaus nicht kümmert, setzt also den Biographen des heiligen Ludwigs nach dem Dichter Martial de Paris, der in das XV. Jahrhundert, ja sogar in das XVI. noch gehört. Hätte er ihn nicht gleich nach Thibaut de Champagne erwähnen sollen, da er seine erste Jugend am Hof jenes Dichters-Königs von Navarra zugebracht hatte? Man hätte nichts dagegen einwenden können, wenn der Verf. die prosaischen Versuche bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts hätte zusammenstellen wollen, aber von einer Eintheilung ist bei ihm nicht die mindeste Spur, sondern es wird alles hier durcheinander geworfen. Am passendsten wäre für die ersten Jahrhunderte die Eintheilung in poetische und prosaische Werke gewesen, mit Beibehaltung der resp. chronologischen Ordnung. Diese Sonderung zwischen Poesie und Prosa bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts liegt nicht sowohl in der nur äußerlichen Form der beiden, sondern in der Natur der Sprache selbst, wie sie sich hier als durchaus verschieden darstellt. Die poetischen Werke zeigen nämlich von sehr geringen, fast unmerklichen sprachlichen Fortschritten. Sie tragen fast alle ein und dasselbe Gepräge, während die Prosa in einem beständigen Entwickelungsgang sich befindet, und zwar so, so daß wo die poetischen Versuche die alte Sprache noch immer beibehalten, und meistens große Schwierigkeiten darbieten, die Prosa fast ganz verständlich ist. Man vergleiche nur die Gedichte Thibaut's mit irgend einem beliebigen Theile der Histoire de St. Loys seines Zeitgenossen und Freundes Jean de Joinville. Hier ist schon alles lesbar, während nur Kenner der altfranzösischen Sprache den Thibaut genießen können. Ja man vergleiche sogar den Dichter Froisart mit dem Historiker, und jedem wird es sogleich einleuchten, welch ein Unterschied in sprachlicher Hinsicht zwischen den gleichzeitigen poetischen und prosaischen Erscheinungen statt fand.

Doch genug; aus Allem geht hervor, daß Herr S. keinen so schlagenden Beweis, wie Herr R. es meinte, von jener Sorgfalt und Schärfe geliefert hat, mit welcher die deutschen Gelehrten die Wissenschaft überhaupt behandeln; daraus geht auch hervor, daß wir es der Gewissenhaftigkeit der Deutschen zu verdanken haben, wenn kein von einem geborenen Deutschen in franz. Sprache geschriebenes Werk über französische Literatur ihm an die Seite gesetzt werden kann, daß es endlich als der geringste Fehler Herrn S. anzurechnen sei, wenn er Regnard in das XVIII. Jahrhundert gewiesen hat, da er das Geburtsjahr des Komikers doch richtig angibt. Sollte sein Werk eine zweite Auflage erleben, wie es der Fall gewesen ist mit manchen franz. Grammatiken, die nicht viel mehr taugen, so wäre es rathsam, wenn sich der Herr Verf. (da sein ganzes Werk von dem ersten Buchstaben bis zu dem letzten, ein bloßer Auszug ist) Herrn Fränkel zum Muster nähme, und seine Geschichte der franz. Lit. auf dieselbe Art behandele, wie Herr Fränkel seine Tableaux de l'histoire de France, welcher dem Leser unter jedem Abschnitte wissen läßt, aus welchem Schriftsteller er ihn ausgezogen hat.

Cassel. **Dr. Stevenson.**

Miscellen.

Kleine literarische Streifzüge.

I.

In dem schönen Minneliede, welches Bruder Eberhard von Sar der seligsten Jungfrau Maria weihet (Minnesinger von Fr. H. von der Hagen B. 1 S. 70) kommen die Worte vor:

Der berc, dâ von wart gesnitten
ein stein, niht nâch menschen sitten,
bistu, des wir kûm erbitten
kân, er ist sô tugentsam:
er kan heilen alle wunden;
der mit sünden ist gebunden,
loeset er alsâ ze stunden,
unt bedecket alle scham.

Von der Hagen sagt (Minnesiger Band III.): „Dies geht wohl auf die Dichtung im Herzog Ernst, wie er, bei der Schiffahrt durch den Berg, den köstlichen Stein abschlug, der in die deutsche Königskrone kam und der weise hieß, als einzig in seiner Art.“ Hüppe in seinen Liedern und Sprüchen der Minnesinger (Münster 1844) S. 234 folgt ihm hierin. Und doch ist nicht zu bezweifeln, daß der Dichter die Stelle 2, 34, 44—45 aus dem Propheten Daniel im Sinne hatte. Es heißt dort, wo Daniel dem Nabuchodomosor den Traum auslegt, nach der Uebersetzung des Benediktiners Erhard (Augsburg 1735): „Das sahest Du also, bis daß ein Stein ohne Handanlegung vom Berg herabgerissen ward und schlug das Bild an seine Füße, welche zum Theil von Eisen, zum Theil von Hafners Erden waren, und zerschlug sie . . . Aber in den Tagen dieser Königreiche wird Gott des Himmels ein Reich erwecken, das in Ewigkeit nicht wird zerstört werden, und sein Königreich wird keinem andern Volk übergeben werden; alle diese Königreiche wird es zermahlen und verzehren, es aber wird ewiglich bestehen, wie Du dann gesehen hast, daß ein Stein vom Berg ohne Handanlegung abgerissen ist und die Hafnerserden und Eisen und Erz und Silber und Gold mit einander zerschmettert hat.“ Diese Stelle wurde vom Anfange des Christenthums an auf den Heiland bezogen, mit Rücksicht auf das, was der Engel Matth. 1, 20 zu Joseph sagt: „Joseph,

Sohn Davids, fürchte nicht, Maria, Dein Weib, zu Dir zu nehmen, denn was in ihr erzeugt worden, das ist von dem heiligen Geiste." Justinus, der Philosoph und Märtirer, welcher in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts lebte und wahrscheinlich 167 starb, schreibt in seinem Dialoge mit dem Juden Tryphon (ed. Lutet. Paris. 1615 p, 301): „Wenn wir wissen, daß Gott unter mehrfacher Gestalt dem Abraham und dem Jakob und dem Moses sich dargestellt und gezeigt habe, warum zweifeln wir dann ungläubig, daß nach dem Rath und Plan des Herrn des Weltalls er auch als Mensch von der Jungfrau habe geboren werden können, zumal da wir so viele Aussprüche der h. Schrift haben, aus denen man deutlich erkennen kann, daß nach dem Rathe und Plane des Vaters auch dieses geschehen sei? Denn da Daniel (7, 13) sagt, es komme der, welcher das einige Reich empfängt „gleichwie des Menschen Sohn", gibt er da nicht jenes ziemlich deutlich zu erkennen? Er deutet es nämlich an, da er von dem, welcher als Menschen sich darstellte und Mensch war, sagt „gleichwie des Menschen Sohn", erklärt aber, daß er nicht aus menschlichem Samen entstanden sei, und indem er ihn „einen ohne Hände abgerissenen Stein" nennt, gibt er das Geheimniß zu erkennen. Denn gesagt wird, er sei ohne Hände abgerissen (abscissus nach der Vulgata), so wird bedeutet, daß dies nicht das Werk eines Menschen, sondern das Werk des Rathes dessen sei, welcher ihn hervorbrachte, Gottes, des Vaters des Weltalls". — Der h. Cyprian († 258), Bischof von Karthago und in der Valerianischen Verfolgung enthauptet, erklärt die in Rede stehende Stelle (testim. l. 2 adv. Jud. p. 324. ed. Antverp. 1589) auf dieselbe Weise. Bei dem h. Augustinus († 430) findet sich (expos. August. in evangel. Joannis tractat. IV. de capit. I. ed. Paris. 1649 p. 14 tom. 9) Folgendes: „Er bekannte: ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist Du Elias? — Sie wußten ja, daß Elias Christi Vorläufer sein sollte. Denn Keinem war der Name Christi bei den Juden unbekannt. Sie glaubten, jener sei nicht Christus, keineswegs meinten sie, Christus werde überhaupt nicht kommen, da sie vielmehr auf seine Ankunft hofften. So trafen sie auf den gegenwärtigen, sie trafen auf ihn als auf einen niedrigen Stein. „Jener Stein war ja noch klein, da er schon abgeschnitten war vom Berge ohne Hände", wie der Prophet Daniel sagte . . . „Und es wuchs", sagte er, „jener Stein und wurde zu einem großen Berge, und er erfüllte die ganze Oberfläche der Erde" ... Warum heißt's, er sei ohne Hände abgerissen? Weil die Jungfrau ohne menschliche Zuthat Christum geboren. Calmet schreibt über diese Stelle zu V. 44: Verba textus regnum Jesu Christi non obscure prae se ferunt. Designatur illud nomine *lapidis* sponte avulsi e monte, conterentisque argillam, ferrum, aes, argentum et aurum. Divinum hoc regnum longe diversum est a regnis, de quibus supra. Imperium est humano quocunque imperio augustius, „nam suscitabit deus coeli regnum"; lapis est abscissus sine manibus. Ambitione et sevitia plerumque magna imperia coalescunt; nihil simile imperio Jesu Christi asserendo valuit; humanum nihil in illo. Primo quidem aspectu parvi lapidis sponte e monte avulsi speciem exhibet; e sinu enim patris egrediens prodiit e virgine parente, qua in re nihil humanae opis fuit." Calmet bezieht also den Stein auf das Reich Christi und auf Christus als den Urheber dieses Reiches.

II.

In dem schönen Gedichte von dem unvergeßlichen Spee: „Eine christliche Seel' muntert sich auf im Abgang ihrer Traurigkeit" heißt es in der 4. Strophe:

„Ei, wer doch wollt' verlieren
So schöne Frühlingszeit?
Weil doch Melancholieren
Hilft wahrlich nit ein Meit,
Ich heut noch will spazieren
Zum nächsten grünen Wald
Und da dann musiciren,
Daß lieblich wiederschallt."

In dem Hussitenkriege von Zacharias Theobold (Pischon's Handbuch der deutschen Prosa Thl. I. Berlin 1818 S. 255) steht: „Darauff Huß: Nicht ein Meyd hab ich ihn veracht." Pischon sagt in der Anmerkung: „Meyd." Das Wort ist mir unbekannt, wenn es nicht ein Druckfehler ist. In der schätzbaren Ausgabe der Trutznachtigall von B. Hüppe und W. Junkmann (Coesfeld bei B. Wittnewen 1841) steht S. 91 über unser Wort: „Dieses unter andern auch in Theobald's Hussitenkriege vorkommende Wort, welches Pischon nicht zu erklären wußte, ist wahrscheinlich das plattd. Miete d. i. Mücke (vergl. ahd. Miza. Graff II., 654) und verstärkt die Verneinung, so wie man sagt: nicht ein Haar für: gar nicht." — Auch die latein. Ausdrücke: flocci, pensi, pili (non) habere können verglichen werden. Ich dachte zunächst an das Verbum mühen und suchte eine substantivische Ableitung davon. Daß man in Westfalen sagt: „et is nicht de Meute werth" oder „de Meut werth", es ist nicht der Mühe werth (cela ne vaut pas la peine), wird nicht befremden; jedoch ist gewöhnlicher „de Meue" oder „de Moie". Ueberhaupt ist zu beachten, daß in dem einen Dialekte der reine Stamm, in dem andern diese oder jene Form des unreinen Stammes erscheint, oder gar eine Sproßform. Der Flamänder sagt z. B.: De vreemdeling bleef nog eenigen tyd by Katarina, om haer eenigen *uitleg* te *geven;* de woede stond op zyn wezen geprent; gyt liefde; Zonder klagte; eene hooge diepte (alta profunditas-Ecclesiastae c. 7 v. 25); het geloof u. s. w. Den Nachweis, daß man sage: es hilft nicht eine Meut, oder: ich habe ihn nicht eine Meut verachtet", vermag ich nicht zu liefern, obwol vom allgemein sprachlichen Standpunkte solche Uebergänge nicht als unberechtigt erscheinen können. Ich frage daher einfach: Wer weiß eine bessere Erklärung zu geben, oder wer kann einer der beiden in Rede stehenden durch neue Beweismittel das Uebergewicht geben? Mit dem ahd. kameit, goth. gamaids wird wol unser Wort nicht zusammen hangen.

III.

Da ich nun einmal im Fragen begriffen bin, so erlaube ich mir noch zwei neue Fragen hinzuzufügen: a) Welches ist die Etymologie und die Geschichte des Wortes „Charade"? b) Seit wann und weshalb vielleicht nennt man den Postillon oder den Kutscher auch überhaupt „Schwager"?

IV.

Wilh. Grimm erklärt die letzten Verse in folgender Stelle aus Vridankes bescheidenheit v. 107—110:

goles gebot niht übergât,
wan daz mensche, daz er geschaffen hât;
vische, würme, vogele, tier
hânt ir reht baz, danne wier

also: „sie halten fester als wir an ihrer Ordnung, bleiben ihrer Natur treuer." Statt der letzten Worte hieße es besser: „folgen dem Gesetze Gottes treuer". Der Dichter will sagen, wir müßten uns schämen, daß wir uns von den Thieren übertreffen ließen, die das, was Recht und Schuldigkeit für sie ist, besser hielten, als wir. In der That, wenn die Thiere, folgend dem in sie gelegten Instinkte, und die übrige Schöpfung folgend dem ihr gegebenen Naturgesetze beständig Gottes Willen thun, wer ist der Mensch, daß er sich denselben widersetzen will! Will er, da er in freier Liebe gehorchen soll, das kostbare Geschenk der Freiheit dazu mißbrauchen, der einzige Rebell in Gottes irdischer Schöpfung zu sein? Einen ähnlichen Gedanken benutzt Klemens von Rom in seinem ersten Briefe an die Korinther, um diese zum Gehorsam gegen ihre geistliche Obern und somit gegen Gott zu ermahnen. „Die Himmel", sagt er Kap. 20, „nach Gottes Anordnung sich bewegend, unterwerfen sich ihm in Frieden, Tag und Nacht vollenden den von ihm verordneten Lauf, in Nichts einander hinderlich. Sonne und Mond und Chöre der Sterne wandeln nach seiner Verordnung in Eintracht ohne alle Abweichung die ihnen bestimmten Bahnen. Die befruchtete Erde bringt nach seinem Willen zu ihren Zeiten Menschen und Thieren und allen zu ihr gehörenden lebenden Wesen reichliche Nahrung, ohne Zwietracht, ohne Entfernung von seiner Bestimmung. Die unerforschlichen Abgründe und der Unterwelt unbeschreibliche Einrichtungen sind an dieselben Anordnungen gebunden. Das weite, gränzenlose Meer, nach seiner Waltung zu Sammlungen vereinigt, überschreitet nicht die es umgebenden Schranken, sondern wie er ihm befahl, so thut es. „Bis hierher wirst Du kommen und in Dir werden sich brechen Deine Wogen." Der den Menschen undurchdringliche Ocean und die Welten hinter ihm richten sich nach denselben Anordnungen des Herrn. Die Zeiten des Frühlings und des Sommers und des Herbstes und des Winters wechseln mit einander in Frieden. Die Winde auf ihren Posten vollenden zu ihrer Zeit ohne Verstoß ihren Dienst, und unversiegliche Quellen, zum Genusse und zur Gesundheit erschaffen, reichen ohne Unterlaß den Menschen ihre Lebensbrüste. Und die kleinsten der Thiere haben ihre Zusammenkünfte in Eintracht und Frieden."

Coesfeld. **Teipel**, theol. dctr.

Ueber den Gebrauch von asaz, assaz im Altspanischen und Portugiesischen.

Asaz, das im Zeitalter des Cervantes schon völlig veraltet war, hat bald de nach sich, bald verbindet es sich gleichwie ein Adjectiv unmittelbar mit dem Substantiv. Conde Lucan. p. 139 asaz merced. Montemayor Dian. p. 32 con asaz contento. Don Quijot. II, 28 con asaz colera le dijo. I, 44 hubo asaz de pedradas en aquel trance. II, 11 asaz de locura seria intentar tal empresa. Dian. p. 81 asaz de mal seria tener yo en algo la vida

Ganz auf dieselbe Weise finden wir assaz im Portugiesischen behandelt. Ribeyro Menin. p. 200 com assaz de paixam. Lusiad. II, 40 assaz de mal lhe quero. Naufrag. de Sepulv. p. 189 com assaz de trabalho. Elegiad. p. 156 com assaz de perigo. Nicht minder häufig kommt der andre Fall vor. Barros Decad. I, 1, 5 era assaz ousadia. Cerco de Diu p. 376 passa assaz trabalho, und so regelmäßig assaz trabalho in den Commentarien des Albuquerque. Parnas. Lus. V. p. 325 assaz tempo. Caminha Obr. Poet. I. p. 115 com assaz gloria. Besonders zu merken ist, daß in beiden Sprachen de häufig auch bei folgendem Adjectiv gesetzt wird, und daß dies ziemlich regelmäßig ist, wenn das Adjectiv prädicative Stellung hat. Barros Decad. I, 1, 10 assaz de boa he a terra. Freire Vid. II, 160 huma pendencia assaz de bem renhida. Dian. p. 248 asaz de mal aconsejado seria quien de su voluntad no te sirviese. Don Quij. I, 25 magüer que yo sea asaz de sufrido. I, 43 no teneis para que llamar á las puertas deste castillo, que asaz de claro está, que á tales horas los que estan dentro, duermen. II, 18 se le ofreció con asaz de discretas y comedidas razones, was zu fassen ist: con razones asaz de discretas. II, 9 asaz seria de desdichado, si no le hallase. II, 33 asaz de desdichada es la persona que á las dos de la tarde no se ha desayunada. Eine Analogie bietet das Adverbium demasiadamente dar. Don Quij. II, 3 anduvistes demasiadamente de credulo en creer. II, 32 habeis andado demasiadamente de remisos y descuidados. II, 43 fué hijo de padres demasiado de humildes y bajos.

Ueber cuyo und cujo.

Daß dies Pronomen sich in Hinsicht auf Geschlecht und Zahl nicht nach dem vorhergehenden Worte, auf welches es sich bezieht, sondern stets nach dem abhängigen Substantiv richtet, dies lehrt schon jede Grammatik. Weniger bekannt aber ist der eigenthümliche Fall, daß dasselbe mit Beibehaltung seiner possessiven Kraft auch das Relativ im Nominativ zu vertreten fähig ist, wie bei Cervantes Persil. IV, 5 los dos contrarios zelosos y amantes, cuyas esperanzas tenian fundadas en el aire, se despedieron, die ihre Hoffnungen in die Luft gebaut hatten, was also für que sus esperanzas gesagt ist. Don Quijot. II, 68 cada verso destos acompañaba con muchos suspiros y no pocas lagrimas, bien como aquel cuyo corazon tenia traspasado con el dolor del vencimento. Jauregui Amint. I, 1, 205 aquel de ingenio grande, cuya zampoña le dejó muriendo, was bei Tasso also lautet: quel grande, ch' a lui lasciò la fistola morendo. So bei Gongora von einem galicischen Fluße Obr. p. 240 ó Syl tú, cuyos cristales desatas ociosamente. Mit dem Spanischen stimmt hier das Portugiesische überein. Lusiad. X, 53 virá despois Menezes, cujo ferro mais na Africa, que cá terá provado, der sein Schwert versucht haben wird. Naufrag. de Sepulv. p. 198 a outra, cujos olhos, tão fermosos, arrancados mandou ao juiz tyranno. Weiter ist es noch gestattet, dies Pronomen auch für den Dativ und Accusativ des Relativs zu brauchen, in welchem Falle aber der Deutlichkeit durch das Personalpronomen nachgeholfen werden muß. Persil. III, 11 aquel cautivo, cuyo rostro le desfigura la sangre. III, 1 del poderoso caballo, cuyo espanto de leon le hizo cordero. Cerco de Diu p. 90 tenros meninos, cuja idade as armas, e a peleja lhe impedia. Und endlich

kann es mit derselben Bedingung auch statt des von einer Präposition regierten Relativs gesetzt werden. Galatea VI. p. 237 un hermoso valle, cuya entrada en él por cuatro lugares es concedida.

Ueber apenas.

Die Grammatiker haben, so viel ich sehe, gänzlich übersehen, daß dies Adverbium noch die Negation non neben sich duldet, wie Don Quij. I, 50 apenas el caballero no ha acabado de oir la voz temerosa, welche Ausdrucksweise indeß dem Falle analog ist, wo, besonders im ältern Styl, den Wörtern, welche an die Stelle der lateinischen nullus, nemo, nihil, nunquam getreten sind, selbst auch dann noch die Negation beigegeben wird, wenn sie vor dem Verbum stehen. So kommt wieder apenas no verbunden vor II, 26 aun bien apenas no habiendo sido puesta en ejecucion la culpa. Vielfach begegnet man diesem Pleonasmus auch bei italienischen Schriftstellern. Galeazzo di Tarsia Sonett. 31 un cenno a pena non cape già nei marmi. Bojardo Orl. Inam. II, 12, 21 a pena non avea colui parlato. II, 25, 4 di trar il fiato a pena non s'atenta. III, 3, 59 chè l'uno l'altro a pena non aspetta. I, 24, 51 nè a pena vede il brando, ch'in man tenne. II, 3, 59 nè a pena esser campato alcun si crede. Gewöhnlicher wird jedoch das Adverbium dem Zeitworte nachgesetzt. Pulci M. M. XII, 46 non parve appena. Tasso Amad. IV, 46 ma non fu su'l terren disteso a pena. So auch im Spanischen. Galatea VI. p. 274 que yo no pueda celebrarte apenas. Novel. Ejempl. I, 36 vais fuera de camino por entre bosques y encinares, que no tienen sendas apenas. II. p. 87 no dejando de los de Hazan apenas cuatro con vida. Moncada Exped. de los Catal. p. 55 no haber apenas Reyno donde no se hayan visto estos trueques. Es gehört hierhin auch Galat. IV. p. 39 la voz de sus sirenas *mal* escuchada *apenas*. Parnas. Lusit. I. p. 265 a fresca viração, que *mal* das aguas leve encrespava a superficie *apenas*.

Ueber y—y.

Ein y—y im Sinne unsres sowohl — als auch ist durchaus nicht, wie man geglaubt hat, ungebräuchlich. Epist. de S. Pablo á los Corint. I, 6, 13 las viandas son para el vientre, y el vientre para las viandas; empero y á él y á ellas deshará Dios. Conde Lucan. p. 104 este mozo criélo yo, y por el gran deudo y grande amor que yo avia á su padre, y otrosi por la grande ayuda que yo atiendo dél. Montemayor Dian. p. 141 el desdichado Arsenio me vió, y por su mal, y aun por el mio y de su desdichado hijo. p. 226 considera ahora en el fin de mis palabras, y el bien que perdí, y el mal que poseo. Heut zu Tage ist jedoch dieser Gebrauch schon veraltet, während derselbe im Portugiesischen erst bei neuern Dichtern erscheint. Gama Urag. p. 93 aspirava ao senhorio e da navegação, e do commercio. Parnas. Lusitan. IV. p. 159 prazeres e tão vivos, e tão varios.

Etwas über den Imperativ im Spanischen.

Im Imperativ wird d nicht blos beim Reflexivum weggelassen (eine Ausnahme macht irse, wovon der Imperativ idos lautet), sondern, in älterre

Poesie, auch beim Transitiv und Intransitiv. Roman. del Cid. p. 190 é cuidá non me manchedes. p. 201 levantá, Martin Pelaez. Besonders geschah dies des Verses wegen, wie daselbst p. 207 llevá otros tantos de plata; eben so bei Montemayor Dian. p. 57 ó acabá, y descansareis. p. 401 vené, y vereis si deshizo. p. 62 aun hay mas que llorar, decí ojos mios. p. 270 enviá acá y allá los pensamientos. Camoens Obr. IV. p. 343 mas muerto volvé á mirarme, wo die Herausgeber der Hamburger Ausgabe (III. p. 105) volvé in volved geändert haben. Cervant. Numan. p. 223 mugeres tiernas, y tené entendido. Unumgänglich nothwendig ist der Wegfall des d freilich nicht, da dieser bekanntlich sehr weiche Buchstab in der Aussprache leicht verschluckt werden kann, wie man bei estad sieht, welches sich in der Schrift nicht in está verkürzen läßt, Galat. III. p. 268 Orfenio! veisle asomado? estad atentos. So sind auch folgende Hendecasyllaben ganz untadelhaft. Galat. VI. p. 283 adornado y rico el mas florido Mayo. p. 322 me dió á entender su potestad inmensa.

Etwas über die Stellung des regierten Substantivs.

Die bei spanischen und portugiesischen Dichtern vielfach vorkommende Eigenthümlichkeit, zwischen den Artikel und das regierende Substantiv das abhängige einzuschieben, ist ganz unbemerkt geblieben. Bernardes Eglog. XX. p. 118 á la del claro Tajo dulce vena. Don Quijot. I, 14 á la de amor antigua tirania. Gongora Obr. p. 155 á la de Faeton loca experiencia. p. 180 á la de tus arneses fiera lumbre. Parnas. Lus. II. p. 73 as do Mundo maravilhas. IV. p. 126 na da patria defensa. p. 143 as da Fama penetrantes azas. Menezes Mal. Conquist. I, 7, 21, 105. III, 109. IV, 46, 117. V, 29. X, 33.

Ueber die Stelle Don Quij. I, 18 en toda mi vida me han sacado diente ni muela de la boca.

Diejenigen, welche meinten, hier sei die Conjunction ni vor diente im Sinne behalten, wurden unstreitig durch den Umstand irre geführt, daß die Stelle, außer dem ni vor muela, keine andre Negation dem Auge darbietet, während der Geist sie allerdings in dem en toda mi vida erblickt, welcher Ausdruck nämlich schon an sich so stark negirt, daß, wenn er dem Verbum vorangeht, jede andre negative Partikel überflüssig ist. Diese von den Grammatikern gänzlich übersehene Eigenthümlichkeit ließe sich aus vielen Autoren nachweisen; indeß will ich mich hier auf folgende Stellen beschränken. Don Quij. I, 25 en toda su vida ha visto letra mia, ni carta mia. I, 43 en mi vida le he hablado palabra. II, 14 me imposibilita el reñir el no tener espada, pues en mi vida me la puse. II, 25 en mi vida he visto, ni oido cosa mas propia. II, 33 en verdad, señora, respondió Sancho, que en mi vida he bebido de malicia. II, 41 osaré jurar, que en todos los dias de mi vida he subido en cabalgadura de paso mas llano. II, 44 en mi vida he subido sobre bestia mas reposada, ni de mejor paso. II, 62 en su vida las habia visto. Galat. IV. p. 25 tornó á jurar que no te conocia y que en toda su vida habia estado mas de aquella vez en nuestra aldea. Quevedo Obr. I. p. 354 en mi vida ví perro y gato juntos

con la paz que aquel dia. p. 407 en mi vida subi en tan mala bestia, bei welchem Schriftsteller dieser Sprachgebrauch jedoch nicht zur Regel geworden ist, und selbst auch Cervantes setzt nicht selten dem Verbum die Negation no vor, wie Don Quij. I, 29 en todos los dias de su vida no habia visto tan hermosa criatura. I, 30 en todos los dias de su vida no habia visto, ni leido tan linda carta. II, 9 en todos los dias de mi vida no he visto á la sin par Dulcinea. II, 72 en todos los dias de mi vida no he estado en Zaragoza. Der frühern Periode scheint jener Sprachgebrauch ganz fremd zu sein; man liebt mehr nunca voranzustellen.

Ueber die Stelle Tasso Gerus. IX, 2 certo (o ch'io spero) alta vittoria avremo.

Mancherlei Erklärungen hat man hier versucht; keine aber genügt. Nach meiner Ansicht ist das *o* nicht Interjection, sondern Conjunction, eben so wie bei Bojardo Orl. I, 27, 21 ed odito aggio ancor, o ch' io m' insonio, ch' il fratel Costantin pur fu ferito dopo le spalle, e fu da te tradito, oder ich bilde mir's ein, was so viel ist wie: und das bilde ich mir nicht ein. I, 28, 23 quest' è 'l mio brando, o ch' io m' inganno. Ariosto Orl. XLVI, 11 e ciascun d' essi noto, (o ch' io vaneggio) al viso e ai gesti, rallegrarsi tanto del mio ritorno. Noch ist zu bemerken, daß dem Dichter in dem Gebrauche des o ch' io spero andere Schriftsteller vorangegangen sind, wie Guidiccioni Rim. 78. p. 40, Costanzo Rim. 92. p. 51.

Joseph Strange.

Philologische und grammatische Miscellen

von

M. Rapp.

I.

Erklärung einer Stelle in Romeo und Julie.

In der berühmten Balconscene sagt Romeo:

> I am no pilot; yet, wert thou as far
> As that vast shore wash'd with the forthest sea,
> I would adventure for such merchandize.

Alle Uebersetzer, Schlegel eingeschlossen, faßten das vast shore als ein unbestimmtes fernes Ufer auf. Auch Schreiber dieses, da er die unglückliche Stelle zu übersetzen hatte, wußte sich nicht besser zu helfen gegen alle Grammatik. Denn wann hieße denn that vast shore irgend ein ausgedehntes Ufer? Vorigen Sommer, als ich das Stück meinen Zuhörern grammatisch erklärte, kam mir das Verständniß der Stelle durch einen seltsamen Zufall und von einem Autor her, aus dem wohl noch niemand den Shakspeare commentirt hat. Ich hatte nämlich den Tag vorher in Voltaire's Histoire de la Russie sous Pierre gelesen und war dort auf eine Stelle gestoßen, wo er von dem großen continent antarctique spricht und ziemlich construirend hinzusetzt, derselbe sei da, pour contrebalancer celui du nord. (Hegel hat später umgekehrt construirt,

die Wassermasse im Süden müsse die Landmasse im Norden contrebalanciren.) Nun fiel mir plötzlich ein, daß auf allen Karten des sechzehnten Jahrhunderts der südliche Pol von einem großen Continent eingenommen ist, indem man die Terra del fuego und die Sandwich-Inseln als die Nordküste eines großen Continents betrachtete. Shakspeare kann keine andern Karten gesehen haben und sein that vast shore kann nichts anders heißen, als das große, noch kaum gekannte Land im Süden, der antarctische Continent. So ist die obige Stelle grammatisch vollkommen gerechtfertigt.

II.

Gallicismen bei Göthe.

Der junge Göthe, zur Zeit, da sich sein Styl bildete, trieb viel französisch, zumal zur Zeit, da er sich in Straßburg aufhielt; auch noch in Italien hatte die romanische Syntax Einfluß auf seinen Styl. Dabei hat er sich einige Unarten angewöhnt, die die deutsche Sprache anzunehmen sich weigert.

Für's erste bedient er sich einer Negazion nach Comporationen, wenn verba sentiendi folgen. Die Sache ging besser als wir nicht dachten. So spricht die romanische Syntax, aber die Negazion ist ein logischer Ueberschuß und widerspricht gewissermaßen unserm grammatischen Gesetz, daß duplex negatio affirmat. Der mitteldeutschen und norddeutschen Volkssprache gemäß sagt er freilich auch mit offner Doppelnegazion, solche im Faust:

Daß er an nichts keinen Antheil nimmt.

Und so öfters. Aber Gretchen ist ein Bürgerskind und ist nach dem Leben gezeichnet. Der Dramatiker ist damit außer Verantwortung. Nicht so bei den erstgenannten Fällen, die ihm Niemand nachgemacht hat.

Zweitens sagt er: Sich einander. Ein Pleonasmus, den die deutsche Sprache nicht kennt. Unsre Grammatik sagt: das pronomen reflexivum ist sich das pronomen reciprocum einander. Um dem schleppenden letzten Wort zu entgehen, ist es erlaubt, auch das Wort sich reciproce zu gebrauchen, wo keine Zweideutigkeit dadurch entsteht. Z. B. sie sahen sich, grüßten sich, küßten sich — hier weiß jeder, daß die Phrase reciproce ist, anstatt sie sahen einander, grüßten einander, küßten einander. Dagegen ist die Form, sie schlugen sich, ein ganz specifischer Begriff, der dem französischen se battre für duelliren nachgemacht ist. Bei gemeinen Prügeln wird man lieber sagen, sie schlugen einander z. B. in's Gesicht, doch heißt es auch, sie schlugen sich tüchtig herum, sie prügelten sich. Bekanntlich hat Jacob Grimm die Form einander für eine unorganische oder incorrecte erklärt, weil die beiden Pronominalformen nicht mehr declinirt werden, denn im Mittelalter flectirte man wenigstens noch die zweite im Dativ, einandern. Ich kann mich des Argwohnes nicht erwehren, unser verstimmtes einander sei einigermaßen dem französischen entre nachgemacht, das seinerseits aus lateinischem inter (zwischen sich) gebildet ist. Z. B. das französische ils s'entre-tuèrent (l'un l'autre) würde völlig einem Göthischen sie tödteten sich einander entsprechen, ils s'entre voyaient, sie sahen sich einander. Wenn man aber auch in einigen deutschen Provinzen wirklich so sprechen sollte, so ist es doch gegen die deutsche Schriftsprache gesündigt, die die Wörter sich einander niemals verbindet, da das eine vollkommen ausreicht, um den Begriff der Reciprocität zu erreichen. (Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Die in Jahrg. 1847, Bd. 3, H. 1, S. 33 gedruckte Abhandlung über das lateinische Element der deutschen Sprache hat das Mißgeschick gehabt, mit einer Menge druckfehlerlicher Gebrechen behaftet, das Licht der Welt zu erblicken. Es thut nicht Noth, von ihrem Antlitz alle diese typographischen Sommersprossen zu tilgen, von denen die ärgsten glücklicher Weise dem Sachkenner am wenigsten anstößig sind. Seinem Scharfsinn wird auch wohl nicht entgehen, daß Voc in oculus mit Wurzel oc in oculus, die von Mönchen geleiteten Anordnungen mit Anrodungen, die Juristen mit Puristen, aquila in der Aussprache von fraigle mit französ. aigle, Psuddersheim mit Pfüddersheim u. s. w. vertauscht, zu Glaube und Liebe lubet und libet hinzugefügt, daß S. 39 Z. 9 die Satzverrenkung durch und für nur geheilt werden müsse, daß S. 35 Nr. 3 Z. 2 von der italienischen, nicht der lateinischen Sprache die Rede sei u. s. w.

Damit jedoch nicht eigne Versehen unter derselben Firma fälschlich durchschlüpfen, muß ich hier deren einige berichtigen. Aus Amorbach ist der römische Amor sowohl wie der heilige Amor zu beseitigen, da die älteste Form des Namens immer Ammerbach lautet, dem schwäbischen Ammergau entsprechend. Daß das Attacher Feld bei Mainz nicht von attegia, sondern von aquaeductus benannt ist, hat Schaab nicht bloß aus dessen Lage an der römischen Wasserleitung, sondern auch aus den urkundlich dafür vorkommenden Wortformen überzeugend erwiesen. Meine an der Ableitung des Wortes Pferd von paraveredus (franz. palefroi mit palefrenier) gehegten Zweifel sind von Wackernagel durch die Nachweisungen beseitigt, welche derselbe in der Vorrede zu seinem den Philologen in Basel gespendeten Philologus geliefert hat. Wegen der cives Wsinobates, die Herr Oberschulrath Friedeman in cives Bucinobantes umwandeln möchte, bleibt anderweitige Mittheilung vorbehalten. Als Wörter, deren lateinischer Ursprung oft nicht erkannt wird, mögen beispielsweise noch nachgetragen werden: Arzt (nicht von artista, sondern von archiater), Glocke (von glocco), Kampf (von campus, eig. also der Platz des Schaukampfes), Kelch (calix), Kutsche (von concha nach ursprünglicher Aehnlichkeit der Form), Markt (mercatus), Meister (magister), Messe (missa), Mücke (musca), Neffe (nepos), nüchtern (nocturnus), Opfer (von offerre), Pacht (aus pactum), Pfennig und Pfund (beides aus pondo), quitt und quittiren (von quietus, also quittiren eig. ruhen lassen, daher franz. quitter verlassen überhaupt), Pfarrer (von parochus, also Spender nämlich der geistigen Speise), Priester (presbyter), Prinz (princeps), Reim (von rhythmus, zwar nicht sachlichen Ursprungs aus dem Lateinischen, aber doch erst als deutsches Aequivalent für den Rhythmus so benannt), Schindel (scindula), Stoppel (stipula), Thurm (turris), Uhr (von hora), Weiher (vivarium), Zettel (schedula), Ziegel (tegula) u. s. w. u. s. w. Aus dem Kirchenlatein Almosen (eleemosyne), blamiren (blasphemare), geniren (von der Hölle geenna.)



Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

O. Klopp, die Reform der Gymnasien in Betreff des Sprachunterrichts. (Leipzig. Reichenbach.) 7½ Sgr.
Dr. A. Schleicher, zur vergleichenden Sprachengeschichte. 1⅓ Thlr.
Der Sprachenkampf in Oesterreich. (Leipzig. G. Mayer.) 4 Sgr.
J. P. E. Greverus, Empfehlung des Studiums der angelsächsischen Sprache. (Oldenburg. Schmidt.) 12 Sgr.
J. Pflug, method. Anleitung zu einem naturgemäßen und geistbildenden Unterricht im schriftlichen Gedankenausdrucke. 27 Sgr.
K. J. Clement, der Franzos und seine Sprache. (Frkfrt. Brönner.) ⅔ Thlr.

Literatur.

Dr. J. G. Th. Grässe, das älteste Märchen- und Legendenbuch des christl. Mittelalters oder die Gesta Romanorum. Zum ersten Male aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. 2 Thlr.
— — Handbuch der allgem. Literaturgeschichte. III. Bd. 5. u. 6 Hft. 1⅓ Thlr.
— — Geschichte der Poesie Europas und der bedeutendsten europäischen Länder vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. 5¾ Thlr.
Geschichte des französ. Theaters während der ersten Revolution. (Hamburg. Meißner & Schirges.) 15 Sgr.
Lamartine als Dichter, Redner, Geschichtsschreiber und Staatsmann geschildert von A. Rastoul v. Mongeot. (Aus dem Franz. Paderborn. Junfermann. — Franz. Leipzig, Muquardt. 1 Thlr.)
Lamartine von E. Frensdorff. (Berlin. Duncker.) 21 Sgr.
Walther v. d. Vogelweide. Gedichte in 4 Büchern nach der Lachmannschen Ausg. übersetzt und erläutert von F. Koch. 1 Thlr.
Beiträge zur Geschichte und Literatur. Herausgegeben von H. Kurz und P. Weissenbach. 1r Bd. 4 Hfte. 27 Sgr.

Grammatik.

E. v. Orelli, altfranzösische Grammatik (Formenlehre). 2. Aufl. 2 Thlr.

Hülfsbücher.

J. Ch. Elster, deutsches Lesebuch für mittlere Classen. 5. Aufl. 1¼ Thlr.
Dieckhoff, Handbuch der Poetik für Gymnasien. 2. Aufl. ⅔ Thlr.
K. Keller, Elementarmethode des franz. Sprachunterrichts. 1. Thl. Sprachbuch ½ Thlr. 2. Thl. Schulgrammatik ⅔ Thlr.
Schiller's W. Tell mit Erläuterungen zum Uebersetzen in's Französische von L. Favre (Genf, Keßmann). 15 Sgr.
J. L. Lamare, Cours de thèmes français. 7½ Sgr.
M. Taillefer, neue Methode, die franz. Sprache zu erlernen. ¼ Thlr.
Mme de Staël, Corinne ou l'Jtalie. Auszug f. höh. Bürg. 2. Aufl. ¾ Thlr.
E. v. Orelli, französische Chrestomathie. 2. Thl. für mittlere Classen. ¾ Thlr.
L. Bischoff, der französische Sprechsaal. Sammlung eigenthümlicher Wendungen der neuesten franz. Umgangssprache. 15 Sgr.
W. Caspers, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Latein. und Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.
C. Widmann, Cours élémentaire de littérature française I. Part. Eléments de rhétorique. (Berlin. Decker.) ¾ Thlr.
F. J. Hebley, Englisch-Echo, oder leichteste Schule für die engl. Sprache. (Wien. Jasper.) ⅔ Thlr.
F. Otto, Engl. Lesestücke für Realschulen. (Breslau. Aderholz.) ⅔ Thlr.
Th. Moore Lalla Rookh. Mit Worterklärung von F. Bauer. (Celle, Schulze.) ⅔ Thlr.
L. E. Kellner, Gleanings from some of the best authors of the modern British literature. (Hannover. Hahn.) ⅚ Thlr.

Inhalts-Verzeichniß.

Vierter Band.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Literarischer Anzeiger

für die

Literatur der neueren Sprachen.

Dieser literarischer Anzeiger erscheint zu jedem Hefte des Archivs und ist zu Anzeigen aller Lehr- und Schulbücher so wie insbesondere aller Erscheinungen der Literatur des Auslandes um so angelegentlicher zu empfehlen, als derselbe in die Hände gerade Derer gelangt, für die diese Werke Interesse haben.

Die Insertionsgebühren betragen 1 Sgr. für die gespaltene Zeile oder deren Raum.

